





Allgemeine
Missions-Zeitschrift.

Monatshefte
für
geschichtliche und theoretische Missionskunde.

In Verbindung mit

D. Buchner, Missionsdirektor in Berthelsdorf

und

D. R. Grundemann, Pastor in Mörs bei Belzig

herausgegeben

von

D. Gustav Warneck,
Professor in Halle a. S., Gütchenstraße 20.

> Es wird gepredigt werden das Evangelium vom Reich in der ganzen Welt, zu einem Zeugnis über alle Völker und dann wird das Ende kommen.
> Matth. 24, 14.

Zweiunddreißigster Band.

Berlin 1905.
Verlag von Martin Warneck.

Segen und Sorgen in der Kols-Mission.

Von Missionar Dr. Nottrott.

I. Äußere Ausdehnung.

Der Teil der Goßner'schen Mission, welcher den Namen „Kols-Mission" führt, arbeitet in der zur Provinz Bengalen gehörenden „Chota Nagpur-Division". Diese besteht aus 5 Distrikten, nämlich: Ranchi, Hazaribagh, Manbhum (Purulia), Singbhum (Chaibasa) und Palamo und umfaßt 26963 Quadratmeilen [1]) mit rund 5 Millionen Einwohnern.

Die Division steht unter einem Commissioner, der seinen Sitz in Ranchi hat, und jedem der Distrikte steht ein Deputy-Commissioner vor, welcher, da wir noch zu den „irregulated provinces" zählen, d. h. zu denen, wo das volle indisch-englische Gesetz noch nicht eingeführt ist, Richter und Verwaltungsbeamter in einer Person ist.

Außer obigen 5 Distrikten gehören noch 9 Tributärstaaten zur Division mit einem Areal von 16054 Quadratmeilen und etwas mehr als einer Million Einwohner.

Die Dichtigkeit der Bevölkerung ist sehr verschieden. Im britischen Territorium beträgt sie 182 Seelen auf die Quadratmeile, während sie in den Tribitärstaaten, die noch viel mit Wald bedeckt sind, zwischen 21 und 95 variiert.

Der Ranchi-Distrikt zählt 3177 Städte und Dörfer, von welchen unsere Mission allein in mehr denn 2000 Christen hat.

Die Bevölkerung besteht aus Hindus, Mohammedanern und Ureinwohnern (Kolarier und Drawiden), die unter dem Kollektivnamen „Kols" zusammengefaßt werden.

Im britischen Territorium leben 1388680 Kols, zu denen aus den Tributärstaaten noch 292907 hinzukommen. Nehmen wir noch die Gonds hinzu, so haben wir 1834796 Ureinwohner in unserem Gebiete. In Ranchi, dem zuerst (1845) besetztem Distrikte, haben wir 11 Hauptstationen, in Manbhum und Assam nur je eine und in Singbhum, Hazaribagh und Gangpur je zwei.

1) Wo von „Meilen" die Rede ist, sind englische gemeint.

Wie dürftig die Distrikte, außer Ranchi, besetzt sind, geht aus obigem hervor, aber unsere Mission müßte mindestens 5 mal so groß sein als sie ist, wenn sie dem ganzen, von ihr beanspruchtem Gebiete gerecht werden wollte.

Daß die Verteilung keine gleichmäßigere ist, kommt daher, daß wir bei Anlage der Stationen nur dem dringendsten Bedürfnisse zu folgen gewohnt sind, welcher die, ohne unser Zutun erfolgte Ausdehnung unserer Gemeinden an uns stellt.

Diese Ausdehnung fand besonders nach Süden und Südwesten hin statt, wohin der Zug der überschüssigen Kol-Bevölkerung geht. Der Munda liebt den Wald und fühlt sich glücklich, wann er roden kann. Im folgt dann der Uraun, der in harter Arbeit Dämme baut und Tiefland anlegt. Und so hat sich nach und nach das kleine Reich Biru, welches britisches Territorium ist, mit Mundas und Urauns bevölkert ist, die alle Christen geworden sind.

Drei Stationen haben wir dort: Khutitoli, Kinkel und neuerdings Koronjo, welche zum Andenken an unseren heimgegangenen Inspektor „Plathpur" genannt wird.

Doch die Auswanderung nach Süden hat an den Grenzen des britischen Territoriums nicht Halt gemacht, sie ist vielmehr weiter vorgedrungen in den Tributärstaat Gangpur und dessen kleinen Vasallenstaat Nagra, und auch dort hatte sich das Christentum so ausgebreitet, daß wir daran denken mußten, Stationen zu gründen und unsere Christen zu versorgen.

Das war aber leichter beschlossen als ausgeführt. Die Tributärstaaten unterstehen allerdings dem britischen Government, und der Commissioner besucht sie jedes Jahr einmal, um nachzusehen, wie das Recht dort gehandhabt wird (sie dürfen bis zu drei Jahren Gefängnis geben), in welchem Zustande sich das Gefängnis, die Straßen und die ganze Verwaltung befindet und dergleichen, aber die Macht, Ansiedelungen in ihrem Lande zuzulassen oder zu verbieten, haben sie und nur bezüglich der Europäer hat sich die Regierung ihr Veto vorbehalten, um eine Ansammlung vielleicht feindlicher Elemente zu verhindern. Zur Gründung einer Station mußten wir also die Erlaubnis des Königs und die Zustimmung der englischen Regierung haben.

Schon vor etwa 14 Jahren hatten wir einen Versuch gemacht, der aber scheiterte. Seit 20 und mehr Jahren hatten wir dicht an der Grenze, aber auf Gangpur-Gebiet 4 Katechistenschaften, die von

Takarma aus bedient wurden, aber die große Entfernung legte uns den Wunsch nahe, dort einen Missionar zu stationieren. Bereitwillig traten die dortigen Christen das nötige Land ab, aber der König verweigerte die Erlaubnis zum Bau und gab auch nicht nach, als der uns wohlgesinnte Commissioner sich bei ihm für uns verwendete. Einen eingeborenen Pastor durften wir aber hinsetzen.

Mittlerweile wurde die Bengal-Nagpur-Eisenbahn gebaut, und da die Rufe aus Gangpur immer dringender wurden, so beschlossen wir, einen neuen Versuch zu machen, dort einzudringen. Da der frühere, auf ganz gesetzlichem Wege gemachte, gescheitert war, so betraten wir denselben nicht wieder, sondern ließen es darauf ankommen, wieder hinausgeworfen zu werden, zumal ein Bruder sich bereit erklärte, den Bau einer Station auf eigene Kosten beginnen zu wollen.

Es gelang uns, dicht an der Bahnstation Kumarkela (die nachher Rajgangpur genannt wurde) von einem Großgrundbesitzer einen Bauplatz zu erwerben, der einen Teil seines Besitztums erst jüngst im Gerichte des Commissioners (der nächsten Instanz nach des Königs Entscheidung) erstritten hatte, sodaß unser Besitzrecht wenigstens nicht angefochten werden konnte.

Auf demselben baute sich Br. Gohlke eine einfache Hütte, wie sie die Eingeborenen haben, nebst einigen Räumen, in denen er seinen Katechisten und seinen Diener unterbrachte und begann die Arbeit. [1])

1) Eines Vorfalles muß ich hier Erwähnung tun, der in meiner langen Praxis einzig dasteht: Während der Verhandlungen über Ankauf des Platzes wohnten G. und ich in Zelten. Eines Tages kamen einige Hindus aus dem benachbarten Dorfe und baten um Arzenei für ein an Dysenterie erkranktes Kind. Ich gab ihnen dieselbe, aber sie hatten gar keine Eile, wegzugehen, setzten sich vielmehr nieder und begannen eine längere Unterhaltung, wobei sie das Zelt nach allen Seiten hin durchspähten. Ich dachte mir weiter nichts dabei, denn an Neugierde seitens der Eingeborenen wird man gewöhnt — wunderte mich aber doch, als ich anderen Tages auf Befragen erfuhr, daß gar kein krankes Kind im Dorfe sei. Später erst hörte ich, daß das Gerücht in dem Dorfe umgegangen sei, ich hätte, um die Verhandlungen wegen des Platzes zu einem für uns günstigen Ende zu bringen, einen Menschen geopfert und die Leiche in einer Kiste verborgen, die in meinem Zelte stehe. Die Abgesandten hatten zwar berichtet, sie hätten im Zelte keine Kiste gesehen, allein es ist mir doch zweifelhaft, ob damit aller Verdacht ausgelöscht war.

Jedenfalls zeigt das Vorkommnis, daß heimliche Menschenopfer in Indien noch etwas gewöhnliches sein müssen.

Lange Zeit schwieg der König still, ja er zeigte sich im Verkehr freundlich und gab sogar seine mündliche Zustimmung zum Verbleiben des Missionars. Als aber die Uraons in Masse Christen wurden, bekam er doch Angst und, aufgestachelt durch seine Brahmanen, machte er eine Eingabe nach der anderen beim Commissioner, klagend, daß der Missionar seine Untertanen aufhetze, ihm Gehorsam und Abgaben zu verweigern. Es war uns leicht, die völlige Grundlosigkeit solcher Anklagen zu beweisen und die Regierung glaubte uns und ermutigte den König nicht, von seinem Rechte der Austreibung Gebrauch zu machen, und ohne das fand der schwankende Mann doch nicht den Mut, es zu tun.

Schließlich bekam er aber doch festeren Grund unter die Füße und unsere Lage wurde bedenklich. Es kam nämlich die Zeit der „Durga-puja", des Hindu-Götzenfestes, an welchem der blutigen Durga oder Kali im Tempel der Hauptstadt Suadih unzählige Büffel und Ziegenböcke geopfert werden, und diese Opfertiere verlangt der König unentgeltlich von seinen Untertanen.

Nun kamen die Christen zu Gohlke und frugen, ob es für sie recht sei, zu diesen Opfern beizusteuern. Die Antwort lautete: „Nein, ihr dürft mit Götzenopfern nichts zu tun haben", und infolgedessen verweigerten die Christen die Lieferung. Der König war sehr aufgebracht darüber und berichtete sofort an den Commissioner. Dieser stellte sich auf seiten des Königs, indem er ausführte, daß diese Lieferungen einen Teil der Steuern ausmachten, für deren Verwendung die Christen nicht verantwortlich seien; der König könne sie zu Opfern verwenden oder verkaufen und verschenken, wie er wolle. Zudem würden ja auch die Christen zur Teilnahme an den Opfern gar nicht gezwungen, kurz, der Missionar habe zwar bona fide gehandelt, aber doch unrecht getan, seinen Christen solchen Bescheid zu geben.

Man kann ja dieser Auffassung einige Berechtigung nicht absprechen, aber schwierig bleibt die Stellung des Missionars immer, und bei der direkten Frage konnte Gohlke gar nicht anders antworten. Unsere Stellung in Gangpur wackelte also bedenklich, und es blieb uns nichts anderes übrig, als auch unsrerseits ein Opfertier zu schlachten, und das war der arme Gohlke, der mittlerweile auf eigene Kosten bereits ein schönes Wohnhaus fast vollendet hatte.

Wir proponierten dem Commissioner, wir wollten den Missionar von Gangpur wegnehmen und durch einen anderen ersetzen, und der

uns wohlgesinnte Mann akzeptierte das und bestimmte auch den König, sich damit zufrieden zu geben. Und so geschah es. Der König fühlte sich sogar sehr gehoben, daß er die Entfernung eines Europäers aus seinem Lande durchgesetzt hatte und nahm den Nachfolger, Missionar Pape, sehr liebenswürdig auf, gestattete sogar den Bau einer kleinen Kapelle und anderer Häuser, sowie die Anstellung eines zweiten Missionars, der für die große über siebentausend Seelen zählende Gemeinde nötig war; und so können wir die Station jetzt als fest gegründet ansehen.

Eine weitere Station wurde in der zu Gangpur gehörenden Grafschaft Nagra angelegt. Dort lebten seit langer Zeit Christen, welche von Takarma aus versorgt wurden. Da das aber 1½ Tagereisen entfernt liegt, sich die Gemeinde auch sehr vermehrt hatte, so mußte ein Missionar in ihrer Mitte wohnen. Der Stationsplatz wurde von dem Dorfbesitzer von Karimatti gekauft, aber der Thakur, der Graf, protestierte gegen den Bau beim Commissioner, weil er den Verkauf nicht sanktioniert habe, was nach den Gangpur-Gesetzen nötig sei.

Auf Befragen konnten wir an zehn Landverkäufe namhaft machen, die ohne jene Sanktion abgeschlossen seien, und wir entschuldigten uns, daß wir, dadurch verleitet, nicht die gesetzliche Form innegehalten hätten. Der Commissioner vermittelte unsere Antwort an den Thakur und stellte ihm einen Termin, bis zu welchem er sich weiter darüber äußeren solle. Da er denselben aber hatte verstreichen lassen, teilte uns der Commissioner mit, daß nunmehr unserem Verbleiben in Nagra nichts mehr im Wege stände. So war denn zu unserer großen Freude auch dort alles geebnet worden. Aber wir sollten noch weiter nach Südwesten gedrängt werden.

Wie schon bemerkt, geht der Zug der Kols nach Süden und Südwesten. Auch die Grenze von Nagra und Gangpur haben sie bereits überschritten und sind in den Tributärstaat Banai und in die Wälder des Sambhalpur-Distrikts eingezogen, wo sie ihre Pionierarbeit fortsetzen. Schon jetzt leben in Banai 9000 Kols und der Zuzug dauert fort, denn dort kommen nur 28 Seelen auf die Quadratmeile und viel Wald ist dort noch zu roden. Christen sind schon überall zerstreut und tragen das Feuer hie und dahin. Ebenso haben sich viele nach dem Sambhalpur-Distrikt gewandt, wo auch noch viel Platz in den Wäldern ist. Auch dorthin haben unsere

Christen das Christentum getragen und wir haben jetzt dort eine Gemeinde von etwa 700 Seelen. Bisher wurden diese von Kumarkela aus versorgt, aber die dortigen Brüder haben genug mit ihren Gangpur-Christen zu tun, und so mußten wir daran denken, auch in jener Gegend eine Station zu bauen.

Ganz wunderbar fügte es der Herr, daß gerade jetzt unsere Missionsfreunde in Ostfriesland den Wunsch äußerten, eine eigene Station zu bauen und zu versorgen, und so wählten wir für sie Jarsuguda, die Station der Bengal-Nagpur-Eisenbahn, von welcher sich der Schienenweg nach Sambhalpur abzweigt. Dieser Ort liegt nahe der Grenze von Gangpur und es kann von derselben aus auch der Westen dieses Reiches bearbeitet werden, wo es bis jetzt noch keine Christen gibt. Der erste friesische Missionar, der noch in diesem Jahre ausgesandt werden wird, soll auf der neuen Station „Frisiapur" arbeiten, sobald er die Sprache gelernt haben wird.

Ein neuer Zweig der Kols-Mission ist auch Assam. Dort leben 250 294 aus Chota Nagpur ausgewanderte Kols. Der letzte Regierungs-Zensus (von 1901) nennt 35 969 Christen, von denen etwa 2000 Europäer und Eurasier sind. Wenn wir ferner die 17 000 in Abzug bringen, welche die Welsh-Mission in den Khasi- und Jaintia-Bergen hat, so bleiben noch etwa 17 000 Kol-Christen. Es ist aber wohl anzunehmen, daß die Zahl derselben viel größer ist, als der Zensus angibt, denn viele zerstreut unter Heiden lebende werden ihre Religion gar nicht angegeben haben und noch viel mehr werden gar nicht danach gefragt worden sein. Aus dem Ranchi-Distrikte allein sind ja 92 000 Kols dorthin ausgewandert.

Assam ist eine sehr große Provinz, die unter einem Chief-Commissioner steht. Sie umfaßt 56 243 Quadratmeilen und zählt 6 126 343 Seelen. Die von hier in die Theegärten auswandernden Kols kehren selten zurück. Wenn sie ihren dreijährigen Kontrakt hinter sich haben, bleiben sie lieber dort und siedeln sich entweder auf dem Lande an, was zu den Theegärten gehört, oder noch lieber auf Regierungslande, von dem noch ungeheuere Strecken unbebaut sind.

Seit Jahren kamen Rufe von unseren dortigen Christen, wir möchten uns ihrer annehmen. Zwar arbeiten dort die amerikanischen Baptisten auf 11 Stationen, aber sie wenden sich mit ihren meisten Kräften doch den Ureinwohnern Assams zu. Auch die S. P. G. ist vertreten, aber nur mit einer Station und 2 Missionaren (Tezpur);

keiner von beiden Missionen wollten unsere Christen sich anschließen, weil die einen Wiedertaufe und die anderen Wiederkonfirmation verlangen.

Die Verpflichtung, uns unserer Christen anzunehmen, trat immer dringender an uns heran, und so wagten wir es trotz unserer finanziellen Nöte im Vertrauen auf den Herrn, dort eine Station zu gründen (Jorhat) und mit zwei Missionaren zu besetzen.

In Assam ist alles sehr teuer und eine Station zu unterhalten kostet dort fast noch einmal so viel, als in Chota Nagpur, weil Katechisten, Lehrer, Diener usw. bedeutend höhere Gehälter bekommen und auch die Missionare mit dem nicht auskommen können, was wir hier bekommen. Dennoch haben wir uns jetzt entschließen müssen wegen der Ausdehnung der Arbeit, eine zweite Station ins Auge zu fassen und hoffen, daß es bewilligt werde, in Baithabhanga ein kleines Haus für den zweiten Missionar von Jorhat zu bauen.

Eine weitere Arbeit hat sich für uns in Kalkutta aufgetan und zwar unter den dort ansässigen Deutschen sowohl, als unter unseren, nach dort verzogenen Kols-Christen. Die Zahl der letzteren ist zwar nicht groß (etwa 150) aber alljährlich nach der Ernte ziehen Haufen von Urauns dorthin, um in den Gärten oder den umliegenden Ziegeleien Arbeit zu suchen und wenn sie ihre Feldrente erspart haben, zurückzukehren. Um ihnen nachzugehen, haben wir einen Katechisten dort angestellt, und Missionar Hertzberg von Chakradharpur, an der Bahn, fährt alle paar Monate dahin, um die Arbeit des Katechisten zu inspizieren und Gottesdienst zu halten. Leider muß derselbe noch in einer Kapelle der Schotten gehalten werden, aber wir müssen dort einen festen Punkt haben, eine eigene kleine Kapelle und ein Katechistenhaus, damit die dortigen und die zuziehenden Christen wissen, wohin sie sich zu wenden haben.

Und noch eine andere Arbeit hat Bruder Hertzberg zu tun, nämlich alle paar Monate den dortigen Deutschen Gottesdienst zu halten.

Diese Sache wurde von dem früheren General-Konsul beim Oberkirchenrat angeregt, und die Verhandlungen führten dahin, daß unsere Mission einwilligte, gegen Vergütigung der Reisekosten einen Missionar zu stellen.

Außer den deutschen Gottesdiensten, die in der von den Schotten freundlichst zur Disposition gestellten St. Andrews Kirche gehalten werden, besucht unser Missionar aber auch noch die Hospitäler um nach kranken deutschen Matrosen zu sehen, und etwaige im Hafen liegende deutsche Schiffe, auf denen er dann Gottesdienste hält.

Aber das ist doch alles kaum halbe Arbeit. Wir sehnen uns schon lange danach, in Kalkutta einen eigenen Vertreter zu haben, der sich auch der jungen Kols-Christen annehmen könnte, die dort die Universität besuchen. Dann wäre es auch möglich die vielen armen Deutschen aufzusuchen, welche sich scheuen die Gottesdienste, zugleich mit den reichen Kaufleuten, zu besuchen, welche je-

ausschließlich die deutsche Gemeinde bilden. Aber ein Haus in Kalkutta kostet viel Geld. Unter 75000 Mark können wir kein Haus nebst Kapelle und einem Gehöft haben, wo auch für einige Wohnungen für Eingeborene Platz wäre, und darum wird das wohl frommer Wunsch bleiben. Unerschwinglich sollte das aber doch nicht sein, und es dürften sich wohl reiche Leute finden, die, wenn auch nicht für die Mission direkt, so doch für die geistliche Versorgung unserer Landsleute etwas geben würden, wenn sie es nur wüßten.

Das ist also das Gebiet, welches wir bis jetzt besetzt haben. Unbesetzt, aber als unser von Gott uns zugewiesenes Gebiet von uns betrachtet, sind noch der Palamo-Distrikt mit 4914 Quadratmeilen und 679000 Einwohnern, und die tributären Staaten (mit Ausnahme Gangpurs), welche 13536 Quadratmeilen mit 761533 Einwohnern haben.

Noch sind uns letztere ja verschlossen, aber schon glänzt der Morgenstern, das kommende Licht ankündigend: unser jetziger Lieutenant-Governor von Bengalen hat eine Äußerung getan, welche vieles hoffen läßt, und wenn Gott unseren frommen Sir Andrew Fraser am Leben und im Amte erhält, so werden wir bald mit fliegenden Fahnen in die verschlossenen Länder einziehen können. Besonders in Jashpur harrt man ja ängstlich dieser Zeit entgegen. Unsere Station Chainpur liegt dicht an dessen Grenze und ebenso Kinkel. Vor einigen Jahren wurde eine ganze Anzahl aus den Grenzdörfern Jashpurs Christen, aber der Raja (König) machte kurzen Prozeß, ließ ihre Häuser niederbrennen und jagte sie aus dem Lande.

Unter 77472 Hindus und Mohammedanern leben dort 54642 Kols, die auch einen sozialen Halt am Christentum suchen und in Haufen kommen werden, sobald sie nur dürfen. Jedenfalls stehen wir vor den Toren und haben Jashpur als unsere Domäne beansprucht. Das arbitration committee, der quasi Gerichtshof, der auf der letzten allgemeinen Missions-Konferenz in Madras eingesetzt wurde, um über streitiges Gebiet zu entscheiden, hat unser Recht auch anerkannt und der „Kirche Gottes“ wie sich eine neue amerikanische Mission (mit Baptisten-Praxis) nennt, untersagt, sich dorthin zu wenden.

Wie spärlich freilich unser ganzes Gebiet, mit Ausnahme des Ranchi-Distrikts, besetzt ist und welch' ein weites und reiches Arbeitsfeld noch vor uns liegt, ist daraus ersichtlich, daß Distrikte wie Hazaribagh mit 1177961 Einwohnern mit nur 2 Stationen und 2

Missionaren, Manbhum mit 1 301 364 Einwohnern mit nur einer Station und 2 Missionaren besetzt sind.

In 60 Jahren hat unsere Mission nur 20 Stationen, also durchschnittlich alle drei Jahre nur eine gründen können. So langsam hat wohl kaum eine andere Mission vorgehen können und gewißlich keine unter den Verhältnissen, wie sie bei uns vorliegen, denn wir wurden und werden noch jetzt durch die sich ohne unser direktes Zutun gründenden Gemeinden fortgezogen.

II. Die Ursachen dieser Bewegung.

Die Kols sind ein durch die Einwanderung der Hindus und Mohammedaner unterdrücktes und eines Teils ihrer mit eigener Hand urbar gemachten Felder beraubtes Volk. Von allen Seiten gestoßen und verachtet, regte sich in ihnen das Verlangen, aus der drückenden Lage, in welche sie vornehmlich Unwissenheit und Trunk gebracht hatten, befreit zu werden, und so suchten sie einen Halt an den Missionaren. Das mit den verschiedensten Variationen treibt auch jetzt noch, oft ganze Dörfer zusammen, zum Christentume.

Erst kürzlich wurde in meinem Bezirke ein ganzes Dorf christlich, weil es die unerträglichen Quälereien des mohammedanischen Besitzers nicht mehr aushalten konnte. Obwohl gesetzlich nur ein Haus zu Fronarbeit verpflichtet ist, mußte doch das ganze Dorf solche leisten und zwar in einer Weise, die die armen Bauern zu nichts kommen ließ und sie zu reinen Sklaven machte. Zuerst mußte das Land des Besitzers gepflügt werden, dann durften sie an das ihre gehen, und so war es mit dem Säen, Pflanzen, Ernten und Dreschen, so daß ihre Ernten nur kümmerlich ausfallen konnten, weil oft die beste Zeit verpaßt werden mußte.

Dazu erhöhte er die Feldrente ganz willkürlich und gab keine Quittung, sie so fest in der Hand behaltend, nahm bei jeder Gelegenheit Strafgelder oder ließ sie durchhauen: — sie waren die reinen Sklaven. Gegen alle diese Unbill gibt es wohlmeinende Gesetze, aber die Leute waren zu stumpf und zweierlei hielt sie bis jetzt ab, Christen zu werden, nämlich der Branntwein und die Teufelsfurcht. Den einen hatten sie zu lieb und vom anderen fürchteten sie „aufgegessen" (getötet) zu werden, wenn sie ihn verließen.

Hieraus ist zu sehen, daß bei dem Christwerden der Kols noch ein anderes Moment dazu kommen muß, außer dem äußeren, sozia-

len Drucke. Sie werden doch nicht eher Christen, als bis sie sich innerlich von dem Teufels- und Dämonendienst losgesagt und erkannt haben, daß es einen gibt, der sie vor dem Teufel beschützen kann, und das wird durch die Predigt des Evangeliums und durch den Geist Gottes bewirkt, der an diesen Herzen arbeitet. Gewiß, sie sehen auch mit ihren Augen, daß die Christen in anderen Dörfern oder mit denen sie zusammen wohnen, von den Bhuts, den bösen Geistern, nicht „aufgegessen“ werden, aber das allein zieht noch nicht. „Ja“, antwortete mir einmal ein Heide, den ich darauf hinwies, „dessen Bhut war auch lange nicht so schlimm, als meiner (mein Hausgeist) ist; wenn ich den nicht ordentlich füttere (opfere), ißt er uns alle auf.“ Auch in Hexenfällen werden viele Christen. Wenn in einem Hause oder Dorfe zahlreiche Sterbe- und Unglücksfälle vorkommen, versammeln sich die Dorfältesten und beraten, was zu tun sei. Natürlich ist eine Hexe dabei im Spiele, die ihren Hausgeist angestachelt oder vernachlässigt hat, und der nun seine Nahrung und Rache bei anderen sucht.

Man beschließt also, eine Deputation zu einem „Sókha“ Zauberer, zu senden, der dann auch das schuldige Haus ausfindig macht. Dasselbe muß im günstigsten Falle reiche Opfer herbeischaffen, um den „Bhut“ zu versöhnen, in besonders schweren Fällen aber wird „die Hexe“ aus dem Dorfe getrieben oder gar totgeschlagen. Das kommt jetzt noch vor. Gar manche werden aber jetzt in solchem Falle Christen; um Ranchi herum bekomme ich fast nur aus diesem Grunde neue Taufbewerber. Aber wieder die Frage: Weshalb kamen denn nicht schon vor 60 Jahren Leute aus diesem Grunde? Es war die Teufelsfurcht, welche sie noch festhielt, sodaß sie lieber ihre Heimstätte verließen, als sich der Gefahr aussetzten, vom „Bhut“ getötet zu werden. Lange hat es gerade um Ranchi herum gedauert, bis die Uraons Vertrauen zu Jesu faßten, der sie schützen werde.

Natürlich sind derer auch nicht wenige, die innerlich vom Dämonendienst gelöst, sich dem Christentum zuwenden, aber nur sehr wenige kommen mit der wirklichen Herzensfrage: „Was muß ich tun, daß ich selig werde, daß ich Vergebung der Sünden erhalte?“

Das feste Vertrauen auf Jesus, den Helfer in aller Not, der kindliche Glaube an die Macht des Gebets in Jesu Namen, das ist die Stärke unserer Kols-Christen. Das hat sie von Anfang an beseelt, das haben auch die Auswanderer hinausgetragen unter die

Heiden in den Wäldern, dadurch wird das Feuer weitergetragen und das ist neben den äußeren sozialen Fragen der religiöse Kern, den auch die unwissenden Heiden verstehen. Und so geht die Bewegung, teils schnell, sodaß ganze Dörfer-Gruppen, teils langsam, indem einzelne Familien kommen, immer weiter. Daß das nicht ohne Kämpfe abgeht, ist ja natürlich.

Die allgem. südafrik. Missionskonferenz

zu Johannesburg vom 13. bis 20. Juli 1904.

Von Karl Axenfeld, Missionsinspektor.

Die Johannesburger Konferenz verdient besondere Beachtung, nicht nur, weil sie die erste Veranstaltung war, welche die in Südafrika arbeitenden Missionsgesellschaften als eine Einheit vor der Öffentlichkeit darstellte, sondern besonders wegen der gegenwärtigen Zeitverhältnisse, welche einer solchen Zusammenkunft das gespannte Interesse der öffentlichen Meinung und Nachwirkungen auf weite Kreise sichern mußten.

Der Plan, nach dem Vorbild anderer großer Missionsgebiete eine regelmäßig wiederkehrende allgemeine Konferenz zu begründen, hatte seit lange bestanden. Aber die scharfen nationalen Gegensätze schienen auch auf missionarischem Gebiet jede Einigung auszuschließen. In den Kriegsjahren war vollends nicht daran zu denken. Aber auch abgesehen von dem nationalen Gegensatz des britischen und holländischen Elements befürchtete man, daß eine allgemeine Konferenz unerreichbar sei. Auf eine Beteiligung der Anglikaner zugleich mit den Reformierten glaubte man nicht hoffen zu dürfen. Noch in den letzten Tagen vor der Konferenz rechnete man mit einem Fiasko. Mehrere Gesellschaften hatten auf die Bitte um statistische Nachweise noch nicht geantwortet; daher waren die Konferenzvorbereitungen nicht abgeschlossen, und Rev. John Bruce, der Sekretär der Konferenz, die Seele des ganzen Unternehmens, war schwer erkrankt und unfähig teilzunehmen. Zum Präsidenten hatte man Coillard ersehen. Es war wohl nicht nur die Ehrfurcht vor einer geweihten,

überragenden Persönlichkeit, sondern auch der Wunsch, einen außerhalb der nationalen Differenzen stehenden Mann an der Spitze zu haben, für diese Wahl entscheidend gewesen. Doch Coillard hatte aus besonderen Gründen (s. u.) ablehnend geantwortet.[1])

Aber trotz aller Schwierigkeiten hat die Konferenz unter der geschickten und liebenswürdigen Leitung von Dr. Stewart aus Lovedale einen erfreulichen Verlauf gehabt. 125 Missionare von 25 (nach anderer Zählung 21) Gesellschaften waren anwesend. Die Angaben über die Zahl der Gesellschaften schwanken, weil z. B. die Rheinische Mission, an der Entsendung eines eigenen Deputierten verhindert, durch einen der Missionare von Berlin I vertreten war und Berlin III, obwohl nicht in Südafrika arbeitend, mitgezählt wurde, weil Inspektor Trittelvitz und Missionar Röhl, auf einer Studienreise durch Südafrika begriffen, als Gäste die Konferenz besuchten. Die anglikanische Mission war zu allgemeiner Freude durch 2 Bischöfe und 7 Missionare vertreten, welche sich an den Verhandlungen lebhaft und brüderlich beteiligten, sodaß die kirchlichen Gegensätze nirgendwo störend sich bemerkbar machten. Vielmehr bot die Konferenz ein über Erwarten erfreuliches Bild der Einmütigkeit und Brüderlichkeit. Freilich blieben grundsätzliche und methodische Differenzen nicht verborgen.

Wiederholt standen die Pariser, Schweizer, Deutsche und Skandinavier einerseits den Engländern und Amerikanern andrerseits gegenüber. Entsprechend der Zahl der Teilnehmer trug die Konferenz vorwiegend englisches Gepräge. Doch haben für ihre Entschließungen gerade die Darbietungen der Schweizer und Pariser entscheidendes Gewicht gehabt. Manches befremdete die nichtenglischen Teilnehmer. So führte Rev. Wookey von der Londoner Mission unter fast ostentativem Beifall seiner Landsleute in einem gründlichen, inhaltreichen, praktischen Referat über „die Pflichten eines Missionars“ unter den ersten allgemeinverbindlichen Pflichten totale Abstinenz und unter den dringendsten Ratschlägen die Enthaltung von Tabak auf. Doch konnte durch solche vereinzelte Mißhelligkeiten die Harmonie der Versammlung nicht getrübt werden. Die Einmütigkeit aber wurzelte nicht allein, wie manche Teilnehmer dankbar versichern, in den gesegneten Erbauungsstunden, die täglich den Be-

---

1) Am 27. Mai 1904 gestorben. D. H.

ratungen voraufgingen. Es war der Ernst der Lage und Stunde mit ihren gemeinsamen Gefahren und Aufgaben, der die Anhänger verschiedener Denominationen das Gemeinsame erkennen und das Unterscheidende zurückstellen ließ. Die Konferenz hat die Weissagung Bechlers (Unabhängigkeitsbewegungen der Farbigen, Basel 1903, S. 39) bestätigt, daß erst die äthiopische Bewegung die fehlende Solidarität der Missionen in Südafrika und dann auch eine allgemeine Missionskonferenz herbeiführen werde.

Auf die Eröffnungsansprachen und die Begrüßungen seitens der verschiedenen kirchlichen Gemeinden Johannesburgs folgte unter Benutzung einer riesigen Wandkarte, auf welcher die Arbeitsgebiete aller Gesellschaften verzeichnet waren, eine Schilderung der gesamten evangelischen Mission südlich des Sambesi. Jede Gesellschaft kam durch einen Vertreter zum Worte. Der einzelnen Darstellung waren 10 Minuten zugeteilt. Da die Zahl der erschienenen Gesellschaften aber größer war, als man erwartet hatte, mußte die Redezeit auf 5 Minuten gekürzt werden, sodaß die Redner sich genötigt sahen, ihre knappen Übersichten entweder zu verstümmeln oder zu überhetzen. Überhaupt erwies sich die Überfüllung des Programms als ein arger Mißgriff. Außer dem Wookeyschen Vortrag enthielt es folgende Themata: Missionsarbeit in den vom Evangelium noch nicht erreichten Gebieten Südafrikas; Evangelisationsarbeit in großen Städten; Unterricht und Erziehung der Eingeborenen; industrielle Mission; Verhalten der Mission zu den Volkssitten; Haltung der Regierungen gegenüber der Mission; Gründung und Organisation von Eingeborenenkirchen; Verhältnis der Gesellschaften zu einander (missionary comity); äthiopische Bewegung; ärztliche Mission. Die Folge dieser Überfüllung mit Vorträgen war, daß für gründliche Besprechung nicht genügend Zeit blieb. Dazu kam, daß die Diskussionsredner fast von jedem dieser Gegenstände wieder zu der einen Frage abschweiften, die im Mittelpunkte des Interesses stand, der äthiopischen Bewegung. Wir verzichten darauf, den Gang der Verhandlungen wiederzugeben und heben nur an der Hand der in der Tagespresse und verschiedenen Missionszeitschriften veröffentlichten Berichte die drei Gegenstände heraus, welche am gründlichsten besprochen wurden, weil sie aktuelle Fragen berühren: 1) Die Erziehung der Eingeborenen, 2) Die Organisation heidenchristlicher Kirchen, 3) Der Äthiopismus.

1. Über die **Erziehung der Eingeborenen** legte der Schweizer **Junod** von der Mission Romande eine klare, scharfe, geistvolle Studie vor. Er schilderte die Tendenz europäischer Kolonialregierungen, Sprache und Art des herrschenden Volkes den Eingeborenen, unbekümmert um deren geistige Zukunft, aufzudrängen. Dieser Tendenz entspricht die Praxis einiger Missionen — Junod sprach aus Vorsicht und Schonung zunächst nicht aus, daß er in erster Linie gewisse englische Missionen meine —, welche, weniger zielbewußt als traditionell, die Unterweisung der Eingeborenen in den Schulen nach den Grundsätzen ihrer heimatlichen Pädagogik, mit den heimatlichen Lehrmitteln uud Stoffen, ja sogar in ihrer europäischen Sprache betreiben.

Sie behandeln den Schwarzen genau so, wie einen englischen Schulknaben. Er muß zuerst aus Fibeln, die für englische Schulen geschrieben sind, englisch lernen, sich in englische Grammatik und in die komplizierten englischen Verhältnisse hineindenken und eine eingehende Kenntnis der englischen Geschichte sich erwerben. Man meint sogar, ihn etwas von der Schönheit Shakespeares und anderer englischer Klassiker sehen lassen zu müssen. Man geht eben von dem Grundsatz aus: Was für den Weißen gut ist, ist auch für den Schwarzen gut.

Diese Methode findet den Beifall der Kolonialregierungen, wird von ihnen gern finanziell unterstützt und ist demjenigen Teil der Eingeborenen, dem es nur um schnelles soziales Emporsteigen zu tun ist, willkommen. Aber sie schädigt beide, die Kolonialregierung und den Eingeborenen. Sie erzeugt eine Halbbildung, die der Todfeind echter Bildung und der Bruder der Hoffart ist.

Da der Farbige die fremde Gedankenwelt, die ihm unvermittelt aufgedrängt wird, nicht verarbeiten und bemeistern kann, muß er nachbeten was ihm vorgesprochen wird. So entwickelt die rein fremdsprachliche Bildung eine der gefährlichsten Anlagen des Farbigen: Die Neigung zur sklavischen Nachäffung, zur Oberflächlichkeit und zur unwahren Schauspielerei, und sie hindert die geistige Hebung der eingeborenen Bevölkerung, da sie die intelligente Elite, die allenfalls zur Aufnahme der rein europäischen Bildung befähigt wäre, der großen Masse entfremdet. Es fördert diese Methode nur ein ungesundes Verlangen des Schwarzen nach Gleichheit mit dem Weißen und macht aus ihm eine Karikatur des Weißen, statt ihn in seiner Eigenart zu belassen und diese zu entwickeln.

Die richtige Methode sieht in dem eingeborenen Knaben einen kleinen Bantu, der aus seinem Kraal eine schöne, formen- und bilderreiche, ausdrucksvolle, noch unkultivierte, aber ausgestaltungs-

fähige Sprache, welche die Gedankenwelt seiner Vorfahren ihm übermittelt und seinen Empfindungen, Vorstellungen und Begriffen entspricht, mitbringt. Diese Sprache bildet die Grundlage alles Unterrichts. Erst soll der Schüler seine Sprache, sein Land und Volk verstehen lernen. Er soll die Welt mit den Augen eines Bantu, nicht durch die Brille des Europäers sehen lernen. Die europäische Herrschaft läßt, zumal bei fortgeschrittenen Verhältnissen und stärkerer europäischer Besiedelung, die Erlernung der Kolonialsprache erwünscht erscheinen. Eine besonnene Mission wird sie dem Farbigen nicht versagen. Aber der europäische Sprachunterricht kann nur Aufbau, nicht Fundament sein. Er kann erst in Angriff genommen werden, wenn die Bildungsgrundlage in der Muttersprache gelegt ist: „Vernacular at the base and English at the top!" Im Verfolg dieser Gedanken nahm Junod die schon von Wookey gestellte These, daß jeder europäische Missionar sich die Sprache der Eingeborenen gründlich aneignen und in ihre Gedankenwelt liebevoll vertiefen müsse, lebhaft wieder auf.

Während einem Teil der Versammlung Junod offene Türen eingestoßen zu haben schien, fand er auf anderer Seite Widerspruch und Modifikation. Den opportunistischen Einwand freilich, daß diese missionarischen Grundsätze abgeschwächt werden müßten, weil die Kolonialregierungen ihren Standpunkt nicht verlassen würden, überwand Miss. Großkopf (Berlin I) unter lebhaftem Beifall der Mehrheit mit der Antwort, daß, je geschlossener und zäher die Regierungen ihre Interessen verfolgten, desto einmütiger und fester die Missionen aller Länder die Erhaltung und Pflege der Muttersprache als die unentbehrliche Voraussetzung gesunder, wurzelechter Bildung verteidigen müßten. Die Anglikaner aber wollten es nicht gelten lassen, daß alle europäischen Missionsarbeiter die Landessprache lernen müßten; als Regel gestand man es zu, aber Ausnahmen sollten gestattet sein. Auch glaubte man den Kolonialregierungen insoweit entgegenkommen zu können, daß man vom Beginn des Unterrichts ab den europäischen Sprachunterricht neben dem in der Muttersprache zuließe. Mit mehr Recht wurde betont, daß es in Südafrika weite Gebiete gebe, auf welche Junods Grundsätze unanwendbar seien, weil durch den Verkehr mit den Weißen und durch bunte Völkermischung die volkliche Eigenart in dem Grade aufgelöst ist, daß weder eine gemeinsame Eingeborenensprache noch eine gemeinsame Gedankenwe

mehr besteht und die Mission auf das Kapholländische oder Englische angewiesen ist. Die Verhandlung endete mit einem Kompromiß:

„Die Konferenz mißt der Erhaltung und Pflege der Eingeborenensprachen in Schule und Kirche die größte Wichtigkeit bei. Obwohl sie anerkennt, daß Unterricht in der herrschenden europäischen Sprache eines Kolonialgebietes unentbehrlich ist, so fordert sie doch entschieden, daß wenigstens in den unteren Klassen und in den Elementarschulen die Muttersprache eine bevorzugte Stelle erhalte. Auch empfiehlt sie die Schaffung einer Eingeborenenliteratur in den wichtigsten von Eingeborenen Südafrikas gesprochenen Sprachen."

Auf Veranlassung des Schotten Linnard. der es beklagte, daß die von der Regierung mit der Inspektion der Eingeborenenschulen betrauten Männer nicht selten die Landessprache nicht verstünden, beschloß die Konferenz diese Resolution an alle Schulinspektoren des englischen Südafrika zn schicken.

Junod hatte für die ersten Jahre nur muttersprachlichen Unterricht gefordert; die Resolution gibt von Anfang an dem fremdsprachlichen Unterricht Raum, dem muttersprachlichen nur eine bevorzugte Stelle. Mehr scheint, weil man auf Einstimmigkeit Wert legte, nicht erreichbar gewesen zu sein. Damit ist aber das Prinzip der Junod'schen Grundsätze umgestoßen. Trotzdem möchte ich hoffen, daß die klaren Worte des Schweizers eine stärkere Nachwirkung haben werden, als ihr Niederschlag in der einstimmigen Resolution erwarten läßt.

Auch die Erörterung, ob, in welcher Weise und bis zu welchem Umfange man Eingeborenen höhere Bildung vermitteln sollte, bewies, daß man aus der Erfahrung gelernt hatte. Nur vereinzelt wurden verstiegene Ansichten laut. Die Mehrheit neigte zur Besonnenheit und lachte herzlich, als ein alter Herr voll Stolz erzählte, daß sein braunes Dienstmädchen Piano spiele und sein Hausknecht sogar „Griechisch" könne. Man warnte wiederholt vor Experimenten mit unverdaulichen, nur den Hochmut nährenden Bildungsstoffen. Dem trat auch Dr. Stewart in einem Bericht über Erfahrungen in Lovedale bei. Er gestand offen, daß man umgelernt habe. Die Zeiten, in denen man dort Latein und Griechisch, ja sogar Hebräisch gelehrt habe, seien vorüber; man habe das unnütze Zeug „hinausgeworfen", und was unnütz sei, sei hier schädlich. Andrerseits sei nicht zu leugnen, daß es Schwarze mit einem wahren Hunger nach höherer Bildung und ausreichender Befähigung gebe. Wenn die Mission für sie keine Bildungsstätte habe, gebe es für sie keinen

anderen Weg, als nach Amerika, etwa in das berühmte college von Booker Washington in Tuskegee, sich zu begeben.[1]) Dann dürfe man sich nicht wundern, wenn die Tendenzen der amerikanischen Negerbewegung in den Intelligentesten unter den Südafrikanern leidenschaftliche, geschulte Vertreter fänden. So riet er, in Südafrika ein College für höhere Bildung zu gründen, und, um Massenandrang Ungeeigneter fernzuhalten, von den Schülern zu fordern, daß sie nicht nur ihren Unterhalt selbst bestritten, sondern auch zu den Kosten des Unterrichts beitrügen. Der Vorschlag fand starken Beifall. Ob er ein praktisches Ergebnis haben wird, erscheint recht zweifelhaft, da den Schotten ihre heimatliche Bedrängnis die Hände bindet, eine andere Gesellschaft sich schwerlich dazu drängen und die Regierung unter den gegenwärtigen Verhältnissen sich durchaus nicht geneigt zeigen wird, dem Emporkommen der schwarzen Rasse hilfreichen Dienst zu leisten.

Besonderer Beliebtheit erfreut sich in Südafrika zur Zeit die sogenannte industrielle Mission, d. h. die Ausbildung Farbiger in Hauswirtschaft, Handwerk und gewerblichen Betrieben. Die Regierung befördert dieselbe, soviel sie nur kann, um den Angriffen vieler Weißen, denen jede geistige Ausbildung der Schwarzen ein Dorn im Auge ist, sich möglichst zu entziehen. In Transvaal ist für 1905 seitens der Schulbehörde eine Ausstellung von Handarbeiten farbiger Schulkinder geplant, zu deren Beschickung die Missionsschulen von den Schulinspektoren dringend aufgefordert werden. So trat auch der Referent Dr. Wilder mit mehr Begeisterung als Nüchternheit für die wirtschaftliche und gewerbliche Ausbildung der Schwarzen ein.

Zu jeder Missionsstation müsse ein Kindergarten gehören, in dem heranwachsende Mädchen in Kinderpflege ausgebildet werden. An die Seite des Unterrichts in weiblichen Handarbeiten müsse Unterweisung in Kochen und anderen hauswirtschaftlichen Fertigkeiten treten. Ebenso forderte er für das männliche Geschlecht die Ausbildung in Handwerksbetrieben, z. B. Ziegelei, Tischlerei, Schmiede und dergleichen. In allen Schulen müsse ebensoviel Zeit auf die Arbeit in der Werkstatt als auf die Arbeit im Schulzimmer verwendet werden. Wenn die Regierung sich weigere, die Unkosten solcher Anlagen zu decken, und die Eingeborenen nicht imstande seien, Lehrgeld zu bezahlen, sei es ganz unbedenklich, wenn man auch die

---

1) Das begreife ich nicht, da gerade der besonnene B. Washington von der durch unnützen Wissensballast erzielten Verbildung nichts wissen will. D. H.

für Verkündigung des Evangeliums gegebenen heimatlichen Gaben für diese Erziehungszwecke verwende. Besonders empfahl er, daß man die Eingeborenen Kamine bauen lehre, denn er glaube, „daß der heilige Geist ebensowenig in einer rauchigen Küche, als in einem schmutzigen Herzen wohnen wolle." Die rein schulmäßige Ausbildung nehme den Eingeborenen leicht die Lust an der Handarbeit. Wenn ein Farbiger erst geistliche Tracht angelegt habe, schäme er sich nicht selten, bei grober Arbeit mit Hand anzulegen. Die missionarische Erziehung müsse sich hüten, der Eitelkeit Vorschub zu leisten. In letzterem Stück gab ihm Rev. Blake von der holländisch-reformierten Kirche recht. Es sei auch ihm erst kürzlich begegnet, daß, als er einen Eingebornen bat, ihm eine Kiste öffnen zu helfen, dieser ihm entrüstet antwortete: „Ich bin ein Lehrer!" Die Forderungen von Dr. Wilder ergänzte Dr. Stewart durch Schilderungen der Betriebe in Lovedale. Der Bischof von Lebombo dagegen bat doch warnend, man möge den religiösen Hauptzweck der christlichen Mission über diesen Nebenaufgaben nicht aus den Augen verlieren; sie seien nicht gesendet, um gute Tischler, sondern um gute Christen zu schaffen. Besonders hielt er es für höchst bedenklich, wenn die heimatlichen Gaben, die für die Predigt des Evangeliums bestimmt seien, ohne Verständigung mit den Gebern für wirtschaftliche Zwecke benutzt werden. Die Mission habe nicht die Menschen in europäischen Dingen zu unterweisen, sondern ihnen den Heiland zu verkündigen. Es werde einmal im Himmel gewiß viele Brüder und Schwestern geben, die niemals schreiben oder lesen gelernt haben, dagegen gewiß niemanden, der nicht gelernt hätte, Jesum Christum lieb zu haben.

Leider ging man an dem wichtigsten Punkt, der Frage, ob gerade die südafrikanischen Verhältnisse wirtschaftlich-technische Ausbildung seitens der Mission erwünscht und nötig erscheinen lassen, ganz vorüber, während doch gerade in dieser Frage die Ansicht erfahrener Missionare auseinandergehen. Während die einen betonen, daß in Südafrika es genug weiße Handwerker gebe, die „nur allzugern einen braunen Schmiedeknecht annehmen und von vornherein ihn besser bezahlen, als der Bauer es kann und der Minenbesitzer es tut", und man darum die Mission nicht „mit einer Arbeit belasten solle, die in ganz unzivilisierten Ländern zu ihrem Aufgabenkreis gehören mag", weisen die anderen darauf hin, daß die weißen Handwerker absichtlich die farbigen Gesellen nur zu untergeordneten Diensten benutzen, zur Selbständigkeit und Meisterschaft aber nicht kommen lassen. Ist dies Letztere richtig, so wird sich die Mission gewerblicher Ausbildung schwerlich ganz entziehen dürfen. Es kann für eine Bevölkerung nicht heilsam sein, wenn das geistig-religiöse Gebiet fast das einzige ist, auf dem sie zu Selbständigkeit und Stellung gelangen kann.

2. An die Junodschen Gedanken knüpfte der Pariser Jacottet

bei der Frage der **Organisation** von **Eingeborenenkirchen** an. Die Aufgabe der Mission sei es, sich selbst entbehrlich zu machen und selbständige heidenchristliche Volkskirchen heranzubilden. Die Gewährung von Selbständigkeit aber müsse gleichen Schritt halten mit der wachsenden Reife, mit der Willigkeit und Fähigkeit, die Lasten und die Verantwortung der Selbständigkeit zu tragen. Diese Kirchen müßten der Eigenart des Volkstums entsprechen. Die europäischen Missionen seien nicht berechtigt, ihre fertigen, heimatlichen Formen der werdenden afrikanischen Christenheit aufzuzwingen. Auf Grund der Erfahrungen seiner Gesellschaft schilderte er die Stufen einer Heranführung zur kirchlichen Selbständigkeit. Die wohl von ihm entworfene Resolution wurde einstimmig angenommen:

„Die allgemeine Konferenz südafrikanischer Missionare hält dafür, daß die Errichtung eingeborener Kirchen das wahre Ziel und Ende christlicher Missionen ist, und daß diese Kirchen ihrem Charakter nach wirklich afrikanisch sein müssen, so daß sie der authentische Ausdruck einer afrikanischen Christenheit werden. Die Konferenz würde ein wachsendes Maß von Selbstregierung in diesen Kirchen freudig begrüßen in dem Maße, als die eingeborenen Christen zu einem wirklichen Gefühl der Verantwortlichkeit in Leitungs-, Finanz- und geistlichen Angelegenheiten und zu Bereitwilligkeit und Fähigkeit, die von solcher Stellung unabtrennbaren Lasten zu tragen, gelangen, und sie freut sich über die Ausdehnung, bis zu welcher diese Grundsätze in Verbindung mit den verschiedenen europäischen Missionsgesellschaften Südafrikas, welche auf dieser Konferenz vertreten sind, bereits haben angewendet werden können."

3. Schon in dieser Resolution ist die Absicht unverkennbar, dem Anspruch der Äthiopier, die einzigen zu sein, denen an Verselbständigung der Schwarzen liege, zu begegnen. Schon die Eröffnung der Konferenz hatte den Blick auf die **äthiopische Bewegung** gelenkt. Dr. Stewart hatte aus der Antwort Coillard's auf das Angebot der Präsidentschaft folgende Stelle verlesen:

„Unsere Arbeit geht zurzeit durch eine sehr ernste Krisis hindurch. Unser Arbeitsgebiet ist von den Äthiopiern schwer angegriffen worden, deren Führer einer unserer früheren Basuto-Lehrer ist. Sie haben das Ohr des Königs gewonnen. Unsere Schulen sind ernstlich bedroht, unsere Christen zum Teil zu ihnen hinübergegangen und in Verwirrung gebracht, und sogar unsere Lehrer geben uns nicht geringen Anlaß zur Sorge. So ist die Arbeit von zwanzig Jahren an einem der wichtigsten Punkte des Arbeitsgebietes mit Zerstörung bedroht, gerade zu der Zeit, in der wir die Ernte erwarteten. Es wird eines Tages ein Rückschlag kommen; indessen werde ich wohl nicht mehr hier sein, um ihn zu sehen. Zurzeit sind Lage und Aussicht sehr trübe. So brennend ich mit Ihnen vereint zu sein wünsche, so könnte ich es doch nicht verantwor-

ten, jetzt das Feld auch nur für einige Monate zu verlassen; auch bin ich gewiß, daß dieser Grund den Brüdern, welche ebenfalls unter den Intriguen, der Falschheit und dem Haß der Äthiopier zu leiden haben, vollständig hinreichend erscheinen wird."

Die Ansichten der Konferenzteilnehmer über die äthiopische Bewegung gingen je nach den Erfahrungen der einzelnen nicht unbeträchtlich auseinander, wie denn auch die Bewegung in den verschiedenen Gebieten ein verschiedenes Gesicht zeigt. In ihren ersten Anfängen mochte sie als eine kirchliche Selbständigkeitsbewegung angesehen werden, obschon sie von Anfang an einen starken sozialen Einschlag hatte. Seit dem Eingreifen der amerikanischen Neger ist dieser Einschlag stärker geworden, und unter den Nachwirkungen des südafrikanischen Krieges ist eine gewaltige politisch-soziale Bewegung entstanden, deren Umfang sich mit dem der verschiedenen selbständigen Eingeborenenkirchen längst nicht mehr deckt. Ein gut Teil der Mißverständnisse, über welche sich die Vertreter der sog. äthiopischen, d. h. der Afrikanisch-Bischöflich-Methodistischen Kirche beklagen, hat darin seinen Grund, daß man mit „Äthiopismus" die ganze Bewegung bezeichnet, während die Vertreter dieser Kirche jeden gegen die „Äthiopier" erhobenen Vorwurf als gegen sie erhoben auffassen. Die Leiter der sog. Transvaal Native Vigilance Association und verwandter Verbände mit ihren zahlreichen zum Teil mehrsprachigen Zeitungen erklären ausdrücklich, daß sie mit religiösen Fragen nichts zu tun haben, sondern auf Selbständigkeit und Rechtsgleichheit aller Farbigen, Heiden wie Christen, mit den Weißen ausgehen. Die Nichterfüllung der englischen Kriegsversprechungen — nach neuesten Nachrichten erklärt die Regierung, daß der Entschädigungsfonds von 12 Mill. £ verbraucht sei und darum alle noch nicht beglichenen claims, darunter sehr viele Lieferungen und Dienste von Farbigen, unberücksichtigt bleiben müssen —, die gegenwärtige wirtschaftliche Notlage, die Chineseneinfuhr, die feindselige Haltung vieler Weißen haben die Farbigen schwer gereizt, ihre Bewaffnung während des Krieges und der Verlauf des Hereroaufstandes ihr Selbstgefühl bedenklich gesteigert. In ihren Zeitungen betonen sie ihre numerische Überlegenheit. Selbst der japanisch-russische Krieg bleibt bei ihnen nicht unbeachtet. Für die Stimmung äthiopistischer Eingeborener ist bezeichnend ein Brief, welchen jüngst (vergl. Berl. Miss.-Ber. 1904 S. 433 ff.) ein Farbiger mit voller Namensunterschrift der Rand Daily Mail einsandte:

Springssi, 7. 6. 04.

„Mein lieber Herr Redakteur der Rand Daily Mail! Ich lese mit Abscheu Ihren gestrigen Artikel über die äthiopische Bewegung. Sie scheinen mir alle Eingeborenen Afrikas zu Sklaven des weißen Mannes machen zu wollen. Aber Sie müssen wissen, daß es den Grundsätzen der britischen Verfassung nicht entspricht, andere Nationalitäten zu Sklaven zu machen. Ich muß auch hinzufügen, daß die farbige Bevölkerung hier ganz ebenso wie in Asien tapferer, mutiger, beherzter ist, als die weißen Leute. Nehmen Sie als Beispiel den Krieg im fernen Osten. Die farbigen Japaner schlagen die Weißen überall, und die weißen Russen laufen vor wenigen farbigen Japanern erschreckt wie eine Herde Springböcke davon. Was jetzt im fernen Osten geschieht, kann sich genau so in wenigen Jahren hier wiederholen. Mein Rat geht dahin: Geben Sie dem farbigen Mann volle Freiheit, geben sie ihm Gleichheit und Schulen; machen Sie ihn zu einem gleichgestellten Bruder des weißen Mannes, und dann, dann allein werden wir ein glückliches, zukunftsreiches Südafrika haben. Ihr aufrichtiger Petrus Mapanda, Mosuto, eingeborener Afrikaner.“

Angesichts der wachsenden Eingeborenenbewegung wächst unter den Weißen die Angst vor einem Eingeborenenaufstand. Sie gibt sich kund in stürmischen Forderungen der Presse, der Parlamente und der öffentlichen Meinung, die Regierung möge gegen die Selbständigkeitsgelüste der Farbigen Gewalt anwenden, und in heftiger Feindschaft gegen alle, welche irgendwie dem Emporkommen der schwarzen Rasse Vorschub leisten, d. h. in erster Linie gegen die Mission. Die weiße Bevölkerung — hier ist vornehmlich an die englische gedacht — ist heute den Eingeborenen und darum der Mission weniger denn je wohlgesinnt. Die Wortführer einer Brutalpolitik gegen die Eingeborenen benutzen jedes wirkliche oder vermeintliche Zeichen aufrührerischer Gesinnung unter den Farbigen, um ihre Grundsätze, im Gegensatz zu denen der Mission, als die richtigen und unentbehrlichen zu erweisen. Die Übertreibungen und Entstellungen, Anklagen und Drohungen der Presse aber und die Feindseligkeiten Einzelner leiten wieder den äthiopischen Hetzern nur Wasser auf ihre Mühlen.

So hatte die Konferenz gegen zwei Fronten zugleich zu kämpfen. Den Farbigen gegenüber mußte sie das Mißverständnis abwehren, als ob die Mission mit der öffentlichen Meinung an einem Strange zöge und nicht eine ehrliche, ja die beste Freundin der schwarzen Rasse wäre. Der Regierung aber mußte die Konferenz beweisen, daß sie hochverräterische und unreife, gefährliche Bestrebungen der Farbigen nicht in Schutz nehme, sondern bekämpfe.

Ein ausführliches Referat über die äthiopischen Bewegungen (also nicht nur die Afrikanisch-Bischöflisch-Methodistische Kirche) lag in den Händen von Rev. Bridgmann (Am. Board) aus Durban (wörtlich abgedruckt in The missionary Review 1904. S. 434 ff.). Bis vor kurzem sei der Missionar in Afrika gewohnt gewesen, auf die Frage an den Farbigen: „Was tust du?" die Antwort zu hören: „Ich sitze gerade" oder: „Ich stehe gerade". Jetzt heiße es: „Was geht das dich an, wir wollen unsere Sache allein treiben!" Darin offenbare sich ein Umschwung von unabsehbaren Folgen. Es handle sich bei dem Äthiopismus nicht mehr um einige kirchliche Absplitterungen, wie deren die Missionsgeschichte viele kenne, sondern um das beginnende und nicht mehr zu hindernde Erwachen einer ganzen Rasse. Er schilderte dann die Entstehung der Bewegung und der einzelnen selbständigen Negerkirchen und kritisierte ihre Praxis: Die äthiopischen Kirchen seien bisher nicht Gehilfen, sondern „die Parasiten der afrikanischen Missionen" gewesen. Ihr rapides Wachstum beruhe auf einem „Kompromiß mit dem Heidentum" und auf der Anstachelung und Ausnutzung des Rassenhasses. Je weiter die Bewegung sich entwickelt habe, desto mehr habe sie soziale und politische Färbung angenommen. Angesichts des Zahlenverhältnisses der Weißen (800000) zu den Farbigen (4000000)[1]) in Südafrika dürfe man sich über die Regierung nicht wundern, daß sie die Bewegung niederzuhalten suche. Leider träfen ihre Maßnahmen zum Teil auch die nicht-äthiopischen Christen und ihre Geistlichen und wirkten daher, ebenso wie die Feindseligkeit vieler Weißen, erbitternd und aufreizend auch auf den gutgesinnten Teil der Bevölkerung. Die bekannte Uneinigkeit der Schwarzen mache eine allgemeine Erhebung unwahrscheinlich; es sei bezeichnend, daß die Bewegung sich sofort in zahlreiche, einander befehdende Gemeinschaften gespalten habe. Die größte Gefahr bestehe darin, daß die weiße Bevölkerung durch Unverstand und Haß die farbige zur Einigkeit bringen könnte. Die farbigen-feindlichen Tiraden in Presse und Parlament einerseits und die äthiopische Hetze andererseits könnten eines Tages der Ofen, eine verbitternde Regierungspolitik der Hammer und das Streben nach Rassenvorherrschaft der Amboß werden, um die eingeborenen Stämme zusammenzuschweißen.

1) Nach der letzten Volkszählung 1135016 Weiße und 5198175 Farbige. D. H.

Diese ernste Beurteilung des Äthiopismus wurde von vielen geteilt.

Der Schotte Rev. Morris aus Edendale in Natal nannte ihn die schwerste Gefahr, welche je der Missionsarbeit in Südafrika gedroht habe; denn er säe in die Herzen der Farbigen Unbotmäßigkeit und Mißtrauen gegen die Weißen, er hemme und störe die Arbeit der Missionare, er hindere ein wirksames Eintreten für die wirklichen Interessen der Farbigen, und er beschwöre politische Konflikte herauf, unter denen die Farbigen am meisten zu leiden haben würden. Die Bewegung sei bereits zu stark und die Lage zu ernst, als daß die Mission sie ignorieren könne. Den Abgefallenen nachzugehen und sie um Rückkehr zu bitten, sei zurzeit bedenklich. Wo aber die von der Bewegung Ergriffenen noch unter dem Einfluß des Missionars stünden, weil sie sich von der Gemeinde noch nicht gelöst hätten, müsse man sich ihrer treu annehmen, sie ernstlich warnen und ihnen den Verkehr mit den Abgefallenen und den Hetzern untersagen.

Andererseits aber wurde wiederholt vor Übertreibung der Gefahr gewarnt. An vielen Stellen sei die kirchliche Agitation an den Missionskirchen fast völlig abgeprallt, die Bewegung schon im Rückgang und die Stimmung der Eingeborenen unbedenklich. Die Scharfmacher in der Presse trügen das meiste zur Verschlimmerung bei.

Zu der Frage, wie die Mission sich zu der Bewegung stellen sollte, rieten Jacottet, Kuschke, Wilcox u. A. dringend, man solle es unmißverständlich aussprechen, daß die Mission dem Emporstreben der schwarzen Rasse durchaus freundlich gesinnt sei. Nicht weil die Äthiopier Schwarze seien, müsse man sie bekämpfen, sondern weil ihre Praxis verwerflich und schädlich. Alle Weißen, auch die Missionare, müßten gewissenhafter als bisher sich bemühen, die Empfindungen der Farbigen nicht unnütz, auch nicht unabsichtlich, zu verletzen. So verlangte Dr. Stewart unter lebhafter Zustimmung, daß in einer Resolution, welche die Chamber of mines um Unterrichts- und Erholungsräume für die boys in den Minen bat, der Ausdruck „boys" durch „Minenarbeiter" ersetzt werde, da diese doch nicht Knaben, sondern Männer seien. Anreden wie „boy, Kaffer" u. dgl., denen ein verächtlicher Nebensinn beiwohne, solle ein Missionar nicht gebrauchen. Auch Wilcox warnte, daß man die Schwarzen nicht als Unmündige, für die der Weiße alles tun müsse, ansehe. Die Schwarzen seien Kinder, aber nicht mehr babies. Wenn ein Kind heranwachse, müsse es beschäftigt und zur Selbständigkeit angeleitet werden. Die Mission in Südafrika gleiche in ihrer gegenwärtigen Lage einem Vater, welcher heranwachsende Söhne zu erziehen habe. Jacottet sah in der Bewegung auch ein Gericht über die Mission: Durch da-

Gute, was wir getan und nicht getan, haben wir sie heraufbeschworen, durch alles, was wir zur Hebung der Eingeborenen getan haben, den Trieb zum Emporkommen in ihnen geweckt, durch alles, was wir in der Erziehung zur Selbständigkeit und in der Beteiligung an der Arbeit bei ihnen unterlassen haben, die Neigung, ohne uns emporzukommen, in ihnen veranlaßt. Ziemlich übereinstimmend erkannte man den guten Kern in der Bewegung an. Man bat die Regierung, den geistigen Kampf mit der kirchlichen Seite der Bewegung freizugeben und sie nicht dadurch zu stärken, daß man ihr noch Märtyrer schaffe. Die Ansicht des Bischofs von Labombo, daß man die Bewegung gewähren lassen müsse, weil sie vom Geiste Gottes gewirkt sein könne, blieb aber vereinzelt.

Mitten in die Verhandlungen traf zu allgemeiner Überraschung ein Telegramm des Führers der äthiopischen Bewegung, Henry Attaway aus Kapstadt, ein:

„Ich persönlich versichre Ihrer Körperschaft, daß ich nur Gefühle der Loyalität gegen die Regierung Sr. Majestät, nur größte Hochachtung für die weißen, christlichen Missionare in Britisch-Südafrika hege, und versichere Ihnen, daß ich darauf aus bin, dem Proselytieren entgegenzutreten, und bitte um Ihre Sympathie in dieser Stunde der Verfolgung. Ihr Werk ist groß; nehmen Sie unsre bescheidene Hilfe an!“

Nach allem, was man bisher von den Äthiopiern erlebt hatte, war das Erstaunen nicht gering. Es wurde vielen schwer, an die Ehrlichkeit der Gesinnung zu glauben. Man führte die Depesche auf den Wunsch, von dem Druck der englischen Regierung freier zu werden, zurück. Doch wollte man die Möglichkeit zu einer Verständigung zu gelangen und die äthiopische Kirche einer anderen Praxis zuzuführen, nicht ungenutzt lassen und sandte daher folgende Antwort ab:

„Geehrter Herr. Die erste allgemeine Missionskonferenz zu Johannesburg dankt Ihnen für Ihr Telegramm, welches den Ausdruck der Loyalität gegen die Regierung enthält, und begrüßt freudig Ihre Versicherung, daß Ihr Werk in Übereinstimmung mit den festen Regeln der Brüderlichkeit, welche von Missionsgesellschaften beobachtet werden, geleitet werden soll. Trotzdem muß sie Ihre Aufmerksamkeit lenken auf die Haltung, welche von Ihren Gesellschaften in verschiedenen Teilen Südafrikas gegen die älteren Missionen beobachtet worden ist, und besonders auf das Verfahren von Willi Mokalapa gegen die Arbeit Ihres heimgegangenen ehrwürdigeu Bruders William Coillard, da es in schreiendem Widerspruch steht zu den von Ihnen ausgesprochnen Gefühlen. Sie werden ohne Zweifel verstehen, daß, bis solch eine Haltung verlassen und eine solche Praxis endgiltig von Ihnen aufgegeben worden ist

wir und andere in der Mission beschäftigten Gesellschaften die von Ihnen vertretene Sache mit Mißtrauen ansehen müssen."

Die Verhandlungen liefen schließlich in folgende, einstimmig angenommene Resolution aus:

„1. Die Konferenz faßt den Äthiopismus als den Versuch auf, in Südafrika Eingeborenen-Kirchen, welche von europäischer missionarischer Aufsicht unabhängig und aus Gründen des Rassenunterschiedes gegen diese feindlich sind, zu errichten. Die vorwärtstreibende Kraft des Heilandes und die unvermeidliche Berührung der Farbigen mit europäischer Zivilisation hat überall in Südafrika ein Erwachen unter den Eingeborenen herbeigeführt. Der Äthiopismus ist hauptsächlich ein falsch geleiteter Gebrauch ihrer neugebornen Energie. Für den Augenblick wenigstens scheint er weniger der Unterdrückung als der liebevollen Leitung zu bedürfen.

2. Die Konferenz beklagt

a) die Tatsache, daß die äthiopischen Gemeinden so oft einen völligen Mangel an Rücksicht auf die Grundsätze christlicher Brüderlichkeit an den Tag legen, indem sie sich in bereits besetzte Missionsfelder eindrängen und dort Proselyten machen;

b) die Herabziehung des Standes christlicher Sitte durch laxe Zucht und durch Anzettelung von Spaltungen in der Kirche Christi;

c) die Verschärfung des gegenseitigen Mißtrauens zwischen den zwei großen Rassen dieses Landes durch den Nachdruck, welchen der Äthiopismus auf den Unterschied der Hautfarbe legt. Obgleich die Konferenz den Eindruck einer etwaigen Gefahr, welche von den Äthiopiern droht, nicht ungebührlich zu verringern wünscht, ist sie doch der Meinung, daß bisher vielleicht der politischen Seite der Bewegung zuviel Gewicht beigemessen worden ist.

3. Die Konferenz wünscht im Geiste christlicher Liebe die Aufmerksamkeit der amerikanischen Negerkirchen auf die Tatsache zu lenken, daß durch das Eindringen in von anderen Missionsgesellschaften längst besetzte Arbeitsfelder, durch Aufnahme von Eingebornen-Gemeinden, die durch Spaltung sich von jenen Gesellschaften getrennt haben, in ihre Gemeinschaft, durch Ordinierung sittlich und geistig völlig unfähiger Leute und durch Mangel von Achtsamkeit auf strenge christliche Zucht die amerikanischen Negerkirchen nach der Meinung der Konferenz sich an der Sache Christi versündigen. Außerdem nähren die Maßnahmen der afrikanisch-methodistisch-bischöflichen Kirche Amerikas in Südafrika und verwandter Körperschaften das Vorurteil, welches bei Europäern in Südafrika gegen missionarische Bestrebungen besteht, und stellen dem Aufstieg eingeborner Kirchen zur Höhe der Selbsterhaltung, Selbstregierung und Selbstausbreitung, welche das anerkannte Ziel des Missionswerkes ist, Hindernisse in den Weg."

Die Konferenz beschloß endlich, Abschriften dieser Resolutionen an die Führer der amerikanischen Negerkirchen sobald als möglich gelangen zu lassen.

Die Tendenz der Resolutionen ist unverkennbar: Man wollte den Äthiopiern möglichst weit entgegenkommen. Der Druck b

englischen Regierung erweckt in einigen dieser abgesplitterten Kirchen, wie aus sicheren Anzeichen zu erkennen ist, die Neigung, bei Missionskirchen wieder Anschluß zu suchen. Solchen Wünschen wollte man entgegenkommen. Man beschloß sogar, zu der nächsten Konferenz farbige Geistliche unter gleichen Bedingungen mit den weißen einzuladen. Ja, man schien sogar gewillt, diese Erlaubnis auf die Geistlichen der äthiopischen und der anderen selbständigen Negerkirchen auszudehnen, vorausgesetzt, daß diese inzwischen in ihrer Praxis die Bedingungen der obigen Resolutionen erfüllt haben sollten.

Daß die Haltung der Konferenz der Tagespresse nicht eitel Freude bereitete, ist selbstverständlich. So hatte man wenigstens gehofft und nach Attaways Telegramm hoffen dürfen, daß die Resolutionen auf die Äthiopier einen heilsamen Einfluß ausüben würden. Das Nachspiel aber, welches die Konferenz bisher gehabt hat, entspricht solcher Hoffnung nicht. Die Leiter der Afr.-Meth.-Bischöfl. Kirche haben im August in Pretoria eine Gegenkonferenz gehalten und die Johannesburger Beschlüsse aufs heftigste angegriffen. Stewart und Bridgmann wurden grob beschimpft, die Konferenzteilnehmer mit Herodes und Pilatus verglichen, die eins geworden seien, Jesum zu töten.

Schließlich wurden vier Resolutionen gefaßt und in der Tagespresse veröffentlicht. Die Äthiopier bestreiten in der ersten jede Gemeinschaft mit der Transvaal Native Vigilance Association und ihrer Presse — niemand hatte sie mit dieser identifiziert, von der T. N. V. A. sagen die Johannesburger Beschlüsse, wohl absichtlich, kein Wort — und werfen der freischottischen, der holländisch-reformierten und der schweizerischen Mission vor, daß diese zu der T. N. V. A. Beziehungen habe, ja, daß ihr Präsident ein Geistlicher der freischottischen Mission sei. In der zweiten verhöhnen sie die Konferenz, daß sie, zusammengesetzt aus Vertretern gespaltener, in Lehren und Ordnungen von einander abweichender Denominationen, ihnen Beförderung von Spaltungen in der Kirche Christi vorwerfe. In der dritten begegnen sie dem Vorwurf, sittlich und geistlich unfähige Leute ordiniert zu haben, mit der Retourkutsche, daß die wesleyanischen Methodisten 1881 nicht weniger als 30 ungebildete Männer ohne Ordination zur Spendung der Sakramente ermächtigt hätten. In der vierten werfen sie der Konferenz Gehässigkeit, Vorurteil, Furcht vor dem Emporkommen der schwarzen Rasse und Mangel an missionarischer Gesinnung vor; dagegen sprechen sie dem Bischof von Lebombo und Jacottet wegen ihrer, vermeintlich abweichenden, allein eingeborenenfreundlichen Haltung ihre dankbare Anerkennung aus.

Darauf hat Jacottet unter dem Titel: The Ethiopian church and the missionary Conference of Johannesburg einen offenen Brief an

sie gerichtet, in welchem er sich in allen wesentlichen Punkten mit der Haltung der Konferenz für solidarisch erklärt, die Beschuldigungen gegen dieselbe als gänzlich unbegründet zurückweist und unter dem äußersten Entgegenkommen den Äthiopieren unverblümt die Wahrheit sagt. Er erinnert sie daran, daß sie alles, was sie geworden seien, den Missionaren verdanken und noch heute keine besseren Freunde als die Missionare besäßen. Er gesteht ihnen zu, daß sie nicht mit der T. N. V. A. zusammengeworfen werden dürften, ja sogar, daß die äthiopische Bewegung überhaupt keine politische Bedeutung habe und die Anzweiflung ihrer Loyalität nur eine ungerechte Verleumdung der Tagespresse sei. Dabei allerdings scheint Jacotett die ganze äthiopische Kirche nach den Erfahrungen seines einzelnen Gebietes zu beurteilen; denn die eine Tatsache, daß es ein Organ der äthiopischen Kirche, die Voice of Missions, war, welche schon 1901 schrieb: „Wie die Briten jetzt die Buren besiegt haben, so wird auch die Zeit kommen, wo die Farbigen den weißen Mann in die See treiben und die Briten nach der Themse zurückpeitschen werden," beweist doch schlagend, daß die Untertanentreue der äthiopischen Kirche nicht so unzweifelhaft ist. Jacottet empfiehlt dann den Äthiopieren etwas mehr Dankbarkeit, Selbsterkenntnis und Demut. Ihre Kirchengründungen seien die ersten großen Versuche, selbständige Eingeborenenkirchen zu begründen. Ihr Scheitern würde für das Vorwärtsstreben der schwarzen Rasse von verhängnisvollen Folgen sein. Wenn sie dies Scheitern verhüten wollten, müßten sie nicht die Missionare bekämpfen, sondern ihre eigenen Fehler: Sie müßten aufhören, sich als die einzige Eingebornenkirche zu bezeichnen, gegen die Missionskirchen zu hetzen, in ihnen zu proselytieren und die Rassenfeindschaft zu verschärfen, und sie müßten anfangen, in der Auswahl ihrer Geistlichen sorgfältig zu sein, Unwürdige zu beseitigen und strengere Zucht und reineres religiöses Leben in ihren Gemeinden zu pflegen.

Ob das liebreich und schlagfertig geschriebene Büchlein Erfolg haben wird? Die Mission in Südafrika steht zur Zeit vor sehr ernsten und verantwortungsvollen Aufgaben. Ihre Diener bedürfen großer Weisheit. Daß es ihnen an ernstem Wollen und an brüderlicher Einmütigkeit nicht fehlt, haben die Johannesburger Tage gezeigt.

Das methodistische Missionswerk im Bismarckarchipel.

Von Missionar Fellmann.

Schon vor Jahren bat mich der Herausgeber der A. M. Z., ihm einen Überblick über das Werk der methodistischen Missionsgesellschaft im Bismarckarchipel zur Verfügung zu stellen. Die Menge der praktischen Arbeit im weiten Felde ließ mir jedoch keine Zeit zu einer gründlichen Bearbeitung des Gegenstandes übrig, trotz großer persönlicher Neigung dazu, und so zerrann Monat für Monat, ohne daß es mir gelang, die Feder anzusetzen. Bei unserer persönlichen, flüchtigen Begegnung in Halle während meines letztjährigen Aufenthaltes in der Heimat, wiederholte der Herausgeber seine Bitte, deren Erfüllung ich im bescheidenen Rahmen dieser Arbeit versuche. Nicht nur der Wunsch, deutsche Missionsfreunde über das Werk einigermaßen zu informieren, sondern geradezu das Gefühl einer Gewissenspflicht, deren Befolgung leider solange unterblieb, ist dazu eine mächtige Triebkraft. Gilt es doch in einer Zeit, in welcher die evangelische Mission infolge trauriger Ereignisse in unseren Kolonien einerseits durch ein heftiges Feuer feindlicher Kritik zu gehen hat, und andererseits, speziell in unserem Falle, eine übermütige römische Konkurrenz mit allen nur zu Gebote stehenden erlaubten und unerlaubten Mitteln ihre Bestrebungen zu erdrücken sucht, alle erreichbaren Sympathien aufrichtiger deutscher Freunde zu gewinnen. Ich kann mich selbst von einer gewissen Schuld, den mächtigen Faktor der Informierung deutscher Missionskreise in der Vergangenheit vernachlässigt zu haben, nicht freisprechen.

Wird nun durch die folgende schlichte Darstellung ein kleiner Beitrag zur Geschichte der siegenden Kraft des Evangeliums in seinem Rundlauf um die Welt geliefert, werden Sympathien geweckt und Missionsinteressen gefördert im allgemeinen und speziell für die zu beschreibende Sache, so will ich mich reichlich für die Mühe entschädigt halten.

Zur Zeichnung eines klaren Bildes wird eine übersichtliche Gruppierung des vorliegenden Materials von Vorteil sein und es dürfte sich daher nachstehende Disposition zur Behandlung des Gegenstandes empfehlen:

1) Das Arbeitsfeld und die Missionsobjekte,
2) Die Begründung und äußere Ausdehnung des Werkes,
3) Die Missionspraxis und Organisation des Missionspersonals,
4) Die bestandenen Kämpfe und besonderen Schwierigkeiten,
5) Der missionarische Erfolg und gegenwärtige Stand.

1.

Der Bismarckarchipel, früher als zur englischen Einflußsphäre gehörig betrachtet, bildet die östliche Hälfte des Schutzgebiets Deutsch Neu-Guinea, das außerdem noch Kaiser Wilhelmsland, den nordöstlichen Teil der Insel Neu-Guinea, und Buka und Bougainville von den Salomoninseln umfaßt. Er besteht aus folgenden Hauptinseln und Inselgruppen:

Neu-Pommern (New-Britain), Neu-Mecklenburg (New-Ireland), Neu-Lauenburg-Gruppe (Duke of York), Neu-Hannover, Manus- (Admiralitäts-)Inseln und den sogenannten westlichen Inseln. Teils sind es mächtige vulkanische Erhebungen, teils flache Gebilde, entstanden durch koralinischen Aufbau. Auf Neu-Pommern finden sich zwei Gruppen von Vulkankegeln mit zum Teil noch tätigen Kratern: im Süden der Gazellenhalbinsel der Vater mit den beiden Söhnen, von welchen der Nordsohn erloschen ist, im nördlichen Teil der Gazellenhalbinsel an der Blanchebucht die Mutter mit einem kleinen tätigen Krater am Fuße und rechts und links von derselben die beiden erloschenen Töchter (Süd- und Nordtochter). Erdbeben von größerer oder geringerer Heftigkeit kommen häufig vor, so häufig, daß sie, obwohl keineswegs angenehm, kaum jemand in ernstlichen Schreck versetzen. Das tropische Klima ist kein übermäßig gefährliches, selbst bei vorhandener Malaria, die dann und wann ihren Tribut fordert. Leider hat sich aber auch in den letzten Jahren des öfteren Schwarzwasserfieber gezeigt und einige Ansiedler weggerafft, andere gezwungen, das Gebiet zu verlassen. Die Hitze ist trotz des hohen Durchschnitts von 24 bis 33 Grad Celsius erträglich infolge der meist frischen Winde. Süd-Ost-Passat und Nord-West-Monsun wechseln mit einander ab, temperieren die Hitze und bilden zugleich die Jahreszeiten, letzterer bringt ausgiebige Regenfälle.

Die Inseln bieten Landschaftsbilder von großartiger Schönheit und Szenerien von berückendem Zauber. Die luxuriöseste Vegetation in Gestalt von Urwald, unterbrochen von Grasfeldern, bedeckt Ber-

Tal und Ebene oder Plateau. Am vorzüglichsten gedeiht die Kokosnußpalme, die für Weiß und Farbig die einträglichste Einnahmequelle bildet, daneben ist, aber nur im beschränkten Maße, Baumwolle, Kaffee, Kakao und neuerdings auch Figus von verschiedenen Plantagenbesitzern kultiviert worden.

An Nahrungsmitteln liefert der Boden den Eingeborenen die Jam- und die Taro-Wurzel, eine Menge von wohlschmeckenden Bananen-Arten und Gemüse.

So reich wie die Flora des Archipels, so arm ist auf der anderen Seite dessen Fauna, soweit nämlich Säugetiere inbetracht kommen. Nur die beiden niedrigsten Ordnungen der Beutler und Kloakentiere sind nach den Angaben der Zoologen einheimisch. Schweine, Hunde, Katzen, Ratten und Mäuse sind eingeführt und kommen allesamt teils wild, teils als Haustiere vor. Exportartikel sind Kopra (geschnittener und getrockneter Kokosnußkern), etwas Baumwolle, Kaffee, Trepang und Perlmutterschalen, während Eisenwaren, Werkzeuge, Stoffe, 2c. von den ansässigen Firmen importiert werden.

Im Jahre 1884 wurde die deutsche Flagge von S. M. Kreuzerfregatte Elisabeth und S. M. Kanonenboot Hyäne an mehreren Stellen des Bismarckarchipels gehißt und im Jahre 1885 die deutsche Schutzherrschaft durch diplomatische Verhandlungen mit England fest begründet. Zunächst wurden die Oberhoheitsrechte der schon früher in Berlin gegründeten Neu-Guinea-Kompagnie durch kaiserlichen Schutzbrief übertragen und der Sitz der Hauptverwaltung in Kaiser-Wilhelmsland aufgeschlagen. Am 1. April 1899 wurde sodann die Landeshoheit gegen eine Entschädigung von 4 Millionen Mark, in jährlichen Raten an die Neu-Guinea-Kompagnie zahlbar, zur allseitigen Befriedigung der Ansiedler, vom Reich zurückgenommen, und der Sitz des kaiserlichen Gouvernements nach Herbertshöhe im Bismarckarchipel verlegt. Weitere Regierungsstationen wurden seitdem in Kaewieng (Nord-Neu-Mecklenburg), Toma am Varzin und Namatanai (Ost-N.-M.) gegründet.

Die Bewohner unseres Gebiets, über deren Anzahl man keinerlei zuverlässige Angaben machen kann, gehören zur Rasse der melanesischen Neger, und zerfallen unter sich in viele Volks- und Familienstämme. Bei aller Ähnlichkeit im allgemeinen herrscht doch unter ihnen eine ungemeine Verschiedenheit sowohl inbezug auf physische Erscheinung, als auch Sprache und Sitte, wenn auch die Sprach-

verwirrung keine so babylonische ist, wie auf dem Festlande Neu-Guinea. Im Bereiche des Netzes der Missionsstationen finden wir vier scharf von einander abgegrenzte Dialekte, obwohl allen gewisse Elemente gemeinsam sind. Manche Eingeborene beherrschen zwei derselben. Die vielen tiefen Sprachenklüfte überbrückt das Pidschin-englisch, das „Volapück" der Südsee, mit seinem nur geringen Wortschatz und oft äußerst originellen Redewendungen. Ursprünglich wohl durch die Arbeiteranwerbungen in Gebrauch und Verbreitung gekommen, wird es jetzt ausnahmslos von Händlern, Pflanzern und Kaufleuten als Verkehrs- und Geschäftssprache benützt. Seine Ersetzung durch einen einheimischen Dialekt wäre höchst wünschenswert, ob aber durchführbar muß von der Zukunft gelehrt werden. Ein gut Teil der großen Sprachzerrissenheit kommt jedenfalls auf das Konto der beständigen Feindseligkeiten und Fehden der einzelnen kleinen Stämme gegen einander. Zur Bildung größerer Gemeinwesen mit politischer Bedeutung ist es unter ihnen nicht gekommen, sondern es herrscht vielmehr eine ganz primitive patriarchalische Wirtschaft auf leibliche Verwandtschaft gegründet, so daß selbst die anerkannten Glieder eines Stammes nur im losen Zusammenhang zu einander stehen. Der Stamm kann einen oder mehrere Häuptlinge haben, doch ist die Häuptlingswürde fast ohne Fehl an den Reichtum des Betreffenden in Muschelgeld geknüpft und sichert selbst auch dann noch nicht bemerkenswerten Einfluß, es sei denn, daß sich mit dem Besitz die Macht einer kräftigen, gewalttätigen Persönlichkeit verbindet. Jedermann zieht es vor statt Untertan ein „Freiherr" in seinem kleinen Kreise zu sein. Gegenwärtig sucht die Regierung darin insofern gesunden Wandel zu schaffen, daß sie einen tüchtigen Mann, meist ist es der sogenannte Häuptling, an die Spitze eines Stammes stellt und denselben mit gewissen Rechten zur Schlichtung einfacher Händel zwischen seinen Stammesangehörigen betraut, ihm Pflichten auferlegt und von seinen Leuten Gehorsam gegen ihn fordert.

Übergehen wir nun das im ganzen wenig bestrickende Äußere unseres Insulaners und wenden wir uns dem Menschen im Menschen, seinem typischen Charakter zu, so entdecken wir auch nicht gerade sehr begeisternde Züge. Der Apostel Paulus zitiert in seinem Briefe an Titus den Ausspruch des kretensischen Dichters und Philosophen Eupimenides, der als ihr eigener „Prophet" den Nationalcharakter

seiner Landsleute so wenig schmeichelhaft charakterisiert: „Die Kreter sind immer Lügner, böse Tiere und faule Bäuche“. Und Paulus setzt hinzu: „Dies Zeugnis ist wahr“. Ja, leider auch wahr, in sehr hohem Grade sogar, von dem Bismarckarchipel-Insulaner.

Zur Lüge finden sich noch die würdigen Geschwister: Unehrlichkeit, diebischer Sinn, Feigheit und Hinterlist, das „böse Tier“ offenbart sich in unersättlicher Habsucht und unmenschlicher Grausamkeit und „der Müssiggang ist aller Laster Anfang“. Es ist in der Tat kein verlockender Kodex von Tugenden, dem wir im noch nicht erneuerten Herzen eines unserer Kannibalen begegnen.

Der Kreis ihrer religiösen Vorstellungen ist ein ganz beschränkter und besteht vornehmlich im Geister- und Aberglauben. Krankheiten, Tod und schädliche Naturereignisse, wie Erdbeben werden auf das Einwirken böser Geister zurückgeführt, die man vermittelst der verschiedensten Zaubereigebräuche und Beherungsformeln bannen oder sich zu Dienste machen kann. Tiere, Plätze, Bäume und Steine werden als von Geistern bewohnt und belebt angesehen und deshalb oft mit großer Scheu und ängstlich gemieden. Der Geist, der die Erdbeben hervorruft, wird als ein ziemlich starker betrachtet, und im Falle er sich unangenehm bemerkbar macht, sucht man ihn durch heftiges Blasen des Tritonhorns, Schlagen der Holztrommel und lautes Schreien aufs Meer hinauszujagen. In Verbindung mit dem Geister-Aberglauben stehen die Ahnenfeste und die Geheimkulte für Männer, auf der Gazellenhalbinsel „Dukduk“ und „Ingiat“ geheißen, mit vielen geheimnisvollen Zeremonien, über deren tiefste Bedeutung man fast noch ganz im Unklaren ist und nur vage Vermutungen anstellen kann. Sie üben jedoch eine große Macht auf das Gemüt des Eingeborenen aus. Ein Glaube an das Fortleben der Seele eines Verstorbenen nach dem Tode besteht, eine Vergeltung jedoch guter oder schlechter Taten nahm man nicht an. Die Seele des Reichen, der mit viel „Tambu“ (Muschelgeld) begraben wird, ist im Jenseits glückselig. Sie wird von den Geistern empfangen, geschmückt und an einen ihrer Versammlungsplätze, deren es mehrere gibt, geleitet. Die Seele des Armen dagegen wird von ihnen verstoßen und irrt im Unglück umher. Daher zum Teil das Verlangen, sich so viel „Tambu“ als möglich zu verschaffen und aufzustapeln, um viel mit ins Grab nehmen zu können. Obwohl die Worte „gut“ und „schlecht“ in der Sprache vorkommen und sogar sehr häufig ge-

braucht werden, so fehlt ihnen doch der moralische Inhalt. Das Gewissen schlummert und muß erst geweckt, geschärft und erzogen werden. In einem gewissen Sinne stehen also diese Naturkinder noch „jenseits von gut und böse."

Im Einklang mit der Ärmlichkeit der religiösen Begriffe steht die geistige Kultur. Vor Ankunft der Mission gab es keinerlei Schriftzeichen. Man hat deshalb die lateinischen Lettern, die sich zur Wiedergabe der Sprachlaute, von geringen Ausnahmen abgesehen, gut eignen, eingeführt. Das wenige, was an Sagen und mündlichen Überlieferungen vorhanden ist, hat keinen großen Sinn und ist unbedeutend.

Es gibt unter den Stämmen des Archipels ein mehr oder minder ausgebildetes Zahlensystem, doch hat man meist nur für die Zahlen von 1—5 und 10 ursprüngliche Worte. Auf der Gazellenhalbinsel auch für 100 und die Manusleute der Admiralitätsinseln sollen sogar für 10000 noch eine besondere Bezeichnung gebrauchen. Es läßt sich aber auch in anderen Gebieten durch richtige Zusammenstellung der vorhandenen Ausdrücke die Zahl 10000 erreichen. Beim Zählen und Rechnen spielen die Finger und Fußzehen als natürliche Rechenmaschine eine große Rolle. Die Zeitrechnung beruht auf der Beobachtung der Mondphasen und der Name für „Monat" ist nichts anderes als das Wort für „Mond". Für längere Zeitabschnitte bedient man sich besonderer Bezeichnungen im Anschluß an gewisse Vorgänge des Naturlebens. Eine Einteilung der Woche und Namen für die Wochentage sind erst mit dem Erscheinen der Weißen bekannt geworden.

Die Rechtsanschauungen der Eingeborenen liegen sehr im Argen und die Begriffe von Recht und Gerechtigkeit sind oft äußerst verworren und mangelhaft. In den meisten Fällen schafft sich überdies durch Ausübung von Rache der beschädigte oder verletzte Eingeborene selbst durch Gebrauch seines Speers oder seiner Keule, durch Darreichung von „taring" (Gift), durch Anwendung, ihrer Meinung nach, gefährlicher Zauber, oder Erpressung von Muschelgeld Genugtuung. Dies gibt dann andererseits wieder Veranlassung zu Mord und Totschlag, einer unendlichen Kette von Verbrechen und wilden Kämpfen, bis eine Erschöpfung eintritt. Die Anarchie schwingt ihr grausames Zepter noch in solchen Gebieten, in welchen nicht durch Regierung und Mission geordnetere Verhältnisse geschaffen sind.

Es gilt allgemein das Mutter- und Neffen-Erbschaftsrecht, d. h. die Kinder folgen der Mutter oder dem mütterlichen Stamme und für das verwandtschaftliche Verhältnis spielt die Beziehung zwischen Onkel und Neffen die weitaus wichtigere Rolle, während zwischen Vater und Sohn nur eine ganz lockere Verbindung besteht. Der Neffe beerbt stets den Oheim. Die Frau wird durch Kauf mit Muschelgeld, oft schon als Mädchen, erstanden, und begibt sich darauf zu den Verwandten des Mannes, dem sie dann später unter Beobachtung von allerlei Zeremonien und Veranstaltung von Festen angetraut wird, nachdem er sich vorher eine Zeitlang im Versteck aufgehalten hatte. Das eheliche Leben läßt viel zu wünschen übrig. Die Ehefrau ist nicht die ebenbürtige Partnerin des Mannes, sondern vielmehr ein Lasttier. Ehebruch und Wechsel der Frau sind ziemlich häufig und wird die Frau aus irgend einem Grunde entlassen, so fordert der Mann den für sie erlegten Kaufpreis oder wenigstens einen großen Teil davon wieder zurück. Die meisten Eingeborenen haben nur e i n e Frau, aber es wird doch auch Polygamie getrieben mit 2—10 Weibern. Kindermord wird begangen, wenn Zwillinge verschiedenen Geschlechtes zur Welt kommen. Das männliche Kind wird in diesem Falle getötet aus Furcht, sie möchten später geschlechtlichen Verkehr unterhalten. Ein solcher zwischen Verwandten gilt als schlimmes Verbrechen uud wird mit Erschlagen der beiden Sünder bestraft. Um eine Inzucht zu vermeiden, sind sämtliche Eingeborene in zwei große Sippen eingeteilt, die auf Neu-Mecklenburg und Neu-Hannover nach gewissen Vögeln benannt sind, auf Neu-Lauenburg Pikalaba und Maramara heißen, auf der Gazellenhalbinsel aber keinen Namen tragen. Mann und Frau dürfen nie der gleichen Sippe angehören.

Das Haupttausch- und Kaufmittel bildet das Muschelgeld in irgend einer Gestalt oder Form und unter den verschiedensten Benennungen. Das bereits genannte „Tambu" wird hergestellt, indem kleine Kauri-Muscheln, die von weit her geholt sind, nachdem sie mit viel Mühe präpariert wurden, auf langen Streifen des elastischen Rotang aufgereiht werden. Handelt es sich um Zahlung kleinerer Summen, so werden die Muscheln abgezählt, größere dagegen mißt man nach Faden ab. Die Länge des Fadens beträgt die der beiden ausgestreckten Arme inklusive der Brustbreite. Wenn man es in reichlicher Menge besitzt, wird es in Ringen aufeinandergelegt, in

Blätter eingewickelt und mit Bast umbunden. Die Ringe sind von verschiedener Größe, von der eines Rettungsgürtels bis zu der eines Wagenrades. Man bewahrt dieselben in dem eigens dazu gebauten und streng bewachten Tambuhause auf. Geld ist Macht, nirgends mehr wie hier. Es sichert Ansehen und Einfluß, setzt in den Stand, die besten Lebensmittel und Frauen zu kaufen, Söldner zu dingen, Verbrechen gut zu machen, Feinde zu versöhnen und sichert sogar ein glückliches Jenseits. Was Wunder, wenn von Jugend auf das Sinnen und Trachten des Menschen darauf gerichtet ist, soviel wie nur möglich von dem kostbaren Schatze auf rechte oder unrechte Weise zu ergattern. Neuerdings kommt in den von den Kaufleuten und Händlern besetzten Gebieten auch die deutsche Reichsmünze mehr und mehr in Umlauf.

Gerätschaften, Werkzeuge und Waffen wurden ursprünglich alle aus Holz und Stein angefertigt. Eisen kannte man vor dem Auftreten der Weißen nicht. Hauptwaffen sind die Stein- und Holzkeule, der Speer, die Steinschleuder, in den Salomoninseln Pfeil und Bogen. Die ursprünglichen Wohnhänser sind sehr primitive Hütten, bestehend aus einem mit Gras und Blättern bedeckten und bekleideten Gerüst, das sich nur wenige Fuß hoch über dem Boden, auf dem man lebt und schläft, erhebt. Schiffahrt in ausgedehnterem Maße war nicht möglich. Die durch Aushöhlung eines Baumstammes verfertigten und mit Auslegern versehenen Kanus gestatteten als minderwertige kleine Fahrzeuge keine ausgreifenderen Seefahrten.

Ackerbau treibt man überall, besonders dem Inlande zu. Jam, Taro, Süßkartoffeln, Tapioka, Bananen, Zuckerrohr und allerlei Gemüse werden angebaut. Daneben stehen die Kokosnußpalmen, verschiedene Nußarten, der Brotfruchtbaum usw. als wertvolle Nahrungsquellen. Von Jagd konnte bei dem Tiermangel, außer auf wilde Schweine und hie und da ein Beuteltier, nicht die Rede sein. An der Küste obliegen die Männer eifrig dem Fischfang, dessen Beute entweder um Muschelgeld verkauft oder gegen Feldfrüchte ausgetauscht wird.

Der Mangel an Fleischnahrung wurde schon als die Ursache der schrecklichen Sitte der Menschenfresserei, die wir zum Schlusse noch erwähnen müssen, angesehen. Höchst wahrscheinlich liegen aber die Gründe für den weit verbreiteten Kannibalismus tiefer, und sind vielleicht in dem Verlangen nach gänzlicher Vernichtung des Leibes

und Lebens des bitter gehaßten Feindes zu suchen. Die Lust am Verzehren von Menschenfleisch ist jedoch nachgerade so gesteigert worden, daß man in verhältnismäßig friedlichen Zeiten auf Mord ausging, um sich ein Mahl verschaffen zu können. Die Stammesgenossen des Aufgegessenen ruhten nun natürlich nicht, bis sie sich ihrerseits durch Vertilgen eines Angehörigen der Gegenpartei entschädigt hatten. Lauscht der Neuling den Erzählungen der Alten, die noch die rohen kannibalischen Akte mitbegangen haben, so mag ihm fast das Blut in den Adern erstarren, denn er blickt in einen Abgrund von höllischer Bestialität. Die unglücklichen Opfer wurden oft, nachdem man sie durch Brechen der Arme und Beine hilflos gemacht hatte, vermittelst eines Bambus-Messers bei lebendigem Leibe zerlegt. Mit starken Nerven ausgerüstet, schwanden ihnen die Sinne nur ganz langsam und sie mußten es sehen, wie man Teile ihres Körpers vor ihren Augen verkaufte, in grüne Blätter wickelte und mit Freudengeheul davontrug, um sie zwischen heißen Steinen zu braten und mit Genuß zu verzehren. Menschenfleisch wird „a wirua“ genannt, und nur soweit der Arm der Verwaltung und der Einfluß der Mission reicht, ist die scheußliche Sitte beseitigt, wenn auch an der Peripherie des Einflußes der Weißen noch Rückfälle auftreten.

2.

Es war in der Tat eine heroische Aufgabe, die sich der Missionar Rev. G. Brown, der jetzige General-Sekretär der Australischen Methodisten Missionsgesellschaft, nachdem er eine Reihe von Jahren in Samoa segensreich gewirkt hatte, stellte, als er es unternahm, Pionier der evangelischen Mission in dem oben geschilderten Gebiet mit seinen durch ihre Wildheit und Grausamkeit berüchtigten Bewohnern zu werden, zu einer Zeit, in welcher es weder ansässige weiße Händler noch eine ordnungschaffende Verwaltung im Archipel gab.

In einer Sitzung des Exekutiv-Ausschusses des Missionsboardes der damals „Australasian Wesleyan Methodist Missionary Society“ genannten Gesellschaft in Sidney am 9. September 1874 wurde die Frage der Eröffnung eines neuen Arbeitsfeldes erörtert. Tonga beanspruchte finanziell keine Hilfe mehr, so daß man über freie Kräfte und Mittel verfügen konnte. Die Aufmerksamkeit des Ausschusses war auf Neu-Britannien, Neu-Irland und die angrenzenden Inseln gerichtet worden und das Komitee hieß den vorgelegten Plan gut,

nach welchem das Missionssegelschiff „John Wesley“ gelegentlich seiner nächsten Tour eine Untersuchungsreise nach den genannten Inseln machen sollte. Es wurde ferner beschlossen, einen Abgeordneten mit einer Anzahl Missionslehrer aus Samoa und Witi mitzusenden, welche in den passendsten Dorfschaften angesiedelt werden sollten. Der wichtige Beschluß endete mit den Worten: „Wir bitten ernstlich und vertrauensvoll um die Gebete und die Sympathie unserer Kirche für das Unternehmen, damit uns Gottes Leitung und Segen zu teil werden möchte, wie unseren Vätern“. Bezüglich des Arbeitsfeldes ließ sich die Resolution folgendermaßen aus:

„Wir glauben, die Inseln sind von Menschen bewohnt, die der papuanischen und malaiischen Rasse angehören. Wir sind überzeugt, daß sie in moralischer Hinsicht weder unschuldig noch rein sind, vielmehr werden sie der Grausamkeit und des Kannibalismus bezichtigt Wir vermuten, daß man sie im selben Zustande wie die Witier vor 40 Jahren finden wird. . . . . . Dies also ist unser beabsichtigtes Arbeitsfeld, von weiter Ausdehnung, doch kompakt und gut bevölkert. Es hat noch einen anderen Vorzug, nämlich den, daß so viel wir wissen, noch keine christliche Kirche Boten dahin entsandt hat. Seine Bewohner haben noch nie die frohe Botschaft gehört. Man kann uns deshalb nicht den Vorwurf machen, wir bauten auf anderer Leute Grund.“

Von besonderem Interesse war die zu begründende Mission deshalb, weil es die erste Unternehmung der selbständig gewordenen Australischen Kirche und der erste Versuch ihrerseits war, bekehrte Eingeborene von älteren Missionsfeldern als farbige Gehilfen zu verwenden. Würde das Experiment gelingen?

Missionsversammlungen wurden da und dort veranstaltet, um missionsfreundliche Kreise zu unterrichten und ein reges Interesse landauf und landab wachzurufen. Nach manchen Verzögerungen konnte endlich der erkorene Abgeordnete, Missionar Brown, Ende April 1875 im „John Wesley“ bestimmt nach Neubritannien mit dem Kurs über Witi, Samoa und Rotuma, den Hafen Sydneys verlassen. Auf Witi, das zuerst angelaufen wurde, hatte kurz vorher eine furchtbare Masernepedemie gewütet und ein Drittel der Bevölkerung, darunter auch viele eingeborene Gehilfen, weggerafft. Trotz der so reduzierten einheimischen Kräfte waren die Missionare doch willig, solche Männer ziehen zu lassen, die für tüchtig galten. Zehn Freiwillige meldeten sich und sechs verheiratete und drei ledige von ihnen bestimmte man als Helfer für den Bismarckarchipel. Der edle, feurige Joeli Bulu erteilte den Sendboten seinen Rat und

seine Vermahnung. Noch hatten sie vor den britischen Administrator zu treten, der sie über die Beweggründe ihres Wegganges befragte und ihnen in ernsten Worten die großen Gefahren schilderte, denen sie zu begegnen hätten. Sie möchten sich jeder Täuschung begeben. Auf diese Vorstellungen hin gab einer von ihnen, Aminio Bale, die für einen Missionar ganz klassische Antwort: „Sir, wir haben die Sache wohl überlegt, und wenn wir sterben, so sterben wir, und leben wir, so leben wir." Das war dem Administrator genug. Als sie alle noch eine Urkunde unterzeichnet hatten, schifften sie sich ein. In Samoa kamen noch zwei zu der kleinen Schar der opferfreudigen farbigen Evangelisten, die selbst erst kürzlich dem Kannibalismus entrissen, jetzt von der Liebe Christi getrieben ihren Rassengenossen Rettung bringen wollten.

Am 14. August 1875 sichtete man Neupommern und am 15. rasselte der Anker des „John Wesley" auf den Grund des kleinen, höchst malerischen Hunterhafens in der Neu-Lauenburggruppe. Es war ein Sonntag, der an Bord mit einer Weihe- und Gebetsversammlung verbracht wurde. An der Nordseite des Port Hunter schritt man am nächsten Tag schon an die Arbeit. Eine primitive Hütte wurde nach Verhandlungen mit den Eingeborenen errichtet und bot wenigstens notdürftige Unterkunft. Dann segelte man nach Neu-Pommern hinüber in die wichtige Blanchebucht, in der das Schiff manchmal von bis zu hundert Kanus, voll kreischenden, ganz nackten Kannibalen umgeben war. Nachdem deren Bekanntschaft oberflächlich gemacht war, gings zurück nach Neu-Lauenburg, von wo aus der „John Wesley", drei Wochen nach seiner Ankunft, die Anker wieder lichtete. Der tapfere Missionar mit seiner kleinen getreuen Schar Witier und Samoaner war nun allein unter den hinterlistigen Menschenfressern des Archipels.

Zwei der Witier wurden bald darauf nach der Landschaft Nodup auf der Gazellenhalbinsel gebracht, wo der vor wenigen Jahren verstorbene Häuptling Tobola ihnen sein Haus zur Verfügung stellte. Noch auf seinem Totenbette gedachte dieser jenes bedeutsamen Augenblickes. Voll Freude und Dank schrieb Brown: „Alles ging gut und alle die bei uns waren, waren ganz verwundert über den freundlichen Empfang, der uns bereitet wurde. Mein eigenes Herz war so bewegt, daß ich gerne ins Dickicht gegangen wäre, um zu weinen vor lauter Dankbarkeit".

Brown unternahm dann Forschungsreisen auf der Neu-Lauenburggruppe und nach Neu-Mecklenburg und stationierte die vorhandenen Leute an geeigneten Plätzen; fast überall konnten sie sich ohne besonderen Schwierigkeiten niederlassen. Allerdings war bei diesem Vorgehen viel Ruhe, Mut, Takt und Geduld vonnöten, waren aber auch glücklicherweise in der Person des Führers vereinigt. Im Januar 1876 eröffnete man das erste bescheidene Gras- und Blätterkirchlein zu Molot, N. L., an anderen Stellen scharten sich die Leute zusammen an einer Dorfhütte oder im Schatten eines Baumes um der fremdartig klingenden Rede zu lauschen. Der Schall einer Tanz- oder Festtrommel machte sie jedoch häufig verschwinden und der Redner sah sich verlassen.

Während des Jahres 1876 machte Brown noch mehrere Rekognoszierungsreisen, denn auch die Küste war zum großen Teil terra incognita, und begab sich dann im Oktober nach Sydney, um von dort im Mai 1877 mit seiner Frau und zwei Kindern zurückzukehren und die Arbeit tatkräftig aufzunehmen. Die nächste Aufgabe war die Errichtung eines von Australien importierten Holzhauses zu Kinawanua, Port Hunter, der ersten Hauptstation.

Ende 1878 landete der zweite weiße Missionar, Rev. B. Danks mit Frau, im Archipel. Ihr Wirkungskreis sollte die Nordküste der Gazellehalbinsel sein. Man schritt zur Eröffnung der zweiten Hauptstation Kabakada. Danks konnte aber diese Station leider nicht sogleich beziehen, da Brown auf den Tod erkrankte und bei einer sich bietenden Gelegenheit plötzlich abreisen mußte, seine Frau mit den Kindern, von denen sie zwei während seiner Abwesenheit unter den deprimierendsten Umständen zu begraben hatte, zurücklassend. Nach erlangter Genesung traf er im Anfang des Jahres 1880 wieder ein und die Station Kabakada konnte nun besetzt werden. Die Arbeit unter der wilden, leicht erregbaren Bevölkerung war schwer.

1881 verließ der Gründer des Werkes endgiltig das Gebiet und an seine Stelle trat Rev. Rooney, dessen Frau ihm auf der Reise von Witi her durch den Tod auf den Salomoninseln entrissen wurde. Kurz nach Brown's Weggang wies die Statistik 40 Predigtplätze, 55 Getaufte, 28 in Vorbereitung, 514 Schüler, und 2390 Besucher der öffentlichen Gottesdienste auf.

1884 entstand die Station Raluana unter Leitung des Rev. Rickard, nachdem schon mehrere Lehrer in der Umgegend seit einer

Anzahl von Jahren missionarische Tätigkeit ausgeübt hatten. Die Zahl der Nebenstationen nahm stetig zu, und Bitten um Missionslehrer liefen beständig ein, konnten aber in vielen Fällen wegen Arbeitermangel nicht oder doch nur sehr langsam erfüllt werden.

1899 geschah die Verlegung der Hauptstation in der Neu-Lauenburggruppe nach Ulu, einer von der Mission erworbenen, fruchtbaren Insel, und es wurde zugleich auf derselben ein Seminar für einheimische Gehilfen gegründet und eine Kokosnußpflanzung angelegt, deren Früchte der Mission ein hübsches Einkommen sichern. Der mit der Arbeit betraute Missionar Rev. Crump hat sich in dieser Sache durch anerkennungswerte Leistungen sehr verdient gemacht.

Nach langem Harren durfte man endlich auch einen weißen Missionar auf der Westküste Neu-Mecklenburgs ansiedeln mit dem Sitz in Eretubu. Die Errichtung einer fünften Hauptstation zu Kudukudu auf der Ostküste derselben Insel ist der Vollendung nahe. Auch sind bereits in Nord-Neu-Mecklenburg und in Nakanai auf Neu-Pommern Grundstücke angekauft behufs weiterer Ausdehnung.

Die Gesamtzahl der Nebenstationen beläuft sich jetzt auf 125 mit 19 noch dazukommenden Predigtplätzen, und räumlich erstreckt sich die Tätigkeit der Mission auf das nördliche Küstengebiet der Gazellehalbinsel, der ganzen Neu-Lauenburggruppe und den mittleren Teil der gebirgigen Insel Neu-Mecklenburg.

Statistik der deutschen Missionen.

Von D. Grundemann.

Die folgende Tabelle zeigt den Stand der deutschen Missionen 1903—1904. Genaue, einheitliche Angaben, die wie bei staatlichen Zählungen an einem Stichtage aufgenommen wären, lassen sich nicht geben, da die verschiedenen Gesellschaften ihr Berichtsjahr zu verschiedenen Zeiten abschließen. In überwiegendem Maße kommt der Stand um Neujahr 1904 hier zur Darstellung. Jede zusammen-

fassende Bearbeitung auf diesem Gebiete ist bei ihrer Veröffentlichung durch die wirklichen Verhältnisse bedeutend überholt.

Bekanntlich decken die Rubriken, in denen die verschiedenen Gesellschaften ihre Statistik aufstellen, einander nicht genau. Unter Hauptstationen (Spalte 4) versteht man meistens solche Niederlassungen, auf denen ein oder mehrere europäische Missionare sich als ständige Arbeiter befinden. Die Leipziger Mission in Indien z. B. zählt dagegen auch solche Anlagen als Stationen, auf denen inmitten eines größeren Kirchenkreises ein eingeborener Pastor an der Arbeit steht. In Spalte 5 gebe ich hier die sämtlichen europäischen männlichen Missionsarbeiter. Die Zahl der berufsmäßigen Verkündiger des Wortes (wobei ordinierte und noch nicht ordinierte zusammengefaßt sind) wird gewonnen durch Abzug der Summe von Spalte 6 und 7. Die in Spalte 7 gezählten sind meist Kaufleute, Bauhandwerker, Leiter von industriellen Anstalten und dergleichen. In Spalte 8 sind Lehrerinnen und Arbeiterinnen in der Frauen-(Senana-) Mission zusammengefaßt. Unter Spalte 10 sind nur besoldete männliche Gehilfen, Katechisten, Lehrer usw. aufgeführt. Überall findet sich eine größere Zahl unbesoldeter Helfer, die hier übergangen sind. Dasselbe gilt von den weiblichen Gehilfen, auch denen die als Bibelfrauen, Lehrerinnen usw. von der Mission besoldet werden. Die verschiedenartigen Schulen, Volksschulen, Mittelschulen, Seminare usw. sind in Spalte 11 zusammengezählt. Unter Spalte 14 sind auch die mit ihren Eltern getauften Heidenkinder mit eingeschlossen. Die Taufbewerber, die ich sonst mit den Heidenchristen zusammenfaßte, sind in Spalte 16 besonders gezählt. Will man also die Zahlen aus Spalte 17 mit den entsprechenden meiner früheren Statistiken vergleichen, so muß man die Zahl aus Spalte 16 vorher hinzurechnen.

Was die Einnahmen betrifft, so habe ich früher nur in einer Spalte die Summe gegeben, welche in dem Abschluß der Jahresrechnungen erscheint. Dies aber ist für den irreleitend, welcher die Leistungen der betreffenden heimatlichen Missionsgemeinde kennen lernen will. Mir kommt es jetzt darauf an, so weit es möglich ist (in Spalte 19) zu zeigen, was die evangelische Christenheit Deutschlands für die Heidenmission leistet. Dabei darf man nicht übersehen, daß es sich hier nur um einen Teil der Missionsleistungen handeln kann, nämlich um die Beiträge, die an die Kasse der Gesellschaft kommen

und öffentlich quittiert werden. Es gibt andere, von denen das Wort von der „linken Hand" gilt. Mögen die letzteren auch nur einen kleineren Teil bilden, so sind es doch nicht unbedeutende Summen, welche von Missionsfreunden in aller Stille unmittelbar an Missionare für besondere Missionsbedürfnisse gesendet werden. Solche Leistungen lassen sich statistisch nicht darstellen. Dagegen lassen sich von den Einnahmen der Gesellschaften aussondern alle Beiträge, die nicht aus Deutschland, sondern von Christen eines andern Landes gegeben sind. Spalte 20 zeigt uns, daß diese Summe recht bedeutend ist. Andererseits aber sollten alle Einnahmen die nicht persönliche Beiträge sind, als Zinsen von Kapitalien, Ertrag von Basaren und Lotterien (die letzteren sind nicht schön!) von gewerblichen und Handelsunternehmungen und dergl. ausgeschieden werden, wie es hier in Spalte 21 versucht ist. Daß auch hier die Grenze fließend ist, und daß z. B. der Lohn für eine Arbeit ein sehr persönlicher Missionsbeitrag sein kann[1]), verkenne ich nicht. Immerhin lassen sich im großen und ganzen die persönlichen Beiträge von dem unpersönlichen Einkommen sondern. Bei einer Vergleichung mit früheren Statistiken sollte man hier jedesmal die drei Beträge aus den Spalten 19—21 zusammenrechnen.

Spalte 24 zeigt die Fehlbeträge, wie sie unter Nachwirkungen aus den voraufgehenden Jahren und den bisherigen Tilgungsbemühungen im letzten Jahre standen; also nicht nur den Unterschied von Einnahme und Ausgabe in diesem einem Jahr. Die Vermächtnisse (Spalte 25) sind schon in Spalte 19 mit eingeschlossen, werden aber hier noch besonders aufgeführt. Die Tausende in den beiden letzten Spalten sind abgerundet.

Wo Angaben aus dem letzten Jahre fehlten, aber durch entsprechende ältere Angaben ersetzt werden konnten, sind diese in Klammern [ ] gesetzt.

Wo fehlende Angaben durch eine Berechnung nach dem Ver-

---

1) Kürzlich war mir unser Dorfschmied beim Auseinandernehmen und Reinigen meines Fahrrads behilflich, verweigerte aber dafür Zahlung zu nehmen, da er das zum Besten der Mission getan habe. Ich legte eine angemessene Zahlung für die $1^1/_2$ stündige Arbeit als seinen Beitrag in die Kasse.

hältnis anderer ergänzt werden konnten, sind liegende Zahlen angewendet wie *2720*.

Bezüglich der Noten in der Tabelle ist zu bemerken:

1) Außerdem 4263 „neue Leute“ und ungetaufte Kinder.

2) Hier sind die aus dem britischen und amerikanischen Unitätsbezirke stammenden Beiträge mit angegeben.

3) Von den hier eingeschlossenen Zinsen kommen auf das europäische Festland 54 491 Mk. — Von den Vermächtnissen auf Deutschland 25 440 Mk.

4) Davon sind 15 532 Heiden.

5) Davon aus der Schweiz 443 135.

6) Davon 232 100 Gewinn der Missionsindustrie und -Handlung.

7) Dieser Betrag ist in der Jahresrechnung, welche die Gesamteinnahme auf 1 660 418 fr. (= 1 328 334 Mk.) angibt, nicht eingerechnet. Unsre Spalten 19—21 zeigen 29 895 mehr als dort angegeben, weil Nebenkosten und für das nächste Jahr zu berechnende Beträge dort von der Einnahme in Abzug gebracht sind. Genau genommen hätten wir diesen Betrag unter Sp. 23 zuzählen sollen. Es wäre jedoch vielleicht irreleitend gewesen, wenn hier die Gesamtausgabe nicht mit der Angabe im Jahresbericht übereingestimmt hätte.

8) Invaliden- und Witwenkasse, Missionskinder- und Schuldentilgungskasse, sowie ärztliche Mission.

9) Davon aus der Schweiz 71 201 M.

10) Miss.-Lehrerinnen.

11) Davon 2220 Heiden.

12) Seit 1900 fehlt die Angabe im Jahresbericht. Der verhältnismäßig unbedeutende Betrag für Sp. 20 ist nicht zu ermitteln. Er ist in Sp. 19 mit eingeschlossen.

13) Meist aus Holland.

14) Außerdem in Europa 6 Missionare und 2 Schwestern.

15) Dazu 5 beurlaubt in der Heimat.

16) Es ist sehr schwer zu ermitteln, wie viel von den Einnahmen der Goßnerschen Mission aus dem Auslande stammt. Der in Sp. 20 angegebene Betrag ist nur ein Teil davon.

17) Ohne die 7 Stationen der Schwedischen Diözese in Indien mit 1782 Heidenchristen, 6 Missionare, 2 ordin. Eingeb., 1 Miss.-Schwester. In der Heimat sind im Ganzen 7 Missionare und 3 Schwestern. In den Spalten 10—16 sind die Zahlen für die Schwed. Diözese mit eingeschlossen.

18) Nur in Indien.

19) Die Rechnung weist einen Bestand von 29 359 Mk. auf, dagegen findet sich in Einnahme eine aufgenommene Anleihe von 19 500 Mk.

Nummer. 1.	Kurzer Name der Gesellschaft. 2.	Gründungsjahr. 3.	Hauptstat. 4.	Europ. Missionare. 5.	Darunter Ärzte. 6.	Darunter Andere Laien. 7.	Europ. Miss.-Schwestern. 8.	Eingeb. Gehilfen ordin. 9.	Eingeb. Gehilfen nicht ordin. 10.	Schulwesen. Schulen. 11.	Schüler. 12.	Darunter Mädchen. 13.	Heiden. 14.	Christenkinder. 15.	Taufbewerber. 16.
1	Brüdergemeine	1732	137	200	3	23	12	24	1040	242	24576	11807	642	3326	1113[1])
2	Basel	1815	62	206	5	38	13	42	552	573	24365[4])	4749	2477	1733	3489
3	Berlin I	1824	86	138	1	9	21[10])	8	195	170	9072[11])	*2720*	3136	2218	4051
4	Rheinische	1828	108	155	4	11	17	24	66	412	21062	6103	5314	3960	13881
5	Norddeutsche	1836	5	14[14])	—	—	8[14])	3	11	63	2684	694	316	167	275
6	Berlin II	1836	23	41[15])	—	—	1	27	369	230	5741	1167	3211	2171	22985
7	Leipzig	1836	48[17])	54	1	7	7	26	122	296	11036	2362	214	729	197
8	Morgenländ. Frauenver. .	1842	—	—	—	—	8	—	—	4	256	256	—	—	—
9	Hermannsburg	1849	57	59	—	2	1	—	264	189	8742	*2420*	2432	2442	2055
10	Frauenv. f. China . . .	1850	1	1	—	—	3	—	—	1	67	67	—	—	—
11	Breklum	1877	7	16	—	—	3	—	29	41	1382	477	1388	226	2997
12	Neukirchen	1881	12	20	—	—	—	3	25	22	1034	108	60	*25*	225
13	Allg. ev. protest. M.-V. .	1884	4	7	2	—	1	—	5	7	ca. 190	?	17	?	?
14	Berlin III	1886	6	20	—	6	2	—	32	17	657	?	101	?	218
15	Neuendettelsau	1886	8	18	—	2	2	—	—	7	259	14	?	?	17
16	Deutsche China-Allianz .	1889	8	12	—	—	5	—	27	5	65	?	69	?	146
17	Deutsche Baptisten . . .	1890	5	11	—		4	—	? 20	38	[871]	*260*	?	—	?
18	Hannov. Freikirche . . .	1892	6	6	—	—	—	—	ca. 16	?	[300]	*90*	?	?	?
19	S. Chrischona	1895	6	6	—	—	1	—	—	—	—	—	?	?	?
20	Kieler China-M. . . .	1897	4	5	—	—	1	—	3	4	35	?	4	—	20
21	DeutscheBlindenm.(China)	1897	1	—	—	—	2	—	6	1	28	28	?	—	3
22	China-Inld.m.(Liebenzell)	1899	3	5	—	—	5	—	—	—	—	—	?	?	?
23	Sudan-Pionierm.	1900	1	1	—	—	—	—	—	1	ca. 35	?	—	—	?
			598	995	16	98	117	158	2782	2023	112457	33322	19381	16997	51672

Nummer.	Heiden-Christen (Getaufte).	Abendmahls-fähige.	Einnahmen.				Ausgabe.	Fehlbetrag in 1000 Mk.	Vermächtnisse in 1000 Mk.
			Beiträge aus Deutschland.	Desgl. aus dem Ausland.	Zinsen u. and. nicht persönl. Einkünfte.	Auf dem Missionsgebiet.			
	17.	18.	19.	20.	21.	22.	23.	24.	25.
1	94995	32850	163770	405358[2])	445320[3])	797442	1900188	196	121[4])
2	47082	25663	634660	489032[5])	234537[6])	245184[7])	1448590	179	36
		Hilfskassen[8])	43863	73277[9])	56379				
3	47022	24158	590650	?	41015	[174777][12])	828788	308	32
4	96881	42282	668558	38533[13])	18115	129180	792264	110	51
5	3790	2228	172575	2788	1015	20865	163310	34	12
6	60147	20799	312177[15])	21511[16])	8700	25127	311621	34	50
7	19629[17])	8606[18])	419626	71430	18710	10903	638149	128	?
8	—	—	20964	—	—	—	20156	—	—
9	55898	26014	282159	41995	?	77753	400000	—	25
10	—	—	20151	—	5336	52376	50258	25	3
11	5285	1086	175709	?	5719	?	179918	—	?
12	1141	*480*	77369	?	472	?	77404	—[19])	?
13	282	*117*	62244	11048	2935	28738	114418	—	2
14	499	*210*	95660	?	1801	6007	109200	12	—
15	67	?	58127	?	?	?	49121	—	?
16	159	159	28876	?	?	?	28876	—	—
17	2150	*903*	37126	11178	26353	9062	82191	—	—
18	2897	*1215*	ca. 27000	?	?	?	ca. 35000	?	—
19	?	?	7521	?	?	?	10038	?	—
20	?	?	3174	?	?	?	ca. 10000	—	—
21	25	—	11052	?	?	16302	11052	—	—
22	?	?	34170	?	?	?	34120	—	—
23	—	—	[35330]	?	?	?	[34313]	—	—
	437969	186770	3982511	1166150	866407	1593716	7328975	1026	332

Literatur-Bericht.

1. **Grundemann:** „Kleiner Missions-Atlas zur Darstellung des evangelischen Missionswerkes nach seinem gegenwärtigen Bestande." 3. durchaus neu bearbeitete und vermehrte Auflage. Calw. 1905. Geb. 3 Mk. Inhalt: 10 Hauptkarten: 1. Religionskarte der Erde mit Angabe der wichtigsten evangelischen Missionsgebiete. Nebenkarten: Guayana, Feuerland. 2. Westafrika. Nebenkarten: Togo, Kamerun, Kongo. 3. Südafrika. Nebenkarten: Nordafrika, Eritrea. 4. Ostafrika. Nebenkarten: Usambara, Njassa, Madagaskar. 5. Vorderindien. Nebenkarten: Vorderasien, Assam, Barma. 6. Hinterindien und der malaiische Archipel. 7. China, Japan und Korea. 8. Nordamerika. Nebenkarten: Alaska, Oklahoma, Moskitoküste. 9. Westindien. 10. Australien und die Inseln des großen Ozeans. Obgleich als „Kleiner" Missions-Atlas bezeichnet, enthält derselbe doch, wie diese Übersicht zeigt, alle evangelischen Hauptmissionsgebiete und zwar in solcher Ausdehnung, Deutlichkeit und Ausführlichkeit, daß man über sie für das Anfangs-Missionsstudium und selbst über dasselbe hinaus genügend orientiert wird. Wie in der 2. Auflage des größeren Missions-Atlas, der 36 Hauptkarten enthält, sind auch in diesem „Kleineren" nicht nur die Missionsstationen rot umringelt, so daß man sie leicht findet und sofort die Ausdehnung der Arbeit auf dem betreffenden Gebiete überblickt, sondern auch die Landesgrenzen durch Farben kenntlich gemacht. Der Preis ist im Verhältnis zu der guten Ausstattung sehr billig. Auf der Rückseite des Umschlages ist außer einem Verzeichnis der 117 wichtigsten Missionsgesellschaften eine Statistik über die evangelische Heidenmission am Schlusse des 19. Jahrhunderts gegeben, die leider — von einigen Korrekturen abgesehen — an den vielfach zu niedrigen Zahlen festhält, welche der Kartograph in seiner „Kleinen Missions-Geographie und -Statistik" aufgestellt hat. Vergl. A. M.-Z. 1901, 252.

2. **Warneck:** „Abriß einer Geschichte der protestantischen Missionen von der Reformation bis auf die Gegenwart. Mit einem Anhang über die katholischen Missionen." 8. verbesserte und vermehrte Auflage. Berlin 1905. 6 Mk., geb. 7 Mk. In den 3½ Jahren, die seit dem Erscheinen der 7. Auflage dieses Abriß vergangen sind, hat die evangelische Mission auf vielen ihrer Arbeitsgebiete nicht nur beträchtliche Fortschritte gemacht, sondern es sind auch daheim wie draußen allerlei Ereignisse eingetreten, die für ihre Entwicklung von Bedeutung sind. Beide in einer neuen Auflage registrieren zu können, war mir eine willkommene Arbeit. Aber mit der Fortführung der missionsgeschichtlichen Entwicklung bis zu den neuesten Ereignissen, einschließlich die durch dieselben veränderte Statistik, ist auch eine Umarbeitung vieler Partieen Hand in Hand gegangen, die, wie ich hoffe, eine Verbesserung darstellt. Dazu ist diese neue Auflage durch einen Anhang über die katholischen Missionen bereichert, der sowohl über die Geschichte, Organisation und Ausdehnung, wie über die Erfolge und Methode derselben in großen Grundzügen orientiert. Auch ein neues Kapitel: „Zur Geschichte der evangelischen und

katholischen Missionsmethode" ist eingefügt. Durch das alles ist diese 8. gegen die 7. Auflage um 100 Seiten vermehrt, wodurch leider eine kleine Erhöhung des Preises um 1 Mark nötig geworden ist. Als das derzeitige statistische Gesamtergebnis der evangelischen und katholischen Mission registriert die 8. Auflage Heidenchristen:

in Amerika:	evangelische	8 422 500;	katholische	633 000.
in Afrika:	"	1 123 000;	"	531 000.
in Asien:	"	1 808 000;	"	3 374 500.
in Ozeanien:	"	293 000;	"	95 000.
Summa:	evangelische	11 646 500;	katholische	4 633 500.

Bringt man hüben und drüben die Neger in den Vereinigten Staaten (7 225 000 bezw. 160 000) in Abzug, so kommen auf:

die evangelische Mission 4 421 500 Heidenchristen,
die katholische " 4 473 500 "

wobei in Rechnung zu stellen ist, daß vornehmlich — aber nicht ausschließlich — auf den asiatischen Gebieten die katholische Mission um Jahrhunderte älter ist als die evangelische.

3. Haccius: Hannoversche Missionsgeschichte. I. Teil: Von der Pflanzung der christlichen Kirche in Friesland und Sachsen bis zur Entstehung der Hermannsburger Mission. Hermannsburg. 1905. 2.80 Mk, geb. 3.60 Mk. — Ob der Titel dieses Buches korrekt ist, darüber läßt sich streiten. Eine Geschichte der Hermannsburger Mission zu liefern ist die Absicht des Verfassers, und so glaube ich hätte er das Buch auch einfach nennen sollen, auch wenn er den „großen tiefen Augen des Louis Harms" nicht widerstehen konnte und der alten Mission unter den Friesen und Sachsen zu gedenken sich gezwungen sah. Es konnte das in einem Einleitungsabschnitt geschehen, obgleich ich es nicht empfehlen möchte, die monographischen Arbeiten über unsre jetzige heimatliche Missionsarbeit mit spezialgeschichtlichen Partien der alten in unserer Heimat getriebenen Mission zu verbinden; es ist das auch bis jetzt noch nie geschehen. Aber der Verfasser durfte sich dadurch nicht verleiten lassen, das ganze Buch als Hannoversche Missionsgeschichte zu bezeichnen. Die alten Friesen und Sachsen waren Objekt der Mission, unter ihnen wurde die Mission getrieben; die jetzigen Hannoveraner bezw. ein Bruchteil derselben sind Subjekt der Mission und die Mission, die von ihnen ausgeht, kann man nicht in demselben Sinn als Hannoversche Missionsgeschichte bezeichnen, wie die Christianisierung Hannovers selbst. Und so mit Recht auch Hermannsburg als Zentrum der von Hannoveranern getriebenen Mission betrachtet werden darf, so deckt sich doch die Hermannsburger Mission nicht so völlig mit der Missionstätigkeit Hannovers, daß man sie schlechthin als die Hannoversche bezeichnen kann. Also: Korrekterweise sollte der Titel lauten: Geschichte der Hermannsburger Mission. Teil I: ihre Vorgeschichte.

Mit dieser formalen Zurechtstellung ist im wesentlichen meine Kritik erschöpft; ein paar kleine inhaltliche Ungenauigkeiten kommen nicht in Betracht. Es ist eine höchst willkommene, auf sehr fleißigem, sorgfältigem und umfang-

reichem Quellenstudium beruhende Arbeit, welche D. Haccius geliefert hat: Die erste eingehende, zusammenhängende und relativ erschöpfende Monographie über die Entwicklung des heimatlichen Missionslebens in einem einzelnen deutschen Lande. Vom 3. bis 18. Kapitel, welche von den ersten Missionsanregungen in Hannover an die Beziehungen zur Brüdergemeine und zu den Beeinflussungen von England her klar lagen, dann in geographischer Gliederung die manchmal zu sehr ins kleinliche Detail eingehenden Spezialgeschichten der zahlreichen hannoverschen Missionsvereine geben, und zuletzt ausmünden in die Entstehungsgeschichte der norddeutschen Missions-Gesellschaft und in die konfessionelle Kontroverse, welche zur Loslösung von dieser Gesellschaft und zur Begründung der Hermannsburger Mission führten, — in diesen Hauptkapiteln ist teils so viel interessantes Neue, teils so viel Typisches für die Entwicklung des deutschen Missionslebens überhaupt beigebracht, daß das Buch als eine wertvolle Bereicherung der deutschen Missionsliteratur bezeichnet werden muß. Leider verbietet der Raum auf den Inhalt speziell einzugehen, nur einiges sei kurz hervorgehoben, so die tapfre und schlagende Verteidigung der Mission durch den viel verkannten Hamburger Senior Goeze (S. 102); die wenig bekannte Missionsschrift des Feldpredigers im Kurhannoverschen 14. Infanterie-Regiment zu Madras und Arcot, Dr. Langstedt (126), von der H. einen ausführlichen Auszug gibt; die lange Liste der alten hannoverschen Missionare im Dienste der Dänisch-Halleschen, der Basler, der Barmer, der Leipziger, der norddeutschen, der Londoner, der niederländischen und der englischen Kirchen-M.-G. (145), unter ihnen Männer von Namen wie Schmelen, Jansen, Cordes, Mylius, Hardeland; das wegwerfende Urteil des Halleschen Professors Gabler über den ersten deutschen Missionsverein, den ostfriesischen (153); die Verdienste der Göttinger Professoren Lücke und Ehrenfeuchter um die Mission (257); die seitens des Kurhessischen Missions-Vereins 1846 gemachten Versuche zur Vereinigung der sämtlichen deutschen Missions-Gesellschaften und Vereine (323), bei deren Besprechung der Artikel der A. M.-Z. 1903, 582: „Zum 70jährigen Bestehen des Missions-Vereins in Kurhessen“ dem Verfasser entgangen zu sein scheint; die ausführlichen Auszüge aus der heute nur wenigen zugänglichen Streitschrift Petris: Die Mission und die Kirche u. s. w. — Natürlich wird die treffliche Schrift das speziellste Interesse für die Hannoveraner, besonders für die Hermannsburger Missionsgemeinde haben, aber sie hat keine blos lokale sondern eine allgemein missionsgeschichtliche Bedeutung und wird für die Geschichte des deutschen Missionslebens überhaupt künftig eine Hauptquelle bilden. — Auch die ersten 6 Kapitel, welche die alte Hannoversche Missionsgeschichte im Zusammenhange behandeln, werden der großen Missionsgemeinde, obgleich sie dem Kundigen kaum etwas Neues bringen, eine lehrreiche und willkommene Lektüre sein. Hoffentlich folgt bald der 2. Band, der die eigentliche Geschichte der Hermannsburger Mission zum Gegenstand haben wird.

4. **Nippold:** „Bischof von Anzer, die Berliner amtliche Politik und die evangelische Mission.“ Berlin. Schwetschke u. Sohn. 1905. 1.80 Mk. In seinem auf der Jahresversammlung des Allgem. evang.-protest. Missions-Vereins zu Görlitz am 29. September 1903 gehaltenen Vortrage:

„Aus welchen Bedürfnissen ging der Allgem. evang.-protest. M.-V. hervor und inwiefern hat er denselben entsprochen?“ hatte Prof. Nippold am Schlusse über den durch die Kiautschou-Erwerbung allgemein bekannten Bischof Anzer erklärt: „. . . während des Chinafeldzuges habe ich mir über die Verquickung unsrer auswärtigen Politik mit der Person des Bischofs Anzer Schweigen auferlegt. Nachdem aber der Friede hergestellt ist, ist die Zeit gekommen, wo es öffentlich konstatiert werden muß, daß sowohl dem preußischen Kultusministerium als dem deutschen auswärtigen Amte die Akten zugänglich gemacht worden waren, welche schon vor mehr als einem Jahrzehnt die gleichen Eigenschaften bei diesem päpstlichen Bischof bekundeten, durch welche die Chinesen in wirklich berechtigten und heiligen Interessen verletzt wurden. Denn seine maßlose Eitelkeit und Herrschsucht, seine jede Herrschaft über sich selbst verlierende Trunksucht, seine Gewalttätigkeit und Verlogenheit sind schon damals kein Geheimnis gewesen. Wenn ich nunmehr nach dem Friedensschluß öffentlich diese Anklage erhebe, so brauche ich wohl kaum beizufügen, daß ich darüber auch an jeder anderen Stelle Rechenschaft abzulegen bereit bin.“ Während der Hauptinhalt des Vortrages wenig Beachtung fand, wurde diese Erklärung sofort aufgegriffen, sie machte die Runde durch einen Teil der Tagespresse, rief natürlich auch Angriffe auf den Ankläger und Rechtfertigungen des Angeklagten hervor und man wurde auf die Beweise für die Anklage gespannt. Seitens der betreffenden Behörden erfolgten keine direkten Kundgebungen, es sei denn, daß ein Artikel der Kölnischen Zeitung vom 4. Okt. 1903 als eine solche zu betrachten gewesen wäre; jedenfalls wurde Prof. Nippold von ihnen nicht zur Rechenschaft gezogen. Aber die Beweise ließen lange auf sich warten; unterdeß hatte der wahrscheinlich ad audiendum verbum nach Rom gerufene Bischof das bekannte tragische Ende gefunden und wie es schien war damit die Angelegenheit erledigt. Da überrascht jetzt der durch seine Rektoratsgeschäfte mit Arbeit überladen gewesene Prof. Nippold durch die oben genannte 97 Seiten umfassende Broschüre, in welcher er nicht blos die in dem Görlitzer Vortrage erwähnten Aktenstücke wörtlich mitteilt, sondern die gesamte Tätigkeit Anzers in einen großen politischen Rahmen stellt, der ihr ihre geschichtliche Bedeutung gegeben hat. Es ist — außer den beweisenden Aktenstücken — eigentlich nichts Neues, was sie bringt, aber sie gestaltet die Anzer-Episode zu einer charakteristischen Monographie, die für die chinesische Missionsgeschichte wie für die Stellung der deutschen Reichsregierung zur katholischen Mission ihren Wert behalten wird. Sie gliedert sich in folgende 7 Abschnitte: 1. der Görlitzer unverkürzte Vortrag, 2. das offizielle Bild des Bischofs von Anzer, 3. die Missionsfeindschaft in der heutigen Kulturwelt und die offizielle Stellung des deutschen Reichskanzlers zur evangelischen Mission, 4. die den Berliner Behörden eingereichten Aktenstücke über Bischof von Anzer, 5. die Art der Angriffe auf die Görlitzer Erklärung, 6. aus der geschichtlichen Literatur über den Bischof von Anzer und 7. die richtigen Schutzmaßnahmen für die evangelische Mission.

5. **Frau Howard Taylor** geb. G. Guinneß: „Pastor Hsi, ein chinesischer Christ.“ Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen. Mit Porträ und 12 Abbildungen. Gütersloh 1904. 3.20, geb. 4 Mk. Der erste 1902, 539 angezeigte, unter dem Gesamttitel: „Ein chinesischer Gelehrter“ erschienene Teil des

Buchs schildert den Bildungsgang und die Bekehrung des Konfuzianers Hsi, der vorliegende zweite seine Tätigkeit als evangelischer Pastor und sein christliches Leben. Wir lernen in ihm einen ebenso durch seine Begabung wie seine Bildung befähigten eingeborenen chinesischen Missionsarbeiter von großer Energie, wie einen selbständigen christlichen Charakter kennen, der zu einem Führer seiner Landsleute berufen war. Die große schriftstellerische Begabung der Verfasserin macht diese schöne Biographie zu einer überaus fesselnden und zugleich lehrreichen wie erbaulichen Lektüre, die sich trefflich zum Vorlesen eignet. Wenn sich in der Erinnerung der gestaltenden Schriftstellerin unvermerkt vielleicht auch Wahrheit mit Dichtung paart, so bürgen doch neben der persönlichen Bekanntschaft mit dem Helden der Erzählung, die sie hatte, die zahlreichen zuverlässigen Zeugnisse ihrer Gewährsmänner für die geschichtliche Treue im Ganzen. Die Bilder sind eine Zierde des im Verhältnis zu seiner schönen Ausstattung billigen Buches.

6. **Fitzner:** „Deutsches Kolonialbuch nach amtlichen Quellen bearbeitet. Ergänzungsband 1904. Berlin. Pätel. 1905. 3 Mk. Über die sämtlichen deutschen Kolonien werden der Reihe nach: Bevölkerung, Handelsverkehr, Postverkehr, Kolonisationsgesellschaften, Etat und Personalien angegeben, unter den letzteren auch die evangelischen und katholischen Missionsstationen mit ihrem Personal. Am Schluß sind dann noch einmal zusammengestellt die kolonialen Gesellschaften und Vereine und die katholischen und evangelischen Missionsgesellschaften, diese letzteren aber mit unvollkommenen und ungleichartigen Angaben.

7. **Booker T. Washington:** Working with the hands. Being a sequel to „Up from slavery“ covering the authors experiences in industrial training at Tuskegee. London. Richards. 1904. 7.20 Mk. mit vielen charakteristischen und schönen Bildern. — Von dem instruktiven Artikel: „Tuskegee, ein Bild aus dem Aufwärtsstreben der schwarzen Rasse in Nordamerika“ (1904, 14) werden die Leser B. Washington noch in guter Erinnerung haben. In dem vorliegenden Buche läßt uns derselbe in 19 fesselnd geschriebenen Abschnitten einen sehr anschaulichen Einblick in seine vielseitige erzieherische Tätigkeit in dem großartigen Tuskegee-Institut tun, der uns einen glänzenden Beweis für das praktische Genie dieses hervorragenden Mannes gibt. Von allgemeiner Bedeutung ist das Schlußkapitel, welches durch überraschende Tatsachen seine Überschrift rechtfertigt: Negro education not a failure.

Warneck.

Ernst Röttgers Buchdruckerei, Kassel.

Zur Rechtfertigung des evangelischen Missionsbegriffs und Missionsbetriebs.[1])

Vom Herausgeber.

In dem in den „Deutsch-evangelischen Blättern“ (1904, 740—776) unter der Überschrift: „Deutsch-evangelische Auslandsarbeit. Neue Ziele, neue Wege“ erschienenen Aufsatze stellt Herr Dr. Stoll und zwar in sehr kategorischer Weise „Forderungen“ an die deutsche evangelische Heidenmission, welche seitens der Vertreter derselben aufs entschiedenste zurückgewiesen werden müssen. Er „fordert“ nämlich von ihr und wie er nachdrücklich betont, „scharf und schneidend“ „Rückzug“ aus allen ihren alten außerdeutschen Arbeitsgebieten und, auf der einen Seite: Beschränkung ihrer Tätigkeit als Heidenmission auf die deutschen Kolonien, auf der anderen Seite: Ausdehnung ihrer Tätigkeit teils auf die deutsche Weltdiaspora, teils auf die gesamte nichtevangelische Welt, speziell soweit deutsche Interessen in Frage kommen, also auf die Los von Rom-Bewegung in Österreich und die Evangelisierung des Orients. Er verlangt mit der Änderung des Missionsbegriffs eine Umsetzung der Missionsaufgabe, für welche er den neuen Terminus „Deutsch-evangelische Auslandsarbeit“ prägt. Er erklärt es nämlich für „dem deutschen Empfinden auf die Dauer unerträglich“, ja geradezu für eine „Sünde“, über der weltweiten Heidenmission, welche jetzt die deutschen Missionsgesellschaften treiben, „den nächstliegenden Aufgabenkreis zu versäumen“ und schließt: „Daraus folgt, daß wir diejenigen Missionen, die vorwiegend auf fremden Gebieten arbeiten und die sich nationalen Beweggründen hartnäckig verschließen, boykottieren, daß wir sie aushungern müssen. Wer dabei mithilft, der tut ein gutes Werk“ (Sperrdruck von ihm selbst.) Eine agitatorische Drohung, die ihn in eine gewisse Bundesgenossenschaft mit der den fanatischsten Missionshaß vertretenden „Kolonialen Zeitschrift“ bringt, welche vor kurzem schrieb: „Wir glauben auf dem rechten Wege dazu, nämlich zur Erforschung des Serums zu sein,

[1]) Erscheint zugleich in den „Deutsch-evangelischen Blättern“, für welche der Artikel als Entgegnung zunächst bestimmt war.

welches der Mission den Nährboden entzieht, wenn wir dahin streben, ihr den Geldstrom abgraben zu helfen, der zu ihrer Stärkung aus dem ununterrichteten Deutschland ihr jahraus jahrein zufließt." Gerade mit dieser Drohung hat der fast diktatormäßig auftretende Herr Dr. Stoll seinen „Neuen Zielen und neuen Wegen" einen wenig sympathischen Empfehlungsbrief mitgegeben, so daß es ihm vermutlich in den weiteren Missionskreisen gehen wird, wie es ihm in dem engeren in Ulm gegangen ist, wo er mit ihnen „nicht den geringsten Anklang fand".

Obgleich ich überzeugt bin, daß ernste Gefahr nicht vorhanden ist, zumal dergleichen Studierstuben-Konstruktionen, wenn sie praktisch ausgeführt werden sollen, auf ein Konglomerat konkretester Schwierigkeiten stoßen, von denen die mit der Sache wenig Vertrauten kaum eine Ahnung haben, wie es beispielsweise auch der Fall ist mit der Ausgabe des Schlagwortes: „Verkirchlichung der freien Liebestätigkeit", so halte ich doch eine kurze Beleuchtung der „Neuen Ziele und neuen Wege" samt der ihnen gegebenen Begründung für geboten. Ich sage, eine *kurze*. Denn ich kann mich nicht darauf einlassen, alle die irrigen Angaben, falschen Behauptungen und schiefen Urteile im einzelnen zu berichtigen, die der lange Aufsatz des Herrn Dr. Stoll enthält; das würde einen ungebührlichen Raum in Anspruch nehmen. Ich werde mich daher auf seine beiden Hauptforderungen beschränken: 1. *Erweiterung des Missionsbegriffs* und 2. *Nationalisierung des Missionsbetriebs*.

I.

Wir haben bisher geglaubt, den Missionsbegriff richtig bestimmt zu haben, wenn wir unter Mission die gesamte auf die Pflanzung und Organisation der christlichen Kirche unter Nichtchristen gerichtete Tätigkeit verstanden. Unter *Nichtchristen*, darauf liegt der Ton gegenüber dem römisch-katholischen Missionsbegriff, der als Objekt der Mission alle *nichtrömischen Katholiken* betrachtet. Gerade diesen katholischen Missionsbegriff will Herr Stoll für den bisherigen evangelischen eingeführt haben, natürlich mit der Änderung des Missionsobjekts in *nichtprotestantische Christen*. Der katholische Missionsbegriff beruht, wie als bekannt vorausgesetzt werden darf, auf *dogmatischen* Gründen, der ihm nachgebildete des Herrn Stoll auf *nationalen*. Denn er will nicht die gesamte nichtprote-

stantische Welt der deutschen Mission als Objekt zugewiesen wissen, sondern nur denjenigen Teil derselben, bei welchem deutschnationale Interessen in Frage stehen, daher die neue Prägung: „Deutsch-evangelische Auslandsarbeit". Er formt den Missionsbegriff also um auf Kosten der Heidenmission, während der katholische Missionsbegriff jede Beschränkung der Heidenmission ausschließt. Erst sagt er: Der evangelische Missionsbegriff ist nicht weit genug, wir müssen den katholischen substituieren und dann: fort mit dem katholischen Vorurteil, daß die Mission einen internationalen Charakter habe, sie muß national sein; andere als national bedingte Missionsaufgaben gehen uns nichts an. Doch darüber nachher.

Begründet wird dieser neue, auf nichtevangelische Christen ausgedehnte und auf in den deutschen Kolonien lebende Nichtchristen beschränkte Missionsbegriff dadurch, daß zu der deutschen Leistung für die Heidenmission in nichtdeutschen Gebieten unsere Leistung für die deutsche Diaspora, die Los von Rom-Bewegung, die Evangelisierung des Orients und die deutsche Kolonialmission nicht in gesundem Verhältnisse stehe.

Es ist nicht einzusehen, warum deshalb der Missonsbegriff geändert werden soll. Auch wenn, wie es nach dem biblischen Sprachgebrauch doch korrekt ist, als Objekt der Mission die Heiden, und zwar ohne jede Rücksichtnahme auf die Nationalität derer, welche ihre Beherrscher sind, aufgefaßt, und die Abgrenzungen der spezifischen Heidenmission von den mancherlei evangelisatorischen Tätigkeiten unter Christen festgehalten werden, kann man die letzteren doch mit einer der Heidenmissionsarbeit ebenbürtigen Energie betreiben. Wenn aber Herr Stoll das bestreitet, weil die Leistung für die Heidenmission die größere sei und er deshalb die für diese tätigen Gesellschaften „aushungern" will, so sie seiner Forderung: „Rückzug von den nichtdeutschen Gebieten", nicht Order parieren, so wendet er sich an eine unrichtige Adresse, denn daran ist doch nicht die Heidenmission schuld. Soweit meine Kenntnis reicht, stammt aus den missionseifrigen Kreisen ein bedeutender Prozentsatz der Gaben, welche für die deutsch-evangelische Auslandsarbeit gesteuert werden. Groß sind aber die Kreise, welche nichts für Heidenmission geben; Herr Stoll tut ein „gutes Werk" wenn er diese gebefreudig macht. Und dazu befindet er sich in einem großen Irrtum, wenn er meint, durch das angedrohte „Aushungern" viel zu gewinnen.

Hilft er durch seine Agitation den Missionssinn zu untergraben, wie unsere Missionsgesellschaften ihn verstehen und pflegen, so wird ganz gewiß die Folge nicht sein, daß die Leistung für seine „Auslandsarbeit" wächst, geradeso wie sich diejenigen irren, welche meinen für den christlichen Glauben Anhänger zu gewinnen, wenn sie den an demselben irre Gewordenen immer wieder sagen, was sie nicht zu glauben brauchen. Herr Stoll will allerdings die Heidenmission nicht geradezu verboten, aber erst dann, und vollends in nichtdeutschen Gebieten betrieben haben, wenn wir mit aller der evangelisatorischen Auslandsarbeit, die er S. 772 aufzählt[1]), das Nötigste getan haben. Ich wundere mich, daß er nicht noch einen Schritt weiter zurückgegangen ist und erklärt hat: erst wenn wir im eigenen Lande fertig sind, dürfen wir an eine Auslandsarbeit denken, denn das wäre die richtige Konsequenz der wiederholt von ihm als Beweisstellen angeführten Sprüche Gal. 6, 10 und 1. Tim. 5, 8, die übrigens mit Mission nicht das Geringste zu tun haben. Ähnlich ist es mit dem im Sperrdruck als Schlußtrumpf gemißbrauchten Worte Jesu: „Es ist nicht fein, daß man den Kindern ihr Brot nehme und werfe es vor die Hunde". Nach der Anwendung, die Herr Stoll von diesem durch den Missionsauftrag abrogierten Worte macht, hat Paulus dieselbe „Sünde" begangen, die heute unsere Missionsgesellschaften begangen haben und um deretwillen sie „ausgehungert" werden sollen; denn er ist nicht bei seinen „Haus- und Glaubensgenossen" geblieben, sondern er hat „das Brot vor die

1) Es heißt da: „Bei der Inangriffnahme und Bearbeitung der Gebiete muß nach einem bestimmten Grundsatz verfahren werden, und dieser Grundsatz kann nach den Lehren der Reformatoren und nach dem Beispiel Jesu nur lauten: zuerst die Hausgenossen und dann die Fremden. Wer sind aber die Hausgenossen für uns Deutsche? Von unsern Mitbürgern im Reich abgesehen, welche gewiß an allererster Stelle stehen (innere Mission), sind es zunächst die Glaubensgenossen in der Auslandsdiaspora. Also hat grundsätzlich der Gustav-Adolf-Verein das erste Anrecht auf unsere Fürsorge. Wer sind weiter unsere Hausgenossen? In religiöser Beziehung diejenigen, die mit uns unter dem einen Dache der allgemeinen christlichen Kirche, dem Zeichen des Kreuzes, leben, die römischen Katholiken und die orientalischen Christen; in nationaler Beziehung die Deutschen in Österreich, in politischer Beziehung unsere Schutzgebiete und etwa wieder (als politisch unter deutschem Einfluß stehend) der Orient. Wenn wir auf allen diesen Gebieten auch nur das Nötigste getan haben, dann mögen wir auch auf Gebiete schweifen, auf denen wir keinen unmittelbaren Beruf haben, z. B. China."

Hunde geworfen". Wäre es nach Herrn Stoll gegangen, so würde es niemals eine Heidenmission gegeben haben, folglich heute keine christliche Kirche da sein.

Aber nun bitte ich, mich nicht mißzuverstehen. Ich bin durchaus für die von Herrn Stoll geforderte „deutsch-evangelische Auslandsarbeit", allerdings mit Beschränkungen bezüglich der Evangelisation unter Katholiken und den orientalischen Christen.[1] Auch ohne daß diese Tätigkeiten bisher in den deutschen Heidenmissionsbetrieb geradezu eingegliedert gewesen sind, haben — wie mein Herr Gegner wiederholt anerkennt — die deutschen M. G. G. nicht wenig für dieselben, besonders für die deutsche Weltdiaspora und den Orient geleistet. Selbst in Böhmen und Mähren ist lange vor der noch jungen österreichischen Los von Rom-Bewegung in ihrer stillen Weise die Brüdergemeine evangelisatorisch tätig gewesen und hat an verschiedenen Orten aus Katholiken evangelische Gemeinden gesammelt, so daß die unfreundliche Bemerkung: „Die Brüdergemeine hätte Arbeitsfelder, die ihr in mehr als einer Beziehung näher liegen als Grönland und Pfefferland, nämlich Böhmen und Mähren" gegenstandslos ist. Und wenn Herr Stoll von der Los von Rom-Bewegung erklärt, sie „habe den heimischen Protestantismus neu belebt", so sind die seit einem Jahrhundert von der Heidenmission auf die heimatlichen Kirchen ausgegangenen „Belebungen" ganz unvergleichlich größer und tiefer. Von ganzem Herzen wünsche ich mit Herrn Stoll seiner deutsch-evangelischen Auslandsarbeit in ihren verschiedenen Verzweigungen noch eine viel kräftigere Unterstützung, als sie sie bisher gefunden hat, glaube aber, daß sein „neuer Weg" nicht der rechte ist zum Ziel. Alle diese Zweigarbeiten sind geschichtlich für sich entstanden und sie werden am besten auch als besondere Zweigarbeiten fortgetrieben, ohne daß man an der Heidenmission einen Raub begeht. Die Diaspora den organisierten Kirchen und dem Gustav-Adolf-Verein; die Los von Rom-Bewegung dem Evangelischen Bunde, der Orient den Orient-Missionen, das ist das Beste. Wollte man sie in die Heidenmission eingliedern, so würde man die Arbeit der Organe derselben

1) Ganz utopisch ist es zu fordern: „Wir sollten uns nicht damit begnügen, unsere Missionsarbeit im Orient der englischen und amerikanischen an die Seite zu setzen, sondern die deutsche Orientmission müßte die Führung übernehmen und die englischen und amerikanischen Anstalten allmählich in sich aufnehmen." (S. 765).

nur zersplittern. Herr Stoll hält es ja selbst schon für eine Zersplitterung, daß Basel vier Missionsgebiete hat. Er will „Planmäßigkeit und Konzentrierung" der sämtlichen Auslandsarbeit, wenigstens „Fühlung" der sämtlichen Zweige derselben untereinander. Ein schöner Gedanke, aber wer mit benannten Zahlen rechnet und auf Grund eigener Erfahrung mit den Schwierigkeiten der dahin zielenden Versuche nur ein wenig bekannt ist, der weiß, daß das wohl immer ein pium desiderium bleiben wird. Werke, deren Betrieb ganz auf Freiwilligkeit angewiesen ist und angewiesen bleiben wird, lassen sich nicht so reglementieren wie Studierstubendoktrinäre sich denken. Zunächst wird es wohl bei dem suum cuique bleiben und wir wollen froh sein, wenn es bei den verschiedenen Organen der einzelnen Zweigarbeiten zu einem viribus unitis kommt.

Ich hätte nun noch recht viel über diesen ersten Punkt zu sagen, aber ich will mich auf eine einzige Andeutung beschränken, nämlich, daß eine nichtchristliche Welt von zirka 1000 Millionen, die heute als Missionsobjekt noch vor uns liegt, doch ein unvergleichlich größeres Arbeitsgebiet darstellt, als die von Herrn Stoll namhaft gemachten deutsch-evangelischen Auslandsgebiete, und daß es daher nicht ein unnatürliches, sondern ein sehr natürliches Verhältnis ist, wenn auch die auf das größere Arbeitsgebiet gewendete Leistung größer ist als die auf das kleinere gewendete. Freilich das wird Herrn Stoll nicht überzeugen, da nach seiner Auffassung die Missionspflicht eine national bedingte ist.

II.

Er will Heidenmission zulassen, aber erst in sechster Linie und für uns Deutsche ausschließlich in den deutschen Kolonien. Was würde der deutsche Welthandel sagen, wenn man ihn zwingen wollte, seine Ausfuhr und Einfuhr nur nach und von den deutschen Kolonien zu bewirken? Der deutsche Welthandel würde darüber lachen, wenn man so argumentieren wollte: die deutschen Kolonien wollen nicht recht gedeihen, ihr Großkaufleute seid daran schuld; es widerstrebt dem deutschen Empfinden, daß ihr Absatz und Rückfracht in nichtdeutschen Gebieten sucht; es ist nationale Pflicht, euren Handel auf die deutschen Kolonien zu konzentrieren.

Warum will nun Herr Stoll die deutsche Mission auf die deutschen Kolonien beschränkt haben? Antwort: weil „es für das

deutsche Empfinden auf die Dauer unerträglich ist, daß wir mit unseren Missionspfennigen die Interessen des britischen Imperialismus fördern sollen." Das wird in den verschiedensten Wendungen wiederholt. Es sind also nicht missionarische sondern nationale bezw. politische mit einem starken Einschlag von Engländerhaß durchmischte Gründe, die ihn bestimmen. Neu ist das ja nicht; in der kolonialen Sturm- und Drangperiode in der Mitte der 80er Jahre des vorigen Jahrhunderts war es Dr. Peters, der dieselbe Forderung stellte wie jetzt Herr Dr. Stoll und ihr auch dieselbe Begründung gab wie dieser. Wieder eine Bundesgenossenschaft, die seine Nationalisierung des Missionsbetriebes wenig empfiehlt. Im Anfang der gegenwärtigen Missionsperiode fehlte jede nationale Eifersucht. Weder fragte eine Missionsgesellschaft darnach, welcher Nationalität die Kolonie angehörte, in die sie ihre Boten schickte, noch — mit Ausnahme der französischen — eine Kolonialregierung, von welcher Nationalität die in ihr tätigen Missionare waren. Man wollte entsprechend der religiösen Aufgabe der Mission das Christentum ausbreiten und niemand legte den harmlosen Missionaren nationalpolitische Hintergedanken unter. Die Mission überbrückte die nationalen Unterschiede. Wesentlich erst mit dem Beginn der deutschen Kolonialära hat die kolonialpolitische Eifersucht mit dem nationalen Motiv den Vorwurf in die Mission hineingetragen, sie diene in den Kolonien einer fremden Nationalität den fremden nationalen Interessen. Natürlich dient jede Mission auch den kolonialen Interessen; sie tut es, indem sie die Eingeborenen der Kolonien religiös, sittlich und kulturell hebt, und darum ist jeder verständigen Kolonialregierung die Mitarbeit der Mission willkommen. Aber dieser indirekte kolonialpolitische Nutzen kann doch nicht zu einer Verdächtigung der deutschen Missionare gemißbraucht werden, als versündigten sie sich gegen deutschnationale Interessen und förderten die Interessen des britischen Imperialismus. Es ist das ein böses Schlagwort, das in christlichen Kreisen nicht nachgesprochen werden sollte.

Herr Dr. Stoll ereifert sich sehr gegen die Bezeichnung der Mission als international, das sei eine „mittelalterliche Torheit", ein „katholisches Vorurteil", ein „Wahn", „in dem wir in Indien und Afrika viel mehr den nationalen Interessen der Engländer dienen." Merkwürdig: weiß er denn nicht, daß gerade die katholische Mission sehr stark national ist? Hat sie nicht im Mittelalter z. B.

den fränkischen und den deutschen, hat sie nicht in der nachmittelalterlichen Zeit den portugiesischen und den spanischen Interessen gedient, und war es nicht bis vor kurzem ihr und der französischen Regierung Schlagwort: Le Catholicisme c'est la France et la France c'est le Catholicisme? La France au dehors — unter diesem Titel hat Pater Piolet eine sechsbändige, irre ich nicht von der Akademie preisgekrönte, katholische Missionsgeschichte geschrieben. Und heute will die katholische Mission sehr national-deutsch sein. Also mit diesem Popanz: international ist katholisch, folglich verwerflich — damit ist es nichts. Es ist in dem von Dr. Stoll gebrauchten Sinne gerade nicht katholisch, aber es ist christlich, es ist evangelisch, daß die Mission wie das Evangelium, von dem er es zugibt, international ist, d. h. daß sie ihr Werk treibt, ohne daß die Nationalität ihrer Subjekte wie ihrer Objekte sie beschränkt. Freilich ist sie auch national im doppelten Sinne, sofern ihre Subjekte nicht völlig aus ihrer nationalen Haut heraus können, so sehr sie sich auch bemühen, nach Pauli Vorbild den Griechen Griechen zu werden, und sofern sie ihren Objekten die nationale Eigenart durch die volkstümliche Haltung des ganzen Christianisierungsprozesses zu erhalten streben. Aber Mission treiben ausschließlich aus nationalem Interesse, das heißt ein ihr völlig fremdes egoistisches Motiv in sie hineintragen, welches auch mit dem evangelischen Grundsatz: „umsonst habt ihr es empfangen, umsonst gebt es auch" nicht harmoniert.

Natürlich ist für jedes christliche Volk der Erwerb von Kolonien eine göttliche Berufung zum Missionsdienst in ihnen, und seine Missionspflicht wächst mit seinem Kolonialbesitz. Darum war es auch für das evangelische Deutschland eine nationale Pflicht, in seinen neu erworbenen Kolonien evangelische Missionen zu begründen, sofern in denselben nicht bereits solche bestanden, wie in Deutsch-Südwest-Afrika und in Togo. Und noch mehr: solange unsere Kolonien noch nicht stark genug mit evangelischen Missionen besetzt sind, und das ist bis heute noch nicht der Fall, ist es unsere Pflicht, neue Missionen nicht in außerdeutschen Ländern, sondern in den deutschen überseeischen Besitzungen zu begründen. Das alles haben wir klar gewußt, ehe es uns Herr Stoll gesagt hat, und uns auch bemüht, nach Kräften darnach zu handeln. Unsere seit 1885 begründeten kolonialen Missionen sind eine ganz respektable Leistung. Aber die

von ihm selbst als „ungeheuerlich“ bezeichnete „Forderung“: auf allen nichtdeutschen Gebieten unsere Missionen aufzugeben und „mit der Angabe eines bestimmten Termins“ uns völlig von ihnen zurückzuziehen, — das ist ein missionarischer Widersinn. Wir haben auf diesen Gebieten, die Katechumenen mit eingerechnet, rund 475000 Heidenchristen in unserer Pflege mit einem sehr großen Apparat von Schulen der verschiedensten Grade, von Baulichkeiten in beträchtlichem Werte, von zahlreichen eingebornen Pastoren und Lehrern und einem großen Kapital von Vertrauen, das wir gewonnen und von Land-, Menschen- und Sprachkenntnis, das sich nicht übertragen läßt — das alles soll aufgegeben werden um eines Missionsmotivs willen, das sich missionarisch nicht rechtfertigen läßt? Herr Stoll läßt alle die Gründe, die ihm schon in Ulm gegen diese Zumutung entgegengehalten worden sind, nicht gelten, aber er ist so großmütig, allerdings mit einem Anflug von sarkastischem Mitleid, die „Gemütsgründe“ gelten lassen zu wollen. Er schreibt: „Was übrig bleibt zur Verteidigung des Bestehenden, ist der Hinweis auf das Gesetz der Beharrlichkeit oder der Trägheit. Dieses Argument will ich unangefochten lassen“. Nun, wir brauchen uns der „Gemütsgründe“ nicht zu schämen; es ist keine schlechte Eigenschaft gerade der Deutschen, daß sie Gemüt haben. Auch die „Beharrlichkeit“ ist keine „Sünde“, um deren willen man „boykottiert“ werden muß, und Herr Stoll hätte sie nicht als „Trägheit“ verächtlich machen sollen. Wir verstehen unter ihr Treue, christliche Treue und — deutsche Treue.

Auch mit den geschichtlichen Gründen findet sich Herr Dr. Stoll leichter Hand ab. Allerdings gibt er zu, daß die geschichtlichen Verhältnisse vor 1870 und 1884 zu dem jetzigen Missionstrieb geführt haben, ja er erklärt: „es wäre unsinnig und ungerecht, gegen die deutschen Missionsleitungen wegen der Wahl ihrer Missionsgebiete Vorwürfe zu erheben“. Aber jetzt „hat der Deutsche sich sein eignes Haus gebaut“ und „durch die Erwerbung der Kolonien sind unsrer Missionspflicht besondere Ziele gesteckt worden.“ Darum und weil „die Heidenländer jetzt unter die einzelnen Nationen aufgeteilt sind“ und „die Geschichte des englischen Freihandels abgelöst ist durch eine neue Geschichte, welche neue Bahnen geht“, nimmt er die Geschichte für sich in Anspruch und sagt: „Gerade die Geschichte stellt uns auch für unsere Missionstätigkeit neue Ziele und drängt uns ge-

bieterisch auf neue Wege" (der Sperrdruck immer von ihm selbst). Soweit ist das — die durch die Verhältnisse gebotene Ausdehnung der alten Missionen ausgenommen — zuzugeben, als es sich um die Neubegründung deutscher Missionen handelt, aber es macht doch nicht tabula rasa mit allem geschichtlich Gewordenen vor 1870 und 1884, auf den Missionsgebieten so wenig wie in dem Bestande der politischen Ordnungen innerhalb der europäischen Nationen. Eine gesunde Entwicklung paart mit der Pietät gegen geschichtlich Gewordenes den Fortschritt, und gerade auf dem Gebiete des religiösen Lebens liegen die größten Gefahren in dem pietätlosen revolutionären Umsturz. So wenig wir uns verschließen gegen die berechtigten Forderungen des geschichtlichen Fortschrittes, ebensosehr bewahren wir uns die Besonnenheit, daß wir uns nicht zu Zerstörungswerken hinreißen lassen, die ein leidenschaftlicher Nationalismus fordert.

Endlich hat Herr Dr. Stoll schwerlich eine Ahnung von den komplizierten Schwierigkeiten, welche — ganz abgesehen von dem Einspruch der Missionsobjekte — in der Übergabe einer Mission besonders einer großen, erfolgreichen, wie z. B. die der Goßnerschen unter den Kols in Indien mit ihren 83000 oder der Rheinischen unter den Batakken auf Sumatra mit ihren ca. 65000 Heidenchristen oder einer mehrsprachigen wie z. B. der Basler in Indien liegen. Ganze Berge, die sich nicht versetzen lassen, wenn Herr Stoll angesichts ihrer erklärt: „Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg", und einfach befiehlt: „Die deutschen Missionen müssen den benachbarten englischen ihre bestimmte Absicht abzuziehen mit Angabe eines Termins mitteilen". Es ist einem mit diesen Dingen Vertrauten schwer, hierüber keine Satire zu schreiben. Sapienti sat.

Ich bin Reformvorschlägen bezüglich des Missionsbetriebs und Kritiken desselben sehr zugänglich und ein großer Teil meiner eigenen Lebensarbeit hat sich auf sie bezogen. Aber sie müssen missionarisch begründet, auf Sachkunde und Sachverständnis beruhend und maßvoll sein. Es ist eine Krankheit der Gegenwart, immer und überall „neue Ziele" stecken und „neue Wege" weisen zu wollen, und wenn das gar in so herausfordernder, anspruchsvoller und verletzender Weise geschieht, wie in dem besprochenen Aufsatze, so wird am wenigsten Lust gemacht, den neuen Zielen nachzustreben und die neuen Wege zu gehen.

Das methodistische Missionswerk im Bismarckarchipel.

Von Missionar Fellmann (in Raluana).

3.

Von allem Anfang an war die zahlreiche Verwendung von farbigen Kräften aus den großenteils christianisierten Gebieten der älteren Missionsfelder Witi und Samoa als ordinierte Prediger, Katechisten und Lehrer für die Arbeitsweise im Archipel charakteristisch, und später traten diesen christianisierte Eingeborene zur Seite. Das einheimische Element selbst hat in den letzten Jahren eine starke Zunahme erfahren und macht jetzt mehr als drei Viertel des gesamten Arbeiterpersonals aus. Witi und Samoa können gegenwärtig kaum ihren eigenen Bedarf an Nationalgehilfen decken und müssen außerdem noch einen Teil von Britisch-Neu-Guinea und von den Salomoninseln versehen. Die Anstellung der Farbigen gab der gegnerischen Seite Veranlassung uns mit einem Ehrentitel zu belehnen. Die protestantische Mission ist das „Lotu korakorong“, „das schwarze Lotu“ (Religion). Wir nehmen ihn ruhig hin und freuen uns dessen, was durch die Schwarzen erreicht wurde. Die Richtigkeit des Prinzips der Heranziehung eingeborener Kräfte kann nach den gemachten Erfahrungen nicht mehr in Frage gestellt werden, wohl aber erscheint uns eine zu ausgiebige Anstellung Farbiger, deren Bildungsgrad nur eine gewisse Höhe erreichen kann, als eine Übertreibung des Prinzips mit ihren nachteiligen Folgen. Eine solche liegt denn auch unserer Ansicht nach hier in der Praxis der Mission vor. Das Verhältnis, wie es tatsächlich auf zwei Hauptstationen besteht, ist zweifellos unter obwaltenden Umständen ein Mißverhältnis. Die Aufsicht über eine zu große Anzahl weit auseinander wohnender Gehilfen kann nicht in der wünschenswerten Weise ausgeübt werden. Die Versorgung der Leute mit Hab und Gut für den täglichen Gebrauch, ihre Beratung bis in die kleinsten Familienangelegenheiten hinein stellt, zusammen mit den übrigen zahlreichen Pflichten, solche Anforderungen an die Zeit und Kraft des weißen Missionars, daß es ihm nicht möglich ist selbst direkte seelsorgerische Tätigkeit in weiterem Kreise zu üben, wie es die Vertiefung in christlicher Erkenntnis, die Entwicklung, Konsolidierung und Festigung der ge-

wonnenen Elementarchristen eigentlich erfordert. Das Werk erlangt auf diese Weise eine gewisse Breite, ermangelt aber dafür der Tiefe und Solidität.

Die Anstrengungen des beschäftigten Personals behufs Ausbreitung des Christentums zerfallen in verschiedene Arten von Tätigkeiten und umfassen hauptsächlich die Predigt des Wortes, Katechisation als Vorbereitung zur Taufe, allgemeine Erteilung von Unterricht in Dorfschulen und besondere Heranbildung passender Elemente für den Lehrerstand, Schaffung einer kleinen Literatur und Übersetzungsarbeit.

Oben an steht die Wortverkündigung, die es auf Evangelisation d. h. Gewinnung der nichtchristlichen Elemente, als auch auf Erbauung der etwa schon vorhandenen kleinen Gemeinde abzweckt. Auf jeder Haupt- uud Außenstation finden regelmäßig Sonntags zwei Gottesdienste statt, vor- und nachmittags, an anderen sogenannten Predigtplätzen beschränkt man sich auf einen Vormittagsgottesdienst. So oft wie möglich übernimmt der weiße Missionar, je nach der Bedeutung und Wichtigkeit des Ortes die Verkündigung des Evangeliums, während naturgemäß bei der großen Anzahl der Stationen die Leitung der Versammlungen meist den farbigen Organen überlassen bleiben muß. Die Zuhörer vereinigen sich dazu, gekleidet in Lendentüchern und leichten Jäckchen, in den von ihnen errichteten Blätter- oder Kalkkirchen auf den Ruf einer Holztrommel oder eines kleinen Glöckchens, sich auf dem mit Matten bedeckten Boden des Raumes niederlassend. Mit Gesang, der für Europäer nicht gerade ein Ohrenschmaus ist, wird begonnen. Darauf folgt ein kurzes Gebet und Verlesung eines Schriftabschnittes aus dem Neuen Testament und nach nochmaligem Gesang die kurze Ansprache auf Grund eines Textwortes.

Die mehr mechanische Kenntnis des Katechismus wird meist in Verbindung mit dem öffentlichen Gottesdienst verbreitet, dergestalt, daß vor Eintritt des Redners ein dazu bestellter Eingeborener die Fragen des Katechismus der Reihe nach an die Versammelten stellt, die unisono darauf antworten. Die sich für die Taufe und zum Anschluß an die Gemeinde meldenden Personen werden in speziellen Katechumenenklassen des weiteren unterrichtet in christlicher Lehre und Sitte. Man hat es jedoch im allgemeinen mit der Erteilung der Taufe im Gegensatz zu den römischen Konkurrenten nicht

so eilig. Nach einiger Zeit werden bei anhaltendem Verlangen nach der Taufe und bei entsprechender Veränderung des Lebenswandels die Namen solcher Katechumenen in ein Register eingetragen. Sie verbleiben noch ein volles Jahr auf Probe, während dessen nicht nur regelmäßiger Besuch der Gottesdienste von ihnen erwartet wird, sondern auch Teilnahme an Extra-Zusammenkünften zu fernerer Unterweisung und zum Gebet. Nach Vollendung dieses Probejahres werden sie durch die heilige Taufe in die christliche Gemeinde aufgenommen und verbleiben solange als Abendmahlsberechtigte oder „volle" Mitglieder in ihrem Verband, als ihr Wandel nicht anstoßerregend ist und ein Einschreiten kirchlicher Disziplin nötig macht.

Beim Wirken unter einem kulturell so tief stehenden Volke, wie es die Missionsobjekte im Bismarckarchipel darstellen, muß in einem auf Erfolg rechnendem Missionsbetrieb eifrige Schultätigkeit der Predigt die Hand reichen. Kirche und Schule gehören hier zweifellos zusammen, sollen anders nennenswerte Erfolge die Bemühungen krönen. Deshalb schenkt man der Schule so viel Aufmerksamkeit als unter obwaltenden Zuständen möglich ist und es haben sich im Laufe der Zeit drei Zweige auf diesem Gebiete missionarischer Tätigkeit gebildet: Die einfache Dorfschule, die Bezirksschule und das Seminar für farbige Gehilfen.

Die Dorfschule wird von dem eingeborenen Lehrer einer jeden Außenstation gehalten und zwar an vier Tagen der Woche. Das einfache Dorfkirchlein dient zugleich als Schulgebäude, und man schenkt die Morgenstunden dieser Arbeit. Schulzwang existiert natürlich nicht. Wer unter Groß und Klein Lust hat, stellt sich ein und es sind oft verhältnismäßig wenig Wissensdurstige. Frauen und Mädchen in bestem Alter sind von der Arbeit in den Plantagen oder durch das Schleppen der geernteten Feldfrüchte auf die häufigen Märkte in Anspruch genommen, während die Knaben viel lieber spielen, als sich mit dem Entziffern des Alphabets abmühen. So ist der Schulbesuch ein sehr unregelmäßiger und wird außerdem noch beeinträchtigt durch die große Zerstreutheit der Wohnplätze und der völligen Machtlosigkeit der Eltern und Verwandten über das junge Volk. Ferner sind auch die Veranstaltung von allerlei Festlichkeiten und, während gewisser Monate, die Dukduktänze große Hindernisse. Trotz alledem geschieht was geschehen kann. Der Unterrichtsplan in diesen Schulen umfaßt — außer biblischer Geschichte — die Elemen-

tarfächer des Lesens, Schreibens und Rechnens. Lehrmittel sind: eine Alphabettafel für die ABC-Schützen, ein kleines Lese- und Rechenbuch und für die des Lesens Kundigen das Neue Testament. Womöglich zweimal im Jahre findet an einem Platze für mehrere Dorfschulen zusammen eine Examination statt entweder durch den weißen Missionar oder durch den ordinierten farbigen Prediger.

Die Bezirksschulen, deren Zöglinge unter der direkten Aufsicht und Pflege des Missionars stehen, befinden sich auf der Hauptstation und sind eigentlich kleine Vor-Seminarien der Zentral-Anstalt für die Ausbildung von Dorflehrern. Die willigen, treuen und fähigsten Jünglinge oder schon verheiratete junge Männer werden auf dem Missionslande in der Nähe des Missionshauses angesiedelt. Sie bauen sich meist kostenlos ihre kleinen Hütten aus dem vorhandenen Buschmaterial, ein separates Dörfchen bildend. Sie verpflegen sich selbst, erhalten jedoch von dem Kokosnußbestand der Mission eine bestimmte Zahl von Bäumen angewiesen zu ihrem Nießbrauch, sowie in der ersten Zeit ihres Aufenthalts kleine Rationen Nahrungsmittel oder entsprechende Werte in Handelswaren. Soweit Land zur Verfügung steht, legen sie sich Gärten und Bananenpflanzungen an, verdienen ihre Kleidung, deren sie als glückliche Naturkinder eines tropischen Klimas ja nur wenig gebrauchen, durch Botengänge und Rudern in den Missionsbooten, für welche Leistungen ihnen geringe Vergütungen gewährt werden. Der Unterricht findet für gewöhnlich morgens von 6—9 an vier Wochentagen statt und wird vom weißen Missionar erteilt. Unterrichtsgegenstände bilden vornehmlich Schön- und Rechtschreiben, Rechnen, Geographie und Lesen der Schrift mit Erklärung. Ein regelmäßiger Besuch des Unterrichtes ist durch die Sammlung auf der Hauptstation und durch die direkte Kontrolle gesichert, wie andererseits auch Versuchungen zum Schwänzen nicht vorhanden sind. Befriedigendere Resultate als in den Dorfschulen werden infolgedessen hier erzielt, wenn auch oft das vorgeschrittene Alter und mangelhafte Intelligenz glänzende Erfolge nicht aufweisen läßt. Der meist mehrjährige Aufenthalt in dieser Schule ist nicht allein für das intellektuelle, sondern ganz besonders für das sittliche und religiöse Leben der jungen Leute von großer Bedeutung. Sie erhalten Gewöhnung an christliche Ordnung, bleiben vor Versuchungen, wie sie das Dorfleben inmitten von heidnischen Genossen mit sich bringt, bewahrt, so lange sie noch un-

gefestigt sind und stehen unter der Einwirkung des mehr als tausend Worte erreichenden Beispiels der Missionarsfamilie. Hie und da sieht man sich genötigt, einen Jungen einer Untreue oder der Unfolgsamkeit wegen in sein Dorf zurückzuschicken, häufiger jedoch sucht das schlechte Gewissen von selbst das Weite. Im übrigen sind diese Schüler eine wertvolle Truppe für den Missionar, ohne welche er seine weit verzweigten vielseitigen Aufgaben nicht lösen könnte.

Diejenigen von ihnen, die sich für den Missionsdienst eignen, begeben sich, nach Vermehrung und Verbesserung ihrer Kenntnisse, in das oben genannte Zentral-Seminar auf der Insel Ulu, die außerdem unbewohnt, ihrer zentralen Lage wegen wie zur Stätte der Ausbildung zukünftigen Missionspersonals geschaffen scheint. Viele unliebsame Störungen, mit denen man an einem anderen Orte zu kämpfen hatte, fallen bei der insularen Lage von selbst weg und so kann die Zeit, soweit sie nicht zum Anbau und Ernten von Nahrungsmitteln in Anspruch genommen wird, ganz dem Erziehungswerke gewidmet werden. Die Leitung desselben untersteht natürlich einer weißen Kraft, ebenso wie die Erteilung des Unterrichts in den wichtigsten Fächern von derselben geschieht. Ein qualifizierter Witier oder Samoaner dient zur Unterstützung. Die Unterrichtsstunden sind auf den Vor- und Nachmittag gelegt, und die Schüler erhalten hauptsächlich Weiterbildung in den Lehrgegenständen der Vorschulen unter Hinzutreten von homiletischen Lektionen. Eine Klasseneinteilung wäre höchst wünschenswert, ist aber bis jetzt nicht vorgenommen worden. Als Unterrichtssprache ist der Dialekt der nördlichen Gazellenhalbinsel eingeführt, dessen Kenntnis dadurch wirksam vorbereitet wird. Nach einem Aufenthalt von 1—3 Jahren verläßt der junge Mann diese Anstalt und zieht als Dorflehrer auf eine ihm angewiesene Station um seine Tätigkeit zu entfalten und man hat sich zufrieden zu geben, wenn er beim Antritt über eine lesbare orthographische Schrift, einige Bibelkenntnis, einige Fertigkeit im Lesen und Rechnen sowie der öffentlichen Rede verfügt. Er erhebt sich dadurch weit über das geistige Niveau des Durchschnittseingeborenen, der infolgedessen zu ihm hinaufblickt. Weit mehr als seine intellektuelle Überlegenheit fällt die ihm zu Teil gewordene Gewöhnung an christliche Zucht und Ordnung bei der Ausübung seines Berufes ins Gewicht und es ist insbesondere die Statuierung des Vorbildes eines, wenn auch noch elementar christlichen Lebens, was die Verwendung dieser

Organe für den Missionsdienst nicht nur segensreich, sondern geradezu unentbehrlich macht.

Eine fremde Sprache wurde bisher in den Missionsschulen nicht gelehrt. Ein Versuch, durch Anstellung einer geeigneten Kraft mit dem Deutschen einen Anfang zu machen, erlitt leider gewisser Umstände halber bis jetzt eine unliebsame Verzögerung.

Umsomehr hat man sich von allem Anfang an auf eine gründliche Erforschung der Eingeborenen-Dialekte geworfen, um eine gesunde Basis zur Verbreitung christlicher Lehre in Wort und Schrift zu schaffen. Ein keineswegs leichtes Beginnen, da man jeder Hilfsmittel bar bei der Erlernung und Aufnahme der Dialekte vielfach auf Zeichensprache, genaues Hinhören, scharfes Beobachten und fleißige Vergleichung angewiesen war. Es gelang jedoch bald der ziemlich komplizierten Dialekte von Neu-Lauenburg und der Gazellehalbinsel einigermaßen Herr zu werden und mit der Veröffentlichung von den Früchten der Arbeit zu beginnen. Es erschienen die beiden Wörterbücher mit kurzer Grammatik des Neu-Lauenburg- und Gazellehalbinseldialektes. Besonders das des letzteren Dialektes ist ein äußerst wertvolles Buch für den Erforscher der Sprache und enthält außerdem sehr wichtige ethnographische Notizen. Leider wurde es in einer sehr beschränkten Anzahl von Exemplaren auf hektographische Weise hergestellt und ist nicht mehr käuflich zu haben, der Autor Rev. Rickard ist deshalb um seine Einwilligung zur Übertragung ins Deutsche gebeten worden. Gleich darauf wurden eine Sammlung neutestamentlicher Geschichten gedruckt, das Markusevangelium im Neu-Lauenburgdialekt, kleine Katechismen mit einem Liederanhang in beiden und die vier Evangelien mit der Apostelgeschichte im Gazellehalbinseldialekt, Publikationen, die der Missionstätigkeit mehr direkten Vorschub leisten. Als Krönung dieser Anstrengungen ist die Herausgabe des vollständigen Neuen Testamentes in letzterer Sprache anzusehen. Zwei Exemplare desselben, eines in einem Prachteinband und das andere im einfachen Werktagskleid, sind in einem hübsch ausgestattetem Kästchen dem deutschen Kaiser als Geschenk von der Missionsgesellschaft überreicht worden. Seine Majestät haben das Geschenk huldvollst anzunehmen geruht.

Möge das teure Wort von dem Weltheilande auch in diesem, soweit die Übersetzerarbeit inbetracht kommt unvollkommenen Gewande, seine Trieb- und Lebenskraft zur Bildung und Veredelung

des finsteren Insulanergemütes beweisen, „als ein Licht, das da scheinet an einem dunklen Ort, bis der Tag anbreche und der Morgenstern aufgehe in ihren Herzen.“

Es erübrigt noch hier einiges über die äußere Organisation der Missionssubjekte beizufügen. Sie schließt sich im Ganzen dem überall in der Methodistenkirche bestehendem Gebrauch an. Das Missionsfeld bildet einen „Distrikt“ mit einem Missionar als „Distriktsvorsteher“ an der Spitze. Sämtliche weißen Missionare versammeln sich jährlich einmal zur Synode unter dem Vorsitz des Vorstehers. Auch die ordinierten eingeborenen Prediger haben Sitz und Stimme in der Synode, die die Charaktere ihrer Mitglieder prüft, Beschlüsse faßt und Rekommendationen bezüglich des Werkes dem Missionsboard unterbreitet.

Der Distrikt zerfällt in „Bezirke“, gegenwärtig vier, und diese wieder in „Sektionen“. Der Bezirk hat seinen Superintendenten mit der Hauptstation, ihm zur Seite steht ein farbiger Prediger. Spezielle Aufsicht über eine Sektion übt ein Katechet aus. Allmonatlich versammeln sich alle Arbeiter eines Bezirkes auf der Hauptstation behufs Kontrolle hinsichtlich ihrer Pflichterfüllung, Meldung der Namen der den Empfang der Taufe wünschenden Personen, als auch solcher, die rückfällig wurden, allgemeine Berichterstattung über den Zustand des Werkes, Empfang von Unterweisung und Direktiven in allen auftauchenden Fragen, Ausübung etwa nötig gewordener Disziplin und zu gegenseitiger Erbauung bei Predigtgottesdiensten. Einmal im Vierteljahr findet die Feier des heiligen Abendmahls statt. Diese regelmäßigen Zusammenkünfte sind für den Superintendenten von der größten Wichtigkeit, er behält durch sie die Zügel des Ganzen fest in seiner Hand, sie sichern seinen Einfluß auch auf die entfernter liegenden Stationen und die Einheitlichkeit der Praxis.

4.

Die Beziehungen zu den oft noch recht wilden Eingeborenen wurden in den ersten zwei Jahren durch keinerlei feindliche Vorkommnisse getrübt. Doch ohne Kampf und Opfer sollte auch hier der Grund nicht gelegt werden, wie sich nur zu bald herausstellte. Als ob er eine Ahnung der Dinge, die da kommen sollten gehabt hätte, sagte einmal in einer Predigt vor seinen Mitarbeitern der früher schon genannte Aminio Bale, nachdem er über die schweren

Proben, welche die ersten Witi-Missionare bestehen mußten, gesprochen hatte: „Wie aber wir? Wir leben auch in einem heidnischen Lande und haben doch keine Schwierigkeiten; die Leute hassen uns nicht; wir haben genug zu essen; wir ruhen Nacht für Nacht im Frieden. Wann haben wir etwas Haß verspürt? Nun, ich sage euch: Malua, (wartet noch ein wenig) malua, die Reihe kommt auch an uns." Und wirklich nur zu bald kam die Reihe an vier dieser tapferen Leute. Der ordinierte Prediger Sailas mit drei anderen Gehilfen hatte sich, um Verbindungen anzuknüpfen, zu den die Höhen rings um die Blanchebucht bewohnenden Stämmen begeben. Irgend eine nicht ganz aufgeklärte Ursache führte zu einem Überfall, bei welchem sie alle ihr Leben unter den Keulenschlägen der Wilden aushauchten. Ihre Leiber wurden in die Dörfer geschleppt, einzelne Teile wurden verkauft, der Rest von den Mördern und ihren Angehörigen verzehrt und die Gebeine als Trophäen aufbewahrt. Alles kam wie ein Blitz aus heiterem Himmel und die Erregung darüber teilte sich auch anderen Stämmen mit, sodaß resolutes Einschreiten nötig wurde, wenn man nicht noch weitere Unfälle erleben wollte. Die Frauen und Kinder der in der Nähe wohnenden Missionslehrer brachte man zunächst in Sicherheit. Die Menschenfresser rühmten sich ihrer gelungenen Tat und bedrohten die übrigen Missionslehrer und Fremden überhaupt. Deshalb scharte man sich zusammen und suchte wenigstens einen moralischen Sieg über das feindliche Element dadurch davonzutragen, daß man die Mörder zur Herausgabe der Gebeine der Verzehrten aufforderte, um sie christlich bestatten zu können. Die Auslieferung wurde schlechthin verweigert, worauf man die Mitteilung machte, daß man sich gezwungen sehe, dieselben selbst zu holen. Händler, bewaffnete Missionslehrer und freundliche Eingeborene begaben sich nun in die widerspenstigen Dörfer und suchten dieselben nach den Gebeinen ihrer verzehrten Kollegen ab, dabei auf heftigen Widerstand seitens der beteiligten Eingeborenen stoßend, so daß es leider ohne Blutvergießen nicht abging, jedoch war auf Seite der Missionslehrer nicht einmal eine Verwundung vorgekommen, trotzdem es Schleudersteine auf sie hagelte. Als man einen Teil der Gebeine gefunden glaubte, kehrte man zurück. Der Eindruck der kleinen Expedition war ein wohltätiger. Eine große Furcht fiel auf alle und heute noch behauptet man unter den Eingeborenen, es sei kein Krieg gewesen, sondern vielmehr ein großes Erdbeben. Ein formeller Friede

wurde geschlossen, Freundschaftsbezeugungen ausgetauscht und hinfort herrschte Ruhe und Eintracht. Brown, der sich bei der Abwesenheit jeder öffentlichen Gewalt zu diesem energischen Vorgehen entschlossen hatte, wurde vom englischen Staatsanwalt in Witi unter Anklage gestellt und außerdem in der australischen Presse mit einer Lauge von Kritik übergossen. Auf die Verwendung eines deutschen Kriegsschiffskapitäns hin, der im Archipel kurz nach dem Vorkommnis an Ort und Stelle eingehende Informationen einzog und darauf sich nach Witi begab, wurde die gerichtliche Anklage, die für Brown leicht verhängnisvoll hätte werden können, aufgehoben.

Im jetzigen Bereich der Tätigkeit der Mission sind solche Vorfälle infolge der durch die Kaiserliche Regierung geschaffenen geordneteren Verhältnisse und der wachsenden Überzeugung des Wertes des Evangeliums nicht mehr zu befürchten, wenngleich es stets ratsam ist, im Verkehr mit noch fremden Eingeborenen an der äußersten Peripherie des Wirkungskreises eine gute Portion Vorsicht walten zu lassen[1]).

Viel mächtiger dagegen als ein solch äußerer, aktiver ist der innere passive Widerstand des finsteren Heidentums, wie er sich offenbart in seiner unendlich niedrigen Kulturstufe, seiner moralischen Versunkenheit, seinem hartnäckigen Aberglauben, seiner bestialischen Grausamkeit und Gefühllosigkeit, der geringen Intelligenz und dem Mißtrauen und der Apathie allem Fremden gegenüber, die zu überwinden man sich großer Geduld und Liebe verbunden mit Ernst und Energie befleißen muß.

Dazu treten die Schwierigkeiten, die aus dem mangelhaften Medium der Sprache herrühren. Abgesehen davon, daß es bei jeder Neubesetzung einer Haupt- oder Nebenstation mit einem weißen oder Farbigen (Witier oder Samoaner) eines eifrigen Studiums bedarf, sich die Mundart der Missionsobjekte anzueignen, ringt man oft auch in späteren Jahren noch vergeblich, um einen adäquaten Ausdruck bei Mitteilung religiöser Gedanken. Die Mundarten sind außerordentlich arm an Abstraktis, an Worten für die Begriffe „Gott", „Gnade", „Hoffnung" ꝛc. Für „Gott" führte man das in Witi gebräuchliche „Kalou" ein. Es liegt auf der Hand, daß solche Un-

1) Das ist geschrieben vor der Ermordung von 10 Mitgliedern des katholischen Missionspersonals. Vergl. 1904, S. 106. D. H.

zulänglichkeiten ein bedeutendes Hemmnis für ein rasches Vordringen einer verständnisvollen Auffassung des Inhaltes des Evangeliums sind.

Nicht geringe Störungen bereitet ferner das Klima, indem es die Kräfte der Arbeiter fortwährend reduziert, seine Opfer hauptsächlich unter den polynesischen Lehrern fordert und Weiße, die sich ihrer Aufgabe infolge von geschwächter Gesundheit nicht mehr gewachsen fühlen, vertreibt. Der Hauptfeind ist in dieser Hinsicht die Malaria, die besonders die Polynesier sehr häufig ergreift, in allen ihren Erscheinungen und ihre Kraft brach legt. In den letzten Jahren sind wiederholt Fälle von Schwarzwasserfieber aufgetaucht. Außer einer Missionarsfrau ist jedoch bis heute Gott sei Dank kein weißes Mitglied des Missionspersonals durch den Tod verloren worden, um so häufiger war aber durch das Verlassen des Arbeitsfeldes die Verwaisung der Stationen und ein sehr nachteiliger Wechsel der Kräfte. So seufzt man fortwährend unter einem empfindlichen Arbeitermangel, der es zu keinem intensiveren und extensiveren Betriebe zugleich kommen läßt, da der Nachschub kein hinreichender ist. Nachteilig für das Ganze ist auch der durch den Abgang älterer Arbeiter hervorgerufene Verlust an mühsam gesammelten Kenntnissen auf den verschiedensten Gebieten und wertvoller praktischer Erfahrungen im Werke.

Einige Momente politischer und rechtlicher Natur sind ebenfalls auf die Liste unangenehmer Hindernisse zu setzen. Die Tätigkeit der Missionsgesellschaft, die ihren Sitz in Sydney, Neu-Süd-Wales, Australien, hat, wird als die einer „ausländischen" von der Kolonialregierung zwar geduldet, steht aber nicht auf gleicher Linie mit der einer einheimischen, und die fremde Nationalität der meisten im Werke sich befindlichen weißen Vertreter, von denen keiner der deutschen Zunge mächtig ist, erschwert diesen Umstand recht beträchtlich, soweit nämlich das Verhältnis zur kaiserlichen Regierung und ihren Organen inbetracht zu ziehen ist. Das fühlt auch der Eingeborene ganz instinktiv und ist deshalb als Anhänger zaghafter als er sonst wohl sein würde. Nicht daß Bedenken bezüglich der Loyalität der Persönlichkeiten beständen. Die Missionare haben nicht allein sich selbst bestrebt, sondern stets auch Eingeborene zum Gehorsam gegen das bestehende Regiment ermuntert. Dennoch ist schon die Bezeichnung „ausländisch" für manchen genug, politische Umtriebe zu wittern und über eine Sache den Stab zu brechen. Durch solche Erwägungen verursacht, ist denn auch schon der Gedanke aufgetaucht, das Werk

wegen der fremden Nationalität der Leitung aufzugeben oder vielmehr an eine deutsche protestantische Gesellschaft abzutreten. Er drang jedoch nicht durch. Man glaubte sich an das Neue anpassen und weiterarbeiten zu können. Der erste Schritt dazu war die Anstellung eines deutschen Missionars anfangs des Jahres 1897 und seither ist zweifellos mancher Übelstand gehoben und ein besseres Einvernehmen mit der Regierung angebahnt worden. Es gelang dem Board auch im Jahre 1903 einen zweiten Deutschen in Südaustralien als besondere Lehrkraft zu gewinnen. Derselbe muß aber vorerst locum tenens auf einer verwaisten Station sein. Höchst wünschenswert wäre es, wenn die Missionsgesellschaft den fortgesetzten Anregungen und Gesuchen seitens der Synode Folge gebend, einen weiteren für den Missionsdienst gut vorbereiteten deutschen Arbeiter so rasch wie möglich aussendete.

Auch auf dem Boden der Rechtsangelegenheiten begegnen wir nicht unbedeutenden Schwierigkeiten, die oft eine unangenehme Lage hervorrufen. Die Gesellschaft ist nicht im Besitz der Rechte einer juristischen Person, sie kann deshalb Eigentum und andere dingliche Rechte an Grundstücken nicht erwerben, vor Gericht nicht klagen und nicht verklagt werden. Sie ist auch nicht als eine Religionsgesellschaft im Sinne des § 166 R. St. G. B. anzusehen, und aus diesem Grunde den heftigsten Angriffen der gegnerischen Seite ausgesetzt, ohne daß Abhilfe dagegen geschaffen werden kann, durch Anrufung der Gerichte. Die dadurch bestehende Rechtsungleichheit der katholischen Mission gegenüber hat schon recht sonderliche Blüten getrieben. Im Jahre 1903 z. B. wurde ein polynesischer Lehrer vom kaiserlichen Gericht samt seiner Frau zu einer Woche resp. zu fünf Tagen Gefängnis wegen Beschimpfung einer christlichen Kirche verurteilt, während die Verfolgung eines Priesters, der sich eine unvergleichlich gröbere Beschimpfung der protestantischen Mission hatte zu schulden kommen lassen, aus dem oben angeführten Grunde nicht aufgenommen werden konnte. Die Akten der Angelegenheit wurden seinerzeit dem Auswärtigen Amte in Berlin eingesandt. Diese Behörde schloß sich der Ansicht des hiesigen Bezirksrichters an und damit war die Sache sehr zu unseren Ungunsten erledigt. Es ist unnötig einen Kommentar zu dem Eindruck, den ein solcher Zustand auf Eingeborene macht, zu liefern.

Um den Erwerb der zum Missionsbetrieb nötigen Grundstücke

zu ermöglichen, ist man im Begriff eine Gesellschaft mit beschränkter Haftung im Archipel selbst zu begründen.

Als letztes Hindernis einer ruhigen und gesegneten Entwicklung des Werkes sei das Eindringen der katholischen Missionare „vom Heiligsten Herzen Jesu" erwähnt. Die Gründung dieser Mission steht in ursprünglichem Zusammenhang mit dem Schwindelunternehmen des Franzosen Marquis de Rays, der gegen Ende der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunders in Süd-Neu-Mecklenburg die freie und unabhängige Kolonie „La Nouvelle France" errichten wollte. Die Mission vom „Heiligsten Herzen Jesu" wurde mit der Seelsorge der vermeintlichen Kolonie betraut und vier Priester traten die Ausreise an, erhielten aber noch ehe sie ihr Ziel erreichten, Kunde von dem tragischen Ausgang der betrügerischen Affäre. Von Rom wurde nun der Mission das Vikariat Melanesien zur Bekehrung der Heiden angewiesen und die französischen Priester ließen sich nach Ankunft im Archipel auf dem nördlichen Teil der Gazellehalbinsel in dem bereits von der evangelischen Mission in Angriff genommenen Gebiet nieder. Zu einem festen Wohnsitz kam es in Vlavolo, später in Vunapope, der heutigen Hauptniederlassung mit dem Bischofssitz, und der Station Malaguna in der Blanchebucht. Neuer Nachschub war inzwischen angekommen und der P. L. Couppé zum apostolischen Vikar von Neu-Pommern ernannt worden. Obwohl nun ein großes, weites und neutrales noch heidnisches Gebiet zur Entfaltung römisch-katholischer Missionstätigkeit offen stand, zogen es die Vertreter derselben, wie fast überall, vor, ihre Wirksamkeit nahezu ausschließlich auf die Niederlassungen in der Nähe der evangelischen Stationen zn beschränken. Im Interesse des öffentlichen Friedens wurde nun von der Verwaltung im Einverständnis mit beiden Missionen eine Abgrenzung der beiden Arbeitssphären getroffen. Eine Scheidelinie wurde gezogen, nach welcher der nördliche Teil der Gazellehalbinsel der evangelischen, der südliche Teil dagegen der katholischen Mission unter Beibehaltung der bis dahin errichtet gewesenen Stationen, jedoch ohne Erlaubnis weiteren aggressiven Vorgehens, zufiel. Für die Mission vom „Heiligsten Herzen Jesu" war aber die Grenzlinie nur geschaffen, um bald möglichst durchbrochen zu werden. Alle Proteste dagegen halfen nichts. Auf Vorstellungen der Behörde erklärte der Bischof, er habe den Auftrag, aller Kreatur das Evangelium zu verkünden, verstand aber darunter augenscheinlich fürs erste die Häretiker, die Anhänger

der andern Mission. In diesem Sinne ist er auch seinem Auftrage treu geblieben. So entstanden in dem evangelischen Gebiet, oft mitten unter schon längst als evangelisch bekannten Eingeborenen, mit Patres und Fratres besetzte Stationen, die, seitdem die Grenze mit der Übernahme der Landeshoheit durch das Reich 1899 vermittelst einer Verfügung des Reichskanzlers aufgehoben wurde, sich noch weiter vermehrt haben. Von den 1903 berichteten 26 Hauptstationen liegen 15—16 unter den früher schon mehr oder weniger evangelisch beeinflußten Eingeborenen zerstreut, in ganz unmittelbarer Nähe der weißen protestantischen Missionare. Daß ein solches rücksichtsloses Vorgehen unter den herrschenden Verhältnissen eine Menge bedauerlicher Reibungsflächen schafft, das in seinen Anfängen stehende christliche Volksleben zerrüttet und speziell eine schlimme Schädigung der evangelischen Sache bedeutet, liegt für jeden Einsichtigen auf der Hand. Muß doch schon eine Unsumme von wertvoller Zeit und Kraft, die andernfalls viel besser verbraucht würden, auf die Abwehr der beständigen Angriffe in der verschiedensten Form verwendet werden. Wenn nun neuerdings die katholische Mission Klagen bei Gericht über meist nichtssagende Vorfälle „im Interesse des öffentlichen Friedens" anhängig macht und sich zu dessen Schutzpatron aufwirft, nachdem sie die Kriegsfackel selbst ins friedliche Gebiet getragen, so blickt uns daraus das Antlitz einer beißenden Ironie auf ihr eigenes Verhalten an. Es fehlt auch nicht an amtlichen Hinweisen auf eine zutage tretende bedauerliche Spaltung der Bevölkerung einiger Landschaften infolge des Widerstreites der beiden Bekenntnisse. Die hiesige evangelische Mission fühlt sich dadurch nicht betroffen. Sie hat in dieser Anlegenheit ein reines Brusttuch, wird aber sehr gegen ihren Willen in viele unliebsame Kämpfe verwickelt, denn „es kann der Beste nicht im Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt."

Wir können im Rahmen dieser Arbeit weder eine erschöpfende Kritik noch eine gerechte Würdigung der Arbeit der römischen Gegenmission liefern. Sie kommt für uns nur soweit inbetracht, als sie dem Werke hindernd und Schwierigkeiten bereitend in den Weg tritt. Auf welche Weise dies nun auch im einzelnen versucht wird, müssen wir noch durch den Hinweis auf sehr charakteristische Züge ihrer Tätigkeit beleuchten. Es ist zur Genüge bekannt wie rasch man mit der Erteilung der Taufe bei Groß und Klein, auch bei Kindern noch heidnischer Eltern vorgeht.[1]) Um aber den Andrang zur Taufe

1) Ich wiederhole (vergl. 1904, B. 107), daß nach der ausdrücklichen

noch künstlich zu steigern, verabreicht man den ohnedies schon habsüchtigen Eingeborenen noch Bekleidung und andere Geschenke, Schulmaterialen 2c., Dinge, die sich die Betreffenden mit leichter Mühe durch etwas Arbeit selbst erwerben könnten. Das soll für den Empfänger zugleich eine Fessel für die Zukunft sein. Denn macht er später Miene seinen Katholizismus über Bord zu werfen, so wird er an die empfangenen Wohltaten erinnert, wagt er es gar den evangelischen Gottesdienst zu besuchen, so wird von ihm verlangt, die erhaltenen Geschenke wieder herauszugeben, auch wenn schon Jahr und Tag darüber verflossen sind, oder eine entsprechende Vergütung für Mühewaltungen und Aufwendung bei seiner Christianisierung zu machen. Es ist eine vor Gericht erwiesene Tatsache, daß ein Priester Eingeborenen, weil sich dieselben dem evangelischen Bekenntnis zuwandten, gewisse Summen Muschelgeldes als Ersatz für verlorene Mühe abnahm. Auf die Anzeige eines Eingeborenen bei dem kaiserlichen Gerichte hin, mußte das Geld zurückerstattet werden, nachdem der eifrige Missionar zuvor in Abrede gestellt hatte, zu einem solchen Schritt seine Zuflucht genommen zu haben, bis er von einem Häuptling, der ihm in der Sache Dienste leistete, verraten und darauf überführt wurde.

Es wird auch versucht Mädchen, die einmal den katholischen Unterricht besucht haben, mit Gewalt daran zu verhindern, einen evangelischen Mann zu heiraten und mit ihm und seinen Verwandten den gleichen Gottesdienst zu besuchen, trotzdem ihre eigenen Angehörigen letzteres wünschen mögen. Schon des öfteren mußte ein katholischer Missionar zur Herausgabe eines Mädchens gezwungen und durch gerichtlichen Beschluß dessen Recht und Freiheit sich seine Konfession zu wählen, oder das Recht ihrer Gewalthaber über ihre religiöse Erziehung zu bestimmen, erwirkt werden.

Ganz systemathisch aber sind die Bemühungen, die einflußreichen farbigen Kräfte durch unaufhörliche Anklagen und Beschwerden bei der kaiserlichen Regierung zu verdächtigen und wo möglich auch durch Erlangung ihrer Bestrafung sich bei den Eingeborenen den Anschein des Stärkeren zu geben und sie für künftige Zeiten einzuschüchtern. Ohrenbläserei mißliebiger Leute leiht man gerne sein Ohr und berichtet, ohne der Wahrheit eingehender nachzuforschen, an die Behörde. Ein Lehrer soll gesagt haben, es würden alle „Popis" getötet, und dadurch die Eingeborenen in Alarm versetzen, ein anderer wurde kürzlich verklagt wegen Bedrohung eines Paters, der sich in sein Gehöft begab, um mit ihm eines Mädchens wegen, das die Kirche des Lehrers ganz aus eigener Veranlassung besuchte, zu streiten. In der Anklageschrift war der Vorfall so aufgebauscht, daß es den Anschein hatte, als hätte er nur mit knapper Not, obwohl er auf einem Esel saß und der Lehrer keinerlei Waffen hatte, sein Leben gerettet. Er hätte, um vor Tätlichkeiten sicher zu sein im Galopp davon sprengen müssen. Wie aber die von dem kaiserlichen Richter vorgenommene Untersuchung ergab, hatte der Lehrer nichts weniger als beabsichtigt den Pater anzugreifen, sondern war vielmehr von diesem aufs stärkste gereizt

Erklärung des apostolischen Vikars mit der Taufe geeilt wird, um „die Eingebornen dem Einflusse der Irrlehre zu entziehen und in der sichern Hürde der wahren Kirche zu bergen" (Kath. Miss. 1904, 249). D. H.

worden. Eine strafbare Handlung war absolut nicht nachweisbar und es wurde deshalb das Verfahren gegen den Angeklagten eingestellt.

Ebenso strebt man es an, einzelnen einflußreichen Häuptlingen evangelischen Bekenntnisses aufsässig zu werden. Sie sind von der Regierung zu Dorfrichtern bestellt und bekleiden nebenher ein kleines Ämtchen in der christlichen Gemeinde. Dies ist der katholischen Mission ein Dorn im Auge. Sie beantragte deshalb schon beim kaiserlichen Gouverneur die Absetzung dieser Männer als Richter, weil ein solcher Zustand der protestantischen Mission einen Vorteil bringe zu Ungunsten der katholischen rc.

Man ersieht aus den wenigen angeführten Tatsachen, daß die römische Opposition in der Wahl ihrer Missionsmittel, um ihr Ziel zu erreichen, nicht sehr wählerisch vorgeht, und daß das widerwärtige und häßliche Geplänkel, das auf der ganzen Linie von ihr entzündet wird, mit zu den größten Kalamitäten zählt, die zu überwinden sind und den Erfolg aufs empfindlichste schmälern.[1])

Die Gestaltung der Dinge in der Zukunft voraussagen zu wollen, liegt nicht im Bereich menschlicher Berechnung. Es spielen dabei zu viele jetzt noch nicht übersehbare Faktoren mit. Zwar soll der Bischof Couppé sich schon gerühmt haben, daß die Bekehrung ganz Neupommerns zum Katholizismus nur eine Frage der Mittel sei. Diesem übermütigen Frohlocken gegenüber antworten wir: „Eile mit Weile". Wir glauben ferner, daß das evangelische Bewußtsein bereits tiefer als man gemeiniglich annimmt einen Teil der gegenwärtig beeinflußten Bevölkerung ergriffen hat und daß die ursprüngliche und ideale Macht des Evangeliums von der materiellen und politischen des Romanismus nicht erdrückt wird, vorausgesetzt, daß mit Energie und Weisheit von evangelischer Seite aus die Arbeit fortgeführt wird. Dann wird unser Herr auch schon im übrigen Sorge tragen, daß die Bäume Roms im Bismarckarchipel nicht in den Himmel wachsen werden.

Die dunkle Wolke der Opposition hat zum Glück auch ihren Silberrand. Sie trug nicht wenig zur Festigung schon gesammelter Mitglieder bei, und was unter der mehr losen Anhängerschaft leichte Spreu ist, verweht zu keinem großen Schaden des Ganzen, der von ihr verursachte Wind.

---

1) Eingehenderes über die Mittel, deren sich die katholische Gegenmission bedient, teilen, auf Grund der authentischen Berichte des Herrn Couppé die Rundschauen in der A. M. Z. 1895, 547 und 1897, 134 mit. D. H.

5.

Werfen wir nun noch zum Schluß einen Blick auf die unter einer so tief stehenden Rasse in einem Vierteljahrhundert voll von Kämpfen, Schwierigkeiten und Arbeitermangel, einer sich immer gewaltiger und rücksichtsloser entfaltenden Opposition gegenüber, erzielten missionarischen Erfolge.

Ganz naturgemäß richtet sich unser Augenmerk zunächst auf die offizielle Statistik. Dieselbe wies Ende 1903 folgenden Erfolg auf: 4 Hauptstationen besetzt mit 4 ordinierten und 2 Laienmissionaren, 140 Außenstationen und Predigtplätze, 2 farbige Prediger, 8 Katecheten, 123 Dorflehrer, 2222 abendmahlsberechtigte Mitglieder, 668 Probemitglieder, 1367 Katechumenen, 3122 Schüler und 15491 Teilnehmer an den öffentlichen Gottesdiensten. Die Gesamtzahl der Taufen von Erwachsenen und Kindern betrug nach dem Taufregister bis Mitte 1904 5551. Voraussichtlich wird die Statistik für 1904 einen kleinen Zuwachs in den meisten Rubriken berichten können. Eine neue fünfte Hauptstation auf der Ost-Küste Neu-Mecklenburgs geht ihrer Vollendung entgegen und es ist auch schon ein junger Laienmissionar angekommen, der demnächst in Nord-Neu-Mecklenburg seine Arbeit aufnehmen soll. Zu bemerken wäre jedoch noch, daß von den 4 ordinierten Missionaren einer während des ganzen Jahres sich auf Urlaub befand und seine Rückkunft unsicher ist, ein anderer dagegen binnem kurzem das Feld verläßt. Auch zu anderen Zeiten befindet sich die eine oder die andere Kraft in Urlaub, so daß die Zahl der tatsächlich vorhandenen Arbeiter fast nie so groß ist, wie sie in der Statistik erscheint, ein äußerst beklagenswerter Übelstand, der manchmal Unzufriedenheit veranlaßt und scharfe Kritik der Missionsleitung herausfordert. So sagt eine statistische Darstellung der Ausdehnung und der Erfolge für den Nichtkenner der Verhältnisse teils zu viel, teils zu wenig, und bedarf auch in unserem Falle einer etwas eingehenderen Erörterung und Ergänzung. 2222 gesammelte und vorhandene abendmahlsberechtigte Mitglieder und über 15000 Anhänger oder Zuhörer repräsentieren einen schönen Erfolg. Allerdings müssen wir, um einer Überschätzung vorzubeugen, auch hier daran erinnern, daß das Gros derselben nur über eine elementare religiöse Erfahrung und Erkenntnis der christlichen Heilslehre verfügt, so daß wir sie gerne nach Warneck „Elementarchristen“ geheißen sehen. Die Annahme des Christentums vollzieht sich bei den meisten durch Er-

lernung des Katechismus und freie Unterwerfung unter die Gebote und die Satzungen der Religionsgemeinschaft, Taufe und Anteilnahme am religiösen Leben, trotz mangelhafter Auffassung seines Inhaltes. Dieser Vorgang bildet bei der niedrigen Kulturstufe der zu gewinnenden Objekte und dem Mangel eines vollbewußten religiösen Empfindens und Glaubens in ihrem Naturzustande fast notwendigerweise die zeitweilige Durchgangsstufe zur Anbahnung eines tieferen Verständnisses für die christliche Lehre und einer lebendigeren Erfahrung ihrer Heilskraft. Häufig ist der Grund für die Annahme des Christentums die Überzeugung, daß es eine „gute Sache“ ist, auch der Wunsch, „selig zu werden“. Erfreulich ist es wahrzunehmen, wie sich die Geisteswirkungen in Verbindung mit der Verkündigung des Evangeliums in den einzelnen Individuen auch durch lebendige Sünden-Erkenntnis und Bekenntnis derselben, radikalen Umschwung im inneren und äußeren Leben, tiefen Ernst, wahrer Herzensdemut, aufopferungsvoller Selbstverlegnung und heiligem Eifer offenbaren. Ein uns wohlbekannter Häuptling z. B. folgte dem Zachäusvorbild, indem er sein früher vielfach auf unrechte Weise angesammeltes Muschelgeld, ein wahrer Götze für den Durchschnittseingeborenen, an seine Volksgenossen zurückgab, an Arme verteilte und zu guten Zwecken verwandte, aus eigenstem Antrieb. Sein schon ziemlich hohes Alter hielt ihn nicht davon ab, noch Lesen und Schreiben zu erlernen, um imstande zu sein das Neue Testament gebrauchen zu können und durch Wort und Beispiel feuert er unermüdlich seine Umgebung zu allem Guten an. Andere weniger hervortretende Charaktere beweisen etwas von der Kraft des Evangeliums durch stilles und friedliches Wesen, treue Anhänglichkeit, ununterbrochenen Besuch der Gottesdienste und reger Anteilnahme am Fortgang des Werkes.

Auch die relative Stabilität der Getauften ist bei einer nüchternen Wertung des erzielten Erfolges nicht außer acht zu lassen. Von den 5551 getauften Personen sind etwa ein Viertel Kinder, die noch nicht in der Rubrik der abendmahlsberechtigten Mitglieder figurieren, und ein anderer Teil, etwa ein Zehntel, sind durch Tod abgegangen. Von dem Reste sind ungefähr 1000 auf disziplinarem Wege von der Liste gestrichen worden, teils wegen anstößigen Lebenswandels, meist infolge von Immoralität und Zufluchtnahme zu heidnischen Gebräuchen in Krankheitsfällen. Hie und da muß auch ein Lehrer aus denselben Gründen seines Amtes entsetzt werden. Er-

innert man sich jedoch der früheren moralischen Versumpfung, der angeborenen Charakterschwäche und der steten Versuchung, der sich die Christen inmitten einer weitaus in der Überzahl sich befindlichen heidnischen Umgebung ausgesetzt sehen, so dürfte dies nicht nur keine besondere Verwunderung über die Rückfälle erregen, sondern eher einen Grund zur Dankbarkeit für das Erhaltene und die Beständigkeit des christlichen Elementes aufzeigen. Auffallend ist diese Treue ganz speziell allen Lockungen und Intriguen der römisch-katholischen Mission gegenüber. Das Werben und Wirken der Missionspriester mit erlaubten und unerlaubten Mitteln hatte fast gar keine Übertritte zur Folge, und die wenigen, die zu berichten wären, sind nicht geschehen aus Überzeugung, sondern in Verbindung mit gewissen Zufälligkeiten, wie z. B. Veränderung des Wohnortes, Heirat und dergl. Die zumeist angegriffenen Außenplätze der Hauptstation Raluana verloren auf diese Weise während des Zeitraumes der letzten acht Jahre nur drei abendmahlsberechtigte Mitglieder.

Sodann tritt als ein wesentliches Moment des Erfolges der Arbeit die aktive Anteilnahme der bekehrten Eingeborenen an der Christianisierung ihrer Landsleute hervor. Ein ganzes Hundert von Nationalgehilfen sind gegenwärtig angestellt und ihre Zahl vermehrt sich fortwährend. Was Kenntnisse anbetrifft, oft recht unvollkommen ausgerüstet, leisten sie nichtsdestoweniger unschätzbare Dienste in der Sammlung und Beaufsichtigung von Anhängern und Mitgliedern. Das Verlassen ihrer angestammten Heimstätten und ihrer Sippen — Dinge an welchen sie mit großer Zähigkeit als Naturkinder hängen — und ihre Ansiedlung in unbekannten, fremden und teilweise ziemlich weit entfernten Gebieten unter ehedem feindlich gesinnten Stämmen, bedeutet für sie ein nicht geringes Opfer, und es ist deshalb um so anerkennenswerter, daß einige sich schon freiwillig bereit erklärt haben, an der Evangelisation Nord-Neu-Mecklenburgs mitzuwirken.

Recht befriedigend ist ferner die Leistung namhafter Beiträge seitens aller unter dem Einfluß der Mission stehenden Eingeborenen zur Unterhaltung des Werkes. Die bei den jährlichen Missionsfesten im Oktober gesammelten Kollekten haben sich eines steten Zuwachses erfreut, so daß die Summe von Mk. 5125.00 im Jahre 1896, auf Mk. 24085.00 im Jahre 1903 gestiegen ist. Kein geringer Beweis, daß man die Segnungen des Evangeliums zu schätzen weiß! Die erwähnten Missionsfeste sind wahre Volksfeste geworden, an denen

Jung und Alt gerne teilnimmt und ein Scherflein beibringt als Ausdruck der Dankbarkeit. Die Lehrer selbst gehen mit dem besten Beispiel voran und erstatten nicht selten den Zehnten ihres Gehaltes wieder zurück, und auch der lässigste Eingeborene rafft sich auf, sucht Kokosnüsse und schneidet Kopra oder strebt auf andere Weise sich einen Verdienst zu verschaffen um imstande zu sein, einen kleinen Beitrag zu liefern.

Verhältnismäßig unbedeutend sind dagegen die Erfolge der Schultätigkeit. Die statistisch berichtete Schülerzahl ist ja eine beträchtliche, der leider nur sporadische Schulbesuch schließt aber die Erlanguug reicherer Kenntnisse aus. Nur ein kleiner Bruchteil bringt es über ein mangelhaftes Lesen hinaus, doch mögen etwa ein Tausend ihr Neues Testament gebrauchen können. Einige Hunderte verfügen über eine orthographisch richtige, gut lesbare Schrift, doch nur wenige sind in den vier Spezies des Rechnens einigermaßen bewandert.

Viele segensreiche Resultate des vergangenen missionarischen Wirkens lassen sich aber nicht in die engen Rubriken einer tabellarischen Übersicht zwängen, so z. B. der pazifizierende Einfluß, der von der Mission auf die früher stets in Fehde lebenden Stämme ausging. Wenn auch erst mit der Einführung der öffentlichen Gewalt durch die Schutzherrschaft von der Verwaltung durchgreifendere Maßregeln zur Schaffung friedlicher und geordneter Zustände getroffen werden konnten, so ist doch andererseits nicht in Abrede zu stellen, daß vorher schon durch die Tätigkeit der Mission mancher Streit geschlichtet, mancher Kampf verhütet und mancher Akt des grausamsten Kannibalismus unterdrückt wurde, wie dies ältere Eingeborene, die die Zeiten der „Finsternis" noch gut im Gedächtnis haben, des öfteren preisend hervorheben. Daneben bröckelt das ganze Gebäude der zahllosen abergläubischen Gebräuche, wenn auch langsam, ab, und der Wandel „nach väterlicher Weise" verliert die Macht über die Gemüter. Die Volks-Moral wird auf ein höheres Niveau gestellt und die Stellung des weiblichen Geschlechts wesentlich verbessert. Nicht minder nimmt die äußere Erscheiuung der unter den Einfluß des Evangeliums gekommenen Insulaner Teil an der allgemeinen Neuordnung der Dinge und sticht sehr vorteilhaft von der eines noch rein heidnischen Volksgenossen ab. Der wilde, unstete Blick macht einem offenerem Gesichtsausdruck Platz, das verfilzte, zottelartige, lange Haar wird geschnitten, gekämmt und gepflegt und

trägt so sehr zur Verbesserung des Aussehens bei. Dieser letztgenannte Brauch trug dem evangelischen Eingeborenen im Gegensatz zum katholischen, der weniger Wert auf Pflege seines Haares legt, den Spitznamen, a kutkut (Haarabschneider) ein.

Dieses summarische Resumé der leicht erkennbaren Ergebnisse der Missionstätigkeit gibt nur einen unvollkommenen Begriff des wirklich Erreichten und so bescheiden auch die Erfolge nach mancher Richtung hin erscheinen mögen, so sagen wir doch in Hinsicht auf die geringen Mittel und Kräfte, die zur Verfügung standen: Der Herr hat Großes an uns getan, deß sind wir fröhlich.

Die Christianisierung der afrikanischen Sprachen.

Von Pastor Meinhof, Lehrer am Seminar für orientalische Sprachen in Berlin.

Die Christianisierung der Sprachen Afrikas hat bereits im Altertum begonnen. Sobald das Evangelium in Nordafrika eine Stätte fand, und das war schon in den Anfängen der christlichen Kirche der Fall, waren die Vorbedingungen für die Christianisierung afrikanischer Sprachen geschaffen. So hat man in Karthago in punischer Sprache gepredigt, in Ägypten in koptischer, in Abessynien in äthiopischer Sprache. Zu einer Bibelübersetzung ist es aber nur in den beiden letztgenannten Sprachgebieten gekommen, während keine Nachricht von einer punischen Übersetzung erzählt[1]). Für die modernen Sprachen Afrikas ist nur die äthiopische Übersetzung von Bedeutung, werden doch heute noch von den Christen Abessyniens semitische Dialekte gesprochen, die dem Äthiopischen verwandt sind. Dagegen ist die ägyptische (koptische) Sprache völlig ausgestorben. Lediglich für die Erforschung der dem Koptischen verwandten hamitischen Sprachen in Nordafrika hat diese Übersetzung noch eine Bedeutung abgesehen von historisch-wissenschaftlichen Interessen.

1) A. Harnack, die Mission und Ausbreitung des Christentums in den ersten drei Jahrhunderten. Leipzig. 1902. p. 515.

Im wesentlichen ist also die Aufgabe in dem Gewand afrikanischer Sprachen die Wahrheiten des Evangeliums zu verkünden eine ganz moderne, man hat sie erst in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts mit Ernst in Angriff genommen.

Da heute bereits eine Anzahl von Übersetzungen einzelner Bücher des Neuen Testaments, biblischer Geschichten und der ganzen Bibel vorliegt, ist es möglich, die gemachten Erfahrungen zu verwerten, um daraus für die Weiterarbeit zu lernen. Die Aufgabe, die Bibel in eine afrikanische Sprache zu übersetzen ist nämlich eine so überaus schwierige, daß es nützlich ist, sich über das Problem völlig klar zu sein, ehe man an die Arbeit geht. Wenn auch der praktische Missionsarbeiter manche Schwierigkeit im Laufe der Arbeit löst, ohne vorher theoretisch sie überlegt zu haben, wird doch das Werk der Bibelübersetzung durch sorgfältige Vorbereitung und Klarlegung der Prinzipien nur gewinnen können. Hierzu möchte das Nachfolgende einen Beitrag bieten. Die Schwierigkeiten liegen meines Erachtens auf drei verschiedenen Gebieten 1. auf grammatischem, 2. auf geographisch-historischem, 3. auf theologischem Gebiet.

Im Rahmen dieser Zeitschrift muß ich mich auf die Besprechung der theologischen Schwierigkeiten beschränken. Ich will aber wenigstens andeuten, um was es sich bei den ersten beiden Punkten handelt.

Welche Hindernisse für das Übersetzen die Unterschiede der lateinischen, griechischen, hebräischen Grammatik von der deutschen darstellen, ist uns ja bekannt. Wir wissen, wie schwer diese Übersetzungsarbeit selbst einem Luther erschien und entsinnen uns der Mühe, die wir selbst bei solchen Übersetzungen gekostet haben. Doch sind diese Hinderungen in afrikanischen Sprachen viel größer. Wir können uns eine Sprache ohne grammatisches Geschlecht, ohne Kasusverhältnisse, ohne eigentliche Präposition gar nicht vorstellen und meinen, der Gedanke müßte sich unter solchen Umständen nicht korrekt wiedergeben lassen. Und doch kann man sich z. B. in den in Zentral- und Südafrika gesprochenen Bantusprachen völlig gewandt und fließend ausdrücken ohne jene grammatischen Mittel. Die Sprache verfügt eben über eine große Menge von Formen, aber nach völlig andern Gesichtspunkten als in den europäischen und andern flektierenden Sprachen.

Noch fremdartiger ist die Grammatik der Sudansprachen. Hier ist die Formenlehre dürftig, ja man muß eigentlich nach einigen An-

sätzen der Formenlehre suchen — alles wird durch die Wortstellung d. h. die Syntax gemacht. Welche Mühe macht da das Übersetzen!

Die Schwierigkeiten, welche auf geographisch-historischem Gebiet liegen, sind nicht geringer als die grammatischen. Ist doch die Sprache der Niederschlag der Geschichte eines Volkes. Alles was die Mittelmeervölker seit dem Altertum erlebt haben, hat in ihren Sprachen Ausdruck gefunden von den Tagen der Herrschaft Ägyptens an bis heute. Dabei sind diese Völker, mit denen ja alle Europäer durch ihre Geschichte zusammenhängen, einander im Lauf der Zeit immer näher getreten. In Krieg und Frieden, in Handel und Verkehr, in Poesie, Kunst und Literatur, in Politik und Technik haben die Nationen von einander gelernt, und alle diese Gedanken haben in ihren Sprachen einen Ausdruck gefunden. Mit diesem Niederschlag einer Geschichte von Jahrtausenden kommen wir nun zu dem Eingeborenen von Zentral- und Südafrika, dem das alles zumeist völlig fremd ist, und dessen Gedanken ganz andere Bahnen gewohnt sind. Da ist es selbstverständlich, daß die Sprachen nicht zu einander passen, und daß für ganze Gedankenreihen keine Worte vorhanden sind, eben weil diese Gedanken dort niemals gedacht sind.

Wenn es z. B. im Bantugebiet keine eigentlichen Götzen, keine Priester, keine Heiligtümer gibt, so fehlen natürlich auch die Worte für das alles. Wo keine eigentliche Rechtspflege in unserm Sinn stattfindet, wird man meist vergeblich nach dem Wort „Gerechtigkeit" suchen.

Man kann ja zugeben, daß in manchen Dingen der Afrikaner von heute der Lebensführung des alten Israeliten näher steht als wir. Ich erinnere an die Bewaffnung mit Speer und Schild, mit Pfeil und Bogen, an das Leben der Nomadenvölker mit ihren Herden, an das Bestehen der Sklaverei und der Vielweiberei — in allen diesen Stücken ist die Bibel dem Afrikaner verständlicher als unserm Volk. Man wird deshalb dergleichen leichter aus dem Grundtext als aus dem Deutschen übersetzen können. Es liegt aber auf der Hand, daß die genannten Dinge mehr peripherischer Natur sind, und daß im allgemeinen die Bibel Nachricht gibt von einem Zustand sehr hoher geistiger Bildung und bedeutender wirtschaftlicher Kultur, für die dem Afrikaner heute noch das Verständnis fehlt. Dieser Mangel macht sich dann bei der Übersetzung sehr schmerzlich fühlbar.

Doch wir wollen uns unsrer eigentlichen Aufgabe zuwenden und

davon reden, welche Schwierigkeiten sich bei der Christianisierung afrikanischer Sprachen auf theologischem Gebiet ergeben.

Dieselben bestehen kurz darin, daß christliche Gedanken in einer Sprache gesagt werden sollen, in der sie noch nicht gedacht sind.

Man vergegenwärtige sich, um die Größe dieser Aufgabe zu ermessen, folgende Tatsachen: Als die Apostel griechisch predigten, war schon der biblische Ausdruck geprägt durch die Septuaginta. Die Apostel konnten unter allen griechisch redenden Juden und Judengenossen das Verständnis für die Redeweise des Alten Testaments voraussetzen und hatten damit die Bausteine in der Hand, aus denen sich die Predigt des Evangeliums und die Gemeinde des neuen Bundes aufbauen ließ.

Als man in lateinischer Sprache anfing christliche Gedanken zu sagen, hatte die lateinische Sprache schon lange Zeit unter dem Einfluß der griechischen Bildung gestanden, da hatten Cicero und Vergil, Ovid und Horaz und viele andere griechische Gedanken in lateinischer Sprache ausgesprochen. So war auch hier dem Evangelium der Weg gebahnt.

Als Luther die Bibel ins Deutsche übertrug, da war es schon über 1000 Jahre her, daß zuerst der Versuch gemacht wurde in germanischer Zunge christliche Gedanken zu sagen, ja die geistigen Beziehungen der Germanen zu der Welt des klassischen Altertums waren noch älter. Jahrhunderte lang war Deutschland schon christliches Land, und wenn auch mit dem Christentum römischer Irrtum und lateinische fremde Rede eingedrungen war, immerhin hatte das deutsche Volk Jahrhunderte lang die christlichen Gedanken besessen und in seinem Gemüt verarbeiten können. Wenn auch noch vieles zu tun war, und vieles von dem Meister erst ins rechte Licht gestellt werden mußte — die großartige Vorarbeit war doch da. Das alles fehlt in einem großen Teil Afrikas.

1. Wo eine vollständige Mythologie besteht, wie z. B. bei dem Ewevolk, kann man darauf rechnen, auch eine angemessene Übersetzung für den Gottesnamen zu finden. Wo aber eigentlich nur Geisterkultus und Ahnenkultus herrscht, ist es unendlich schwer, einen passenden Namen zu entdecken. Und doch soll der Missionar gleich bei seiner Ankunft sagen, daß er ein Gottesbote ist und Gottes Wort den Leuten zu verkünden hat. Da darf es uns nicht Wunder

nehmen, wenn allerlei Mißgriffe vorkommen, ja wenn man im Bantugebiet eigentlich nirgend zu einem recht befriedigenden Resultat gekommen ist. Wenn übrigens die Deutung der Gottesnamen vielfach noch ganz dunkel ist, und mehrfach umstritten wird, so erinnere ich daran, daß meines Wissens die Forscher bis heute nicht einig sind über die Bedeutung des deutschen Wortes „Gott". So weit ich die Gottesnamen im Bantugebiet deuten kann, hängen sie mit der Natur (Sonne, Himmel), dem Ahnenkult oder dem Geisterwesen zusammen.

An der Westküste scheint das alte Wort für den Gottesnamen Nzambi gelautet zu haben. Es ist noch bei den Subu in Kamerun als Nyambe und bei den Herero als Ndyambi nachzuweisen. Im Kongo erhält es den Zusatz „der allmächtige" Nzambi ampungu. Diese weite Verbreitung läßt auf ein hohes Alter des Namens schließen. Im Norden ist er freilich in seiner Bedeutung stark abgeschwächt. Der Duala in Kamerun gebraucht ihn noch für „Geschick", aber auch für „Unglück, Unwetter, Krankheit". Er braucht den Namen als Antwort auf den Gruß wie der Kongoneger als Antwort auf einen Ruf. Im Subu heißt das Wort geradezu „Unglück", „Krankheit", und ist also als Übersetzung für den christlichen Gottesnamen gar nicht zu gebrauchen, vgl. unten Obasi.

Im Herero ist man zu spät auf diesen Namen gekommen und hatte schon Mukuru („der Alte") eingeführt, was ja auch wohl eigentlich nichts als einen alten Hererohäuptling bedeutet und Ahnenkultus ist. Ich halte auch für möglich, daß auch Nzambi trotz seiner weiten Verbreitung und guten Bezeugung doch nur ein Ahnennamen ist. An der Ostseite Afrikas kommt das Wort nicht vor außer als Ndlambe bei den Kaffern. Das ist aber so ein alter sagenhafter Häuptling und Stammvater, vgl. A. Kropf, Das Volk der Xosa-Kaffern, Berlin 1889, p. 42.

Statt dieses veralteten Gottesnamens hat der Duala nun für den Christengott Loba gewählt, das sonst „der Himmel" oder nach den andern Bantusprachen „die Sonne" heißt. Man ist also im Grunde nicht viel gebessert. Ähnlich ist im Konde (Njassa) Kiala, das Büttner von ala „ausbreiten" ableitete und mit „Himmel" übersetzte, für den Gottesnamen eingetreten. Das Volk betet allerdings zu einem andern Gottesnamen Mbamba (?), der wahrscheinlich wieder ein Ahne ist. Wenn der Sulu Unkulunkulu „der ganz Alte"

sagt, so ist das vermutlich ähnlich gedacht wie das Mukuru des Herero.

Ich habe früher geglaubt in Anschluß an Bleek, daß der Mulungu der Ostafrikaner damit zusammenhängt. Das ist aber ein Irrtum. Die inzwischen von mir gefundenen Lautgesetze sind dagegen. Das Wort hat mit dem Stamm kulu nichts zu tun, auch nichts mit mbingu „Himmel", wie andere vermutet haben, auch nichts mit dem hebräischen Moloch[1]). Ich glaube, daß Endemann auch hier wieder Recht hat, der es mit moloko (Sotho) „der Familienstamm" zusammenbringt. Die Lautgesetze würden stimmen, und so viel ich sehe, der Sinn auch. Also auch hier läge Ahnenverehrung vor.

Völlig dunkel ist mir, warum die Sango, Hehe u. s. w. den Gottesnamen nguluve gebrauchen, eine Lautverbindung die sonst überall im Bantugebiet „das Schwein" heißt. Nach Berichten von Missionssuperintendent Schumann liegt auch hier Ahnenkultus vor. Vielleicht ist es also nichts als ein alter Häuptlingsname.

Im Sotho und Venda hat man den Namen modimo (mudzimu) gewählt zur großen Verwunderung der Ostafrikaner. Denn das Wort bedeutet einfach „der Geist eines Verstorbenen", und andere Zusammensetzungen desselben Stammes heißen „Totenreich, Schattenreich, Hades." Wenn man also im Sotho χodimo mit „Himmel" übersetzte, so wäre die Übersetzung mit „Hölle" eigentlich wohl richtiger. Das Wort ist identisch mit Suaheli kuzimu; χo- ist Präfix, -dimo ist Stamm. Leider hat da wieder Unkenntnis der Sprache

1) Ich bitte um Vergebung, leider wird dieser Moloch ernsthaft behauptet, so sehe ich mich genötigt, ihn einmal endgiltig abzutun. Moloch-mulungu mag ja einem Laien recht ähnlich klingen, aber so wie man genau hinsieht, ist die Sache unmöglich. Moloch ist kein hebräisches Wort, sondern melech (König) mit dem Vokal von bošet (Schande, Götzenbild), ein Keri, durch das vermieden werden soll, daß der Götze wirklich melech genannt wird. Der Stamm ist malk. In mu-lungu ist mu Vorsilbe. Der Stamm ist -lungu; ng entsteht im Suaheli und den ihm verwandten Sprachen, wo mulungu vorkommt, niemals aus k, sondern aus g oder wohl γ. Umgekehrt wird hebräisch k niemals zu g. Im Sotho wird allerdings Suaheli ng regelmäßig zu k, aber nur darum, weil es im Sotho kein g gibt, und Suaheli k wird im Sotho durch χ bezw. kχ ersetzt. Wem also die Gleichung malk = lungu doch noch einleuchtet, dem muß ich doch sagen, daß hebräisch oder arabisch k im Suaheli niemals zu ng wird. Dann bleibt bloß das l übrig, und das ist etwas wenig. Der Vater dieser Idee ist, so viel ich sehe, P. Torrend, Verfasser der Comparative grammar of the South African Bantu languages. 1891, nach ihm v. d. Burgt, Dict. français Kirundi a. a. O. p. 167. Hoffentlich hat damit Moloch sein Ende erreicht.

hineingespielt. Man hat das χo-Präfix nicht erkannt und das Wort von -χola „groß sein“ abgeleitet, womit es gar nichts zu tun hat. Das Wort heißt also nicht, „der Höchste“, sondern der „abgeschiedene Geist.“ Deshalb nennt der Duala die Gespenster, die ihn quälen, bedimo, und die Missionare in Usambara haben vorgeschlagen die Heiden wamuzimu zu nennen „Leute, die sich vor dem muzimu fürchten, und ihn verehren.“ [1])

Der Hottentotte hat für „Gott“ das Wort Tsu//goab, das man erst in Unkenntnis der Sprache mit „das wunde Knie“ übersetzte, und bei dem man allerlei Fabelhaftes über den vermeintlichen Ahnen in die Hottentotten hineinfragte. Das Wort heißt, wie wir heute wissen: „Der mühsam zu Bittende“ und ist für den Heiden, ein gut gewählter Ausdruck seines Gottesbegriffes. Von diesem Hottentottenwort haben die Xosa ihren Gottesnamen Utixo — ein Fremdwort als Gottesname scheint mir von allen Unmöglichkeiten das Unmöglichste zu sein.

Zur Bezeichnung der bösen Geister pflegt die afrikanische Sprache ja Ausdrücke genug zu besitzen. Es ist aber sehr mißlich, die Namen dieser Wesen in die Bibel aufzunehmen, weil ihnen dadurch gewissermaßen eine Existenz verliehen wird. Im Kondeland hatte man einen bösen Geist, dessen Diener dem Missionar täglich zu schaffen machte, den Mbasi — und doch hat man weder den Teufel noch die Dämonen des neuen Testaments mit Mbasi übersetzt, sondern lieber arabische und griechische Formen gewählt. Wie mißlich die Sache ist, zeigt uns schon die luthersche Übersetzung, die das griechische Wort „Teufel“ anwendet, um διάβολος und δαίμων wiederzugeben. So wird es hier wohl ohne Fremdworte nicht gehen. Vielleicht ist aber nur unser europäisches Gefühl zu ängstlich. Es kommt ja darauf an, die Leute nicht nur in rationalistischer Weise zu belehren, daß die bösen Geister keine Macht haben, weil sie nicht sind. Eine solche Belehrung ist in Hinterpommern wie in Afrika gleich wirkungslos, da man genug Krankheit, Elend, Herzeleid täglich vor Augen hat, und es als Wirkung böser Geister oder böser Menschen handgreiflich empfindet. Worauf es ankommt, ist, daß die Leute glauben, daß der Sohn Gottes gekommen ist, die Werke des Teufels zu zerstören — aber nicht eines ihnen fremden griechischen und arabischen bösen Geistes, den sie nicht fürchten, sondern des oder der Geister, die sie fürchten.

1) Ähnlich sagt man für „Heide“ im Ewe trosubola „Götzendiener“. Den χosa-Ausdruck ama-qaba „die sich beschmieren“ halte ich für nicht glücklich. Es ist ja richtig, die Heiden im Kafferland beschmieren sich mit Lehm und mit roter Erde und die Christen nicht, aber dieser Unterschied ist doch nur äußerlich. Jeder, der einen europäischen Anzug an hat, ist darum noch kein Christ. „Europäertum“ und „Christentum“ sind nicht identisch.

Merkwürdig ist nun, daß an der Guineaküste dasselbe Wort für „Himmel“ „Gott“ „Teufel“ in den verschiedenen Sprachen gebraucht wird — ähnlich wie δαίμων ja auch eine vox media ist. So finde ich z. B. Ewe Abosam für „Teufel“, Efik Abasi und Uwet Obasi „Gott“, Subu Obasi „Gott.“ Vielleicht hängt auch der Lubare der Baganda und der Mbasi der Konde hiermit zusammen.

Ich schließe mich im Folgenden in Besprechung der biblischen Grundbegriffe an an die Vorschläge, die Warneck in der „Evangelischen Missionslehre“ 3. Abt. 2. Hälfte p. 50 macht, um auf diese Weise aus dem ungeheuer großen Gebiet einen Abschnitt auszuwählen, der für weitere Besprechung besonders nützlich ist. Ich habe nur die Reihenfolge der dort gegebenen Liste geändert. Auch gehe ich selbstverständlich nur auf die afrikanischen Sprachen ein, über die man besonders gut informiert ist, oder die besonders bemerkenswertes bieten.

2. Wenn der Gottesname gefunden ist, macht der Ausdruck „Reich Gottes“ nirgend Schwierigkeiten, da die Begriffe „Herrschaft, Königreich, Häuptlingschaft“ jedem Afrikaner geläufig sind Selbstverständlich hat es gar kein Bedenken diese Worte, die zunächst nur rein profane Bedeutung haben, im christlichen Sinn zu verwerten.

So sagt man im Duala janea la Loba „Herrschaft Gottes“ im Ewe Mawufiaduŵe „Gottes Königreich“, im Shambala uzumbe wa Mulungu „Häuptlingschaft Gottes“, im Kinga uludeva lwa Nguluve „Häuptlingschaft, Häuptlingsreich, Residenz Gottes.“ Ähnlich im Sotho: mmuso oa maχodimo „Himmelsherrschaft“ und im Xosa: ubukumkani ba mazulu „Königsherrschaft der Himmel“ u. s. f.

3. Der Begriff „Welt“ bietet natürlich dieselben Schwierigkeiten wie in der biblischen Sprache. Die Welt als Gottes Schöpfung, als zu seinem Reiche gehörig — und die Welt als Gegensatz zu der christlichen Gemeinde und Feindin des göttlichen Gnadenreiches — wird mit demselben Wort wiedergegeben werden müssen. Außerdem wird man in der Regel bei der konkreten Denkweise des Afrikaners nicht unterscheiden können zwischen der „Erde“ (dem Lande) und der „Welt.“ Das Ewe hat vermöge der hochstehenden Mythologie dieses Volkes ein gutes Wort für Welt, χeχeme, was den Inhalt des Weltenraumes, des Luftraumes bezeichnet und von anyigba „Erde“ scharf unterschieden ist.

Im Kafir finde ich umhlaba, umhlabati, das „Erde", und dann „Weltall" bezeichnet. Sotho lefase heißt eigentlich „Erde, das Untere";[1]) von demselben Wortstamm hat das Duala wase „Erde" oder mundi ma wase „die Stadt des Unteren, der Erde", und das Shambala inusi „diese Erde." Ebenso im Nama !hubeib „die Erde, die Welt" von !hub „das Land." Woher das ulimwengu des Suaheli stammt habe ich bisher nicht ergründen können. Das Wort scheint Bantuursprung zu haben, ist aber jedenfalls unter dem Einfluß des Islam gebildet, dem ja auch das arabische Wort dunia für diesen Begriff im Suaheli entstammt. Auch das Herero hat ein Wort für „Welt" ouje, dessen Ableitung ich nicht weiß.

Segen und Sorgen in der Kols-Mission.

Von Missionar Dr. Nottrott.

III. Kämpfe.

In erster Linie sind es die Hindus, die Dorfbesitzer, welche alles aufbieten, den Lauf des Christentums zu hemmen, und zwar weniger aus religiösem Fanatismus, als aus Eigennutz; denn es ist ja klar, daß sie ihre Bauern nicht mehr so schinden und betrügen können, wenn sie Christen geworden sind und in ihren Katechisten, Pastoren und Missionaren jemand haben, der ihnen zeigt, wie sie auf ganz gesetzlichem Wege sich aus ihrer Sklavenstellung befreien können.

Da hat die Regierung expreß für die Kols ein Gesetz erlassen, nach welchem diese ihre Feldrente im Gericht einzahlen können, wenn der Dorfbesitzer zu viel verlangt oder die Quittung verweigert; da existiert ein Gesetz, wonach sie die Fronen für ein Billiges ablösen können; aber sie fürchten sich vor der Rache der Dorfbesitzer, von diesen Gesetzen Gebrauch zu machen, denn sofort würde derselbe die Rente von drei Jahren einklagen und sie würde ihm zugesprochen werden, da die Verklagten keine Quittung vorzeigen können. Hat

1) Endemann schlägt eine Bildung vom Stamm -oxle „alle" vor im Sinn unsres „All." Das wäre freilich besser.

er aber Quittungen gegeben, so steht sicher viel mehr darauf, als die eigentliche Rente beträgt, und diese Summe wird er dann fordern. Er beweist die Höhe der Rente auch durch seine Bücher, die er doppelt führt. In den einen steht die wirklich erhobene Rente, in den anderen die fingierte, und letztere zeigt er im Gerichte vor. Die Regel ist aber, daß sie keine Quittungen haben, die Klagen verlieren, dreijährige Rente nebst Zinsen und Prozeßkosten bezahlen und dann zumeist Land verpfänden müssen, um das alles decken zu können. Aber auch dann noch haben sie Jahre lang zu leiden und Prozesse zu führen, da die Dorfbesitzer versuchen, ihnen Land wegzunehmen, die Mitbenutzung des Dorfwaldes zu verbieten, ihre Felder abzuweiden und sonst allen erdenklichen Schaden zuzufügen. Es wird ihnen nicht leicht gemacht, Christen zu werden. Mehr als einmal ist es sogar vorgekommen, daß sie einen ihrer eigenen Knechte erschlagen und auf das Feld eines Christen geschleppt haben, um diesen des Mordes anzuklagen.

In Karsidag, 8 Meilen von Ranchi, war ein alter Diener des Dorfbesitzers krank. Als man sah, daß er doch sterben müsse, brachte man ihm einen schweren Hieb ins Bein bei, so daß er sich verblutete. Das Blut fing man auf und ließ es bis zu einem nahen Walde tropfenweise fallen und bildete mit dem Reste eine Blutlache. Dann eilte man zur Polizei und beschuldigte die Christen des Mordes. Aber gerade die am schwersten Beschuldigten konnten ihr Alibi beweisen und kamen nach längerer Untersuchungshaft frei. Jetzt sitzen zwei junge Christen aus der Govindpur-Gemeinde im Gefängnis, verurteilt, den Sohn eines Dorfbesitzers so verwundet zu haben, daß er starb; aber es ist allgemein bekannt, daß die Dorfbesitzer (es sind mehrere Brüder) untereinander im Streit liegen und daß bei solcher Gelegenheit der Sohn des einen verwundet wurde. Flugs bürdete man die Sache den Christen auf und erreichte durch Bestechung der Polizei die Verurteilung zweier. Was an Teufeleien nur ausgesonnen werden kann, das wird in Szene gesetzt, um dem Christentum entgegenzutreten, und wer Christ wird, muß sich darauf gefaßt machen, Ungemach zu leiden. Bequemer ists jedenfalls, Heide zu bleiben und in Trunk und Tanz die Bedrückung zu ertragen und zu vergessen.

Ein anderer Gegner ist uns aus der Mitte der Kols erstanden und rekrutiert sich leider aus unseren und den englischen Christen, ja zumeist aus entlassenen Katechisten. Das sind die sogenannten „Sardare" oder „Führer."

Schon vor 50 Jahren standen unter den Urauns drei Männer auf, welche das Programm „Chota Nagpur den Kols" aufstellten und die Wiederherstellung der Kol-Republik verlangten, wie sie vor

1000 Jahren bestanden hat, als noch kein König und keine Hindus und Mohammedaner im Lande waren. Als sie sahen, daß die Missionare dieser Utopie entgegentraten, gründeten sie eine eigene Gemeinde, die aber bald in Schwärmerei ausartete. Der erste Sardar nannte sich Christus, der zweite war Johannes der Täufer, die anderen „Jünger." Sie tauften und trauten, vergriffen sich aber nicht am heiligen Abendmahle. Diese Sekte versank nach dem Tode der Stifter in ihr nichts zusammen, aber der soziale Gedanke sprühte seine Funken über das Land und zündete auch unter den Mundas. Man sammelte Geld, sandte Petitionen an die Regierung, Kalkutta-Advokaten (sogar einmal ein Jude) schürten das Feuer, bis es vor einigen Jahren zu dem sogenannten Birsa-Aufstande kam, der blutig niedergeschlagen werden mußte. Merkwürdigerweise richtete sich derselbe in erster Linie gegen die Christen aller drei Missionen. Danach wars einige Jahre ruhig, aber das Feuer glimmte unter der Asche. Jetzt ist die Sache wieder einmal aufgelebt. Es ist ja für die Führer ein zu feines und rentables Geschäft, als daß sie es aufgeben sollten, und die Dummen, die ihnen Geld zur Agitation geben, nehmen ja bekanntlich nicht ab.

Kürzlich hatten sie wieder eine Petition an Lord Curzon gesandt, die so voll Unsinn war, daß sie ihnen einfach zurück geschickt wurde. Sie schwindelten aber ihren Freunden vor, es sei alles genehmigt, was sie erbeten hätten und der Vizekönig werde einen seiner Beamten schicken, der ihnen das Reich übergeben solle, nur müßten sie vorher noch für dessen Reisekosten und Diäten 2000 Rupies aufbringen. Als sie das Geld hatten, gingen sie nach Kalkutta und engagierten irgend einen obskuren englischen Advokaten, dem sie pro Tag 400 Rupies zu geben hatten, und brachten ihn nach Ranchi, wo auch ihre Anhänger alle zusammenströmten. Man erwartete große Dinge. Aber der Polizei-Superintendent von Ranchi nahm sich den Herrn Advokaten vor, klärte ihn gründlich über die Sache auf und gab ihm den guten Rat, sobald wie möglich zu verschwinden. Das tat er denn auch, und die Mundas werden nicht wenig enttäuscht heimgekehrt sein.

Aber die Sardare werden ihnen schon neue Lügen aufbinden, die dahinauslaufen, daß ich die ganze Sache wieder hintertrieben habe; das tun sie um die Mundas gegen das Christentum aufzuhetzen. Warum? Weil sie von unseren Christen kein Geld bekommen, es sei denn, daß einige aus Furcht vor ihren Drohungen geben, die dahin gehen, daß kein Christ im Lande verbleiben dürfe, wenn sie erst die Herrschaft erhalten hätten.

Merkwürdig ist, daß sie niemals den Bischof der englischen

oder den Vorsteher der Jesuiten-Mission beschuldigen, sondern immer nur den Präses unserer Mission. Auf Vermutungen, weshalb das geschieht, will ich mich nicht einlassen. Indessen schreitet das Christentum ruhig weiter, und unser Prinzip ist, uns so wenig wie möglich um die ganze Sardarsache zu bekümmern.

Ein ganz anderer Gegner ist uns aber in der jesuitisch-römischen Mission erstanden, die so angewachsen ist, daß sie uns, was Missionare und Stationen, ja vielleicht auch, was die Zahl der Anhänger betrifft, überflügelt hat. Was letztere betrifft, so ist ihre Zahl schwer festzustellen. Der Regierungszensus von 1901 gibt nur „Christen" an. Danach gab es in jenem Jahre in der Chota Nagpur-Division 145,776. Wir hatten damals nach unserem sehr genauen Zensus 76,442, die englische Mission (S. P. G.) etwa 12,000, folglich würden für Rom 57,334 übrig bleiben. Aber dem Regierungszensus ist, was die Zählung der Christen anbelangt, nicht recht zu trauen; die Hindus und Mohammedaner zählen lieber weniger, als mehr, und in ihren Händen lag ja hauptsächlich die Zählung. Seit der Zeit sind wir um etwa 10,000 gewachsen, und nach meiner Schätzung die römische Mission um noch mehr. Sind sie doch seitdem in das zuerst von uns okkupierte Gangpur eingebrochen und haben in dem bis jetzt christianisiertem Teile des Reichs, wo wir schon Bahn gebrochen hatten, den größten Teil der Dorfschaften zu bekommen gewußt, und zwar diejenigen, welche von Kharia's und Berga-Uraons[1]) bewohnt werden. Die Mundas und Uraons, welche später eingewandert sind und schon vorher das Christentum von ihren Verwandten in Chota Nagpur kennen gelernt hatten, sind in unserer Gemeinde. Die Bewegung ist also auch aus unseren alten Gemeinden dorthin verpflanzt worden, trat aber erst dann ans Licht, als die Leute an unserem Missionar einen Halt hatten. Anfangs waren uns auch Tausende der beiden genannten Stämme zugefallen, aber sie wandten sich nachher Rom zu. Merkwürdig ist das jedenfalls, zumal die römische Mission keine Station dort hat (und auch vorläufig keine bekommen wird, da der König ihnen das Niederlassungsrecht verweigert) und nur durch eingeborene Kräfte Propa-

1) Die Kharias sind den Mundas sehr verwandt. Die Berga-Uraons sind Uraons, welche schon vor hunderten von Jahren aus Chota Nagpur eingewandert sind und einen Dialekt angenommen haben, welchen die anderen Uraons „berga oder bigra" d. h. „verdorben" nennen.

ganda machen kann. Aber es sind drei Kräfte, welche zum Anschluß an die Jesuiten mächtig wirken: Geld, Trunk und Kaste.

Von ihrer Station aus, die dicht an der Grenze auf britischem Territorium liegt, sandten sie ein Heer von Katechisten unter unsere neuen Christen, die ihnen zunächst Geld für ihren Übertritt bieten mußten. Viele griffen gierig danach, aber es ist auch vorgekommen, daß das Geld einfach in die Häuser geworfen und die Namen aufgeschrieben wurden. Das ist ein der Polizei nachgemachtes Manöver, die Geld für Lieferungen den Leuten einfach vor die Füße wirft, und wehe ihnen, wenn die verlangte Quantität nicht gebracht wird. So wagten auch die Leute dort nicht, das Geld dem römischen Katechisten wiederzugeben oder gar trotzdem in unserer Gemeinde zu bleiben, da sie fürchteten, es werde später mit Wucherzinsen zurückverlangt werden.

In einer Gegend ist von unserer Seite nachgefragt worden, wie viel sie bekommen hätten, und es stellte sich heraus, daß 191 Familien 1443 Rupies erhalten hatten, also pro Familie fast 10 Mark. Ein Bruder frug seine Katechisten, ob sie in ihren Bezirken wohl einen römischen Christen wüßten, der nicht durch Geld erkauft sei, und erhielt die glatte Antwort: Nein!

Das zweite Lockmittel ist der Trunk. Wir stellen jedem neuen Taufbewerber bei der Meldung und bevor sein Name aufgeschrieben wird, die Bedingung, daß er dem Trunke entsagen, den Schnaps ganz drangeben wolle, denn wir wissen ja, daß die Eingeborenen wie die Kinder kein Maß kennen, und, daß wer trinkt, sich auch betrinkt. Bei dieser unserer alten Praxis setzt nun der Jesuitismus ein, der sogar seinen europäischen Arbeitern gestattet, mit den Eingeborenen deren Fusel zu trinken. Geld bekommen und weitertrinken dürfen — das ist der Versuchung zu viel, und so laufen sie in Scharen Rom zu.

Dazu kommt noch ein drittes, die Kaste. Bei den Mundas und Uraußs, die aus Chota Nagpur stammen und dort noch Verwandte haben, mit denen sie zum Teil auch noch in Verkehr stehen, haben wir mit der Kaste keine Not, wohl aber mit den Kharias in Biru und Gangpur, die in der zähesten Weise daran hängen. Von römischer Seite wird nun darauf scheinbar gar kein Gewicht gelegt, und so wenden sie sich eben dahin, wo sie dieselbe behalten dürfen. Den Jesuiten kommt es ja vor allem darauf an, die Leute am Kommen zu uns zu hindern. Es ist auch ihrerseits — wie mir ein Engländer sagte, das Wort gefallen: „Das gegenwärtige erwachsene Geschlecht ist doch verloren, wir erwarten alles von den künftigen

Generationen". Daher ist es auch einzig erklärlich, daß man ihnen die volle Freiheit des Fleisches gestattet und ihnen keinerlei Schranke im Leben, Glauben und Wandel gezogen wird. Ein Bruder führte acht Namen von römischen Christen an, die Zauberer sind, d. h. das Geschäft weiter treiben, 6 Namen von solchen, die noch das Amt eines Pahān's oder Teufelspriesters in ihrem Dorfe verwalten und dergleichen mehr.

Die Zuchtlosigkeit insonderheit in Gangpur ist groß und die Frechheit der sich dort selbst überlassenen Katechisten und auch der Christen ist groß. Unsere Christen werden gehöhnt und einer ist schon totgeschlagen worden. Ob man, selbst nicht zugelassen, eine Situation schaffen will, die auch uns das Verbleiben unmöglich machen soll? Dem Könige haben wir schon eine Liste unserer Katechisten und Lehrer eingereicht, damit er gleich wisse, auf wessen Rechnung er Übergriffe zu schreiben habe. Wie durch das alles unsere Bestrebungen zur sittlichen Hebung des Volkes und zur Konsolidierung unserer Gemeinden gehemmt werden, das will ich weiter unten noch zeigen. Was wir bisher vor der römischen Mission voraus hatten, das war unser eingeborener Pastor, und ich pflegte wohl zu sagen, daß sie uns den wenigstens nicht nachmachen könnten. Ich scheine mich aber darin geirrt zu haben, denn wie ich kürzlich hörte, bereiten sie eine ganze Anzahl junger Kols für die ersten Weihen vor. Was sie aber mit dem Zölibat bei den Eingeborenen für Erfahrung machen werden, das ist abzuwarten; schwerlich werden sie dieselben allein in Dörfer setzen, wie wir das tun können. Eingeborene Nonnen haben sie auch schon.

Auch im Schulwesen ist uns die römische Mission, wenigstens numerisch, überlegen, besonders was die Kostschulen anbetrifft. Auf allen ihren zahlreichen Stationen haben sie Kostschulen für Knaben, auf einigen habe ich auch Mädchen gesehen. Die Zahl der Schüler entzieht sich meiner Kenntnis, aber ihrer sind wenigstens fünfmal so viel, als wir haben. Dazu gehören eben bedeutende Geldmittel, denn Kostschulen kosten viel Geld und deshalb können wir auf dem Gebiete nicht mit ihnen konkurrieren. Ob sie mit ihrem Unterrichtsplane ebensoviel leisten, wie wir, das ist allerdings sehr fraglich. Sie behalten die Kinder nicht das ganze Jahr, wie wir, die wir sie bis zu einem bestimmten Ziele bringen, sondern sie senden sie in der Zeit wieder zu ihren Eltern, wo dieselben Essen und Arbeit für sie

haben. Dadurch können sie ja freilich viel mehr unter ihren persönlichen Einfluß bringen und das ist unter Umständen wichtiger als vieles Wissen. Haß und Verachtung gegen die nichtrömischen Kirchen, insonderheit gegen unsere lutherische, nehmen sie ja doch mit hinweg. Jetzt bauen sie auch im Innern, bei Bursu und in Biru Konvente, die mit Nonnen besetzt werden sollen, damit diese dort große Mädchenschulen eröffnen. Und das werden nicht die letzten sein.

Welchen Einfluß die Jesuiten unter der protestantischen Regierung nach oben hin haben müssen, geht daraus hervor, daß in den letzten Jahren unter den englischen Beamten immer mehrere Katholiken waren — jetzt sind es ihrer drei — und wenn die Engländer uns Deutsche schon an und für sich nicht mit günstigen Augen ansehen, was wegen der steten politischen Spannung zwischen beiden Ländern ja erklärlich ist, so ist das noch mehr der Fall, wenn ein religiöses Moment hinzukommt. Aber der Herr ist doch in unserer Mitte, das sehen wir an dem Segen, der trotz aller Nöte und bei allen Sorgen auf unserem Werke ruht.

IV. Die innere Konsolidierung der Gemeinde.

Unsere Gemeinde zählte nach dem letzten, Ende 1903 aufgenommenen Zensus 83 132 Seelen, wird also jetzt, nach 9 Monaten mindestens 85 000 zählen.

Die einzelnen Stationen sind entweder nach politischem Prinzip (Polizeibezirke oder Distrikte) oder nach geographischem (trennende Flüsse und Gebirge) abgegrenzt. Etwa 6 Dörfer unterstehen einem Katechisten und wieder 6 oder mehr Katechistenschaften bilden ein Pastorat, das als minimum 1000 Seelen zählen soll. Wir haben jetzt in wenigstens 2200 Dörfern Christen und nicht weniger als 350 Katechisten und 28 Pastoren. Viele Gemeinden haben also noch keine eigenen Geistlichen, und solche werden von den Stationen aus mit den Sakramenten versorgt.

Zwar haben wir 31 Kandidaten und könnten die Zahl der Pastoren sofort um das Doppelte vermehren, wenn nicht die Besoldungsfrage mit in Betracht zu ziehen wäre. Nach unseren Bestimmungen bekommt die Gemeinde keinen eigenen Pastor, die nicht das halbe Gehalt aufzubringen vermag, und daran halten wir im Hinblick auf die Verselbständigung der Gemeinde fest. Die Katechisten, die ja nicht nur der Gemeinde, sondern auch der Heiden-

predigt dienen, bekommen das ganze Gehalt von der Mission, während wieder die Dorflehrer nur zur Hälfte von derselben besoldet werden. Viele unserer Pastorate sind zum Teil schon mit Land dotiert, das nach dem gleichen Grundsatze halb von der Mission und halb von der Gemeinde gekauft worden ist. Ein einziger Pastor bekommt gar nichts von der Mission und begnügt sich mit dem, was in der Gemeinde zusammenkommt. Das ist der Typus unseres künftigen Dorfpastors.

Ausfälle im Gehalt kommen selten vor und wenn sie vorkommen, werden sie aus der sogenannten Prabhuprit-Kasse gedeckt, in welche die zur Zeit der Ernte gesammelten Liebesgaben fließen, von denen jede Station 1/3 an die General-Kasse abführt, welche sodann die Hilfe gewährt. Die in der Stationsverwaltung verbleibenden 2/3 werden zu Landerwerb für Pastorate verwendet. Auf diese Weise geht jede Station nach Maßgabe ihrer Kraft mit der Einrichtung von Pastoraten vor, und wenn das auch langsam vorwärts geht, so wissen wir doch, daß sie auf solider Basis gegründet werden, und das: „kein Neuling" kommt auch zu seinem Rechte, denn unsere Kandidaten haben Zeit, sich erst im Schul- und dann im Gemeindedienste zu bewähren.

Die wesentlichste Arbeit der Missionare ist nun, diese große Schar von eingeborenen Helfern richtig zu leiten, zu beaufsichtigen und zu fördern. Das erstere geschieht hauptsächlich auf den monatlichen Konferenzen, die auf jeder Station abgehalten werden. Da werden die Arbeitsbücher vorgezeigt, in die jede Tagesarbeit und jedes wichtige Tagesereignis eingetragen ist, die Kollekten abgeliefert, Geburts- und Sterbefälle angezeigt, Übertritte angemeldet und wichtige Vorfälle mitgeteilt und besprochen. Weiter werden die Predigt-Konzepte nachgesehen, diese und jene, wenn es die Zeit zuläßt, vorgelesen und besprochen, und die Aufgaben abgefragt, die den Katechisten für den Monat gegeben sind, sei es nun ein bestimmter Bibelabschnitt oder aus dem Katechismus oder der Kirchengeschichte. Wie die Konferenz am Abend vorher durch eine Missionsstunde eingeleitet worden ist, so wird sie auch durch eine Andacht oder Predigt oder auch durch gemeinsames heiliges Abendmahl geschlossen.

In der Reisezeit (von Mitte Oktober bis Mitte März) wird die Gemeinde in Begleitung des Katechisten oder auch des Pastors, Dorf für Dorf und Haus für Haus besucht, aber auch außerhalb

derselben führen dringende Fälle in der Woche oder Amtshandlungen am Sonntag den Missionar vielfach in die Gemeinde und da kann weder auf Sonnenbrand noch auf Regen Rücksicht genommen werden. Zur Förderung aller eingeborenen Helfer sind außerdem alljährlich wiederkehrende Lehrkurse eingerichtet und zwar so, daß Dorflehrer und Katechisten in der Regenzeit je mindestens einen Monat versammelt werden. Diese Zeit ist deshalb gewählt, weil sie die Hauptarbeitszeit der Landleute ist, in der weder die Schulen gut besucht sind noch die Erwachsenen Zeit für den Tauf- oder Konfirmandenunterricht haben. In diesen Lehrkursen werden die Lehrer in den zu unterrichtenden Fächern theoretisch und praktisch gefördert, und die Katechisten in Katechismus, biblischer Geschichte, Unterscheidungslehren, Kirchengeschichte, Gesang, Predigt und Katechese unterrichtet. Die Pastoren und die in der Gemeinde arbeitenden Kandidaten machen den Kursus nicht auf ihren Stationen ab, sondern werden alle in Ranchi zusammengezogen, wo sie 5—6 Stunden täglich fleißig zu lernen haben. Das sind für die Missionare anstrengende Monate, denn neben dem Unterricht laufen alle anderen Arbeiten unvermindert fort, und für die Pastoren ist außerdem eingehende Vorbereitung erforderlich. Den Gehilfen aber ist solche Anregung sehr nötig, zumal sie wenig Bücher haben, durch welche sie sich weiter bilden könnten, und bei den meisten fehlt auch der innere Trieb dazu. Der größte Teil der Pastoren arbeitet aber fleißig weiter und ich bin oft erstaunt über die Bibelkenntnis einiger und über ihre Fragen, die auf Nachdenken und Forschen schließen lassen, aber auch ihnen fehlen noch die nötigen Bücher.

Der literarische Ertrag unserer Arbeit ist sehr gering und das ist auch nicht verwunderlich, da wir fast alle durch die großen Gemeinden und die Anforderungen, die sie an unsere Arbeitskraft stellen, überbürdet sind. Wir haben nur die allernötigsten Schulbücher, wie I. und II. Lesebuch, biblische Geschichte in Hindi, Mundari und Urauñ, Luthers Katechismus in denselben Sprachen und außerdem noch in Bengali, Gesangbücher mit Liedern nach europäischen und indischen Melodien (letztere bhájans genannt), alles andere müssen wir noch von den Engländern entlehnen. Auch mit unserer theologischen Literatur ist es noch schlecht bestellt. Wir haben nur: Abrisse der Kirchengeschichte und der Dogmatik, Ausführliches über die Unterscheidungslehren der evangelischen und katho-

lischen Kirche, ganz kurze Einleitung in das alte und neue Testament, Luthers und Goßners Leben, Herzbüchlein und einige andere kleine Sachen — das ist alles. Auch in der Bibelübersetzung — in die beiden Kolsprachen Mundari und Urauñ — ist noch viel zu tun. In ersterer Sprache haben wir das Neue Testament (zweite Auflage) Genesis, Exodus und die Psalmen; in Urauñ nur zwei Evangelien und die Johannesbriefe. Die auch von uns benutzte Bibel in Hindi und Bengali fand die Mission ja schon vor. An sprachlichen Arbeiten: Die Grammatiken der Mundari und Urauñ-Sprache und Englisch-Urauñ und Urauñ-Englisches Wörterbuch. Das Mundari-Wörterbuch ist in Arbeit.

Zur Förderung unserer eingeborenen Gehilfen soll auch das alle 14 Tage erscheinende Hindiblatt, der „Gharbandhu" (Hausfreund) mit der gelegentlichen Beilage des „Dhelwans" (Schleuder), letzteres Temperenzzwecken dienend, beitragen, der in 1000 Exemplaren verbreitet wird. Das alles ist aber für eine alte fast 60jährige Mission sehr wenig. Wir sind eben zu überbürdet mit den Tagesarbeiten, und dann ist auch die Zahl derer, die zu literarischer Arbeit geschickt sind, unter uns ziemlich begrenzt.

Wir haben deshalb mit Freuden begrüßt, was Br. Harms in Nayadupeta, von der Hermannsburger Mission, angeregt hat, nämlich die Gründung eines Komitees zur Beschaffung von Literatur für die auf dem Boden der Confessio Augustana stehenden Gemeinden Indiens. Ein Ausschuß soll die in Deutsch oder Englisch (letzteres der Skandinavier wegen) verfaßten Bücher prüfen, und diese sodann von den verschiedenen Missionen in die bei ihnen gebrauchten Sprachen übersetzt und gedruckt werden. Wir sind ja schon eine stattliche Zahl lutherischer Missionare; die 9 in Indien arbeitenden lutherischen Gesellschaften zählen 214 besoldete europäische Arbeiter. Daß wir uns endlich etwas näher rücken ist mir eine große Freude. Ob ich freilich bei meinem Alter den langjährigen Wunsch noch erfüllt sehen werde, unseren kirchlichen Standpunkt durch ein (in Englisch gedrucktes) Blatt in Indien vertreten zu sehn, ist wohl mehr als zweifelhaft, die oben erwähnte Vereinigung scheint mir aber immerhin eine verheißende Morgenröte zu sein.

Auch was die Verselbständigung der Gemeinde anbelangt, stecken wir noch in den Kinderschuhen. Unser Wollen ist daran nicht schuld, vielmehr sind es die vielerlei Hindernisse, die uns trotz ernst-

lichsten Strebens nicht vorwärts kommen lassen. Ja, wenn wir hier allein wären! Aber mit uns werden es wohl noch viele andere Missionen erfahren, welch ein Hemmschuh diese leidigen Gegenmissionen sind. Die Apostel hatten darin doch leichtere Arbeit, obgleich sie mit Irrlehrern auch genug zu tun hatten.

Manches ist ja freilich in den 37 Jahren, auf die ich zurückblicken kann geschehen: Die Gemeinde-Einnahmen fließen jetzt in gesonderte Kassen, aus denen Bauten und Reparaturen von Kapellen und alle anderen kirchlichen Bedürfnisse gedeckt werden, 1/10 fließt in die Armenkasse, aus der allein arme Christen unterstützt werden. Aus der „Prabhuprit" (Liebesgaben)-Kasse werden Pastorate gegründet. Die Pastoren haben ihre eigenen Gemeindekassen, aus denen sie auch die Hälfte ihres Gehaltes nehmen und ihre Kapellen reparieren müssen. Aber das alles beträgt doch nur — das Schulgeld von der Gesamteinnahme abgerechnet — etwas mehr als 18000 Mark. Die Gemeindesteuer, die nur ca. 50 Pfennige pro Haus beträgt, kommt sehr schlecht ein, ja die Kols haben eine solche Abneigung gegen festgesetzte Abgaben, daß sie sich ordentlich sträuben, sie zu geben. Sie sind durch das Erpressungssystem der Zamindare (Dorfbesitzer), das, einer Schraube gleich, stetig angezogen wurde, kopfscheu geworden. Und dazu kommt noch die Propaganda Roms. Die Jesuiten locken auch damit, daß sie unsere Forderungen an den Geldbeutel der Gemeindeglieder als ganz unberechtigt hinstellen, ja sie höhnen, wir „verkauften" Leib und Blut des Herrn, weil der sogenannte Beichtgroschen bei uns eingeführt ist. Nichts hört der Mensch ja aber lieber, als daß er nichts zu zahlen brauche, und so gefällt es unseren Kols auch sehr, was sie da von anderer Seite hören. Wie unsere Bestrebungen, dem vorgestecktem Ziele näher zu kommen, aber dadurch erschwert werden, glaubt man nicht.

Zur Hebung ihres Volkes etwas tun zu müssen — diese Erkenntnis bricht sich allerdings immer mehr Bahn, und so haben sich nicht weniger als 3 Vereine innerhalb unserer Gemeinden gebildet, deren Zweck ist, begabte, aber unbemittelte Schüler auf der Universität zu unterhalten: 1) Der Khurukh- oder Uraon-Sabha (Verein), 2) der Horo- oder Munda-Sabha und 3) der Christan-Sabha, der zum Unterschiede von den beiden ersteren, Christen jeglichen Volksstammes, ob Uraon, Munda, Hindu oder Bengali, helfen will. Sie haben schon ziemlich viel gesammelt und in der Post-Sparkasse nieder-

gelegt. Dagegen findet der von einem eingeborenen Doktor (der jetzt in den Nordwestprovinzen angestellt ist) gegründete „Selfsupporting Fund" fast gar keinen Anklang. Nur 2 steuern unverdrossen bei, die anderen verhalten sich ablehnend und meinen, das sei Sache der Mission.

So heißts denn auch bei uns, mit Geduld warten, immer wieder säen, wenn auch vieles auf das Steinigte fällt und verkommt, oder auf den Weg und von den Füßen falscher Brüder zertreten wird.

(Schluß folgt.)

Zur Ethnographie der Kolarier.

Von Julius Richter.

Um die verwickelten Völkerverhältnisse Indiens zu erforschen, hat nicht nur die allgemeine Volkszählung vom 1. März 1901 den einschlägigen Fragen besondere Aufmerksamkeit zugewandt, sondern es ist auch eine wissenschaftliche Sprachenkommission seit Jahren mit einer eingehenden und genauen „Linguistic Survey" beschäftigt; und daneben sind durch fachmännisch geschulte Anthropologen umfassende anthropometrische Untersuchungen angestellt. Die vorläufige Zusammenstellung der Ergebnisse dieser drei Instanzen gehört zu den interessantesten Partieen des „General Report of the Census 1901". Das Neue an diesen Untersuchungen ist, daß, während man bisher die Sprachen und die Sprachgeschichte als Wegweiser durch das bunte Wirrsal von Indiens Völkern benutzte, jetzt die Zuverlässigkeit gerade der so gewonnenen Ergebnisse vielfach in Frage gestellt wird. Dagegen bietet sich die Anthropologie als ein neuer, glaubwürdiger Pfadfinder an. Wir machen nur auf einen, uns Missionsfreunde besonders interessierenden Punkt aufmerksam, die ethnologische Stellung der bisher sog. kolarischen Völker. Schon diese Bezeichnung für die eigentümliche nordindische Völkergruppe wird als unpassend und irreführend verworfen; sie wurde 1866 unter der irrigen Voraussetzung empfohlen, daß irgend ein volklicher Zusammenhang zwischen den Kol und dem südindischen Kolar (Bergwerksdistrikt in Maisur) bestehe. Auch die neuere Bezeichnung dieser Völker als Kherwarier, der auf der unbegründeten Voraussetzung beruht, daß die Bhil der Bombay-Präsidentschaft zu ihnen gehören, wird verworfen. Der Census Reporter kehrt zu der älteren und einfacheren Bezeichnung „Mundavölker" zurück. Nun nahm man bisher an, daß diese Mundavölker eine besondere, deutlich unterschiedene Völkerschicht Indiens seien; Sir William Hunter vermutet in seinem klassischen Werke: The Indian Empire (S. 103) ihre Einwanderung aus Hochasien in nordöstlicher Richtung, also

über die Pässe Assams. Andere Gelehrte haben Bindeglieder zwischen ihnen und den tibeto-burmanischen Völkern oder den Papua-Stämmeu Inner-Australiens nachweisen wollen. Die anthropometrischen Messungen stellen es außer allen Zweifel, daß anthropologisch angesehen, die Mundavölker mit den Drawidavölkern durchaus gleichartig sind und mit ihnen zusammen eine von den übrigen Völkern Indiens und Hochasiens deutlich geschiedene Rasse bilden; sie haben wie diese Langköpfe, Breitnasen, mittlere bis kleine Statur und dunkle bis schwarze Hautfarbe. Die Santal, das zahlreichste Mundavolk, auch mit der am feinsten durchgebildeten Mundasprache, werden geradezu als anthropologischer Typus der Drawida-Rasse hingestellt. Rätselhaft ist dabei der eigenartige grammatische und syntaktische Bau der Munda-Sprachen, die sich in das Gefüge der Drawida-Sprachen durchaus nicht eingliedern lassen. Missionar Ferd. Hahn hat in dieser Zeitschrift (1896, 329) die numerische Stärke der verschiedenen Munda-Stämme festzustellen gesucht. Wir geben ihr Stärkeverhältnis nach dem neuen Zensus (Hahn's Zahlen in Klammern beifügend):

Santal . .	(Hahn 1891	1 477 335)	1901	1 790 521	(S. 279; oder nach der abschließenden Tabelle S. 581: 1 907 871.)
Munda-Kol	(„ 1891	448 617)	1901	948 687	(Bei letzterer Zahl sind die Ho der Landschaft Singhbhum, die Hahn mit 149 660 besonders berechnete, eingeschlossen.)
Kharria . .	(„ 1891	52 106)	1901	101 986	
Juang . .	(„ 1891	9 173)	1901	10 853	
Asur, Kora, Korwa, Gadaba, Savara, Korea zusammen				327 228	
Zusammen Munda-Völker				3 179 275	

Daß die Zensus-Zahlen für 1901 soviel höher sind als die von Hahn für 1891 zusammengestellten, beruht meist auf sorgfältigerer Zählung. Diese war auch nach der Richtung hin exakter, daß sie als Zugehörige zu dieser Völkergruppe nur solche zählt, welche heute noch Munda-Sprache reden. Hahn stellt daneben (S. 336) eine Liste von hinduisierten Aboriginer-Stämmen, von denen mehrere zu den Munda-Völkern zu rechnen wären. Allein diese Bezeichnung ist nach den neueren Forschungen starken Zweifeln unterworfen. Es ist richtig, daß sowohl die jetzt an Zahl weit überwiegende hinduisierte Bevölkerung Tschota Nagpurs und der Zentral-Provinzen, wie auch beträchtliche Volksschichten in dem angrenzenden Tieflande Bengalens ursprünglich und anthropologisch zu den Munda-Völkern gehören. In vielen einzelnen Fällen läßt sich dieser Zusammenhang noch nachweisen; die vergleichende Religionsforschung hat in den Resten und Spuren des Totemismus bei diesen Volksschichten und Kasten einen zuverlässigen Wegweiser in dieser Richtung gefunden. Aber da die Grenzen dieser Zugehörigkeit nach dem uferlosen Meere der Hindumasse zu verwischt sind und die Munda mit dem Augenblick

aufhören, Aboriginer zu sein, wo sie ihre altangestammte Sprache aufgeben, ist es wissenschaftlich der einzig zulässige Weg, als Merkmal der Zugehörigkeit zu den Munda-Völkern das Reden einer Munda-Sprache anzusehen. Hahn beschränkt sich in dem angeführten Artikel nicht auf die Munda-Völker, sondern will statistisches Material für alle Aboriginer Tschota-Nagpurs und Bengalens geben. Wir fügen deshalb 'zum Vergleiche noch die Zahlen für die dort wohnenden Drawida-Stämme bei; (auch hierbei ist dem Zensus 1901 das Reden einer Drawida-Sprache maßgebend:

Uraun (die Sprache Kurukh genannt) (Hahn 485 350) 1901: 591 886
(S. 284, oder nach der abschließenden Tabelle S. 581: 614 501·)
Berg Pahari oder Malers der Radschmahal-Berge . . . . (17 068) 1901: 60 777.

Wieviel Gonds in Tschota-Nagpur wohnen, ist aus dem uns vorliegenden General-Report nicht ersichtlich; Hahn berechnet für 1891: 130 564, Nottrott für 1901: 153 209. Die Savar (Savara), welche Hahn zu den Drawida rechnet (3672), zählt der neue Zensus zu den Munda-Völkern (157 136). Die Bhingas (169 200), Birjias (4727), Rautias (33 985) und Kaurs (9943, etwa die Kore 23 873 des Zensus 1901, zu den Munda-Völkern gezählt?) des Zensus 1891 werden in dem neueren Zensus (1901) als besondere Sprachstämme nicht gezählt. Rechnen wir allein die weitaus stärksten Aboriginer-Stämme, die vorwiegend in Bengalen wohnen, die Munda-Kol 948 687, Santal 1 790 521 und Uraun 591 886, zusammen, und rechnen wir dazu nur noch 1/2 Millionen Munda- und Drawida-Sprache redender Ureinwohner, so ergibt sich, daß die von Hahn aus dem Zensus-Bericht von 1891 entnommenen Zahlen zu niedrig sind; es gibt im westlichen Bengalen, speziell in Tschota Nagpur und in den Santal-Perganas wahrscheinlich noch mehr als 3 3/4 Millionen Aboriginer.

Chronik.

Neuster südafrikanischer Zensus. Nach der neusten Volkszählung gibt es in dem gesamten britischen Südafrika vom Kap bis zum Sambesi 1 135 016 Weiße und 5 198 175 Farbige, die sich folgendermaßen verteilen. Es kommen auf:

	Weiße		Farbige
die Kapkolonie	579 741	Weiße und	1 830 063 Farbige
Transvaal	300 225	" "	1 053 975 "
Natal	97 109	" "	1 011 645 "
Rhodesia	12 623	" "	593 141 "
Oranjefluß-Kolonie . .	143 419	" "	241 626 "
Betschuanaland . . .	1 004	" "	119 772 "
Basutoland	895	" "	347 953 "

* * *

Daß die **Kaiserin-Witwe von China** 10 000 Taels = 28 000 Mark zu

dem von der Londoner M.-G. errichteten Union Medical College in Peking beigetragen, bewahrheitet sich. Der britische Gesandte Sir E. Satow, der die gleiche Summe gegeben, hat durch Vermittlung des Prinzen Ch'ing die Kaiserin zu der Gabe willig gemacht.

* * *

Auf einer vom 20. bis 26. August des vorigen Jahres zu Peitaiho in Nordchina stattgefundenen Konferenz ist ein wichtiger Schritt zu einer **Föderation der evangelischen Missionsorgane in China** getan worden. Man hat sich über folgende Punkte verständigt: 1. über die Herausgabe eines gemeinsamen Gesangbuches in Wenli und in Mandarin; 2. über eine einheitliche Bezeichnung der Kapellen (Missionslokale) und der eigentlichen Kirchen; die ersteren sollen den Namen Fu Yin T'ang d. h. Evangeliumshalle, die letzteren Li Pai T'ang d. h. Gottesdiensthalle führen; 3. über die Namen für Gott und heiliger Geist; für Gott Schang ti, für heiligen Geist Scheng Ling; nur in der mündlichen Verkündigung soll unter Umständen auch Schên für Gott gebraucht werden dürfen; und 4. über das gemeinsame Streben nach einer vereinigten chinesisch-protestantischen Kirche, zunächst nach einem repräsentativen Organe, welches die Aufgabe hat, die geeigneten Schritte zur Erreichung dieses Ziels zu beraten und solche Maßregeln festzustellen, durch welche eine brüderliche Kooperation ermöglicht wird.

* * *

Aus der **Mandschurei** wie aus **Korea**, wo die gesamte Bevölkerung unter den Verwüstungen und Lasten des Krieges natürlich sehr schwer zu leiden hat, ist die Mission seitens der beiderseitigen Kriegführenden bisher nicht nur nicht gehindert, sondern in jeder Weise respektiert und zu manchem guten Dienste herangezogen worden. „Jeder Teil unsres Werks — schreibt der schottische Missionar Pullar aus Mukden Ende August — geht seinen geordneten Gang. Unsre Freunde daheim brauchen wegen unsrer Sicherheit sich nicht zu ängstigen. Wir sind sehr beschäftigt, besonders in den Hospitälern, aber sehr glücklich und völlig sicher." Und ähnlich lauten die Nachrichten aus Korea, wo sogar eine beträchtliche Zunahme der Kirchenglieder stattgefunden hat. — So haben die evangelischen Missionare auch in **Japan** alle Hände voll zu tun. Die Erlaubnis des Zugangs zu allen Lazaretten wird ebenso fleißig benutzt wie die des Verkehrs mit den ausziehenden Soldaten und der Schriftverbreitung unter ihnen. Einmütig bezeichnen sie die Situation als eine vielseitige Gelegenheit zur Ausstreuung guten Samens. Unfreundliche Abweisung des missionarischen Angebots sind ganz vereinzelte Ausnahmen.

* * *

Der Amerikaner James Callahan hat — außer anderen reichen Vermächtnissen — dem Tuskegee-Institut Booker Washingtons eine **Gabe von 400000 Mark** testamentarisch vermacht, um dadurch ein tatkräftiges Zeugnis für das lebendige Interesse abzulegen, welches er an der wirtschaftlichen Erziehung der Neger in den Vereinigten Staaten nimmt.

* * *

Das 50jährige Jubiläum des Basler Kollekten-Vereins. „Der Gründer

dieses — 1855 ins Leben gerufenen — Vereins, der Fabrikant und Basler Ratsherr Karl Sarasin, der die Einrichtung zuerst im Kreise seiner Familienglieder und Angestellten erprobt hatte, trat an die Spitze der Kommission, der das Komitee die Leitung der Kollekte übertrug. Diese verbreitete sich so schnell, als hätten die Missionsfreunde überall nur auf das rechte Losungswort gewartet. Über die kühnsten Hoffnungen weit erhaben, entfaltete sich das Werk, gleich einer unaufhaltsam sich verzweigenden Kristallisation — heißt es im Protokoll. Schon Mitte März 1855 zählte man 162 Einnehmerkreise in Süddeutschland und der Schweiz. Die erste Jahreseinnahme betrug 68 583, die zweite 145 199 Franken. Das Kollektenblatt erschien am Anfang des dritten Jahres bereits in einer Auflage von 75 000. Bis zum ersten Jubiläum vor 25 Jahren war der Jahresertrag (50 Wochen) auf 268 671 Franken gestiegen; das deutsche Kollekteblatt erschien in 127 300 und das französische in 14 800 Exemplaren.

Vor 25 Jahren schien es, als habe die Kollekte ihren Höhepunkt erreicht; das hat sich aber nicht bewahrheitet. Die Basler Mission selbst ist im letzten Vierteljahrhundert sowohl an Zahl der Missionare, wie an Ausgaben fast auf das doppelte angewachsen, und die Kollekte hat wenigstens annähernd Schritt gehalten. Einen besonderen Fortschritt brachte das Jahr 1894. Damals entschloß man sich, veranlaßt durch ein großes Defizit und nach sorgfältigster Erkundigung bei den Freunden, die zehnwöchentliche Sammlung in eine zweimonatliche zu verwandeln. Jetzt fließen nach Basel als Ertrag der Halbbatzen-Kollekte jährlich mehr als 450 000 Franken = 360 000 Mark. Das deutsche Kollekteblatt erscheint alle zwei Monate in 197 000, das französische in 15 900 Stück. Wenn auch wohl nicht anzunehmen ist, daß jedes Blättchen seinen Leser und Geber finde, so dürfen wir doch die Zahl der Mitglieder unseres Vereins auf 150000 schätzen. In Süddeutschland und der Schweiz sind die Mitglieder am dichtesten gesäet. Die Schweiz bringt jetzt nahezu 30 Prozent der Kollekte auf, Württemberg 42 Prozent, Baden 12½ Prozent. Aber auch im Elsaß, in Hessen und im übrigen Deutschland, ja bis hinüber nach Amerika und Australien haben wir unsere Geberkreise.

Der Gesamtertrag der Kollekte hat in den ersten 25 Jahren 5 591 785 Franken betragen. Mit dem 50. Jahr, dessen Rechnung noch nicht vorliegt, wird er auf 14½ Mill. Franken = gleich 11,6 Mill. Mark gestiegen sein. Für Druck und Versand der Kollekteblätter und andere Unkosten sind in 50 Jahren rund 450 000 Franken ausgegeben worden."[1])

Literatur-Bericht.

1. Flad: „Konfuzius, der Heilige Chinas, in christlicher Beleuchtung." Nach chinesischen Quellen und (vornehmlich) D. Faber: Der

[1]) Basler Kollekten-Blatt. Januar 1905.

Lehrbegriff des Konfuzius." Zeitfragen des christlichen Volkslebens. Bd. 29, Heft 8. Stuttgart, Belsersche Buchhandlung 1904. 1,20 Mk. — Es ist ein praktisches Bedürfnis, das der über ein Jahrzehnt in China als Missionar tätig gewesene Verfasser in diesem 91 Seiten starken Schriftchen befriedigen will, nämlich das große gebildete Publikum mit der Person und der Lehre des Mannes bekannt zu machen, der bis auf den heutigen Tag das gesamte geistige und sittliche Leben der Chinesen königlich beherrscht, und zugleich Anleitung zu einer Vergleichung dieses großen Lehrers der Chinesen mit Jesu Christo, seiner Person, seiner Lehre und seinem Werke zu geben. Und das ist ihm ganz vortrefflich gelungen. Obgleich mit den chinesischen Originalquellen einigermaßen selbst vertraut, hat er es doch nicht unternommen, eine eigentliche Originalarbeit zu liefern, sondern sich an die zahlreichen auf selbständigen Quellenstudien beruhenden Schriften und Aufsätze hervorragender Missionare gehalten, denen wir die zuverlässigste Kenntnis der chinesischen Literatur verdanken, vornehmlich an D. Fabers „Lehrbegriff des Konfuzius", einer unter uns wenig bekannten und für Nichtkenner der chinesischen Schrift unbrauchbaren Quellenarbeit ersten Ranges. In geschickter Weise hat er auf Grund dieser vielen größeren und kleineren Bearbeitungen seines Gegenstandes ein für einen weiteren Leserkreis sehr lesbares, genügend und zuverlässig unterrichtendes Buch geliefert, das man bestens empfehlen kann. Es gliedert sich, abgesehen von einem: Einleitende Gedanken überschriebenen Abschnitt, der besser die Überschrift, die Bedeutung des Konfuzius für die Chinesen hätte erhalten sollen, in vier Abschnitte: 1. das Wichtigste aus dem äußeren Leben des Konfuzius. 2. Lebensart und Lebensweise des Konfuzius. 3. Zeitverhältnisse in den Tagen des Konfuzius. 4. (fälschlich als 3 bezeichnet) die Lehre des Konfuzius (der Hauptabschnitt) und ein Schlußwort, Summa summarum, eine präzise Kritik des Konfuzianismus nach Faber enthaltend.

2. **Ziemer**: „Die Missionstätigkeit der evangelisch-lutherischen Kirche in Preußen." Elberfeld. Lutherischer Bücherverein. 1904. S. 162. Eine sehr detaillierte und auf dem eingehendsten Studium des Quellenmaterials beruhende Spezialgeschichte der Beteiligung der preußischen separierten Lutheraner an der Heidenmission, die zugleich mit großer geschichtlicher Akuratesse und prinzipieller Klarheit den Gang der lutherisch-konfessionellen Besonderung des Missionsbetriebs aufs übersichtlichste schildert, eine Monographie, an der auch ein nicht auf dem juristisch konfessionellen Standpunkt des Verfassers stehender Missionshistoriker seine Freude hat. Der erste Hauptabschnitt beschäftigt sich mit dem Breslauer Missionsverein zuerst mit seiner anfänglichen Stellung als Hilfsverein zu der Berliner M. G. und dann mit der Lösung dieses Verhältnisses und dem Anschluß an die 1836 gegründete evangelisch-lutherische M. G. in Dresden, nachher in Leipzig und umfaßt die Jahre von 1828—1841. Neben manchem charakteristischen Zuge, den uns hier der Verf. mitteilt aus den Anfängen des Missionslebens und besonders aus der Stellung der Kirchenbehörden zu demselben, läßt er uns Blicke in die Kampfes- und Leidensjahre der die Union ablehnenden schlesischen Lutheraner tun, für die es sich besonders seit ihrer Verfolgung von selbst verstand, daß sie mit einer innerhalb der preußischen Union stehenden lutherischen Mission nicht länger verbunden bleiben konnte. Es ver-

dient alle Anerkennung, daß „eine kleine Schar von zuerst etwa 1000 und nach 10 Jahren etwa 10000 bekenntnistreuer Lutheraner, die selber in der Heimat noch kein festes Haus hatten, im fröhlichen Gottvertrauen daran ging, auch unentwegt draußen in der Heidenwelt das Werk treiben." Sie brachten in dieser Zeit die damals ansehnliche Summe von ca. 13400 Mark auf. Der zweite und Hauptabschnitt hat es nun nicht mehr mit dem Breslauer M. V. sondern mit der „evangelisch-lutherischen Kirche in Preußen" zu tun, die als solche sich mit der Leipziger M. G. verband und trotz der Streitigkeiten in ihrer eignen Mitte fortfuhr erfreuliche Missionsbeiträge zu leisten, in den ersten 20 Jahren durchschnittlich fast 10, später 38 Pfennig pro Kopf. Die Disponierung dieses zweiten Abschnittes schließt sich ganz an die geschichtliche Entwicklung der Leipziger M. G., ihre lutherisch-kirchliche Ausgestaltung und ihre mehrfachen Streitigkeiten an, je nachdem die separierten Lutheraner besonderen Anteil von ihnen nehmen. Es war für die Direktion der Gesellschaft nicht immer leicht, in den mancherlei kleinen — nach unserem Verständnis auch wohl kleinlichen — Reibungen, die je und je vorkamen, das gute Verhältnis mit ihnen aufrecht zu erhalten, aber der friedfertigen Besonnenheit hüben und drüben ist es bis auf den heutigen Tag gelungen, einen Bruch zu vermeiden. Zur Geschichte des heimatlichen Missionslebens darf Ziemers objektiv getreue Arbeit als ein wertvoller Beitrag bezeichnet werden.

3. a) „Jahrbuch der Sächsischen Missionskonferenz für das Jahr 1905." 18. Jahrgang. Nebst 2 Karten: Graphische Darstellungen der Missionsbeiträge im Königreich Sachsen und in Deutschland. Leipzig, Wallmann. (186 S.) Wieder viel trefflicher Inhalt. Neben den beiden instruktiven Karten und den Bemerkungen zu denselben, der eingehenden Chronik, dem umfänglichen Literaturbericht und der Übersicht über die deutschen Missionen in 1903 werden wir durch die einzelnen Aufsätze nach Südindien, Ostafrika, ins Hereroland und nach Japan geführt und erhalten allerlei gute Ratschläge zur Belebung des Missionssinns in der Heimat. Auch der evangelisch-lutherischen Mission unter Israel ist gedacht.

b) „Jahrbuch der vereinigten norddeutschen Missionskonferenzen 1905." (150 S.) Enthält: 1. Beiträge zur Theorie und Praxis der heimatlichen Missionsarbeit. 2. Stoffe zu Missionsberichten. 3. Jahresberichte der 3 Berliner M.-GG. 4. Rundschau über die übrigen deutschen M.-GG. 5. Kurze Übersicht über die deutsche Missionsliteratur und einem Anhang über die äthiopische Bewegung in Südafrika. Alles recht brauchbar.

4. **Hermens** und **Kohlschmidt**: „Protestantisches Taschenbuch in konfessionellen Streitfragen." Im Auftrage des Zentralvorstandes des Evangelischen Bundes herausgegeben. Leipzig, Braun. IV. 2520 Spalten Text und 250 Spalten Namen- und Sachregister. 1904. Mk. 15.—, geb. Mk. 16.—. Um sich über die Reichhaltigkeit dieses von einer stattlichen Anzahl namhafter Fachmänner bearbeiteten Werkes zu unterrichten, braucht man nur die 250 Spalten starke 17. und 18. (die Schluß-)Lieferung durchzublättern, welche das sehr wertvolle Namen- und Sachregister enthält. Es ist nicht bloß das ganze große Gebiet der Kontroversfragen zwischen Katholizismus und Protestantismus, welches in lückenloser Fülle auf Grund eingehender Studien

ebenso präzis wie sachlich behandelt wird, man kann das Werk als ein Universal-Kirchenlexikon bezeichnen, in welchem man über alle kirchengeschichtlichen Ereignisse und Personen von Bedeutung, alle dogmatischen Fragen, alle kirchlichen Einrichtungen und Gebräuche u. s. w. allgemeine Belehrung erhält und durch die beigefügten Literatur-Nachweise instand gesetzt wird, über den betreffenden Gegenstand sich auch noch spezieller zu unterrichten. Neben der Religionsgeschichte ist auch die Mission, die katholische wie die evangelische, einbezogen, sowohl ihre Gebiete wie ihre Hauptarbeiter, ihre Geschichte wie ihre Theorie, ihre Organisation wie ihre Erfolge. Nur hier und da ist mir eine kleine Ungenauigkeit begegnet, was aber bei der Masse der behandelten Stoffe verzeihlich ist und fürs Ganze nicht in Betracht fällt. Der Preis ist allerdings im Verhältnis zu den Kosten, welche die Herausgabe notwendig gemacht, nicht zu hoch, aber für eine weite Verbreitung wäre doch eine Herabsetzung etwa auf zwei Drittel wirkungsvoller gewesen.

Berichtigung

zu der statistischen Tabelle Seite 46 f.

Bei der Korrektur ist es leider übersehen worden, daß der Setzer im Kopfe den Titel „Schulwesen" unrichtig gestellt hat. Er gehört nur über die Spalten 11—13. Die beiden folgenden Spalten 14 und 15 müssen die Überschrift tragen: „Getauft im letzten Jahre".

In Spalte 9 und 24 sind die für Nr. 13 (Allg. ev. protest. M.-V.) geltenden Eintragungen nach Nr. 12 hinaufgerückt. Also die 3 ordinierten eingeb. Gehilfen gehören zu dem Protest. M.-V., ebenso wie die auf die Fußnote verweisende Nr. 19.

Ferner ist zu lesen:

Spalte	19	Nr. 8	statt	20964:	20851
„	23	Nr. 8	statt	20156:	22703
„	23	Nr. 14	statt	109200:	196966
„	24	Nr. 2	statt	179:	143
„	24	Nr. 8	statt	—	2
„	24	Nr. 12	statt	[19]):	—
„	24	Nr. 14	statt	12:	93
„	24	Nr. 13	statt	—	[19])

Endlich mag erwähnt sein, daß unter Nr. 12 die nach Verhältnis berechnete Zahl 108 in Spalte 13 (sie hätte in liegender Schrift gegeben werden sollen) zu niedrig ist und daß 170 dem tatsächlichen Stande näher kommen dürfte. Auch in Spalte 18 ist die Zahl 480 zu niedrig und sollte durch 650 ersetzt werden.

R. Grundemann.

Ernst Röttger's Buchdruckerei, Kassel.

Bischof Spangenberg und die Anfänge einer Missionslehre[1]).

Von Prediger Bechler-Herrnhut.

Graf Zinzendorf, der geniale Gründer und Leiter der Brüdergemeine, schloß im Jahre 1760 die Augen. Als sein Nachfolger im Leitungsamt der zur Kirche gewordenen Gemeine kam in erster Linie in Frage Bischof Aug. Gottlieb Spangenberg, damals Vorsteher des amerikanischen Zweigs der Brüdergemeine; der Mann, den sein Zeitgenosse Zacharias Becker, der Herausgeber der „Deutschen Zeitung", in allzu überschwänglicher Begeisterung unter die größten Männer des 18. Jahrhunderts zählte, dessen aber die Brüdergemeine am Gedenktag seines 200. Geburtstages (15. Juli 1904) mit Recht als eines ihrer bedeutendsten Führer aufs neue ehrend gedachte. Spangenberg hatte sich ein Menschenalter hindurch mit den Gedanken und Absichten des Grafen vertraut gemacht, er hatte sich daneben durch seine Tätigkeit jenseits des Ozeans als selbständig handelnde, wirtschaftlich wie organisatorisch veranlagte Persönlichkeit erwiesen.

Er war daher der gewiesene Mann, welcher der genialen Schöpfung Zinzendorfschen Geistes durch äußeren und inneren Ausbau zu Festigkeit und Bestand verhelfen konnte. Er wurde der Ordner der Unität auf dem Gebiet der Verfassung, der Finanzverwaltung, der kirchlichen Lehrweise (vorzüglich durch seine Idea fidei fratrum oder „Kurzer Begriff der christlichen Lehre in den evangelischen Brüdergemeinen"), der Geschichtsschreibung (cf. sein achtbändiges Leben Zinzendorfs) wie der Lebensführung der Gemeine. Erfolgreich war sein Einfluß vor allem durch seine von göttlichem Geiste erfüllte, von warmer Glut der Jesusliebe widerstrahlende Persönlichkeit, in der sich Ernst und Milde je länger desto schöner paarten.

Spangenberg hat aber auch eine besondere Bedeutung für das Missionswerk der Herrnhuter Gemeine. Gestellt an die Seite des Mannes, der „in genialer Weise das Schicksal der mährischen Emi-

1) Nachträglich zur Erinnerung an den 200jährigen Geburtstag Spangenbergs. Vergl. Missions-Blatt der Brüdergemeine 1904, 197.

gration in die Tat der Heidenmission umgewandelt hat", und in die Mitte einer arbeitsfrohen Christenschar, die bereit war zum Dienst für ihren Herrn in aller Welt, erfüllte ihn selbst mit glühender Begeisterung der Wunsch, „ein Heidenbote zu werden". Bereits ein halbes Jahr nach seinem Einzug in die Kolonie am Hutberg (1733) finden wir ihn in Verhandlungen mit dänischen Behörden zwecks Missionsniederlassungen in St. Croix, gleiche Pflichten führen ihn nach Amsterdam und London, ja 1735 legt er eine mährische Kolonie in Georgien an als Ausgangspunkt für eine Indianermission. In Pennsylvanien aber sollte er gradezu eine zweite Heimat finden. Mit kurzen Unterbrechungen leitete er die dortigen Brüderkolonien und die Missionsarbeit an Irokesen, Schawanosen, Delawaren und Mohikanern von 1736 bis 1762. Ja, das amerikanische Werk war ganz eigentlich seine Schöpfung. Als Vorsitzender der Bethlehemer Gemeinbehörde stand ihm auch die Leitung der Brüder-Missionen in Westindien und Suriname zu. Er veranlaßte speziell die Gründung einer Missionskonferenz, einer Missionsschule sowie einer finanziellen Hilfsgesellschaft, wie er eine solche schon in England in die Wege geleitet hatte.

Gehörte seine Kraft in den letzten 30 Lebensjahren der heimatlichen Kirche, so damit nicht minder der Mission; denn diese war Sache der Gesamtgemeine; ihre Leitung fiel daher mit der der Kirche zusammen. Nur das Finanzwesen unterstand einer eigenen „Missions-Deputation". Insbesondere förderte Spangenberg die öffentliche Berichterstattung über die Mission. Diese trug zur Schätzung der Mission überhaupt in weiten Kreisen bei. Weltliche wie geistliche, heimatliche und Kolonisten-Kreise erkannten sie in ihrem Wert. Es wirkte dies mit zur Weckung des Missionssinns in den Kirchen der Reformation. Und es war eine freundliche Fügung des Herrn, daß grade in dem Jahre des Heimgangs unseres Bischofs (1792) die erste der neueren Missionsgesellschaften (die baptistische) ins Leben trat und damit die neue Ära der Missionsgeschichte anbrach.

Jetzt und hier legen wir aber den Finger auf Spangenbergs Bedeutung als Missionstheoretiker. Zinzendorf hatte ja auch auf diesem Gebiete grundlegend gearbeitet[1]). Es galt aber, seine Anweisungen auszubauen, bei Inangriffnahme neuer Arbeitsfelder den

1) A. M. Z. 1892, 358: Zinzendorfs Anweisungen für die Missionsarbeit.

andersgearteten Verhältnissen anzupassen — so gab Spangenberg den nach St. Kitts ausziehenden Boten besondere Instruktionen mit —, vor allem galt es frühere Anordnungen zu sammeln und systematisch zu bearbeiten. Die Frucht dieser Arbeit hat Spangenberg niedergelegt in zwei Büchern. Sein „Unterricht für die Brüder und Schwestern, welche unter den Heiden am Evangelio dienen" (Barby 1784), gibt die durch eine 50jährige Erfahrung als zweckmäßig erprobten Richtlinien für die Missionsarbeit, mit anderen Worten eine erste allseitige Missionsinstruktion, in der alle wichtigen Fragen in einfacher, nüchterner Weise zur Besprechung kommen. Beigegeben ist dieser Schrift eine Missionsliedersammlung, ebenfalls die erste in ihrer Art. Größere Bedeutung noch messen wir Spangenbergs Schrift „Von der Arbeit der evangelischen Brüder unter den Heiden" (Barby 1782) bei, die gradezu eine erste Missionslehre darstellt. Mit dem Inhalt dieser beiden kleinen Werke wollen wir im Folgenden bekannt machen, dabei bemerkend, daß sie bald nach ihrem Erscheinen in mehrere europäische Sprachen übertragen wurden und daß Spangenberg mittelbar durch sie später auf die Arbeitsmethode der Berliner wie der Leipziger Mission Einfluß ausgeübt hat, wie er schon unmittelbar bestimmend und anregend auf Jänicke gewirkt, der eine Zeit lang am Pädagogium der Brüdergemeine in Barby als Lehrer tätig war.

1. Zur biblischen Begründung[1]) der Heidenmission genügt Spangenberg im „Unterricht" der Hinweis auf den Sendungsbefehl und Pauli Wort 1. Tim. 2, 4. In seiner Schrift „Von der Arbeit rc." dagegen widmet er diesem Gedanken eine lange geschichtliche Erörterung, in der er zeigt, wie es zur ersten Ausführung des Liebeswillens Gottes kam. Er beleuchtet den Zustand der Heiden wie Gottes, Christi und Pauli Stellung zu ihnen als Missionsobjekt. Gott nahm sich zwar des Judenvolks besonders an, hat sich aber den Heiden nicht unbezeugt gelassen, ja auch ihnen eine endliche Heilszeit verheißen. Diese brach in Christo an, der zwar selbst nicht den Heiden gepredigt, aber seine Jünger, in erster Linie Paulus, als Zeugen an sie bestellt hat. Dieser führte durch das Wort vom Gekreuzigten viele zum Glauben und ging gemeinbildend vor. Für Spangenberg kommt die Mission wie Pauli Apostolat unmittelbar

1) Die Disponierung schließt sich an Warnecks Missionslehre an.

von Christus und Gott. Evangelium und Missionsgedanke sind ihm schon so in einander verwachsene Dinge, daß sie auf ein und denselben Ursprung zurückgeführt werden müssen (cf. Warneck, Missionslehre I, S. 63). Weist er daneben noch auf die missionarischen Wurzeln im alten Testament (auch in seiner Idea) hin und auf die universalistischen Züge im jüdischen Gesetz, in den Psalmen und Propheten sowie auf Israels Zeugenberuf, auf Jesu Reden und Pauli praktische und theoretische Missionsarbeit, so genügt ihm das, und er verzichtet auf kirchliche, geschichtliche und ethnologische Begründungen.

2. Die Sendenden. Spangenberg sagt: „Die Brüder halten sich zur Predigt unter den Heiden berufen und stellen sich als Boten dar, die von Christo ausgeschickt sind". Christi Geist aber waltet in der Gemeine. Darum sendet in zweiter Instanz diese aus; und deren Leitung versieht den Verwaltungsdienst. Dem letzteren weist Spangenberg die gleichen Aufgaben zu, die eine Missionslehre von heut aufstellen muß; in erster Linie Berufung, Instruktion, Versorgung und Beaufsichtigung der Missionare und ihrer Arbeit, Korrespondenz und Visitation, die Gebietswahl, prinzipielle Entscheidungen, Aufbringung der Mittel und Vertretung des Werks nach außen. Einzig die Ausbildung der Sendlinge wird nicht genannt. Grade Spangenberg aber hatte in der Praxis gezeigt, daß er auf diese Wert legte (cf. die Gründung der Missionsschule in Bethlehem.) Er hätte daher Winke für diese Arbeit geben können, wenn die Ausbildung auch nicht in den nächsten Wirkungsbereich der Direktion fiel, sondern in den „Chorhäusern" erteilt wurde. Für den finanziellen Aufwand des Werks war anfangs Zinzendorf selbst aufgekommen, soweit nicht die Missionare die Kosten durch ihrer Hände Arbeit zu bestreiten hatten. Der nüchterne Spangenberg war auf Gründung von Hilfsvereinen bedacht, die allmählich das Werk wesentlich stützten. Als „Generaldiakonus" (Finanzdirektor) der Unität hatte er von 1741 an derart die Last der Geldverwaltung, der Beschaffung neuer Mittel und die Mangelhaftigkeit der Hilfsquellen empfunden, daß er in den unsicheren Zeiten im Anfang der fünfziger Jahre auf Wahl einer „Missionsdiakonie" und 1775 auf Bestellung einer „Missionsdeputation" drang d. h. auf geordnete Finanzleitung und Rechnungsablage. Er führte auch halbjährliche freiwillige Missionskollekten ein. Bei der Ausdehnung des Werks aber konnte man doch nicht verhindern, daß bis

1789 eine Schuld von 120000 Mark auflief, an deren Abtragung die Gemeine bis ins 19. Jahrhundert hinein gearbeitet hat. Es mag dies einem Spangenberg bitter gewesen sein, der kein Hehl daraus machte, daß er dem Schuldenmachen feind sei, und der die junge amerikanische Unität so gut wie schuldenfrei gestellt hatte, grade zu jener Zeit, als man in der europäischen Brüdergemeine nahe vor dem Bankerott stand. — Unter den Missionsleitungsmitteln muß auch des Loses gedacht werden. Auch Spangenberg teilte darin des Grafen Anschauung. Er schätzte das Los vor allem als objektives Leitungsmittel, ließ aber dem Gebrauch die volle nüchterne Erwägung aller einschlägigen Verhältnisse vorangehen und setzte es so wenig obenan, daß er charakterischerweise in den beiden genannten Schriften nicht mit einem Wort darauf zu sprechen kommt, es also keineswegs allgemein empfiehlt. — Hoch wertet er Visitationen. Solche sind in der Brüdermission besonders anfangs reichlich ausgeführt worden. Nach Spangenbergs Meinung sollten sie noch öfter stattfinden; er umschreibt daher die Pflichten des Visitators. — Viel Gewicht legt Spangenberg endlich auf die Beziehungen der Heimat- und Missionsgemeine. Er dringt auf regen schriftlichen wie persönlichen Austausch von Mitteilungen z. B. auf genaue Tagebuchführung. Dadurch werde Teilnahme und Fürbitte angeregt. Letztere fand naturgemäß ihren Ausdruck auch im gottesdienstlichen Leben. Allsonntäglich gedachte man (was noch heut geschieht) der Missionare und ihrer Arbeit. Besonderen Anlaß gab Ausreise und Heimkehr von Boten, die Mitteilung ihrer Berichte an den 4wöchentlichen „Gemeintagen" und der als „Heidenfest" gefeierte 6. Januar.

3. Die Gesandten. Als die Hauptforderung, die an einen Missionar gestellt werden muß, steht auch Spangenberg obenan: die innere Qualifikation. Es handelt sich um Buße, Glaube, Heiligung sowie um Prüfung, ob der Gedanke an den Missionsdienst von Gott käme oder nicht und ob die Fähigkeit vorhanden sei, Christi Kreuz auf sich zu nehmen. Da man es ja in der Brüdergemeine noch zu Spangenbergs Zeiten nur mit freiwillig zum Missionsdienst sich Meldenden zu tun hatte, redet Spangenberg nicht von einem Appell an die Missionsgemeine, von Gewinnung der Boten, sondern bestimmt nur, wo die Meldung anzubringen sei (bei der Unitäts-Direktion) und erinnert daran, daß die Annahme einer Berufung Sache freien Entschlusses sein müsse. Noch nach der Abreise sei Umkehr erlaubt,

ja unter Umständen geboten. Die rechte Gesinnung eines Streiters sei Demut und Gottvertrauen. Er soll weder sich brüsten: „Laß mich nur zu den Heiden gehen, ich werde es schon machen", noch „durch das Unwesen der Heiden sich abschrecken lassen, hoffnungsvoll an ihnen zu arbeiten", denn „Christus ist die Versöhnung für die Sünde der ganzen Welt."

„Mit Instruktionen soll ein Heidenbote nicht überhäuft werden", so erklärt Spangenberg nach des Grafen Vorgang, erteilte Anweisungen aber sind strikt zu befolgen. — Was das Leben der Missionare auf dem Missionsfelde betrifft, so nahm aus den erwähnten Sparsamkeitsgründen die äußere Arbeit reichlich viel Zeit in Anspruch. Da jedoch auch diese als Missionsdienst angesehen wurde, fordert Spangenberg auch auf diesem Gebiet aufopfernde Kraftanstrengung, warnt aber zugleich vor Überarbeitung zumal in den Tropen. Zur Stärkung des inneren Menschen bedarf der einzelne des Gebetes und des Bleibens in Jesu; die auf einem Posten Zusammenlebenden aber, die übrigens einen gemeinsamen Haushalt führten, müssen auch gemeinschaftliche Erbauung aus Gottes Wort pflegen. Nicht unterlassen sollen sie daneben eine strenge Disziplinübung aneinander. Kommt „Mißverstand und Krickel" vor, so erfolge offene Aussprache, Zurechtweisung durch den Vorgesetzten oder Berichterstattung in die Heimat. Eigenmächtiges Verlassen des Postens ist unstatthaft, weil Untreue im Beruf (der selbstverständlich als Lebensberuf aufgefaßt wird), Schädigung der Sache des Heilands und Mißbrauch des auf den Ausgesandten verwandten Geldes. — Die Ehe des Missionars schätzt auch Spangenberg hoch. Die natürlichste Gehilfin des Mannes ist seine Gattin. Sobald es daher der Beruf erheischt, tritt dem Missionar eine solche zur Seite. Frauendienst ist auf der Mission vor allem darum wertvoll, weil auf die Christianisierung grade auch des weiblichen Teils der Heidengemeine „sehr viel ankommt". Die Missionsdirektion der Brüdergemeine „beruft" ja noch heute auch die Bräute der Missionare „in den Missionsdienst". Spangenberg bestimmt aber, daß die Missionarsfrauen nicht selbständig arbeiten sollen, sondern unter Aufsicht des Mannes. Dieser soll bei entscheidenden seelsorgerischen Gesprächen der Frauen mit anwesend sein, wie es umgekehrt gut ist, daß die Gattin den Missionar begleitet, wenn er Heidenchristinnen besucht. — Als Gehilfen bei der missionarischen Arbeit werden auch die Handwerksbrüder angesehen, ja von den be-

gabteren unter ihnen wird Hilfe bei der Wortverkündigung wie bei der Seelsorge erwartet.

4. Das Sendungsgebiet und das Sendungsobjekt. Der Mitarbeiter und Nachfolger des Grafen, der „der Welt den Heiland verkündigen wollte", sieht begreiflicherweise ebenfalls jedes Land der Erde, dessen „Bewohnern noch nichts von Jesu verkündigt worden ist" und „die keine Missionarios unter sich haben" als Sendungsgebiet an. Die Schrift wie die Missionserfahrungen der Brüder weisen ihn darauf hin. Alle Heiden brauchen das Evangelium. Die Missionare dürfen sich daher nicht blenden lassen durch gewisse Tugenden, die sich bei ihnen finden, denn diese entspringen dem Egoismus. Es gilt vielmehr einen Kampf mit Satan, der in den Kindern des Unglaubens sein Werk treibt. — Bei der Wahl des Missionsgebiets sind die hauptsächlichsten apostolischen Grundsätze, göttliche Leitung und Gebet, maßgebend. Die Brüder sahen in jeder sich bietenden Gelegenheit, zu Heiden zu kommen, einen Wink des Herrn, achteten aber auch — wie Warneck sagt — auf „Wegsamkeit, Landoffenheit und Empfänglichkeit" der Bewohner. Wir erinnern nur daran, daß sie sich vor dem Rückzug aus einem Lande, in dem der Herr die Türen verschlossen hielt, nicht scheuten. — Viel lag den Brüdern an der Abgegrenztheit ihres Arbeitsgebietes von dem anderer Missionen. Wie Zinzendorf empfiehlt auch Spangenberg dringend Rücksichtnahme. Wenn irgendwo, so hätten die Angehörigen verschiedener Kirchen unter den Augen der Heiden Frieden zu halten. Auf die Unterscheidungslehren gehe man lieber überhaupt nicht ein und vermeide jedenfalls jeden Disput über den Wert der Kirchen und ihrer Lehrsysteme. Man halte die Heidenchristengemeine von weißen Elementen ganz frei. Wenn man auch die Kolonisten, die etwa um Predigtbesuch und Seelsorge bäten, nicht zurückweisen soll, so wehre man ihnen doch den Beitritt zur Gemeine, ja zum Abendmahl. Letzteres wohl in Rücksicht auf die scharfe Betonung der Konfession in außerbrüderischen Kreisen. Spangenberg nimmt damit im allgemeinen eine richtige und zugleich sehr achtbare Stellung ein, denn die Brüder hatten durch Vertreter anderer Kirchen mannigfache Anfeindung und Schädigung ihrer Arbeit erfahren. Weise erscheint auch der Rat, daß die Missionare sich „mit Pflanzern nicht einlassen" und sich in „das commercium der Europäer mit den Heiden", das „oft von einer eigenen Art" sei, nicht mengen, den Heidenchristen aber vorhalten

sollen, daß ein Christ in allen Dingen mit der Wahrheit umgehen müsse, sei doch „nichts gewöhnlicher, als daß man im commercio die Wahrheit beiseite setze und mit Lügen umgehe". — Im Verhältnis zur Obrigkeit beobachteten die Brüder jeder Zeit strikte Untertanentreue. Spangenberg selbst hatte im „Wildenkrieg" Gelegenheit, in der Praxis zu zeigen, wie man Gott geben kann, was Gottes ist und sich dabei das Vertrauen der Regierungsbeamten durch Rat und Tat erwerben. Selbstverständlich haben auch die Sklaven ihren Herren zu gehorsamen, wenn sie auch nicht aus den Augen lassen dürfen, daß „die Liebe gegen Gott und sein Gebot über alles geht".

5. Der religiöse Grundcharakter, den Warneck der Sendungsaufgabe gewahrt wissen will, stand auch Spangenberg und den Brüdern fest. Selbst die Expeditionen nach St. Croix und Georgien, die kolonisatorisches Gepräge trugen, waren für sie nur Mittel zum Zweck der Erfüllung der einen großen missionarischen Aufgabe. Und eben weil man einsah, daß solche Nebenzwecke den Hauptzweck leicht in den Hintergrund drängen, hat die Brüdermission dahingehenden Aufforderungen (deren letzte 1891 an sie erging) nie wieder Folge gegeben. Daß sich aber im Gefolge der Mission Kulturaufgaben (auf dem Gebiet der Bildung, Gesittung und Volkswirtschaft) lösen lassen, beweist Spangenbergs praktische Arbeitsperiode am besten. Er hatte darum nicht nötig, besondere Anweisungen zu geben. Sie ergaben sich zumal für Pioniermissionare von selbst und lagen in den oben berührten Pflichten eines brüderischen Sendlings mit eingeschlossen. Spangenberg erwähnt aber die Erziehung der Heidenchristen zur Wirtschaftlichkeit und Sparsamkeit, zu Zeit- und Arbeitseinteilung, zu Waisen- und Krankenpflege wie zu Hilfeleistungen bei Unglücksfällen, Dinge, die der Missionar ihnen vorleben müsse. Nun die Christianisierungsaufgabe selbst! Zinzendorf lehnte bekanntlich den Gedanken an Bekehrung ganzer Nationen ab, da eine solche „wahrscheinlich zur Zeit noch nicht zu erwarten sei". Daher „haben es die Missionare nicht auf große Haufen anzutragen, sondern daß man Erstlinge und an diesen recht gegründete Leute bekäme". Er wollte ja, „daß man an keinem Heiden direkt arbeite, wenn man nicht bei ihm eine gründliche Disposition zu einem rechtschaffenen Wandel finde". Diese Empfänglichen gelte es dann zu Elitegemeinden zu sammeln. Im Einklang mit dieser Anschauung setzt auch Spangenberg fest, daß der Missionar „mit gläubiger Geduld nachspüren soll,

ob auch bei dem und jenem der heilige Geist sein Werk angefangen habe", denn „die Bekehrung ist Gottes Werk". Er schloß sich aber später den Brüdern an, die Veranlassung dazu wurden, daß man auf der Synode des Jahres 1747 „die Beschränkung auf etliche wenige" fallen ließ und es aussprach, daß „der Gnade und dem Lauf des Evangeliums keine Schranken gesetzt werden" sollten und „daß man, wenn der Heiland mit uns sei, auch an vielen gründliche Arbeit tun könnte". Fortan brauchte mit der Tauferteilung nicht so gekargt zu werden, wie dies früher geschah; und das erscheint als bedeutsamer Fortschritt. In der Folge hat sich ja in der Brüdermission wie allerwärts das Ideal der Einzelbekehrung als unhaltbar erwiesen, und es sind statt Auswahlgemeinden Volkskirchen entstanden (cf. Warneck: Missionslehre III 1, 254). Und es konnte nicht anders sein. Man lasse doch auch heut beiden, der Einzelbekehrung und der Volkschristianisierung, ihr gutes Recht nebeneinander.

Von wichtigen ethischen Missionsproblemen kamen für Spangenbergs Zeit die Behandlung der Polygamie und der Sklaverei in Betracht. Für Polygamisten galten folgende, auf 1. Kor. 7, 12 und 1. Tim. 3, 2 fußende Bestimmungen: Die Frauen, die ein Polygamist vor seiner Bekehrung hat, braucht er nicht zu entlassen. Ein getaufter Polygamist dagegen erhält kein Amt in der Gemeine. Einem Christen, der sich verheiratet, ist natürlich nur die Einehe gestattet. — Schwieriger waren die Probleme, die sich aus der Sklaverei ergaben. Hinderlich zeigten sich da schon die in einzelnen Ländern bestehenden Gesetze, welche nach der Taufe von Sklaven deren Freilassung forderten; denn nun wünschten natürlich die Besitzer keine Bekehrung unter ihren Negern. Die Brüder hielten die Sklaven an, sich in Gottes Wege zu schicken und nicht etwa das Joch abschütteln zu wollen, denn auch ein treuer Sklavendienst geschähe dem Herrn. Ehescheidungen ließen sich oft nicht vermeiden. Spangenberg bestimmt: „Will eine Heidin nicht bei ihrem Christ gewordenen Manne bleiben, so sündigt er nicht, wenn er sie entläßt". Um Ehescheidungen zu vermeiden, kauften die Brüder oft Sklaven oder Sklavinnen, die von ihren Gatten nicht getrennt zu werden wünschten, aus eigenen Mitteln frei. Konnte das nicht geschehen und war infolge von Verkauf oder Versetzung auf eine Wiederverheiratung zweier Ehegatten gar keine Aussicht, so wurde auch den Christen vonseiten der Mission das Eingehen einer neuen Ehe gestattet. Damit verhinderte

man schlimmere Übel. Begreiflicherweise lag die Hauptschwierigkeit für die Missionsarbeit darin, daß der Sklavenmarkt feste Ehen überhaupt nicht anerkannte. Damit war der sittlichen Arbeit der Mission in einem sehr wesentlichen Punkte der Boden entzogen. Es konnten übrigens, sagt Spangenberg, Fälle eintreten, „in denen sich die Brüder keinen Rat wußten". — Gegen die heidnischen Sitten, die mit dem Christentum nicht vereinbar waren, gingen die Brüder schonungslos vor. Es handelte sich in erster Linie um Aberglaube, Zauberei und „Lügenkräfte". Spangenberg rät, vor allem dahin zu wirken, daß derlei Dinge nicht im Geheimen schleichen. Ferner soll gegen Sünden wider das 6. Gebot, sowie Tanz und Spiel als „Gelegenheiten" zu groben Verfehlungen vorgegangen und Zuwiderhandelnde unter Zucht gestellt werden. Weiter ist die Ermahnung des Herrn, Verwandschaft und Freundschaft zu verleugnen, zu betonen, denn der Verkehr junger Christen mit ihrer heidnischen Familie bringt leicht Gefahr. Speisegesetze sind nicht aufzuerlegen, dagegen achte man auf die Bekleidung. Kann solche auch von den Sklaven während ihrer Arbeitszeit nicht erzwungen werden, so soll sie doch beim Kirchbesuch nicht fehlen; sie sei aber einfach, ohne indianischen Putz und Schmuck. Um alle, Christen nicht geziemende Dinge zu vermeiden, setze der Missionar nach Beratung mit verständigen Eingeborenen Ordnungen für seine Gemeine fest, die als Prohibitivmittel zu wirken imstande sind.

6. Die Sendungsmittel. Das erfolgreichste Missionsmittel ist die Kraft des erhöhten Christus. Diese macht sich die sendende Gemeine wie der einzelne Bote dienstbar durch Glauben und Gebet. Hilfreich ist auch die Fürbitte Christi, „dessen Blut ja beständig um Barmherzigkeit für alle Menschen schreit." Das den Missionaren gebotene Sendungsmittel ist das Wort. — So lange sie sich den Heiden nicht verständlich machen können, muß das Wort durch Leben und Wirken veranschaulicht werden. „Wunder und Zeichen sind nicht nötig", meint Spangenberg (cf. Zinzendorf in der Heidenboteninstruktion von 1738: „Besondere Veranstaltungen des Heilandes für die Arbeit zu fordern, ist Hochmut"); er hat aber von wunderbaren Gebetserhörungen selbst verschiedentlich Erfahrung gemacht. Es gilt vor allem durch den Wandel von dem Glauben zu zeugen, der in uns lebt. Dies ist ein Bekenntnis von und zu Christus als unserm Herrn und Heiland. Daher rät Spangenberg z. B. zum Singen und Beten im Angesicht der Heiden und zu Hilfeleistungen, warnt aber

vor Geschenken, die als Proselytierungsmittel aufgefaßt werden könnten. Zum vorbildlichen Wandel gehört Liebe der Missionare unter einander. „Nichts hindert die Arbeit mehr als wenn unter denen, die den Frieden lehren, Uneinigkeit, Eigenliebe und Neid herrscht." Solche Predigt durch den Wandel pflegt sehr wirkungsvoll zu sein, „weil die Heiden sich sonst vor Europäern fürchten" „und vom Christenvolk nicht die beste Idee haben." — In dieser Wartezeit erkennen die Brüder, ob „hie und da ein Mensch von Gott vorbereitet ist." — Das nächste Erfordernis für den Sendboten ist die Erlernung der Eingeborenen-Sprache. Auf diese Notwendigkeit kommt Spangenberg immer wieder zurück, wie er sie ja schon gelegentlich der Visitation in St. Thomas 1736 betonte. Ohne das Mittel der Sprache „kommt man nicht zum Verständnis des Denkens und an das Herz der Heiden." Dolmetscher sollen nur gebraucht werden, wenn sie wirklich soviel von der Sprache verstehen, daß sie evangelische Wahrheiten übertragen können. „Es könnte sonst geschehen, daß sie aus Unkunde der Sprache ganz was anders vorbrächten" oder „mit Fleiß ganz was anders sagen, als was ihnen vorgelegt worden war; zumal wenn sie nicht gerne sehen, daß die Heiden ihre bisherigen Wege verlassen sollen."

„Das Zeugnis an die Heiden fängt bei Jesu Christo an." Das war ja die große Erkenntnis, der Zinzendorf schon in dem Schreiben vom 12. April 1732, also vor irgendwelcher Aussendung Herrnhuter Boten, Ausdruck gab. Die gleiche Weisung gab er Leonhard Dober im August jenes Jahres nach St. Thomas mit. Nicht mit Daseinsbeweisen Gottes, sondern mit der Erlösung durch Christus solle er seine Verkündigung beginnen. Zinzendorf nimmt später (schon 1741) die Missionserfolge geradezu als Erweise für das Recht seiner theologischen Stellung (Gott durch Christus zu erkennen) in Anspruch. „Die offenbare Tatsache, daß man Heiden von verschiedenen Nationen durch gar so unansehnliche Boten als die unseren sind, für das Evangelium schnell gewonnen habe", war ihm Beweis dafür, daß „der Herr mit unserer Theologie sei." Einige der ersten grönländischen Brüdermissionare hatten in Anlehnung an Egede mit Ausführungen über Gottes Eigenschaften und seinem Schöpfungswerk ihre Unterweisung angefangen und kamen erst, als die Grönländer nach ihrem eigenen Urteil „der Reden von den zwei ersten Menschen" „ganz müde geworden waren", auf Christus. Spangenberg fürch-

tete, daß niemand anders als er, wenn auch in bester Meinung, jenen Brüdern (bei ihrem Besuch in Halle) diese falsche Methode empfohlen hätte. Bald öffneten ihm wie der gesamten Gemeine zweierlei Ereignisse die Augen: In der Heimat war es die tiefe Erfahrung, welche die Herrnhuter Gemeine 1734 von dem einzigartigen Wert des Heilstodes Christi machte, infolge deren „man nicht unterließ, den Brüdern in Grönland zu bezeugen, daß sie Christum predigen müßten"; und in der Heidenwelt bewirkte das Zeugnis grade von dem Gekreuzigten einen Erfolg nach dem anderen. Speziell Spangenberg vergaß nie des ergreifenden Momentes, da der Mohikaner Tschoop die bekannte Erklärung abgab, daß sein wie seiner Landsleute Herz erst durch die Verkündigung des Brüdermissionars Rauch von Christo getroffen worden wäre. Seine dringende Bitte: „Brüder, predigt den Heiden Christum und sein Blut, wenn ihr unter ihnen Segen stiften wollt" gibt Spangenberg daher aus voller Überzeugung an sämtliche Missionare weiter. Mit Nachdruck und unter Berufung auf Paulus betont er, daß „Kern und Stern der Predigt an die Heiden Christus sein und bleiben müsse", das „Blut und der Tod Christi — der Diamant in dem güldenen Ringe des Evangelii!" Er führt auch den Gang der missionarischen Verkündigung im einzelnen vor. Wir erwähnen nur, daß wir dabei auf die eigentümliche Christologie Zinzendorfs treffen, der auch die Schöpfung auf Christus zurückführt und demgemäß z. B. im Heidenkatechismus von 1740 ausführt, daß die Heiden in diesem Sinne zu unterweisen seien. Er tat dies „offenbar in der Absicht, den außerchristlichen Völkern sofort den christlichen Gottesbegriff beizubringen, der aber lediglich aus der Person Christi erkannt werden könne." — Für die Vortragsform bestimmt Spangenberg, daß sie „einfach und ungekünstelt sei." „Ich glaube, darum rede ich — diese Worte passen ganz eigentlich auf die Brüder." Hier sei erwähnt, daß die Jahre der mancherlei Verirrungen (1747—50), die ja wohl in der Heimat der Brüdergemeine, nicht aber auf den Missionen, vorübergehend eine Erschlaffung des Zeugengeistes zur Folge hatten, auf den überseeischen Arbeitsfeldern insofern eine Nachwirkung zeigten, als manche neu eintretende Missionare sich mündlich wie schriftlich einer reichlich gefühlsmäßigen, überschwänglichen Ausdrucksweise bedienten. Solche Tändeleien in Sprache und auch in Sitte waren ja ein Charakteristikum auch anderer Kreise des 18. Jahrhunderts, und es ist diese

Zeit in der Brüdergemeine noch verhältnismäßig schnell vorübergegangen. Daß sie auf der Mission keinen nennenswerten Schaden angerichtet hat, ist nicht am wenigsten dem nüchternen Spangenberg zu danken. Durch seinen langen Aufenthalt in Amerika der ganzen Bewegung fernstehend, trat er energisch gegen alle Verweichlichung in Wort und Schrift auf und scheute sich nicht, einmal Neuankömmlinge für verrückt zu erklären.

Wer Christum predigt, dem ist der Arbeitserfolg verbürgt; denn „Christus selbst wirkt ja durch das Wort". Ob „der Herr einem Heiden das Herz aufgetan hat", das „sieht man diesem gemeiniglich an". In solchen Erweckten hat man die Taufkandidaten zu erkennen. Die Taufe bezeichnet Spangenberg als „feierliche Begnadigung des Sünders". Die von ihm aufgestellten Taufbedingungen übertreffen an Einfachheit noch die Zinzendorfschen, genügen völlig und stimmen mit Warnecks Forderungen (Missionslehre III 1, 211 und III 2, 244) wie mit dem General-Synodal-Verlaß der Brüdergemeine vom Jahr 1899 überein: Der Täufling muß sich als verlorenen, hilfsbedürftigen Menschen erkennen, muß glauben, daß Christus ihn aus seinen Sünden retten will und kann und den Vorsatz haben, sein Sündenleben zu lassen und Christo zu leben. „Bei wem die Apostel das fanden, den tauften sie getrost".

Ein Unterricht, ja auch eine Prüfung hat der Taufe vorauszugehen, nicht aber eine Unterweisung im Lesen und Schreiben; damit die Sakramentserteilung nicht, wie in manchen Kreisen üblich war, ungebührlich lang hinausgeschoben werden müsse. — Daß der Taufakt vor versammelter Gemeine und von einem ordinierten Missionar vorzunehmen ist, erscheint Spangenberg selbstverständlich; ebenso auch die neue Namengebung. Letztere möchten wir gern nur in der Weise fortgeführt sehen, daß der Täufling zu seinem alten noch einen zweiten christlichen Namen erhielte, denn es gibt zu leicht Verwirrung (auch in der Heimat, in der man sich oft lange für einen Täufling teilnehmend interessierte und ihn dann leicht aus den Augen verliert, weil er unter dem heidnischen Namen nicht mehr zu finden ist), sodann aber vor allem, weil durch den Namenswechsel „das Vorurteil befleckt wird, als ob die Taufe mit der Ausscheidung aus dem Volksverbande identisch sei (Warneck a. a. O. S. 276)". Paten hält Spangenberg nicht für nötig (bei Erwachsenen-Taufen sind sie ja auch überflüssig), wenigstens greift er die bestehende Praxis, daß

man sie „nicht in allen Heidengemeinen hatte“ nicht an. — Schwerkranken erteilte man die Taufe, „wenn sie das Gefühl ihres Elends hatten und auf Christum hofften“. Wiedertaufen vollzog man nicht, auch wenn nicht bekannt wurde, durch wen etwa ein Neger in Afrika oder Westindien das Sakrament empfangen hatte. — Als Missionsmittel diente schon damals auch das geschriebene Wort. Spangenberg weist auf den Wert der mannigfachen von Brüdern schon verfaßten Übersetzungen der Geschichte Jesu wie von Bibelstellen und Liedern hin. — Als Missionsmittel ist letztlich zu nennen der Wandel der Heidenchristen, durch den den Umwohnenden je nachdem entweder „Mut gemacht wird“ oder „Zweifel kommen“. Nicht erwähnt Spangenberg das schon zu seiner Zeit häufig angewandte Mittel, einige Christenfamilien älterer Stationen auf neu zu errichtenden Missionsplätzen anzusiedeln, damit sie dort den Grundstock der werdenden Gemeine bildeten. (Dieses Mittels bedienten sich z. B. auch die Baseler beim Beginn ihrer Arbeit auf der Goldküste. Einige unserer westindischen Heidenchristen zogen dorthin.)

7. Wir kommen zum Ziel aller Missionsarbeit. Was sagt Spangenberg über die Organisation der christlichen Gemeine und die Bildung der Missionskirche? Zunächst fordert er einen Unterricht für die Getauften, um der Verführung vonseiten der Heiden wie des „eigenen Geistes“ zu wehren und zur Vertiefung der christlichen Erkenntnis. Nach nicht zu langer Zeit — so gebietet es Schrift und Erfahrung — folge die Zulassung zum Abendmahl. Von dieser heiligen Handlung soll dem Getauften nur die „rechte Bibelidee“ gegeben werden. Mehr als Jesu und Pauli Worte, „daß der Heiland das Mahl für die Gläubigen eingesetzt hat, daß man seines Leibes und Blutes teilhaft wird und daß er sich uns darin zur Vergebung der Sünden und zum ewigen Leben zu genießen gibt“, braucht man den Heiden nicht zu sagen. „Die ganze Christenlehre ihnen vorher einzuschärfen, würde übel angebracht sein“, „die Hauptpunkte aber müssen sie wissen: „Erkenntnis ihres Verderbens“, Glauben an Jesum und sein Opfer, eine „daraus fließende innige Liebe zu ihm“ und eine feste Resolution, dem Heiland zur Ehre und Freude zu sein“; „fehlen diese Stücke, so macht es das Wissen nicht aus“. — Schulunterricht soll, wo es die Verhältnisse gestatten, erteilt werden. Der Memorierstoff besteht in Bibelsprüchen und Liedern, auch wird das Lesen gelehrt. Der Unterricht in den christlichen Heils-

wahrheiten soll auch nach Zulassung zum Abendmahl fortgehen, ja er soll „nie aufhören“, damit der Christ durch stete Erinnerung vor Abfall bewahrt wird. Was die Moral betrifft, so sind zwei Punkte zu beachten: 1. Die Wirkung der Gegenliebe zu Jesus und 2. die „Vorbildlichkeit des Wandels Christi, in dem zugleich lauter Verdienst für uns zu finden ist“. „Wer sich von Unarten . . . nicht reinigt, der ist der Gnade, zu der Gott uns berufen hat, nicht treu.“

Zum Zweck der ganzen weiteren Erziehung der Getauften in christlicher Erkenntnis und christlichem Leben ist die Einrichtung von Gemeinen mit festen Ordnungen von nöten. Hierbei wird von Spangenberg wie von Zinzendorf vor der Gefahr gewarnt, in der Heidenwelt die Einrichtungen der Heimatgemeinen ohne weiteres zu kopieren. Die Ordnungen sollen vielmehr den Lebensbedingungen des betreffenden Volkes angepaßt werden. Nahe legte sich zwecks der Regierung, Leitung und Pflege der Christenschar eines Ortes die Zusammenfassung ihrer einzelnen Gruppen.

So teilten die Brüder die Heidengemeine nach ihren Erkenntnisstufen in Klassen ein. Da Spangenberg nur darüber referiert, scheint er diese Sitte zu billigen. Man unterscheidet 6 solcher Klassen: 1. Die noch nicht Getauften, auch Lehrlinge genannt, die um Predigtbesuch gebeten hatten und einen ersten allgemeinen Unterricht empfingen. 2. Die Taufkandidaten. 3. Die Getauften. 4. Die unter Kirchenzucht Stehenden. 5. Die Abendmahlskandidaten. 6. Die Kommunikanten. Schon diese Einteilung bezweckte eine eingehende unterrichtliche und seelsorgerliche Beeinflussung der Pflegebefohlenen. Dem letzteren Zweck diente noch speziell die aus den heimatlichen Brüdergemeinen herübergenommene Gruppierung der Christen nach Geschlecht und Alter in „Chören, von denen jedes einzelne durch einen Chorführer (Pfleger oder Pflegerin) geleitet und seelsorgerlich bedient wurde. Dies geschah hauptsächlich durch das „Sprechen“ wie durch Abhaltung von „Homilien“, die auf die besonderen Lebenslagen jedes Standes und Alters bezug nahmen. Für die Kinder stellte man einen „Kinderbaas“ oder „Kindereltern“ an. Die Heranwachsenden wurden mit der „rechten Anwendung der Knaben- und Mädchenjahre“ bekannt gemacht. Schwierig war begreiflicherweise die Pflege der Unverheirateten. Da haben die Missionare vor allem in Heiratsfragen zu raten. „In Westindien werden ja die Sklavinnen zur Heirat gezwungen, Eskimo und Grönländer leben sonstwie unordent-

lich." Bei den Eheleuten galt es das Familienleben zu beaufsichtigen, „da der Ehestand unter Heiden in einem greulichen Gang ist." Ähnliche Sorgen beschäftigen die Seelsorger auch im Dienst an Witwern und Witwen.

Die Gottesdienstordnung trug in der Heidengemeine ein gleiches Gepräge wie in der Heimat. Spangenberg setzt daran nichts aus, verlangt aber im allgemeinen, daß man „bei Gottesdiensten alles entferne, dessen man sich schämen müßte, wenn Christus sichtbar anwesend wäre." Wir erwähnen nur, daß Sonntags- nnd Wochengottesdienste stattfanden, daß an jedem 4. Sonntag ein „Bettag" abgehalten wurde und daß Spangenberg den Wert gemeinsamer Begräbnisplätze betont, auf denen die vollendeten Glieder der Gemeine Jesu beisammen ruhen. „Abgefallene Heidenchristen verlieren ihr Recht an der Gemeine und damit auch am Begräbnis (Grabstätte) derselben."

Eine Zuchtordnung „ist nach Christi Sinn und von den Aposteln empfohlen". Als ihren Zweck nennt Spangenberg Besserung der Betroffenen und Warnung sowie Anregung zur Fürbitte bei den Nichtbetroffenen, endlich Reinigung der Gemeine, weil Außenstehende vom Betragen der einzelnen Christen auf die Gesamtheit schließen. Von Zuchtgraden erwähnt Spangenberg den Ausschluß aus der Klasse und aus der Gemeine. Die Seelsorge am Gestraften ist fortzusetzen. Bei Eintritt von Reue und Abbitte bei den Klassenmitgliedern tritt öffentliche Absolution ein. Nach Spangenbergs Erfahrung wurde die Absicht mit der Zuchtübung „oft erstaunlich gut erreicht". Er warnt aber vor übertriebener Kirchenzucht und im allgemeinen wie Zinzendorf davor, „mit der Herrnhuter Elle zu messen" d. h. „von den Mohren und Mohrinnen Sachen zu verlangen, die wir von unseren Mitstreitern in Herrnhut prätendieren".

Der Gefahr, heimatliche Verhältnisse zu kopieren, haben die Brüder, die ja auch auf diesem Gebiete der Missionstheorie keine Lehrmeister hatten, nicht überall widerstanden. Am wenigsten wohl in Grönland. Davon zeugen vor allem die Einrichtungen von Ortsgemeinen, d. h. von Kolonien, in denen wie in Herrnhut christliche Gemeine und bürgerliche Kommune zusammenfielen. Spangenberg spricht sich nicht dagegen aus. Er hatte ja wohl in Amerika die Vorzüge dieser Institution kennen gelernt. Und solche sind ohne Frage vorhanden, ja wir wollen sie nicht gering achten. Es wurde

zumal in den jungen Heidenmissionskirchen durch die Zusammenfassung einer größeren Anzahl von Getauften in ein Gemeinwesen den ehemaligen Heiden vor Augen geführt, was christliches Gemeinleben und welches die Pflicht jedes Gliedes einer kirchlichen wie bürgerlichen Gemeinschaft ist. Freilich aber hätte man — in diesem Falle Spangenberg — auf die Gefahr hinweisen sollen, die sich daraus leicht ergeben konnte, nämlich eine zu lange fortgeführte Bevormundung der Heidenchristen. Man hat den Zeitpunkt versäumt, dieser Gefahr durch energische Erziehung zur Selbständigkeit zu begegnen.

Anzuerkennen ist aber die frühzeitige Heranziehung von Helfern zu den verschiedensten Diensten, selbst zu Ansprachen und Begräbnissen, die Spangenberg voll billigt. Weitere Bestimmungen, etwa über Ordinationen von Eingeborenen, wird niemand von ihm verlangen. Das Missionsmaterial bestand zum großen Teil aus Sklaven; die Zeit, auch nur an Hebung des ganzen geistigen Niveaus der Nationen zu denken, war noch längst nicht gekommen.

Auch von missionskirchlicher Perspektive finden wir noch nichts, keine Bestimmungen über Organisation der Gesamtgemeine. Zweckmäßig wäre gewiß ein Wink gewesen, die Erziehung der Christen zur finanziellen Selbsterhaltung ihrer Kirche möglichst bald ins Auge zu fassen. Wer aber wollte das verlangen? Noch zwei Menschenalter später hielt es ja schwer, selbst die Missionare, z. B. in Südafrika, von der Notwendigkeit solcher Selbstleistung der Heidenchristen zu überzeugen. Was die Selbstverwaltung betrifft, so wundert uns freilich, daß Spangenberg ebenfalls schweigt und nicht wenigstens zu Zeisbergers Vorgehen Stellung nimmt, der bereits ein Jahrzehnt zuvor durch Einführung von Ältestenräten und Abstimmungen im Kreis der Heidenchristen einen ersten Schritt in dieser Richtung getan hatte. Selbst den Gedanken eines Zusammenschlusses der Gemeinen eines Missionsgebietes zu einem kirchlichen Verbande hätte Spangenberg wohl schon aussprechen können. Er lag bereits in der Luft, denn in dem gleichen Jahre der Herausgabe des „Unterrichts" (1784) setzte der Visitator Loretz in Dänisch-Westindien eine Gesamtleitung des Werks auf jenen 3 Inseln ein. Freilich aber war damit noch nicht an ein selbständiges Kirchenwesen gedacht; und jedenfalls lag das Bedürfnis nach Instruktionen für dergleichen Zukunftswünsche in Spangenbergs Zeit noch nicht vor.

Wir sehen also, Spangenberg hat manche missionstheoretische Frage unberührt gelassen, manche andere noch unvollständig beantwortet — hier und da verbot uns freilich nur der Raum ein näheres Eingehen —, immerhin haben wir die Richtlinien einer gesunden und nüchternen Missionsmethode in seinen Darlegungen gefunden. Ja geradezu die Anfänge einer Missionslehre. Wohl war es Zinzendorfischer Geist, der uns überall entgegenwehte; auch lag Zinzendorfische Vorarbeit vielfach zugrunde; Spangenbergs Verdienst soll aber nicht geschmälert werden. Wäre er nicht auch auf diesem Gebiete der systematische Ordner geworden, — dazu in besonderer Weise befähigt durch langjährige praktische Erfahrung, die ihm zur Seite stand, — so wären viele wertvolle Gedanken des Grafen nutzlos liegen geblieben, andere hätten wohl gar durch Mißverständnis Unsegen gestiftet. So aber hat Spangenberg durch seine Arbeit auf eine lange Zukunft hinaus befruchtend gewirkt. Nicht nur auf die Missionsarbeit der Brüdergemeine, sondern auch auf diejenige weiterer Kreise. Möchte daher der Einblick in diese missionstheoretische Tätigkeit des greisen Bischofs, die nun schon 125 Jahre zurückliegt, von einigem Interesse gewesen sein!

Segen und Sorgen in der Kols-Mission.

Von Missionar Dr. Nottrott.

V. Blicke in das innere Leben der Gemeinde.

Wir blicken zunächst in das Haus. Was wir da in allen (ich wenigstens kenne keine Ausnahme) finden, ist das Gebet. Kein Kol-Christ wird aufstehen oder sich zu Ruhe legen, er beuge denn seine Knie und bete. Die das noch nicht können, sagen wenigstens die 10 Gebote und den Glauben auf und beten das Vaterunser. Viele beten aber auch frei und brünstig. Bei Besuchen des Katechisten, des Pastors oder des Missionars lassen sie keinen fort, er habe denn in ihrem Hause gebetet. Im Bewußtsein, daß sie vor ihren Gott treten, wird dazu feierlich eine Bastmatte ausgebreitet und den kleinen, sonst fast nackten Kindern, ein Stück Zeug übergeworfen.

In kindlicher Einfalt bringen sie alles vor ihren himmlischen Vater, was sie sorgt und drückt. Gestern erst brachte mir ein Mann 50 Pfennige für die Gemeindekasse als Dankopfer für erhörtes Gebet: „Einer meiner Ochsen fiel plötzlich zusammen, aber wir beteten und der Herr segnete unsere Bemühungen, und er wurde wieder gesund.“

Der Einfluß des Christentums unter den Kols ist ganz unverkennbar. Unter den dravidischen Urauńs besteht die Unsitte der „Dhumkuria“, des Schlafhauses der Jünglinge. Vom 13. Jahre ab müssen alle, Bauersöhne und Knechte, zusammenschlafen. Das Haus ist der Unzuchtsherd des Dorfes, in dem alle Sünden gegen das 6. Gebot im Schwange gehen, nicht nur die Knabensünden, sondern von hier aus wird die weibliche Jugend systematisch sittlich gemordet. Welches Mädchen dem Rufe nicht folgt, dessen Haus wird in den Bann getan, ebenso desjenigen, der sich weigert, seinen Sohn in dem Lasterlokal schlafen zu lassen. Ein solches Haus bekommt keinen Knecht, keine Arbeit wird für dasselbe getan, von unsichtbaren Händen wird das Vieh vergiftet, Feuer angelegt, Saaten abgeweidet u. dergl. Die junge Bande terrorisiert das ganze Dorf. Sowie aber eine Familie das Christentum annimmt, hat die „Dhumkuria“ die Macht über dasselbe verloren, dank der Festigkeit, mit der von jeher die Christen sich dem Unfug entgegengestellt haben, und das hat zur Folge, daß manche Urauńs Christen werden, um ihre Kinder dem Lasterleben zu entziehen. Diese halten streng darauf, daß die Kinder im Hause schlafen, und wo es an Platz gebricht, schlafen die Töchter bei einer christlichen Witwe, die Söhne im Stalle oder einem kleinen Anbau unter der Veranda.

Von den heidnischen Urauń-Mädchen tritt keins als Jungfrau in die Ehe, daß aber einer christlichen Braut der Kranz versagt werden muß, ist sehr selten. Unsere größeren Städte und neuerdings die an der Eisenbahn gelegenen Stationen zeigen nach der Seite hin freilich ein dunkleres Bild, und manche Klagen ertönen von dorther. Aber das sind doch nur traurige Ausnahmen und betrifft meist fortgelaufene Frauen oder junge Witwen. Unsere Christen halten sonst streng auf die Reinheit ihrer Töchter, und ein Mädchen, auf dem auch nur ein leiser Schatten ruht, würde schwerlich einen Mann bekommen.

Sonst liegt ja bezüglich der Kindererziehung noch vieles im Argen. Den „Babu's“, den Herren Söhnen, wird in allem ge-

willfahrt, und auch unsere Pastoren wissen darin noch keine Zucht zu üben. Einer klagte mir einmal seine Not: „Unsere Kinder wissen nichts von der Entbehrung, die wir haben durchmachen müssen; sie denken, mein Vater ist reich und kann mir alles geben, ich brauche nicht zu lernen". Aber trotz dieser Einsicht sind sie schwach und wenn einem Jungen die strenge Zucht unserer Schule nicht gefällt, so gibt der schwache Vater nach und läßt ihn mit großen Kosten in die Government-Schule gehen, wo er bald im Umgange mit den geriebenen und mit allen Hunden gehetzten Hindus verkommt. Es ist noch aus keinem was geworden, der unsere Schule verließ und dorthin ging.

Die Auffassung der Ehe ist bei den heidnischen Kols eine ungemein laxe. Gefällt dem Manne die Frau nicht, oder gefällt ihm eine andere besser, so setzt er sie einfach vor die Tür, selbst wenn sie schon Kinder haben. Die Frau findet dann irgend einen anderen, der sie nimmt. Ich habe einmal in einigen Dörfern nachgeforscht und gefunden, daß über die Hälfte der Männer nicht mehr ihre erste Frau hatte, sondern schon oft die dritte. Auf solchem Boden das Gefühl für die Heiligkeit der Ehe einzupflanzen, ist natürlich sehr schwer, und es werden Generationen vergehen, ehe die alten Heidenwurzeln ausgerottet sind. Indessen ist doch nicht zu leugnen, daß es bei uns von Jahr zu Jahr besser wird. Wir hatten am Ende des Jahres 1903 im ganzen 286 in wilder Ehe lebende bei 60147 Getauften. Das Haus zu 5 Personen gerechnet wären das 12000 Familien oder Ehen. Das ergäbe 2,3 % wilde Ehen, wenn die Zahl 286 „Ehen" und nicht etwa „Personen" bedeutet. Aber auch ersteres angenommen, dürfen wir einen großen Fortschritt konstatieren.

Leider kommt es auch noch bei Christen vor, daß bei einer Werbung die Mädchen so gut wie gar nicht gefragt werden und oftmals nur aus Angst Ja sagen, um nicht ausgescholten oder gar gehauen zu werden. Solche laufen meist dem jungen Ehemanne weg, und wir haben viel Not mit ihnen, sie zurückzubringen. Vielfach hilft das aber nichts und das Ende ist, daß das Mädchen nach Assam läuft. Nun sitzt der Mann da und kann gesetzlich erst wieder getraut werden, wenn von der Frau sieben Jahre lang nichts gehört worden ist, wonach sie als tot betrachtet wird. Was soll nun der arme Mann machen, der vielleicht eine alte, kranke Mutter hat, die nicht mehr arbeiten kann, und er doch für sein Hauswesen eine Frau

braucht? Ich kenne junge Männer, die selbst Reis stampfen und kochen und dabei noch alle Feldarbeit verrichten müssen und die geduldig warten bis die sieben Jahre verstrichen sind, um nicht wegen wilder Ehe vom Abendmahl ausgeschlossen zu werden. Vielleicht ist seine Frau lange tot, denn die Sterblichkeit in Assam ist groß. Aber nur wenige warten die Zeit ab; sie holen sich dann eine andere Frau. Man muß manchmal mit solchen Leuten Mitleid haben, denn ihre Lage war schwer. Geduldig sitzen sie dann die Jahre hindurch an der Kirchtüre, kein „Jisusahay" wird ihnen geboten, keine Hand gereicht, zu Hochzeitsessen dürfen sie nicht kommen. Wie viel leichter würden sie es haben, wenn sie ins Heidentum zurücktreten, wo man sie mit Freuden aufnehmen würde. Warum tun sie es denn nicht? Sie müssen, trotzdem sie vielleicht äußerer Gründe wegen Christen wurden, doch vom Christentume etwas ins Herz bekommen haben, was sie nicht losläßt.

Ein Manko im innern Leben unserer Gemeinde ist ferner das Wiederaufleben, wenn auch nicht der Kaste, so doch des Sichabschließens der einzelnen Stämme (Mundas, Uraons, Kharias) von den anderen. Das bezieht sich nicht auf das Essen miteinander, wohl aber besonders auf die Heiraten untereinander. Früher kamen öfters Heiraten zwischen Mundas und Uraons vor, aber seit mehreren Jahren hat das ganz aufgehört, und sogar aus solchen Ehen entsprossene Kinder haben Not sich zu verheiraten. So lange die Gemeinde klein war, mußten sie ja untereinander heiraten, nun aber, wo die einzelnen Volksstämme schon kompakte christliche Körperschaften bilden, hat sich das Stammesbewußtsein allzusehr wieder gehoben. Neuerdings machen auch die Kharias[1]) in Biru und Gangpur Schwierigkeiten, bei ihrem Übertritt mit anderen Stämmen zu essen, und auch uns in das Allerinnerste ihrer Häuser, bis zu ihrem Kochherde, zu lassen. Sie haben — die Heiden nämlich — die merkwürdige Sitte, auch die eigene verheiratete Tochter nicht an diesen heiligen Platz zu lassen, wenn sie zum Besuch ins Elternhaus kommt, sie muß vielmehr allein auf der Veranda essen. Indessen erstreckt sich das nur auf das Essen von Reis. Brot, Fleisch, Wasser u. dergl.

1) Die Sprache der Kharias ist ein dem Mundari verwandter, wenn auch jetzt sehr abweichender Dialekt. Ob die Schreibweise der Regierung „Kharia" korrekt und nicht besser „Karia" zu schreiben wäre, was denn mit Kor, Kol, Hor (Mensch) zusammenhinge, bleibe dahingestellt.

nehmen sie ruhig von und mit anderen Christen, und so wird auch die Abendmahlsgemeinschaft nicht durch ihre Eigentümlichkeit berührt und wir könnten dieselbe übersehen, wenn nicht ein Rückschlag von dort auf unsere alten Gemeinden zu befürchten wäre. So aber müssen wir als Bedingung für die Taufe stellen, daß sie voll und ganz die Kaste brechen.

Einen harten Kampf haben wir mit dem Trunk zu bestehen, diesem alten Erbübel der Kols. Der letzte Zensus zeigte fast 7000 Gelegenheitstrinker und 700 Säufer, aber unter ihnen sind auch die Taufbewerber, von denen wir ja noch über 20000 haben. Wer den Trunk nicht läßt, wird ja nicht getauft, aber wie viel Rückfälle gibt es bei der Schwachheit auch dieser Menschenkinder. Um unsere Christen selbst immer mehr zur Hilfe heranzuziehen, haben wir einen „Verein zur Bekämpfung der Trunksucht," dessen Mitgliedschaft aber nur sehr langsam zunimmt. Daß die Missionsbediensteten alle Mitglieder sind, versteht sich von selbst, ebenso, daß alle, und in erster Linie die Missionare und ihre Familien, sich des guten Beispiels wegen aller geistigen Getränke enthalten. In dem Kampfe stehen wir auch jetzt in Chota Nagpur nicht mehr allein, denn die S. P. G. hat ihren früher verteidigten Standpunkt: „ein wenig trinken schadet nichts" aufgegeben, da sie gesehen, wohin er unter den Kols führt. Es muß eben gegen Amalek gekämpft werden bis alle vertilgt sind; auch Agog darf nicht geschont werden. Unsere Kols sind Kinder, die kein Maß kennen. Übrigens nehmen auch die erleuchteteren christlichen Kols die Sache schon selbst in die Hand. Vor Jahren hatten wir Missionare der Regierung eine Petition überreicht, die sich gegen ein Ausnahmegesetz zu gunsten (oder besser ungunsten) der Kols richtete. Dieselben dürfen nämlich steuerfrei das bei ihnen so beliebte „Reisbier" (illi, handia[1]) brauen, während Nichtkols dafür eine Steuer zu entrichten haben. Wir wurden aber abgewiesen. Im vorigen Jahre nahmen eine Anzahl unserer Christen die Sache wieder auf. Sie führten aus, daß alljährlich Tausende von Kols (heidnischen) durch den Trunk verarmten und ihre Ländereien in die Hände der Hindus und Mohammedaner übergingen, die gewissermaßen durch das Gesetz geschützt würden. Das scheine ihnen nicht gerecht und sie

1) Die Destillation ist Monopol der Regierung, welche den „daru" Branntwein in zu hohen Preisen verpachteten Schänken verkaufen läßt. Das „Reisbier" wird aber durch Zutaten ebenso berauschend gemacht, wie der daru.

bäten, auch ihr Volk in derselben Weise zu schützen wie die Hindus, und die Bereitung des „handia" durch ein Gesetz zu erschweren. Der Grund, daß derselbe zu den Opfern nötig sei und daß ein solches Gesetz eine Erschwerung der Ausübung ihrer Religion involviere, sei hinfällig in ihren Augen; wolle das Government aber diesen Grund aufrecht erhalten, so könne ja dem Dorfpriester (pahán) zu bestimmten Zeiten die steuerfreie Zubereitung gestattet werden. Das Government wies auch diese Petition zurück und sagte in seiner Antwort, dieselbe sei augenscheinlich nur von „protestants" unterschrieben worden (sie hatten auch unter den englischen Christen Unterschriften gesammelt), aber es gäbe doch auch eine ganze Anzahl Katholiken in Chota Nagpur und diese erfreuten sich ebenso wie die große Mehrzahl der Heiden des ihnen gegebenen Privilegiums. Da haben wir ja die Ansicht der Jesuiten schwarz auf weiß. Ebenso wie Bischof Whitley und ich werden auch die Jesuiten um ihre Ansicht über die Petition gefragt worden sein und obiges ist ihre Antwort.

Wie ich schon oben bemerkt habe, ist ja gerade die Pflege des Trunkes (anders kann man es wirklich nicht nennen) ein großes Agitationsmittel, sowohl die Heiden, als unsere schwachen Christen an sich zu ziehen, und dieser Zweck soll ja wohl das Mittel heiligen.

Über Sonntagsentheiligung haben wir im Ganzen nicht zu klagen, ebenso wenig über schlechten Kirchenbesuch. In manchen Gegenden hat die Sonntagsruhe auch schon unter den Heiden Platz gegriffen. Zum Abendmahl gehen die Konfirmierten durchschnittlich zweimal im Jahre.

VI. Die christliche Liebestätigkeit.

Daß die Missionare sich der Kranken annehmen müssen, nicht nur als Seelsorger, sondern auch als Ärzte, ist selbstverständlich, und selbst wenn einer nichts von Medizin versteht, wird er durch die Verhältnisse doch gedrängt, sich hier damit zu beschäftigen, um tatsächliche Hilfe leisten zu können. Die Eingeborenen können es sich gar nicht denken, daß ein Europäer nicht alles wisse, und so wird auch der Missionar von Kranken viel angelaufen. Es ist ja hier auch nicht so schwer, Arzeneien zu geben, da sie für alle möglichen Krankheiten im Handel fertig zu haben und mit ausführlichen Gebrauchsanweisungen versehen sind. Praktizieren darf hier ja auch jedermann und würde nur zur Rechenschaft gezogen werden, wenn

er durch seine Medizin Unglück angerichtet hätte. Einige unserer Brüder haben sich aber in diesen Zweig ihrer Tätigkeit so heineingearbeitet, daß sie Erstaunliches leisten und sogar chirurgische Eingriffe mit Erfolg gemacht haben; auch neue Arzeneimittel sind von ihnen gefunden worden. Jeder Station ist deshalb auch eine bestimmte Summe für Arzeneien zugewiesen und tausende von Kranken werden daselbst behandelt.

Europäische Ärzte haben wir leider nicht, ebenso wenig, wie Diakonissen, nach denen wir uns auch sehnen. Mit Ärzten hat unsere Mission bisher entschieden Unglück gehabt, und man kann es unserem Kuratorium nicht verdenken, wenn es in diesem Punkte sehr vorsichtig geworden ist.

Vor Jahren meldete sich ein junger Arzt und wurde auf Missionskosten nach England gesandt, um sich mit englischer Sprache und Arzneilehre bekannt zu machen, allein er hörte dort von den großen Gehältern, welche die englischen Missionen zahlen und zog es vor, sich von einer derselben aussenden zu lassen. Er ist aber bald gestorben. Später trat der in Schottland promovierte Sohn unseres nun entschlafenen Br. Uffmann bei uns ein, um seinem Vater im Asyl für Aussätzige zu helfen, aber die Tätigkeit sagte ihm nicht zu, weil sich andere, auch Europäer, scheuten, sich von ihm behandeln zu lassen. Er schloß sich der schottischen Mission an, die ihn nach Ostafrika sandte. Auch der Sohn Br. Hahns, des Nachfolgers Br. Uffmanns in Purulia, der in Amerika, nach Absolvierung des theologischen Seminars, noch Medizin studiert hat, verließ uns nach kaum einem Jahre, um nach Amerika zurückzukehren.

So sind wir genötigt, uns mit eingeborenen Ärzten, sogegenannten „Hospital-Assistants", welche im Medical College zu Agra ausgebildet sind, zu behelfen, ja in meinem Elisabeth-Krankenhause in Ranchi habe ich jetzt nur einen eingeborenen Apotheker und muß in schwierigen Fällen den Arzt des städtischen Krankenhauses zur Hilfe heranziehen. Es geht aber auch so und muß so gehen, denn auch Hospital-Assistants sind jetzt zu teuer. Wir geben ihnen nicht mehr als unseren Pastoren und die bekommen nur 27 Mark pro Monat als höchstes Gehalt. Wir dürfen nicht höher gehen, weil es sonst in Zukunft für die Gemeinden unmöglich würde, ihre Pastoren allein zu besolden. Die Engländer aber zahlen einem Hospital-Assistant das doppelte und dreifache, und da können wir nicht mit.

Das Elisabeth-Hospital in Ranchi ist bis jetzt das einzige in unserer Mission. Wir befolgen den Grundsatz, daß wer unentgeltliche Aufnahme sucht, auch das von einer christlichen Köchin zubereitete Essen nehmen

muß, es sei denn, daß er sich selbst beköstigen will. Es liegt gerade für Ranchi keine Härte darin, denn es existiert da noch ein städtisches Hospital, welches einen Brahmanen und einen Mohammedaner als Köche angestellt hat, und auch in dem kleinen Hospital der englischen Mission wird der Kaste nach der Seite hin Rechnung getragen. Ich halte es für einen verkehrten Grundsatz, so zu handeln und den Stolz der Kastenleute zu nähren, die doch täglich durch hundert Dinge ihre Kaste verletzen, und die Heiden werden dadurch in ihrem albernen Vorurteile bestärkt und die Kluft zum Christentume nur tiefer gemacht. Gewiß, wo kein anderes Hospital ist und es sich um Leben und Sterben handelt, da liegt die Sache anders. Früher hatten auch unsere Christen große Abneigung gegen das Hospital, weil viele Kranke starben, da sie erst im allerletzten Stadium gebracht wurden, aber das hat sich sehr geändert und der Segen desselben hat sich weit in der Gemeinde verbreitet, so daß wir jetzt schon viel mehr Pfleglinge gehabt haben, als wir im ganzen vorigen Jahre hatten.

An zwei Orten, in Lohardaga und Purulia haben wir aber auch Asyle für Aussätzige.

Auf ersterer Station gründete Br. Hahn schon 1883 ein Aussätzigenasyl und daneben zwei für Unheilbare und Epileptische. Für ersteres sorgten die Schotten, für die beiden anderen amerikanische Freunde. Alle drei Anstalten bestehen auch noch heute, haben aber keine hervorragende Bedeutung gewonnen, da die Kols auch ihre Aussätzigen nicht ausstoßen, sondern sie bei sich behalten, weil diese lieber im eigenen Heim bleiben. Ganz anders ist es aber bei den Bengalen, welche das im Jahre 1888 vom verstorbenen Br. Uffmann gegründete Asyl reichlich bevölkern, da die armen Aussätzigen unbarmherzig aus Haus und Dorf getrieben werden. So zählt unser dortiges Asyl über 600 Aussätzige und an 70 Kinder von solchen, die ihren Eltern folgen mußten, obgleich sie noch nicht von der Krankheit ergriffen sind. Um sie vor Ansteckung zu bewahren, werden sie ganz abseits von den Eltern im sogenannten „Kinderheim“ erzogen, aber vielfach bricht die Krankheit doch noch bei ihnen aus und dann müssen sie in das Asyl übergeführt werden.

Die Gesamtkosten werden von der Gesellschaft für Aussätzige in Edinburg getragen, die auch noch einen Beitrag von 1500 Mark zum Gehalt eines unserer dortigen Missionare beiträgt, was nicht mehr denn billig ist, da fast die ganze Kraft eines Mannes für diese Arbeit erforderlich ist. Neuerdings hat sich auch die Regierung der Sache der Aussätzigen angenommen und ein Gesetz erlassen, nach welchem jeder obdachlose oder herumbettelnde Aussätzige in einem Asyl interniert werden soll. Für die anderen wird Garantie gefordert, daß sie von der Familie getrennt in besonderen Räumen leben können. Zunächst hat die Regierung verständiger Weise ihre Asyle im Anschluß an

Missions-Asyle gebaut, wie das auch in Purulia geschehen ist, wo auch das Government-Asyl Dr. Hahn unterstellt worden ist. Bis jetzt ist dasselbe aber noch wenig bevölkert, denn alle Aussätzigen, welche fürchten müssen, von der Polizei aufgegriffen und interniert zu werden, flüchten in das Missions-Asyl, welches sie nach Belieben wieder verlassen dürfen, was in dem anderen nicht der Fall ist. Behandlung und Beköstigung sind in beiden ganz gleich. Da die Regierung nun sieht, daß das Gesetz der Mission viel Kosten verursacht, so hat sie sich bereit finden lassen, deren Asyl reichlicher zu unterstützen, zumal ja ihr Zweck auch durch dieses erfüllt wird.

Die Liebestätigkeit muß sich aber auch weiter erstrecken, nicht nur auf Kranke, sondern auch auf Arme. Wirkliche Bettler haben wir unter unseren Christen wohl kaum, bettelhafte Christen aber sind da. Ihre Zahl hat sich seit der Hungersnot sehr vermehrt, denn manche denken, daß das mit Verteilen von Reis, Geld und Kleidern immer so fortgehen könne. Das sind die übeln Folgen von Hungersnöten auf sittlichem Gebiete. Die anderen, die pekuniären Folgen, machen sich auch immer noch bemerkbar und es wird überhaupt lange dauern, ehe die siebenjährige Hungersnot und Teuerung überwunden sein wird. Viele haben noch ihre liebe Not, die Feldrente aufzubringen, gar manchem ist sein Feld deshalb gerichtlich verkauft oder das Pachtfeld auf Antrag des Dorfbesitzers genommen worden. Da muß oft geholfen werden, das Feld zu retten. Wenn es sich um größere Summen handelt tritt wohl die Prabhuprit-Kasse ein und läßt sich das Feld als Jarpesgė oder Pfand verschreiben, das der Besitzer dann gegen Abgabe eines Teiles des Ertrages weiter bearbeitet. Im anderen Falle muß die Armenkasse helfen so weit sie kann. In diese Kasse fließt 1/10 der Gemeindekasse, die sich wiederum durch Kollekten, Gebühren und Gemeindesteuer füllt. Missionsgeld darf nicht dazu verwandt werden, es sei denn, daß für spezielle Gaben die Erlaubnis des Kuratoriums vorliegt. Jede Station hat solch eine Armenkasse, die unter Aufsicht des Missionars von Gemeindegliedern verwaltet werden soll. Meine Armenkasse verwaltet mein Kandidat mit Hilfe eines Katechisten und des eingeborenen Pastors von Ranchi, welche die Notwendigkeit einer Unterstützung prüfen und dann meine Zustimmung nachsuchen. So sollen die Leute lernen, daß es Gemeindegeld ist, was sie bekommen und sich entwöhnen, die Missionare darum anzulaufen und zu meinen, daß die Mission einen unerschöpflichen Geldsack habe. So leicht ist das ihnen aber nicht beizubringen und sie kommen noch oft genug

zu mir, aber man merkt es doch schon, daß es sich nach der Seite hin bessert.

Eigentliche Waisenanstalten haben wir nicht, und die Regel ist, daß Waisenkinder bei ordentlichen Christenleuten untergebracht werden. Sobald sie etwa 5 Jahre alt sind, hat das keine Schwierigkeiten, denn die nehmen die Bauern ganz gern, da sie ihnen bald Ziegen und Kühe hüten können, aber Säuglinge und Kleine, die noch Mühe machen unterzubringen, hält schwer und ohne Entgelt aus der Gemeindekasse würde sich wohl nur sehr selten jemand finden. Aus den Hungersnotjahren haben wir ja noch Waisen, die damals nicht untergebracht werden konnten, aber für die müssen wir auf privatem Wege die Mittel aufbringen; die Missionskasse zahlt für dieselben nichts.

Wenn von „christlicher Liebestätigkeit" in der Mission geredet wird, so darf aber nicht bloß das genannt werden, was die heimischen Gemeinden hier tun, sondern vor allem, was die Missionsgemeinde selbst tut. Dabei ist es mir nicht genug, daß hin und wieder zu Kollekten für Zwecke auch außerhalb unseres Gemeindelebens gesteuert wird. Das tun die Christen gern, und wir haben schon einige Gaben übers Meer nach Deutschland geschickt, auch zum Jubiläum der Britischen Bibelgesellschaft geben und sammeln sie willig, aber das alles braucht sich noch nicht mit christlicher Liebestätigkeit zu decken, und daran scheints mir in unserer Gemeinde noch sehr zu mangeln. Schon was ich oben über das Unterbringen der Waislein gesagt habe, liefert mir dafür den Beweis. Ich kenne ja Beispiele von stillem Helfen, von Frauen, die armen Schwestern Essen zutragen, von bereitwilliger Hilfe in Krankheitsfällen und dergl., aber im ganzen und großen merkt man wenig von dem: „Einer trage des anderen Last". Reiche können ruhig zusehen, wie der Arme sich müht, Saatkorn gegen schwere Zinsen zusammenzuborgen oder ein anderer seinen Acker unbestellt liegen lassen muß, weil ihm die Ochsen gestorben sind. Das innerste Wesen des Heidentums ist die krasseste Selbstsucht und der einzige Weg, davon befreit zu werden, ist ein neues Herz. Möge der Herr das allen unseren Christen schenken.

VII. Das Schulwesen.

Ich fange von unten, mit den Kindergärten an. Vor etwa 8 Jahren wurde der erste in Ranchi eingerichtet, der noch jetzt be-

steht und von etwa 100 Kindern täglich besucht wird. Die Erfolge in demselben waren derart, daß auch andere Stationen welche einrichteten. Seit 2 Jahren habe ich auch angefangen, auf Pastoren- und Katechisten-Stationen welche einzurichten und zwar mit dem besten Erfolge. Die Mütter der Kinder sind sehr begeistert davon und auch die Pastoren und Katechisten bekunden, daß sie ganz anderes Material in den Sonntagsschulen hätten als früher. Im Ganzen liegt die Sache noch in den Anfängen und es ist auch nicht leicht, passende Lehrerinnen zu bekommen. Meine Kindergärten leiten zwei Witwen und sechs kürzlich aus der Schule entlassene Mädchen. Da diese sich wohl bald verheiraten werden, heißt es wieder andere dazu ausbilden, und darin liegt eine große Schwierigkeit. Aber trotzdem wollen wir damit weiter vorgehen, denn der Nutzen für die Gemeinde ist zu offenbar.

Die weitere Stufe sind die Dorfschulen, die in den 2200 von unseren Christen bewohnten Dörfern zerstreut sind. Gegenwärtig haben wir 172. Der letzte Zensus zeigte 190, woraus schon zu ersehen ist, daß etwas an der Maschine nicht ganz in Ordnung ist und sie nicht so funktioniert, wie sie sollte. Und so ist es in der Tat; die Dorfschulen sind gewissermaßen unser Schmerzenskind. Die Regeln für dieselben sind folgende: 1. Der Lehrer erhält von der Mission nur den halben Gehalt. 2. Die Minimal-Zahl der Besucher muß 15 betragen. 3. Schul- und Lehrerhäuser baut die Missions- oder Gemeindekasse nicht, da das Sache der betreffenden Dörfer ist. 4. Werden diese Bedingungen nicht erfüllt, so ist die Schule zu schließen.

Von den obigen Punkten macht Nr. 1, der Geldpunkt, die meiste Schwierigkeit. Wenn es sich um Einrichtung einer Schule handelt, so versprechen die Eltern der Kinder alles Mögliche, aber wenn's zum Geben kommt, dann halten sie fest. Wir haben schon versucht, pränumerando, zur Zeit der Ernte, Reis einzuziehen, aber auch damit Fiasko gemacht, und so drücken wir jetzt ein Auge zu und lassen die Schule bestehen, so lange der Lehrer mit dem zufrieden ist, was ihm die Eltern geben, wenn es auch nicht die Hälfte des Gehalts aufwiegt. Die Schwierigkeit, unsere Gesetze strikt durchzuführen, liegt wieder bei den Gegenmissionen. Die römische Mission hat freilich keine Dorfschulen, aber sie macht es ihren Christen dadurch leicht, daß sie deren Kinder in großer Anzahl in ihren Kostschulen unentgeltlich füttert. Die englische (S. P. G.) hat Dorfschulen, zahlt aber den Lehrern das volle Gehalt — und dazu wollen uns unsere Christen augenscheinlich auch drängen. Sie urteilen: „Was die eine Mission kann, muß die andere auch können", und werden dazu noch von den englischen Christen gehänselt, daß sie zahlen müßten, was

ihnen ihre Mission ohne weiteres gäbe. Aber lieber lassen wir hier und da eine Schule eingehen, als daß wir von unserem Grundsatze abweichen, und endlich muß doch das Pflichtgefühl, für den Unterricht ihrer Kinder selbst zu sorgen, Platz greifen.

In neuester Zeit legt die Regierung mehr Gewicht auf die niederen Schulen, die „primary education“, denn sie weiß nicht, was sie mit dem Haufen von „Bábu's“ anfangen soll, welche das „entrance“, (Abiturium) des „First Arts“, Bachelor of Arts“ und „Master of Arts“-Examen gemacht haben und nun Anstellung und hohe Gehälter verlangen.

Deshalb haben auch wir eine Unterstützung (grant-in-aid) für unsere Dorfschulen bekommen und zwar etwa 2000 Mark p. a. wofür wir uns verpflichtet haben, 100 Dorfschulen zu halten und unter Regierungs-Inspektion zu stellen. Der auf jeder Station nach Maßgabe seiner Schulen fallende Teil kann natürlich für alle Schulen nach Gutdünken des Missionars verwandt werden, was wohl am besten in Gestalt von Prämien an die Lehrer für gute Resultate geschehen könnte. Der Kursus der Dorfschulen ist Lesen, Schreiben, Rechnen, Biblische Geschichte, Katechismus und Lied, Heimatkunde, Drill (statt Turnen), Anfertigung von kleinen Tonarbeiten, Flechtwerk und dergleichen, wie es zu Hause in Kleinkinderschulen wohl getrieben wird. Die praktischen kleinen Dinge, werden auf speziellen Wunsch der Regierung gelehrt.

Aus den Dorfschulen tritt ein kleiner Prozentsatz nach vollendetem Kursus in die Stations-Kostschule ein. Bei diesen Schulen, welche für die Erziehung der Christenkinder so überaus wichtig sind, zeigt es sich, wie die Mittel unserer Mission durchaus unzulänglich sind, den großen Verpflichtungen nachzukommen, welche auf ihr liegen. Die Zahl der Kostschüler und Schülerinnen ist eine viel zu kleine. Und dazu kommt, daß nicht einmal alle Stationen (19) solche Schulen haben. Wir haben nur 11 Knaben- und 9 Mädchen-Kostschulen mit 899 Schülern und Schülerinnen, was bei 83000 Christen doch zu wenig besagen will. Obgleich jedes Kind 3 Rupies Schulgeld zahlen und Kleider, Bücher und Eßgefäße selbst zahlen muß, ist der Zudrang zu den Schulen doch ein so großer, daß kaum 1/4 von ihnen aufgenommen werden kann. Viele zahlen eine Rupie pro Monat für Kost, nur daß ihre Kinder Aufnahme finden, aber auch die Zahl solcher ist eine begrenzte, denn ein Rupie langt nicht für den Unterhalt eines Monats. Unter den Urauns macht sich auch der Zudrang zu den Mädchenschulen sehr bemerkbar, denn in der Gemeinde gibt es schon viele Mütter, welche ihrerseits den Segen der Kostschule selbst erfahren haben. Ranchi war ja 25 Jahre lang die einzige Station in dem Distrikte und hier war die einzige Mädchenschule, in welcher besonders Urauns Aufnahme fanden. Wie-

wichtig gerade Mädchenschulen sind, das weiß jeder, der einen tieferen Einblick in das Leben der Gemeinde getan hat. Es wäre darum sehr nötig, nach dieser Seite hin mehr zu tun — aber unsere Mittel verbieten es. Was sind 275 Kostschülerinnen für unsere ganze Mission! Die Nonnen in Ranchi haben allein über 300 und auf römischen Stationen im Innern habe ich auch welche gesehen. Wie schon bemerkt, bauen sie jetzt auch im Innern Häuser für die Nonnen. Bei etwa gleicher Seelenzahl haben sie uns mit den Kostschulen schon weit überflügelt. Wir müssen ihr multa mit unserem multum aufzuwiegen suchen.

Eine besonders hohe Bildung braucht unseren Mädchen freilich nicht gegeben zu werden, es ist vollständig genug, wenn sie bis zum sogenannten „Lower Primary“-Examen gebracht werden. Ich habe deshalb die Ranchi-Mädchenschule auf diesen Standpunkt zurückgeschraubt, und auf diese Weise kann ich mehr ausbilden, als früher. Besondere Begabung haben die Kolmädchen für Singen und Handarbeiten und darin werden sie auch täglich je eine Stunde unterrichtet. Auch Korbflechten und Zeichnen ist nach dem Regierungsplane eingeführt, letzteres besonders, um das Auge zu üben, denn für eine gerade oder krumme Linie hat ja der Kol kein Auge. Am Ende des letzten Jahres fand in Kalkutta eine Ausstellung der Handarbeiten der Mädchenschulen in Bengalen unter Lady Frasers Protektorat statt, die von uns auch beschickt wurde. Unsere Mädchen bekamen von den zwölf ausgesetzten Preisen einen und sämtliche hingesandte Arbeiten wurden verkauft. Es steht zu hoffen, daß diese Ausstellung sich alle Jahre wiederholt.

Aus den Stations-Knabenschulen kommen diejenigen, welche nach bestandenem „Lower Primary“ weiter lernen wollen nach Ranchi in die sogenannte „Hochschule“. Dieselbe besteht aus dem theologischen Seminar, dem Katechisten- und Lehrer-Seminar und der eigentlichen „Hochschule“, welche durch acht Klassen zum entrance-(Abiturienten-)Examen führt. Diese Schule zählt jetzt 220 Kostschüler und eine ganze Anzahl Tagesschüler, deren Eltern entweder in Ranchi wohnen, oder die zu Christen in Pension gegeben sind. Die Kostschüler haben 6 Rupies p. a. zu zahlen und sich Kleider, Bücher 2c. selbst zu halten. Im theologischen Seminar sind jetzt 8 Schüler und im Lehrer- und Katechisten-Seminar 42. An der Schule arbeiten außer dem Rektor, Bruder Müller, noch drei

europäische Brüder, von denen einer zugleich Hausvater des Knabenhauses ist. Da indessen lange nicht alle aus den Stationsschulen entlassene Knaben in Ranchi Aufnahme finden können, haben einige Stationen (Burju, Govindpur und Lohardaga) „Upper Primary"-Klassen erhalten; ja auf letzterer Station soll eine „Mittel"-Klasse eingeführt werden, da die dortige Government-Middle-Schule eingegangen ist und die Bewohner der Stadt (Heiden) gebeten haben, daß die Mission die Sache in die Hand nehme. Durch das Schulgeld würden die Mehrkosten gedeckt werden.

In Summa hatten wir am Ende vorigen Jahres 5741 Kinder in allen unseren Schulen, in welcher Zahl die Sonntagsschulen natürlich nicht inbegriffen sind, die auch 7315 Kinder zählen, von denen nur verhältnismäßig wenige Schulkinder sind. Wir haben uns dem Sonntags-Schul-Verein Bengalens angeschlossen, der wiederum nur ein Zweig des ganz Indien umfassenden Vereins ist.

Und nun muß ich noch ein Wort über das Griechische sagen, das in unserem theologischen Seminar gelehrt wird und als sogenannte „zweite Sprache" auch in der Hochschule eingeführt ist. Alle, welche auf der Universität ein Examen machen wollen, müssen „eine zweite Sprache" (außer Englisch und ihrer Muttersprache) lernen. Solche Sprachen sind: Sanskrit, Persisch, Griechisch, Lateinisch, Deutsch und Französisch. Als unsere Ranchi-Mittel-Schule zur „Hochschule" erweitert wurde, trat an uns also die Frage heran, was wir als „zweite Sprache" nehmen sollten. Auf die engere Wahl wurde sofort Deutsch, Griechisch und Sanskrit gesetzt.

Das erstere ließen wir bald fallen, weil auf den Universitäten sich kaum Gelegenheit für die Studenten bietet, sich darin weiter fördern zu lassen. Wenig Engländer können so viel deutsch, um darin unterrichten zu können, und die Deutschen in Kalkutta — fast alle Geschäftsleute — haben kein Interesse, einem Kol darin weiter zu helfen. Ein einziger, der in Ranchi privatim deutsch gelernt und darin im Abitür auch bestanden hatte, fand seiner Zeit in Kalkutta eine freundliche schottische Dame, die sich seiner annahm, so so daß er auch die beiden folgenden Examina darin bestehen konnte. Das war aber ein Ausnahmefall.

Es handelte sich also nun hauptsächlich um die Frage: Sanskrit oder Griechisch.

Ersteres fällt den Schülern ja leichter, aber welchen Nutzen hat es für sie? Einen praktischen gewiß nicht. Und Sanskrit kann ja nur aus den Shasters der Hindus gelernt werden — wozu sollen wir denn unsere Kol-

christen in die Hindureligion einführen? Auch unsere Katechisten und Pastoren haben mit den Hindus zu wenig zu tun, als daß es sich lohnte, Angriffswaffen aus deren Shasters zu ziehen.

Dagegen hat das Griechische für uns einen eminent praktischen Wert, denn nach Absolvierung des Mittelschul-Pensums treten diejenigen ins Seminar ein, welche Pastoren werden wollen und dann haben sie schon mehrere Jahre hindurch Griechisch gehabt, kommen also ganz anders vorbereitet, als es früher der Fall war, wo dasselbe im Seminar begann. Wenn sich ferner einer noch später entschließt, ins Seminar überzutreten (was auch vorkommt), so bildet Unkenntnis des Griechischen kein Hindernis, den in anderen Gegenständen weiter geförderten, mit 3 Jahren anstatt mit 4 Jahren das Examen machen zu lassen. Mancher würde auch nicht übertreten, wenn er erst noch in späteren Jahren Griechisch anfangen müßte. Für unsere Pastoren ist diese Sprache von großem Werte, denn nur dadurch ist Aussicht vorhanden, daß mit der Zeit Kräfte herangebildet werden, welche imstande sind, die Bibel in ein besseres Mundari zu übersetzen, als ich es tun kann. Das ist mein triftigster Grund, für das Griechische einzutreten. Auf meiner Seite stehen aber lange nicht alle Brüder; es existiert vielmehr eine starke antigriechische Partei unter uns, und wenn unser Direktor 1905 herauskommt, wird eine heiße Schlacht geschlagen werden: „Hie Griechisch, hie Sanskrit!"

Der Hauptgrund, der dagegen angeführt wird ist, daß es den Schülern zu schwer falle und daß deshalb schon eine Anzahl unsere Schule verlassen hätten und in die Governments-Schule übergetreten seien, um den unregelmäßigen Verbis zu entgeben, aber meinen Gesichtspunkt halte ich für den weiteren, und die grammatische Schulung, welche das Griechische gewährt, ist wahrlich auch nicht zu unterschätzen. Ich habe, wie schon oben bemerkt, alle Jahre die eingeborenen Pastoren zum Unterrichtskursus einen Monat bei mir, und lese mit ihnen auch das Neue Testament in Griechisch. Einige der älteren haben freilich schon zu viel vergessen, aber die Mehrzahl kann noch teilnehmen. Mehrere von ihnen haben auch zu Hause — das merkt man — ihr griechisches Testament gelesen und sich selbst weiter gefördert. Bei der Übersetzung nahm ich auch stets Gelegenheit, sie auf die Wiedergabe in Mundari aufmerksam zu machen und ihnen zu zeigen, wie sich besonders die Partizipialkonstruktionen des Griechischen mit denen in ihrer Sprache decken, und ermunterte sie, meine Übersetzung auf idiomatische Verbesserungen hin eifrig anzusehen.

Ich habe im vorigen Jahre das vergriffene Neue Testament in Mundari revidiert und darin niedergelegt, was ich sprachlich in 37 Jahren gelernt habe, aber ein Fremder bleibt doch lebelang ein Stümper — ich wenigstens.

Nachwort.

Der Verfasser hat mir noch Raum gelassen zu einem Schlußwort. Es soll kurz sein. Daß die Goßnersche Kolsmission unter

dem Segen Gottes steht und wider die rücksichtslose und mächtige römische Konkurrenzmission einen schweren Kampf zu kämpfen hat, hat ihr Präses in diesem Aufsatze überzeugend klar gelegt. Sie ist also unsrer Unterstützung ebenso wert wie sie ihrer bedarf. Aber noch immer findet sie sie nicht in dem Maße, wie das wachsende Werk es erfordert. In dem stattlichen Jahresberichte: „Stand und Arbeit der Goßnerschen Mission im Jahre 1903/04" heißt es: „Wird uns nicht in außerordentlicher Weise geholfen, so stehen wir bald am Rande unserer finanziellen Leistungen." Ende des Jahres 1903 blieb trotz der Einnahme von 342 389 Mk. noch immer ein Schuldenrest von 33 921 Mk. und Ende 1894 ist er leider wieder auf etwa 130 000 Mk. angewachsen. Darum gebe ich diesem Aufsatze als Geleit die recht dringende Bitte an die Freunde der gesegneten Goßnerschen Kolsmission mit, durch tatkräftige Hilfe sie von ihrer drückenden finanziellen Sorge zu befreien. Gott lasse die Bitte viel willige Herzen und offene Hände finden. Warneck.

Die Christianisierung der afrikanischen Sprachen.

Von Pastor Meinhof, Lehrer am Seminar für orientalische Sprachen in Berlin.

4. Der Begriff der Sünde bedarf selbst da, wo er wirklich vorhanden ist, einer wesentlichen Vertiefung. Nur an der Hand biblischer Heilserkenntnis kann ein Mensch und ein Volk zu wirklich tiefer Sündenerkenntnis kommen. Man wird deshalb hier sich zunächst mit ganz unzureichenden Worten begnügen müssen und durch Predigt und Belehrung, eventuell durch den Gebrauch verschiedener, sich ergänzender Ausdrücke den Afrikanern das Verständnis zu eröffnen suchen. Der Begriff des Übels, des Widerwärtigen oder Schädlichen — also ein ästhetischer oder wirtschaftlicher Begriff — ist natürlich überall zu finden. Aber auch „böse" im moralischen Sinne läßt sich in afrikanischen Sprachen meist leicht ausdrücken.

Man darf dabei nicht verwundert sein, wenn oft dasselbe Wort für beides — schlecht im wirtschaftlichen und im moralischen Sinne — gebraucht

wird. Ist es doch sogar im Griechischen und Deutschen nicht anders. Man spricht von einer „bösen" Tat und von einer „bösen" Krankheit, man hat „böse" Gedanken und einen „bösen" Finger, man klagt über die „Schlechtigkeit" der Menschen und über „schlechtes" Wetter usw.

Auch der Begriff des „Bösen" im juristischen Sinne fehlt nicht, was um so befremdlicher ist, als der Begriff der Gerechtigkeit Schwierigkeiten macht. Mag nämlich kein gerechter Rechtsspruch vorhanden sein, es gibt Volkssitten, und es gibt Befehle des Häuptlings, und beide können übertreten werden, und damit ist der Begriff des Bösen im juristischen Sinne gegeben.

Bekanntlich heißt auch im Hebräischen der, der vor Gericht Recht bekommt, צַדִּיק und der vom Richter für schuldig Erklärte רָשָׁע — man wendet also dieselben Worte an, um hier die rein juristische Schuld bezw. Unschuld im einzelnen Falle auszudrücken, die sonst im moralischen, ja im religiösen Sinne gelten. (vergl. Kautzsch, die Derivate des Stammes צדק. Tübingen. 1881.)

Da überall in Afrika Gerichtsverhandlungen stattfinden und Leute für schuldig oder unschuldig erklärt werden, mag dabei auch Gerechtigkeit in unserm Sinne nicht walten, würde es sich der Mühe verlohnen zu untersuchen, welche Ausdrücke dabei im Gebrauch sind für den, der recht hat, und den, der unrecht hat. Vielleicht ließe sich der fehlende Begriff der „Gerechtigkeit" (wie im Shambala) daraus entwickeln und der Begriff der „Sünde" dadurch veranschaulichen. Jedenfalls ist es merkwürdig, daß gerade das Shambala für alle seinen Schattierungen des „Bösen" gute Ausdrücke und für „Gerechtigkeit" keinen hat.

Wo „böse", „Sünde" im religiösen Sinne gebraucht wird, kann es ja zunächst nur bedeuten, daß irgend eine religiöse äußere Vorschrift, ein Speisegebot, eine Opfervorschrift oder dergleichen übertreten ist. Daraus folgt, daß selbst, wo es religiösen Sinn hat, doch die Belehrung des Missionars einsetzen muß. Unter Umständen kann das im moralischen Sinn gebrauchte Wort für die christliche Unterweisung brauchbarer sein, als das im religiösen Sinne angewandte. Herzensumkehr ist dem Afrikaner wie jedem natürlichen Menschen eben viel weniger verständlich als die Verrichtung äußerlicher religiöser Handlungen. — Der Gebrauch eines Fremdworts für Sünde wie im Suaheli dhambi ist absolut zu verwerfen.

Im ganzen Gebiet der Bantusprachen ist die Wurzel vi (oder ähnlich) verbreitet für „schlecht, häßlich".

So finde ich im Sotho se-be „Übel, Häßlichkeit", im Herero ouvi „Schlechtigkeit", im Nyika (Njassaland) und im Konde bibi „Böses, Übel", ebenso im Kinga (Njassaland) uvu-vivi, imbivi „Schlech-

tigkeit", im Duala (Kamerun) bobe „Böses" für den Begriff „Sünde". Die Shambala haben dasselbe Wort, uwiwi, brauchen es aber im religiösen Sinne, während sie im profanen Sinne ubada „Schlechtigkeit" sagen. Daneben haben sie, wie gesagt, eine große Fülle von Synonymen z. B. uhuza „Unordnung", uhambanyi „mutwilliges Zerstören", ubanasi „Mutwille, Zerstörungslust", ubagi-bagi „Umhersehen, Lüsternheit", upapalisha „Ungehorsam", utili „Nichtsnutzigkeit, Hochmut", gila „böse Lust", uhalami „Eitelkeit, Weltlust", ubani „Verderbtheit", mabano (von demselben Stamme) „Fehler", muzinkano „Übertretung" usw.

Auch in den andern genannten Sprachen finden sich Synonyma z. B. Duala mawuse „Verfehlung", Nyika malandu „Sache" also „Strafsache", „Böses im juristischen Sinne", ebenso Kinga inongwa „Sache" (s. auch unten „Schuld") neben uvugalo „Übertretung". Im Xosa finde ich is-ono, Verbum uk-ona, ein Stamm, der auch in anderen Sprachen des Bantugebietes vorkommt. Die Grundbedeutung scheint zu sein: „verletzen, Gewalt und Unrecht tun".

Im Ewe bedeutet nuvõ eigentlich auch nur allgemein „schlechte Sache" und kann auch für „Übel" stehen. Aber das im moralischen Sinn verwandte võdi „böse" ist ja von võ abgeleitet. Daneben finde ich z. B. vodada „Vergehen, Fehltritt", abgeleitet von vo „anders", also „es anders machen, als man sollte". Džidada „Übertretung" ist von dži „über" abgeleitet und stellt denselben Vorgang dar, wie das deutsche Wort, daß man über eine Schnur, einen Zaun, eine Grenze hinwegschreitet. Dasselbe Bild gebraucht das Nama in ǀō-ams „Übertretung" von ǀō über etwas hinschreiten.

5. Bei dem Begriff „Schuld" liegen zwei Bilder vor, entweder Schuld im kaufmännischen oder im juristischen Sinn. Beide sind biblisch berechtigt und für den vorliegenden Zweck verwertbar. Übrigens fallen sie häufig zusammen, da Strafen an Vermögen fast allgemein sind.

So hat man im Shambala masa „Gerichtsschuld", eigentlich „Gerichtsverhandlung", neben deni „Schulden". Der letztere Ausdruck ist mißlich, da er arabisch ist. Im Suaheli ist dieses Fremdwort allein im Gebrauch. Im Konde und im Kinga wird inongwa „Strafsache, für die bezahlt wird" für „Schuld" angewandt vergl. oben Sünde. Das Duala hat „Geldschuld" ewu, neben etom im Sinne von „etwas verschulden, veranlassen, die Verantwortung für etwas

haben". Im Xosa ist ityala eigentlich „Prozeßsache", im Sotho molato „Gerichtssache, Prozeßsache, moralische Schuld", aber auch „Geldschuld" (nach Endemann von -lata „hinterdrein folgen", also eigentlich „Folge"). Das Ewe verwendet zum Ausdruck von „Schuld" fe, das auch eigentlich „Geldschulden" bedeutet, z. B. nyi fe „Schulden machen"; Herero hat ondjo in derselben Bedeutung. Der Nama hat in surute das holländische Wort schuld aufgenommen.

6. Will man Gewissen ausdrücken, so ist es meist falsch, dabei wie im Deutschen, Lateinischen und Griechischen, von dem „Wissen" auszugehen. Es könnte dann leicht „Erinnerung" an Stelle von „Gewissen" treten d. h. der Begriff würde aus seiner sittlichen Bedeutung zur rein intellektuellen herabgezogen. Viel besser ist es, wie man meistens getan hat, wenn die Sache körperlich ausgedrückt wird durch die Bezeichnung desjenigen Organs, das als Sitz de tiefsten Empfindung gilt. Ist doch der Begriff gar nicht ein spezifisch-christlicher, sondern ein allgemein menschlicher, Röm. 2, 15. Der Sitz dieser Empfindung ist im Sotho das Zwerchfell lethsoalo vergl. Lat. praecordia in ähnlichem Sinn; im Kinga die Leber untima (derselbe Wortstamm heißt in den meisten andern Bantusprechen „Herz" und wird auch im übertragenen Sinne gebraucht) neben enumbula „Herz". „Gewissen" wird da durch untima als den Sitz aller Gefühle ausgedrückt oder durch den Satz: enumbula itsova „das Herz spricht". Ebenso sagt man im Ewe: dzitšinya „Das Herz spricht ein Wort". Ähnlich Herero oukoto uomutima „das Innere des Herzens". Im Shambala wird zwar im Anschluß an das Suaheli moyo eigentlich „Herz" gebraucht, das Wort ist aber mit Vorsicht anzuwenden. Der Shambala glaubt zwei Herzen zu haben. Sind beide da, so ist alles gut; fehlt eins, so hat er Unruhe, also eventuell ein schlechtes Gewissen. Im Xosa wird unkwintshane unbekannter Herkunft für „schlechtes" Gewissen verwandt. Daneben soll intlezio „Klopfen in der Kehlgrube" im Gebrauch sein. Es würde an das deutsche „Herzklopfen" erinnern, ich kann es aber bei Kropf nicht finden. Von „Wissen" stammt das neu eingeführte Wort im Sotho setsevi und das Duala-Wort bobia, sowie omeriyiviro im Herero. Im Suaheli ist leider das arabische Fremdwort thamiri im Gebrauch.[1])

1) Vergl. M. Müller: „Natürliche Religion" S. 172 ff. (Leipzig. 1890) über die ursprünglichen Ausdrücke für Gewissen im Sanskrit: hri = erröten,

7. Der christliche Begriff „Heiland“ ist natürlich überall von „heilen, retten, losmachen, loskaufen“ abzuleiten und bietet nirgends besondere Schwierigkeiten.

Im Shambala sagt man muhonya von honya „retten“, ebenso im Nyika (Njassaland) umpoχi von poχa „retten“, im Kinga und Konde von demselben Wortstamm umpoki von poka „retten“ neben umbangi von vanga „lösen, Gefangene auslösen.“ (Kinga.) Im Duala braucht man musungeri von sunga „retten“ und zwar retten, ganz im allgemeinen, „vom Tode, vor Gefahren“ neben muongisedi von onga „aushelfen.“ Im Xosa finde ich umsindisi „Erlöser“ von sindisa „erlösen, befreien“, wahrscheinlich eines Stammes mit Sotho šita, Suaheli shinda „übermögen“ also das Kausativ „übermögen machen“ „zum Siege verhelfen“ „beistehen“; außerdem umkululi „Befreier“ von kulula.

Im Sotho gibt es mophološi verwandt mit pholoχa „entrinnen, davon kommen z. B. von Wild“; molopolodi von lopolla „freimachen“. Das zweite Wort ist nicht Volkssprache, sondern Missionssprache, aber bereits eingebürgert. Der Herero gebraucht omuvatere der „Helfer“ von vatera, der Suaheli mwokozi von okoa „erretten“, der Nama huiaob von hui „helfen, erretten“ neben oreaob von oré „lösen, erlösen“. Im Ewe hat man zwei sehr knappe Ausdrücke gefunden: ɖe bedeutet „aus etwas herausnehmen, von etwas wegnehmen“, so ist denn ɖela „der, der herausnimmt“ zu ergänzen „aus Sünde und Schuld“; χo heißt „jemand oder etwas erhalten, in Empfang nehmen,“ deshalb ist χola „der, der in Empfang nimmt, der aufnimmt“ — beides vortreffliche Bezeichnungen für den „Heiland.“

8. „Versöhnung“ zwischen Menschen ist ein Vorgang, den man überall voraussetzen kann. Man wird also nur zu untersuchen haben, ob der betreffende Ausdruck anwendbar ist auf die Versöhnung in dem Verhältnis zwischen Gott und Menschen.

Im Shambala ist das Wort temeka für „versöhnen“ im Gebrauch, und temo bezeichnet das, womit man versöhnt. Aber die Grundbedeutung des Wortes ist nicht mehr bekannt, und bis jetzt ist

---

sich schämen, im Deutschen: skam oder kam = sich schämen, bedecken (das Angesicht). Auch das lateinische: peccata remordent. — Auf den Herveyinseln sagt man: sie sind gelb (vor Scham.) Vergl. meine Missionslehre I² 297.

D. H.

also nicht festzustellen, was für ein Bild vorliegt. Im Ringa und Konde (doch vergl. unten „Frieden") geht man auf saja „segnen" zurück und sagt musajano „das sich gegenseitig Segnen", im Sotho hat man das Verbum boelana zu Grunde gelegt, das den Begriff „des zu einander Zurückkehrens" ausdrückt. Der Herero hilft sich mit hangana und hanganisa von hanga „zusammenkommen". Ähnlich Suaheli patanisha von patana „übereinkommen". Im Duala wendet man ebenfalls die im Bantu so beliebte Reziprok-Endung an und sagt dolisane „veranlassen, daß man sich gegenseitig gefällt". Daneben hat man aber ein merkwürdig gutes Wort in koma musango. Ich bin immer mehr zu der Überzeugung gekommen, daß im Duala sprachlich und ethnographisch dem Bantuelement eine sehr starke Beimischung von Negerblut zugeflossen ist, und so sind „Versöhnungsopfer" hier nachzuweisen. Es wird eines Opfertiers Blut vergossen (koma „gießen") und das Blut des Opfertiers über die Leute gespritzt. Das heißt koma musango „Frieden gießen" genau wie hebräisch כרת ברית „einen Bund schlachten". Sehr hart ist der Ausdruck im Ewe avulélé d. h. „das Fassen des Streites" (nicht eines Wortstreites, sondern einer Schlägerei). Wenn die Streitenden gefaßt werden, müssen sie freilich aufhören, sich zu schlagen, aber zur „Versöhnung" gehört doch noch etwas mehr. Außerdem erscheint das ganze Bild unmöglich, wenn es auf die göttliche Versöhnung angewandt wird. Bei der etwas massiven Ausdrucksweise, die das Ewe liebt, ist es aber nicht gelungen, eine andere Wendung zu finden.

9. Der Begriff „heilig" ist fast durchweg mit „rein" wiedergegeben, so Nyika zelu „rein" Shambala nala „reinsein, nichtschmutzigsein", Suaheli takatifu „rein", Duala bosangi „Reinheit", Nama !anu „sauber, rein". Ähnlich wie valala im Ringa hat auch kokoe im Ewe die Bedeutung, daß ein Stück Feld von Busch gesäubert ist. Daneben heißt es auch „rein" vom Wasser und „klar" vom Wort.

Alle diese Wendungen geben nach meinem Gefühl einen völlig unzureichenden Begriff von dem Walten des heiligen Geistes und von dem Wesen der heiligen christlichen Gemeinde. Selbst zum Ausdruck des hebräischen קדש — also alttestamentlich — sind sie ungeeignet. Von קדש wird קָדֵשׁ und קְדֵשָׁה meretrix abgeleitet, der Begriff der „Reinheit" liegt also überhaupt nicht vor, und wenn man an Stellen wie Psalm 103, 1—3 denkt, wo Gottes heiliger

Name gepriesen wird, „der dir alle deine Sünden vergibt und heilet alle deine Gebrechen", dann wird man empfinden, daß der reine Name das nicht sagt, was der Psalm meint — auch nicht der „abgesonderte" Name. Letzterer Begriff liegt dem Sotho-kχethoa[1]) und dem Herero-yapuke zu Grunde. Im Herero wird daneben das alte Bantuwort, das bis nach Usambara verstanden wird, - zera (Schamb. zila) gebraucht. Das ist im Sinne des lat. sacer „verboten" verwendbar z. B. für den Berg Sinai, aber für andere, besonders neutestamentliche Stellen nicht.

Hier wird noch viel Schriftstudium und Gebet besonders von Seiten der Afrikaner dazu gehören, bis man einen guten Ausdruck findet, oder bis die Sprache so weit von christlichem Geist durchdrungen ist, daß sie das ausspricht, was sich heut nicht will sagen lassen. Einstweilen möchte ich darauf hinweisen, daß man bei der Predigt durch geeignete Umschreibungen dem Verständnis aushilft und diese Worte nicht so gebraucht, als deckten sie sich vollständig mit dem biblischen Begriff.

Wenn vom „heiligen Geist" die Rede ist, so wird „heilig" ja nicht anders wiedergegeben werden können, als man es sonst bezeichnet, und für „Geist" wird man auch keinen andern Ausdruck wählen dürfen, als den man sonst gebraucht. Die Schrift gibt uns hierzu ein Recht. Auch in hebräischer und griechischer Rede ist „Geist" = „Hauch, Wind, Atem." Wenn der Atem aus dem Menschen entflohen ist, ist der Geist fort. So kommt es, daß man „Geist" und „Hauch" identifiziert. Auch der Deutsche hat zuerst den „heiligen Geist" auf diese Weise bezeichnet, bis das Wort „Geist" wahrscheinlich unter angelsächsischem Einfluß aufkam. So steht nichts im Wege Worte für „Hauch, Wind" auf den „Geist Gottes" anzuwenden. Ja dergleichen schwerfällige und etwas drastische Ausdrücke sind besser als Fremdwörter z. B. roho in Suaheli. Gerade in diesem Fall ist man in keiner Weise gebessert, da roho = hebräisch רוח ist und gar nichts anders als „Hauch" bedeutet. So hat man dann Worte für „Wind" oder für „Atem" angewandt, z. B. Sotho moea, Herero ombepo, Duala mudii, Ewe gbogbo von gbo „Atem", Kinga umpepo, Konde mbepo. In diesem Falle hat man durch

1) Eigentlich „auseinandermachen", um auszuwählen. Die heilige christliche Kirche ist dann also eine getrennte Kirche, der heilige Geist der getrennte Geist. Wie unrichtig das ist, bedarf keiner Erörterung.

Vorsetzung des Menschenpräfixes angedeutet, daß es sich um eine Persönlichkeit handelt. Im Shambala finde ich neben mpeho mnazi „reiner Hauch" auch moyo wa Mulungu „das Herz Gottes." Damit ist das zum Ausdruck gebracht, was eigentlich doch die Hauptsache ist, und was allen den andern Bezeichnungen fehlt, nämlich, daß es sich um göttlichen Geist handelt. Daß der Ausdruck in anderer Hinsicht anfechtbar ist, bedarf keiner Erörterung.

Merkwürdig ist, daß man im Nama „Geist" ableitet von einem Verbum, das „weise, klug sein" bedeutet. Hier ist nicht mehr nachzuweisen von welchem Bild das Wort herkommt, da es nicht mehr für sinnliche Vorgänge gebraucht wird. Die Sprache hat nun in dem männlichen und weiblichen Artikel ein gutes Mittel, um auszudrücken, ob man hervorragende, besonders bedeutende Dinge meint oder nicht. Da für gewöhnlich gagas, also die weibliche Form, angewandt wird, nimmt man für den göttlichen Geist die männliche Form gagab. So weit ich sehe, ist diese Feinheit glücklich dem Wesen der Sprache abgelauscht.

10. „Buße" und „Bekehrung" bezeichnen im Grunde denselben Vorgang, nur daß man mit „Buße" μετάνοια die Änderung des Herzens und mit „Bekehrung" die Änderung des Wandels bezeichnet; das eine würde den Vorgang innerlich, das andere äußerlich darstellen. Wie schon das deutsche Wort „Buße" zeigt, das mit „bessermachen" zusammenhängt und ursprünglich nur im Sinne der römischen Dogmatik galt, ist es aber nicht immer möglich für den innern Vorgang ein so gutes Wort zu finden, wie dies das Griechische an die Hand gibt. Man wird sich also oft damit begnügen müssen, daß man den Begriff „umkehren" zugrunde legt und ihn dann nicht nur auf die Änderung des Wandels, sondern auch auf die Änderung des Herzens bezieht als „Herzensumkehr."

So sagt man im Ewe sehr gut trodzime „das Innere des Herzens wenden." „Umkehren, umwenden" ohne weiteren Zusatz verwendet man im Sotho (sokoloχa), Duala (atele, atoele), Kinga (kelevuka), Nama (!howasens, oas), Herero (-ri-tanaura). Im Kinga gibt es außerdem den mit lateinisch poenitentia verwandten Ausdruck susuvala pambivi „über die Sünde traurig sein." Merkwürdig ist Nyika (Njassa) uludumuχo, das mit dumula „entzweischneiden" zusammenhängt und meines Wissens bezeichnet, daß das alte Wesen abgeschnitten sein soll. Ein besonders gutes Wort hat Shambala

in voteka, das bedeutet „sich überwunden erklären, abbitten.“ Das Xosa hat guquka „sich bekehren“, das jedenfalls hottentottischer Abstammung ist. Ich kann das Wort aber noch nicht identifizieren. Für das kaffersche Wort igqoboka „ein bekehrter Mensch“ gibt Kropf als Etymologie an, daß es von gqoboka herkäme, das „ein Loch bekommen“ heißt. Das Wort soll die Leute durchbohrt haben. Ich halte das für falsche Volksetymologie. Wie der Schnalzlaut zeigt, ist das Wort gar kein Bantuwort, sondern hottentottisch. Xosa gqoboka hängt mit Nama !gówo „ein rundes Loch haben“ zusammen, igqoboka mit Nama !howa „umkehren, sich bekehren“ und hat mit gqoboka nichts zu tun. Das Beispiel zeigt wieder, wie mißlich die Anwendung der Fremdwörter ist für geistige Begriffe. Das Kafir ist allerdings so stark mit hottentottisch durchsetzt, daß es hier reichlich so schwer ist ein Fremdwort zu vermeiden, wie im Englischen ein Wort lateinischer Abstammung. Das Suaheli hat ebenfalls ein Fremdwort tubu.

11. Das deutsche Wort „Gnade“ hängt zusammen mit dem „sich neigen, sich niederbeugen, sich herablassen“ und ist eines Stammes mit „niedrig“.

Der Grieche leitet den Begriff aber von dem Stamme χαρ ab, von dem auch „Freude“ und „Schenken“ herkommt. Der Begriff berührt sich mit „Barmherzigkeit“, die aber das innere Empfinden, die Gemütsbewegung schildert, während die Gnade nun das dieser Gemütsbewegung entsprechende Verhalten ist. Die Empfindung des Mitleids, der Barmherzigkeit kann sich ja bis zu stark körperlichen Regungen steigern, und so wird die Bewegung des Herzens oder der Eingeweide ein gutes Bild geben, um den geistigen Vorgang darzustellen, wenn dieses Bild auch nicht immer nach unserm Geschmack ist. Übrigens wird man „Gnade“ und „Barmherzigkeit“ nicht immer in der angedeuteten Weise streng scheiden können.

Ein dem griechischen Ausdruck analoges Wort finde ich im Kinga uluhungo, das „freundliche Freigebigkeit“ bedeutet. Duala ndedi ist statt des alten Wortes ngebe im Gebrauch, da letzteres dem obscönen Wort ngjeme (semen) zu ähnlich klingt. Herero otjari bedeutet zunächst „Brusthöhle“. Das Sotho hat kχaoχelo von kχaoχa „zerrissen sein“ (nämlich in den Eingeweiden) geht also zu dem Begriff der Barmherzigkeit über[1]). Ebenso ist gemeint Ewe

1) Endemann schlägt statt dessen den Stamm letla vor, der „Gunst bezeigen“ heißt.

nublanui-kpokpo „jemandes Elend ansehen“ und amenuveve „Schmerz empfinden über die Angelegenheit des Menschen“; dem eigentlichen Begriff der Gnade kommt näher domenyonyo „Güte im Bauch“. Das oben angedeutete körperliche Empfinden des Mitleids übersetzt man mit stark übertreibendem Ausdruck im Herero oku-ta otjari „vor Mitleid sterben“ — der Deutsche sagt „mein Herz bricht mir gegen ihn“ Jerem. 31, 20 —. Man hat im Shambala Bedenken getragen anzunehmen, daß in fa mbazi „sich erbarmen“ fa tatsächlich dasselbe Wort ist, wie fa „sterben“. Die ganz gleiche Redeweise im Herero zeigt, daß zu solchen Bedenken kein Grund vorliegt. Jede starke, den Menschen überwältigende Empfindung nennt man eben „sterben“, und es hat auch im Shambala nichts Ungewöhnliches, wenn jemand sagt: „Ich wollte dir nur mitteilen, daß ich soeben gestorben bin“. Die Bedeutung des Wortes mbazi ist auch nicht klar, vielleicht heißt es nur indulgentia. Auch was uvwila im Nyika, ipyana im Konde und /khomi im Nama ursprünglich heißt, weiß ich nicht. Das Xosa hat wieder ein Fremdwort itaru mit unbekannter Grundbedeutung. Das Suaheli hat arabisch neema.

12. Den Begriff des christlichen Glaubens gibt man am schlechtesten wieder mit Worten, die „für wahr halten“ bedeuten. Besser sind schon Ausdrücke, in denen das Zustimmen liegt. So hat man im Sotho tumelo von dumela „zustimmen“. Im Konde, Nyika, Kinga finde ich Worte, die ebenfalls den Begriff des Zustimmens enthalten, aber auf anderm Wege dazu gekommen sind. Die Grundbedeutung ist, so weit mir bekannt, „auf einen Ruf antworten“, dann „dem Ruf Folge leisten“, also „gehorchen“ (Konde, Kinga itika, Nyika ediχa). Ähnlich hat das Duala dube, das aber noch bestimmter „gehorchen“ heißt, z. B. dube sango na nyango „ehre Vater und Mutter“ beim vierten Gebot. Bei der zu starken Betonung des Gehorchens kann sehr leicht eine gesetzliche Glaubenspflicht an die Stelle christlichen Glaubens treten. Einen guten Ausdruck hat das Eʋe gefunden, indem es die beiden Verba χo „annehmen“ und se „hören“ zusammenstellt und sagt χo Mawu dži se „annehmen das obere von Gott, hören“, „annehmen, was man über Gott hört“. Mustergiltig sind Roehl's Untersuchungen im Shambala vergl. „Nachrichten aus der ostafrikanischen Mission.“ 1904. Nr. 2. p. 19 „Wie sich das rechte Wort fand“. Danach ist tozesha eigentlich „ganz fest halten“ für „glauben“ zu gebrauchen, mutozesho für

„Glauben“ objektiv (fides quae creditur), mitozesheze und kitozesheze für „Glauben“ subjektiv (fides qua creditur). Suaheli amini ist wegen seiner Identität mit „Amen“ zunächst sehr ansprechend, aber als arabisches Fremdwort nicht zu empfehlen. Nama ǀ gom[1]) „vertrauen“ lehnt sich an lateinisch credere an. Xosa kolwa heißt eigentlich „zufriedengestellt sein“, deshalb „einverstanden sein mit jemand, ihm zustimmen“. Um nun das englische to believe in „glauben an“ nachzumachen, übersetzt man kolwa ku, eine Ausdrucksweise, die Kropf in seinem Wörterbuch p. 183 mit Recht rügt.

13. Welche Schwierigkeit der Begriff der Gerechtigkeit dem Übersetzer bereiten kann, ist bereits angedeutet. Meistens hat der Begriff des Geradeseins oder des in Ordnungseins den Gedanken ausdrücken können z. B. Herero ousemba von semba „gerade sein“. Nyika goloka „gerade sein“ davon uvugolosu „Gerechtigkeit“, ebenso Konde ubugolofu, Kinga uvugolosu, ebenso Ewe dzodzoenyenye „das gerade Sein“, übrigens ein in der Mission entstandenes Wort, das sich ebensowenig einbürgert, wie „das Sein“ bezw. „das Nicht-Sein“ im deutschen Volksdialekt. Das Sotho hat loka „gerade sein“ „in Ordnung sein“, das Xosa lunga in demselben Sinn. Das Duala hat neben teme na sim „gerade stehen“ auch mbale, das eigentlich „Wahrheit, Aufrichtigkeit“ bedeutet. Das Suaheli hat das arabische haki, natürlich im Sinne mohammedanischer Gerechtigkeit.

14. Den Begriff Frieden leitet man im Nyika ab von iχala „sitzen, ruhen“ uvwiχalu, oder von thendama „sitzen“ uluthendamu. Daß der Begriff des „Stillesitzens“ hier nur recht äußerlich wiedergibt, was zu sagen ist, liegt auf der Hand. Im Duala finde ich zwei verschiedene gute Ausdrücke; musango ist Frieden nach dem Streit s. oben „Versöhnung“, pii ist „Stille“, also wohl geeignet, den Herzensfrieden auszudrücken. Ähnlich Nama ǀ keib „Frieden, Stille, Ruhe“ von ǀ kei „zufrieden, still, ruhig sein“. Im Konde kommt vom Stamm tenga der wohl „gleich schweben“ bedeutet, tengana „gegenseitig in Übereinstimmung sein“ und tenganya „in solche Übereinstimmung bringen“. Davon ergeben sich dann die Substantiva ulutengano „Frieden“ und ulutenganyo „Versöhnung“

---

1) ǀ steht für den palatalen Schnalz, um die Anfertigung eines besonderen Zeichens zu vermeiden.

s. oben 8 mu-sajano. Auch Herero ohange hängt mit dem unter „Versöhnung" angeführten Wort zusammen. Im Shambala ist utandolo im Gebrauch mit unbekannter Grundbedeutung. Das Wort soll Shambala sein, ist aber in einem Teil des Sprachgebiets unbekannt, sodaß die Eingebornen, wenn man sie nach der Bedeutung fragt, erklären: „Das haben wir erst von den Missionaren gelernt". Da es aber in andern Dialekten des Sprachgebiets im Gebrauch ist, wird man es trotzdem verwenden dürfen. Das Suaheli hat arabisch amani.

15. Für Liebe finde ich überall gute Ausdrücke, z. B. Shambala kunda „wollen, lieben", lukundisho „Liebe"; Kinga gana „lieben", uvugane „Liebe"; Nyika kunda „lieben", χikunzi „Liebe"; Suaheli penda „lieben", upendano „Liebe"; Xosa tanda „lieben", utando „Liebe"; Sotho rata „lieben, wollen", lerato „Liebe". Duala etonde „Liebe" von tondo „lieben", bedeutet mehr „Tat der Liebe"; die Gemütsstimmung, der Affekt ist ndolo, durch das man die Zuneigung im höchsten Sinne ausdrücken kann. Ewe lõ heißt „einwilligen, bereit sein, wollen" und dann auch „lieben".

Herero orusuvero „Liebe" und suvera „lieben" kommt her von suva „atmen, sich ausruhen" und bedeutet „bei etwas sich ausruhen". Hier läßt sich die Entstehung des Begriffs noch verfolgen. Im Nama finde ich drei verschiedene Ausdrücke ¡ ós „Neigung, Liebe" von ¡ ó „sich zu etwas hinneigen, sich hingezogen fühlen" — das ist matt und allgemein, //ă b von //ă „physische Liebe", jedoch nicht nur sexuell; man sagt es auch von einem Pferde, an dem man Gefallen hat; und schließlich das edelste Wort /nàmi, das mehr geistige Liebe (allerdings auch sinnliche Liebe) bezeichnet.

16. Eine vollständige Beschreibung der Taufe gibt das Ewe in mawutšidedeta „Gottes Wasser auf den Kopf tun". So kann man in Bantusprachen nicht reden, es ist aber auch nicht nötig. Das griechische uud das deutsche Wort haben ursprünglich auch nur profane Bedeutung, so wird man Kinga uvwotsehetso von oga „baden", Nyika ozezya „zu einem bestimmten Zweck waschen" von ozya „waschen", Sotho kolobetšo „Besprengung" und Duala dubise „eintauchen" unbedenklich verwenden können. Ebenso ist entstanden und zweifellos zu billigen Nama // ă - // na ursprünglich „abwaschen". Seltsam ist ¡ nă-mŭ „über die Augen gießen", das jedenfalls von der Kindertaufe kommt.

Im Kafir hat man upehlelelo[1]) jetzt durch ubaptizelo ersetzt. Abgesehen davon, daß überhaupt die Fremdwörter zu verwerfen sind in geistlichen Dingen, zeigt das Shambala, wie gefährlich dieselben werden können. Da kein Shambala pt aussprechen kann, sagte man batiza (wie im Suaheli), das heißt aber, was man damals noch nicht wußte, „jemand niederträchtig behandeln, sich gemein gegen jemand benehmen". Das Herero hat leider auch papetiza (p statt b, da dem Herero das b ohne m fehlt).

17. In dem Ausdruck „ewiges Leben" liegen zwei fast unlösbare Schwierigkeiten für viele Afrikaner. Der Begriff „ewig" will sich nicht sagen lassen, es wird immer „lange Zeit", und der Begriff „Leben" ist gleich „Gesundheit", so daß aus dem „ewigen Leben" eine „lange Gesundheit" wird. Man möchte gerade hier etwas Jenseitiges sagen, und die Sprache zieht den Gedanken herab in die platteste Diesseitigkeit.

Nur im Ewe finde ich, daß es vermöge seiner reicheren Mythologie einen brauchbaren Ausdruck hat. agbe mavo „Leben ohne Ende" ist in die Übersetzungen übergegangen, aber daneben gibt es das Wort agbe ɖoɖoe, das man nur im negativen Sinne anwendet in dem Sprichwort: „Im Diesseits gibt es kein ewiges Leben" (nach Westermann). Es gibt auch eine Pflanze, die diesen Namen führt.

Sonst ist überall derselbe Notbehelf. Shambala ugima wa nkalamo „Gesundheit von langer Dauer"; Kinga uvumi uvunavwisila „Leben, das nicht aufhört" oder uvumi vwa siku tsoni „Leben von allen Tagen"; Nyika uvulanzi va χemaχema „Leben von immer"; Duala longe la bwindea „Leben der Dauer"; Sotho bophelo byo bosafeleχo „Leben (Gesundheit), das nicht aufhört". Suaheli uzima wa milele; -zima „lebendig", das dem uzima zu Grunde liegt, ist aber ein so flacher Begriff, daß man es z. B. auch von einem „heilen" Topf oder Gerät sagt. Herero: omuinyo uaaruhe „Leben aller Zeit" omuinyo ist „Atem, Leben, Seele". Nama /ǎmõ ūib „Leben, das nicht endet". ūib „Leben" kommt her von ūi „entschlüpfen, entwischen, entkommen". Der Ausdruck ist verständlich, wenn man weiß, wie der Afrikaner noch mehr als der Europäer von beständiger Todesgefahr umgeben ist. Aber für den positiven Begriff „Leben" ist dieser Ausdruck mehr wie dürftig. (Schluß folgt).

1) Es bedeutet nach Kropf das Waschen neugeborener Kinder mit Zaubermitteln, ist also zur Bezeichnung der Taufe ungeeignet.

Literatur-Bericht.

1. **Krämer, Dr. Augustin,** Die Samoa-Inseln. 1. Band: Verfassung, Stammbäume und Überlieferungen. 2. Band: Ethnographie. Gr. 4⁰, 509 und 445 Seiten mit vielen Illustrationen. Stuttgart 1902—03.

Ein Werk von staunenswertem Fleiß und wissenschaftlicher Gründlichkeit hat uns der Kaiserliche Marinestabsarzt Krämer über das größtenteils unter deutschem Schutz stehende polynesische Völkchen geliefert. Die zahlreichen Veröffentlichungen, welche uns mit dem herrlichen Lande, „der Perle der Südsee", und seinen liebenswürdigen Bewohnern bekannt machen sollen, stammen größtenteils aus der Feder von Touristen, die ohne tieferes ethnologisches Verständnis die flüchtigen Eindrücke wiedergeben, die sie während weniger Wochen auf den Inseln empfangen haben — wobei z. B. der eine mit unglaublicher Leichtfertigkeit erzählt, die Samoaner schrieben ihre Sprache mit arabischen (!) Buchstaben. Krämer dagegen hat sich verständnisvoll bemüht (und das mit weitem Erfolge), uns das samoanische Volkstum in seinen charakteristischen Eigentümlichkeiten, nach authentischen Urkunden vorzuführen. Das sind die mit großer Treue bis heute bewahrten alten Traditionen und die eigentümlichen, durch fremde Einflüsse in einigen Stücken zwar stark beeinflußten aber im ganzen auch jetzt noch unerschütterlich festgehaltenen Institutionen des Volkslebens. Er zeigt uns die Verfassung nach den fest bestehenden Ehren und Titeln und damit aufs engste verbunden (für den Neuling sehr fremdartig!) das Kawatrinken und die feinen Matten. Von einigen dieser Staatsmatten gibt er die Namen und die ausführliche Geschichte. Er schildert uns die Familie und die Gesellschaft, in der die „Dorfjungfrau" eine Hauptrolle spielt — die Heirat und die soziale Stellung der Frau, sowie die Verwaltung der Dorfschaft. Sodann geht er die einzelnen Landschaften durch und gibt genau die in jedem Bezirke geltenden Ehren und Titel an, von deren großer Bedeutung und Wichtigkeit wir uns anfänglich nur schwer eine Vorstellung machen können. Sodann gibt er die Stammbäume der edlen Geschlechter, die lückenlos z. T. bis zu 32 Ahnen, also bald durch ein Jahrtausend zurück verfolgt werden, bis in das mythologische Gebiet hinein, wo wunderlicherweise so ein Ahn noch mit einem Tier identifiziert ist und als ein göttliches Wesen erscheint. Zuletzt folgen weitere Überlieferungen, Geschichten mit von altersher feststehendem Wortlaut. Das alles ist im samoanischen Urtext und in deutscher Übersetzung gegeben. Einiges davon war schon bekannt. Weitaus das meiste aber ist mit bewundernswürdigem Fleiß und Geschick neu gesammelt, wie denn auch schon vorhandenes neu nachgeprüft wurde. Dieses Sammeln aber hatte unsägliche Schwierigkeit, weil die alten heidnischen Überlieferungen sich vor der christlichen Luft verbergen und mit großer Vorsicht geheim gehalten werden. Es bedurfte eines seltenen Vertrauens, das sich der Verfasser mit großer Hingebung erworben hat, um diese Originalquellen zu erschließen, wobei Dr. Krämer durch seine ärztliche Hilfeleistungen vor andern Forschern wohl einen guten Vorsprung hatte. Es wäre

sehr kurzsichtig, wollte man diese Bemühungen für überflüssig halten. Es werden uns hier Dokumente geboten, die es uns ermöglichen, in den innersten Charakter des Volkes von Samoa einzudringen, der bei allen Wandlungen des Volkslebens in vielen Beziehungen noch heute derselbe ist wie in alten Zeiten. Diese Dokumente verschwinden schnell unter der fortschreitenden Wandlung in der neuen Zeit. Das vorliegende Werk bedeutet daher geradezu eine rettende Tat; nicht bloß für die Wissenschaft, sondern für alle die Instanzen, die für die weitere Entwicklung des Samoavolkes maßgebend sind.

Dies gilt nicht bloß im Hinblick auf den bisher besprochenen ersten Band, in welchem das rein ethnologische behandelt wird, sondern auch von dem zweiten, der die ethnographische Seite zeigt. So unterscheidet nämlich Krämer ganz treffend die Darstellung aller Äußerungen der Volksseele in sozialer, kultureller und gewerblicher Beziehung. Dabei findet auch die vielfach sie bedingende Natur (Klima, Flora, Fauna) alles mit samoanischen Augen betrachtet, eine eingehende Darlegung.

Leider zeigt uns Krämer fast nur das alte Samoa. Auf die großartige Umwandlung, welche die Mission zuwege gebracht hat, geht er wenig ein, obgleich er gelegentlich die aufopfernde Arbeit der Missionare anerkennend erwähnt. Aber noch öfter werden ihre Mißgriffe betont, die z. T. durch die urwüchsige Kraft des Volkes lahm gelegt worden sind. Die Missionare verboten z. B. den Blumenschmuck. Aus der ganzen Darstellung gewinnt man den Eindruck, daß heute sich kein Samoaner diesen Schmuck versagt. Wir erfahren nicht, ob die Mission nachgegeben hat, oder ob vielleicht das Verbot bei der kleineren Schar der Abendmahlsgemeinde durchgesetzt wird. Bei der Tatauierung wird ja gesagt, daß das Gepränge, mit der sie sonst vollzogen wurde, durch die Mission beseitigt worden ist. Trotzdem steht sie in Übung und nur wenige, namentlich eingeborne Prediger, entbehren dieses nationalen Schmuckes. In einem Stücke aber kommt der Verfasser mit sich selbst in Widerspruch, wenn er einerseits sagt, was man so oft hört, daß die Einführung europäischer Kleidung die Volksgesundheit schwer benachteilige, dabei aber in Wort und Bild uns vorführt, wie meistenteils diese Kleidung gar nicht getragen wird. (Aus andrer Quelle wissen wir, daß Sonntags zur Kirche das Kleidergebot pünktlich gehalten wird. Selbst das dem Eingebornen so qualvolle Schuhzeug wird angelegt. Dagegen arbeiten die Leute alltags fast völlig nackt nur mit Waldblättern bekleidet und mit Blumen geschmückt). Der gesundheitliche Nachteil der Bekleidung kann also wohl nicht allzugroß sein.

Was wir an dem sonst so bedeutenden Werke leider vermissen, ist eine eingehende Darlegung derjenigen Veränderungen, welche das samoanische Volksleben einerseits durch die Mission, andrerseits durch den europäischen Verkehr erfahren hat. Man gewinnt keine zutreffende Vorstellung von dem heutigen Samoa, wenn nichts von der Schulbildung der Insulaner gesagt wird. Ich vermute, daß es heute daselbst weniger Analphabeten gibt, als in einigen europäischen Ländern. Auch das kirchliche Leben ist ein so wichtiger Faktor im Volksleben geworden, daß es nicht mit Stillschweigen übergangen

werden dürfte. Mag das junge Christentum der Samoaner noch manche Schattenseite haben, gegen die wir uns keineswegs verschließen, so sollte man doch nicht übersehen, wie sie z. B. eine so umfassende Bibelkenntnis besitzen, daß sich in diesem Stücke nur sehr geringe Teile unsres deutschen Volkes mit ihnen messen können.

Andrerseits gehen auch die Einflüsse des Weltverkehrs nicht wirkungslos an Samoa vorüber. Krämer erwähnt wohl gelegentlich, welch eine große Rolle das Streichholz und die Petroleumlampe spielen, das Eisenmesser, der Regenschirm und wir dürfen wohl auch die Nähmaschine dazu rechnen. Aber wir erfahren nicht, wie der Gebrauch dieser so fremdartigen Kulturmittel in das Volksleben eingegliedert ist, was doch sicherlich von großer Tragweite ist.

So hat auch dieses großartige Werk für weitere Forschung noch einen ausgedehnten Spielraum übrig gelassen. Aber wir freuen uns und sind dem Verfasser dankbar, daß er uns ein treffliches wissenschaftliches Fundament geschaffen hat, das fortan kein Samoa-Forscher wird unberücksichtigt lassen dürfen. Und nicht nur die wissenschaftlichen, speziell die missionswissenschaftlichen Forscher, sondern jeder Gebildete, der mit Samoa zu tun hat, namentlich die Beamten unsres Schutzgebietes, sowie Vertreter des Handels und der Plantagen sollten nicht an die Lösung ihrer Aufgabe gehen, ohne durch Krämers Werk sich eine verständnisvolle Bekanntschaft mit unsern braunen Schutzbefohlenen angeeignet zu haben. Grundemann.

2. Von der neuen revidierten Jubiläums-Ausgabe des großen Brockhausschen „Konversations-Lexikons" ist noch ein 17. starker Band von 1056 Seiten, ein Supplement, erschienen, das namentlich durch seine 65 Tafeln, darunter 6 Chromotafeln, seine 23 Karten und Pläne und seine sonstigen 245 Textabbildungen die früheren Bände, was die Illustration angeht, fast noch übertrifft. Auch der Inhalt ist ein überraschend reicher und vielseitiger, nicht nur daß er alles Zeitgeschichtliche bis auf die Gegenwart fortführt und alles Neuste auf dem Gebiete der Wissenschaft, der Technik, des Verkehrs u. s. w. nachträgt, er bringt auch noch vieles in den früheren Bänden Übergangene, Biographisches, Geographisches u. s. w., so daß er wirklich ausfüllt, wo etwa in den vor 1894 erschienenen Bänden eine Lücke geblieben oder eine heute nicht mehr zutreffende Angabe gemacht worden ist. Warneck.

Ernst Röttger's Buchdruckerei, Kassel.

Die gegenwärtige Lage der deutschen evangelischen Mission.[1])

Vom Herausgeber.

Fast seit 20 Jahren befindet sich die deutsche evangelische Mission in einer sehr erfreulichen Vorwärtsbewegung. Abgesehen von der beträchtlichen Ausdehnung der meisten ihrer alten Arbeitsfelder hat sie im Laufe der beiden letzten Jahrzehnte 16 neue Gebiete besetzt, unter ihnen 10 in den deutschen Kolonien. Im Zusammenhange mit dieser wesentlich durch die deutsche Kolonialbewegung angeregten Inangriffnahme neuer Missionen hat in derselben Zeit eine Verdoppelung der Missionare stattgefunden, deren Zahl von 520 in 1885 auf 1010 in 1903 gestiegen ist, eingerechnet die seitdem in Dienst gestellten 16 Missionsärzte, aber ungerechnet die 117 unverheirateten Missionarinnen. Noch stärker als in diesem Verhältnis ist die Zahl der in der Pflege der deutschen Missionen stehenden Heidenchristen gestiegen, von ca. 200000 in 1885 auf ca. 500000 in 1903, eine Steigung, die auch eine entsprechende Zunahme der eingeborenen Arbeiter wie der Schulanstalten, der literarischen Produktionen usw. zur Folge gehabt hat. Und unaufhaltsam geht diese Vorwärtsbewegung fort. Wir machen sie nicht, wir werden zu ihr gedrängt; es ist ein Gesetz natürlichen Wachstums, dem wir folgen müssen. Geöffnete Türen, verlangende Heiden, mohammedanische und römische Bedrohungen zwingen uns, wenn wir nicht göttlichen Rufen ungehorsam und gegen menschliche Gegenwirkungen feig sein wollen. In Kamerun, im Südwesten und im Nordosten Deutsch-Ostafrikas, in China, in der Kols-Mission, im Bataklande und auf Nias, um nur einige Beispiele anzuführen, ruft heute die missionarische Konstellation gebieterisch: Vorwärts. Das ist die erfreuliche Seite der gegenwärtigen Missionslage: Das Werk wächst.

Aber gerade dieser Segen ist auch unsere Sorge. Daß solches Wachstum eine bedeutende Vermehrung des Missionspersonals

1) Vortrag auf der Halleschen Missionskonferenz vom 28./3.

und der Missionsunterhaltungskosten mit sich bringt, ist selbstverständlich. Ich lasse aber die missionarische Arbeiterfrage, so hochwichtig sie ist, heute außer Betracht und beschränke mich auf die Finanzfrage. Nun kann zwar mit Befriedigung konstatiert werden, daß mit der Vorwärtsbewegung unserer Mission auch die heimatlichen Einnahmen aller an ihr beteiligten Gesellschaften gestiegen sind, und zwar mit Einschluß der nicht aus Beiträgen bestehenden von rund 2½ Millionen Mark in 1885 und 3¾ Millionen in 1895 auf 5¾ Millionen in 1903. Allein so erfreulich diese Steigung ist, so hat sie doch mit der durch das Wachstum bedingten Steigung der Ausgaben nicht gleichen Schritt gehalten, und so ist, selbst trotz der vermehrten Aufbringungen auf den Missionsgebieten, bereits seit einigen Jahren ein Defizit entstanden, das sich Ende 1903 auf über eine Million Mark belief und Ende 1904 sich vermutlich nicht als verringert, vielleicht als vergrößert herausstellen wird. Nun ist ja ein Defizit an sich noch nichts Bedenkliches, es ist schon oft dagewesen und bisher immer gedeckt worden, aber wenn es chronisch zu werden und gar noch zu wachsen droht, so schafft es allerdings eine ernste Finanzlage und diese Finanzlage ist es, welche zuerst unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen muß.

I.

Um das finanzielle Gleichgewicht herzustellen, gibt es nur zwei Möglichkeiten: Verringerung der Ausgaben und Vermehrung der Einnahmen.

1. Zur Verringerung der Ausgaben stehen wieder zwei Wege offen: Einschränkung der Arbeit und vergrößerte Sparsamkeit. Sind sie gangbar?

a) Was die Einschränkung der Arbeit betrifft, so ist in der jüngsten Zeit in den „Deutsch evangelischen Blättern" von einem Herrn Dr. Stoll ein sehr radikaler Vorschlag gemacht worden, nämlich: „Rückzug aus allen nichtdeutschen Missionsgebieten." Herr Stoll macht allerdings diesen Vorschlag nicht, um das missionarische Finanzproblem zu lösen, er streift das nur gelegentlich, sondern er stellt ihn, und wie er nachdrücklich betont „scharf und schneidend" als „Forderung" aus nationalen Gründen: weil „es auf die Dauer dem deutschen Empfinden unerträglich sei, daß wir mit unseren Missionspfennigen die Interessen des englischen Imperialis-

uns fördern;" weil wir eine Missionsverpflichtung nur hätten in den deutschen Kolonien; und weil es eine „Sünde" sei, über der Heidenmission „den uns näher liegenden Aufgabenkreis zu versäumen," nämlich die Pflege der deutschen Weltdiaspora und die Evangelisierung der nichtprotestantischen Christenheit, sonderlich soweit deutschnationale Interessen in Frage stehen, also namentlich die Unterstützung der österreichischen Los von Rom-Bewegung und der Orientmission. Auf diese „deutsch-evangelische Auslandsarbeit" müsse die Kraft verwendet werden, welche jetzt für die Heidenmission in nichtdeutschen Gebieten vergeudet werde. Und der ziemlich diktatorisch auftretende Herr droht, „daß diejenigen Missionen, die vorwiegend auf fremden Gebieten arbeiten, und die sich nationalen Beweggründen hartnäckig verschließen, boykottiert, daß sie ausgehungert werden müssen." Vergl. Allg. Miss.-Ztschr. 1905, 53.

Nun kann ich mich im Rahmen dieses Vortrages nicht einlassen auf eine prinzipielle Auseinandersetzung mit der, der Stollschen Forderung zugrunde liegenden Verquickung der Mission mit dem nationalen Interesse, die durch ihr patriotisches Gewand etwas Blendendes hat und die noch manche Beunruhigung selbst in Missionskreisen hervorrufen wird; ich muß mich darauf beschränken, kurz zu begründen, warum wir die „scharf und schneidend" gestellte „Forderung" des Herrn Stoll ablehnen müssen, obgleich unsere Vaterlandsliebe der seinen gewiß nicht nachsteht. Wir müssen es 1. weil Missionsmotiv, Missionstriebkraft und Missionsopfersinn ihre Wurzeln nicht im nationalen Chauvinismus, sondern im religiösen Glauben haben; 2. weil eine lediglich auf das national-egoistische Interesse beschränkte Missionspflicht das universale wie das selbstlose Wesen der Mission verkennt; 3. weil der aus den sämtlichen nichtdeutschen Missionsgebieten geforderte Rückzug uns geradezu eine Zerstörung der deutschen Mission, den Bruch mit einer langen Geschichte und eine Untreue gegen etwa 475 000 in unserer Pflege stehenden Heidenchristen zumutet; 4. weil eine Übergabe unserer nichtdeutschen Missionsgebiete an nichtdeutsche Missionsorgane mit unabsehbaren Wirrnissen verbunden wäre; und 5. weil zu einer völligen kirchlichen Selbständigstellung die ihrer deutschen Leiter beraubten heidenchristlichen Gemeinschaften noch nicht reif sind. Alle betreffenden deutschen Missionsorgane werden daher das Projekt weit von sich weisen, und die betreffenden heidenchristlichen Kirchen vermutlich

auch. Die Missionsausgaben würde es allerdings erheblich verringern, aber den Missionseifer auch; und — „die deutsch-evangelische Auslandsarbeit" schwerlich fördern. Ein tötlicherer Schlag könnte gegen die deutsche Mission nicht geführt werden, und an Schadenfreude bei den Missionsgegnern würde es nicht fehlen.

Eine andere Frage wäre es, ob nicht vielleicht ein einzelnes Missionsgebiet, auf dem entweder die Christianisierung bereits vollendet ist, oder wo die Mission noch in ihren Anfängen steht, an ein anderes Missionsorgan abgetreten werden könne. Bis jetzt sind, abgesehen von der Übertragung ihres grönländischen Arbeitsgebiets seitens der Brüdergemeine an die dänische Kirche, ferner von einigen wieder aufgegebenen Anfangsversuchen, hie und da einer kleinen Grenzregulierung und der Übernahme des Usaramogebietes von Berlin III seitens Berlin I, solche Abtretungen nicht vorgekommen. Man könnte ja Verhandlungen darüber führen, ob nicht vielleicht die Brüderkirche ihre Mission in West-Himalaya, die Goßnersche Gesellschaft die ihre am Ganges, die Berliner die im Maschonaland, die Rheinische die in Neu-Guinea, die Leipziger die unter den Wakamba an ein anderes Missionsorgan abtreten könne, aber Reduktion der Arbeit ist immer ein gefährliches Experiment, weil jeder Rückzug etwas Entmutigendes hat. Die Übertragung eines Missionsgebietes an ein anderes Missions- oder Kirchenorgan ist nur dann ratsam, wenn zugleich solche sachliche Gründe vorliegen, die es im Interesse der Mission selbst als ihrer Förderung dienend gebieten.

b) Was zum anderen die größere Sparsamkeit betrifft, so vermag sie nicht die Ausgaben erheblich zu verringern, selbst wenn hier und da einige Ersparnisse möglich wären, z. B. an den Ausbildungskosten der Missionsaspiranten, wenn diese selbst einen Beitrag zu ihnen leisteten oder an den Bauten, wenn sie noch mehr auf das notwendigste und einfachste beschränkt würden. Der Arbeitsbetrieb der deutschen Missionen ist schon so billig, daß er ohne Schädigung des Werkes nicht noch mehr verbilligt werden kann. Ganz ausgeschlossen ist, daß die Gehalte der Missionare reduziert werden; im Gegenteil: bei der zunehmenden, zum Teil rapid zunehmenden Verteuerung aller Lebensbedürfnisse auf fast allen Missionsgebieten, besonders auf den durch eine weiße Einwanderung überfluteten, ist vielmehr eine Erhöhung derselben unabweisbares Bedürfnis, und der Aufwand für den heimatlichen Missionshaushalt wie für die Missions-

verwaltung ist fast überall so knapp gehalten, daß ihm kaum etwas abgezogen werden kann. Ebenso läßt sich an den Ausrüstungen der Missionare und den Missionsreisen, an der Anlage von Missionsstationen und an den Ausbildungsanstalten für eingeborene Lehrer und Pastoren erhebliches kaum sparen.

2. Es bleibt also nur die zweite Möglichkeit, das finanzielle Missionsproblem zu lösen: Die Vermehrung der Einnahmen. Eine solche kann sowohl in der Heimat wie auf den Missionsgebieten ins Auge gefaßt werden.

a) Von den reichlich 5¾ Millionen Mark unserer heimatlichen Missionseinnahmen im Jahre 1903 kommen auf die persönlichen Beiträge ca. 5150000 Mark, und von diesen entfallen auf Deutschland rund 4 Millionen. Ist diese finanzielle Leistung steigerungsfähig? Daß die 36 Millionen Seelen zählende und einen bedeutenden Wohlstand repräsentierende evangelische Christenheit Deutschlands mit ihr für die Mission getan, was sie soll und was sie kann, läßt sich gewiß nicht behaupten. Aber wir stehen gegenwärtig einer starken missionsfeindlichen Strömung gegenüber, welche nicht bloß einer Steigerung der Missionsbeiträge, sondern überhaupt jeder Unterstützung der Mission entgegenwirkt. Vorhanden ist diese wesentlich von dem kolonialen Übermenschentum inszenierte Strömung schon länger, aber zum Dammdurchbruch gekommen ist sie gelegentlich des Aufstandes der Herero. Dieser Aufstand ist ja eins der schmerzlichsten Ereignisse nicht bloß in der deutschen Kolonial-, sondern auch in der deutschen Missionsgeschichte. Ein 60jähriges, mit heroischer Geduld getriebenes Missionswerk liegt in Ruinen, vor denen wir mit Tränen stehen, aber ebenso schmerzlich ist es, daß der die Mission getroffene Schlag ausgebeutet wird, um ihr in der Heimat die Wurzeln abzugraben. Schon im Jahre 1900, gelegentlich der blutigen Katastrophe in China, haben wir einen fanatischen Ausbruch des Missionshasses erlebt, der sich bis zu der Schadenfreude darüber steigerte, daß soviel Missionare ermordet wurden; was wir gelegentlich des Hereroaufstandes erlebt haben, ist aber noch schlimmer. Man hat nicht bloß die Missionare für diesen Aufstand verantwortlich gemacht, sie nicht bloß verdächtigt mit den Herero unter einer Decke gespielt zu haben und als Vaterlandsverräter gebrandmarkt, sie nicht bloß der Herrschsucht und Habsucht beschuldigt, sondern ihre gesamte Arbeit als fruchtlos, ja als ver-

derblich, den kolonialen Interessen geradezu schädlich denunziert, und die Mission mit Malaria, Schwarzwasserfieber und Heuschrecken auf eine Linie gestellt. Leider, so hieß es, sei sie wie diese Übel „unausrottbar“, „aber deswegen soll es uns doch nicht verdrießen, nach einem Serum zu forschen, um ihr den Nährboden zu entziehen. Wir glauben auf dem rechten Wege dazu zu sein, wenn wir dahin streben, der Mission den Geldstrom abgraben zu helfen, der zu ihrer Stärkung aus dem ununterrichteten Deutschland jahraus, jahrein ihr zufließt.“ Und bis auf diesen Tag ist das Hauptorgan dieser fanatischen Missionsfeindschaft, die „Koloniale Zeitschrift“, auch eifrig am Werk, dies zu tun (1904, 156).

Nun ist ja nicht bloß in den Missionsorganen, sondern auch in einem respektabeln Bruchteile der politischen Tagespresse und in amtlichen Veröffentlichungen diesen gehässigen Beschuldigungen gegenüber die Mission gerechtfertigt worden; aber abgesehen davon, daß diese Rechtfertigung lange nicht überall dahin gedrungen ist, wohin die Verdächtigung gedrungen war, hat sie die Angriffe auch keineswegs zum Schweigen gebracht. Im Gegenteil: sie werden mit der erbittertsten Heftigkeit fortgeführt. Es ist im Grunde derselbe Kampf, der einst von den nordamerikanischen Ansiedlern gegen die Indianermission, von den Sklavenbesitzern gegen die Negermission, von den ozeanischen Händlern und Kolonisten gegen die Südseemission, von der alten ostindischen Kompagnie gegen die Missionen in ihrem Bereiche geführt worden ist: der Kampf der materiellen Interessen gegen die idealen Aufgaben der Mission; der Ausbeutung der Eingeborenen gegen ihre Inschutznahme durch die Mission; der Kampf — um es milde auszudrücken — der sittlichen Laxheit gegen die Forderungen der christlichen Ethik, welche die Mission vertritt. Diesen Kampf müssen wir aufnehmen, selbst auf die Gefahr eines Konflikts hin; aber es ist ein schwerer Kampf und wir haben in ihm gegen uns nicht bloß die persönlich Interessierten, sondern leider auch einen machtvollen Teil der öffentlichen Meinung, der durch die mit ihnen sympathisierende, der Mission abholde Presse beeinflußt wird. Es ist die dunkelste Wolke, die über der modernen Mission hängt, daß sie nicht bloß wider die finstern Gewalten des Heidentums den Kampf zu führen hat, sondern daß daheim und noch mehr auf den Missionsgebieten Widersacher, die den Christennamen tragen, durch Wort und Wandel ihr entgegenarbeiten. Nichts anderes hemmt den

Erfolg der gegenwärtigen Mission so sehr wie diese christliche Gegnerschaft.

Nun werden ja die überzeugten Missionsfreunde durch die brutale Sprache, wie die „Koloniale Zeitschrift" sie führt, in ihrem Missionseifer eher bestärkt als erschüttert — die Rheinische M.-G., gegen welche die Angriffe besonders gerichtet waren, hat in 1904 128000 Mark mehr eingenommen als im Jahre vorher —; die erklärten Missionsgegner aber, die in dieser Sprache den Ausdruck ihrer eignen Gesinnung finden, haben auch vorher für die Mission nie einen Pfennig gegeben. Allein zwischen beiden gibt es eine breite Schicht solcher, von denen man sagen kann: wer nicht wider uns ist, der ist für uns; und in diesem der Mission noch offenen Kreise wird durch die feindliche Agitation der Werbung für sie gegenwärtig manche Türe verschlossen.

Leider ist es nun aber diese direkt missionsfeindliche Strömung nicht allein, welche die auf eine gesteigerte Missionsunterstützung gerichtete Arbeit erschwert; es liegt auch eine missionsungünstige Stimmung in der Luft, die selbst auf kirchlich gesinnte Kreise einen mehr oder weniger starken Einfluß ausübt. Sie wird erzeugt nicht nur durch die aus nationalen Gründen motivierte Verurteilung der Missionstätigkeit in nichtdeutschen Gebieten, die Stoll sogar für „Sünde" erklärt; auch nicht bloß durch die von A. Bonus in der Zeitschrift „Deutschland" erhobene Anklage, daß die heutige Mission „statt die primitiven religiösen Vorstellungen der Wilden von innen her fortzubilden", dasselbe tue, „was die berühmten Apostel der Deutschen" getan haben, „als sie unsere heiligsten Vorstellungen beschmutzten und uns andere gaben, deren Heiligkeit zu verstehen uns noch heutigen Tages nicht gelungen ist"; auch nicht nur durch die von Harnack in Kurs gesetzte Behauptung, „daß die Heidenmission überhaupt nicht im Horizonte Jesu gelegen haben könne" — sondern es ist die ganze Zweifelsatmosphäre, in der wir gegenwärtig atmen, welche auch auf die Mission einen lähmenden Einfluß übt. Der Zweifel an der Geschichtlichkeit der Heilstatsachen, besonders des Christusbildes der apostolischen Verkündigung; die Behauptung von der Entstellung der ursprünglichen Jesuslehre durch eine Paulinische Dogmatik; die Umsetzung der Offenbarung in eine bloß natürliche religionsgeschichtliche Entwickelung und die damit verbundene Degradierung des Christentums aus seiner Stellung als absolute Religion

in die nur der relativ vollkommensten — das alles, was den Boden, in dem bisher der christliche Glaube fest gewurzelt war, so wankend macht, umspült auch die Missionskreise und wird vielen innerhalb derselben zur Anfechtung. Und in der Luft des Zweifels gedeihen die Werke Gottes nicht. „Wer da zweifelt, der ist gleich wie die Meereswoge, die vom Winde getrieben und gewebet wird", und es gilt nicht bloß bezüglich des Gebets: „Solcher Mensch denke nicht, daß er von dem Herrn etwas empfangen werde", sondern auch von der Arbeit für Gottes Reich, zu der mit der Glaubensfestigkeit der freudige Mut wenn nicht völlig geraubt so doch geschwächt wird. In dieser Zweifelsatmosphäre erlahmen die Missionsantriebe, und wenn auch noch nicht eine Missionsapathie eintritt, so macht sich doch eine Missionsmüdigkeit geltend, die das Werk des Herrn nur noch lässig treibt. Es gefällt allerdings vielen, zu hören und immer wieder zu hören, was sie alles nicht zu glauben brauchen; aber das ist ein gefährlicher Irrtum, zu meinen, daß eine solche Entleerung des Christentums von einem Stück seines apostolischen Glaubensinhaltes nach dem andern Glaubenshelden mache, die für seine Verbreitung Kraft einsetzen. Das auf Rationalismus und Moralismus reduzierte Christentum ist nicht mehr eine welterobernde Macht. Der alte hausbackenene Rationalismus, der der Totengräber der dänisch-halleschen Mission wurde, und der moderne geistreiche Rationalismus, der sich der gegenwärtigen Mission gegenüber ziemlich zurückhaltend stellt — sie beide haben die Botschaft nicht, die den Glauben erzeugt, von welchem die ersten Zeugen bezeugen, daß er der Sieg ist, der die Welt überwunden hat.

Auf wen muß nun die Mission zählen können in ihrer gegenwärtigen Lage, wo sie draußen unter dem Zeichen des Wachstums steht, daheim gesteigerter Leistungen bedarf, und es weder drüben noch hüben an Widersachern fehlt? Auf die Kerntruppe der überzeugten Missionsfreunde. Freilich diese Truppe, die sich als Schuldner beider: der Heiden wie der Christen fühlt, und auch an der Unterhaltung der heimatlichen, gleichfalls im Wachstum begriffenen Glaubens- und Liebeswerke mit bedeutenden, wenn nicht den bedeutendsten Beiträgen beteiligt ist, wird bereits stark in Anspruch genommen. Darf man ihr auch noch gesteigerte Missionsbeiträge zumuten?

Ich antworte: wem viel gegeben ist, von dem wird viel ge-

fordert. Denen aber, die Mission treiben, weil sie den lieben, der sie geboten hat und ihn lieben, weil sie von ihm zuerst geliebt sich wissen; die Mission treiben, weil sie glauben, daß für alles, was Mensch heißt, nur in Ihm das Heil ist, an dem wir die Erlösung haben durch sein Blut und durch dessen Auferstehung wir wiedergeboren sind zu einer lebendigen Hoffnung, denen ist viel, wie Paulus sagt: ist die „unaussprechliche Gabe" gegeben. Und weil sie darum ein Missionsverständnis haben und ein Missionsgewissen und beides so vielen innerhalb der Christenheit fehlt, so erwartet Gott, daß zuerst und zumeist sie die gesteigerten Missionsbedürfnisse zu gesteigerten Missionsleistungen treiben. Die gegenwärtige Lage ist eine göttliche Erziehung zu größerem Glauben, ernsterem Gebet, wirklicherem Opfersinn und treuerer Arbeit. Und den überzeugten Missionsfreunden das zum Bewußtsein zu bringen, das ist eine der Hauptaufgaben, welche die gegenwärtige Lage der deutschen evangelischen Mission den berufenen Trägern des heimatlichen Missionslebens stellt. Nun ist aber das Missionsleben nicht eine isolierte Größe, es ist ein Zweig am Baume des christlichen Lebens überhaupt und es blüht nur da, wo ein gegründetes und kraftvolles geistliches Leben pulsiert; darum ist und bleibt es die missionarische Kernarbeit, Leben aus Gott zu erzeugen in der Kraft der Bezeugung des apostolischen Evangelii. Und gibt uns Gott solche Träger der Mission in der Heimat, die Männer sind voll heiligen Geistes und Glaubens, Männer des Gebets, der Treue, der Geduld, die fest und unbeweglich stehen und die auch nicht irre werden, wenn es Passionswege geht, dann wachsen sie nicht bloß selbst mit dem wachsenden Missionswerk, sondern wie durch elektrische Drähte teilt sich ihr eigenes Zunehmen in dem Werke des Herrn auch den Kreisen mit, die unter ihrem Einfluß stehen.

b. Die gegenwärtige Lage unserer Mission fordert aber nicht bloß eine Vermehrung der Einnahmen in der Heimat, sondern auch auf den Missionsgebieten, und gerade hier mit großem Ernst.

Die Entwickelung der Mission tritt immer mehr in das Stadium ein, in welchem eine wenigstens relative Selbständigstellung der heidenchristlichen Kirchen eine Notwendigkeit wird. Ein integrierendes Stück dieser Selbständigstellung ist neben der Heranbildung eines gereiften eingeborenen Lehrstandes die Erziehung zur Selbstunterhaltung. Die Selbstunterhaltung ist notwendig sowohl im Blick

auf die sendende Christenheit, die auf die Dauer die mit dem äußeren und inneren Wachstum der Mission beständig steigenden Unterhaltungskosten allein nicht tragen kann, wie im Blick auf die heidenchristlichen Kirchen selbst, die sonst als eine Art Almosenempfänger an Passivität gewöhnt werden. Die sich selbst unterhaltenden Gemeinden sind kirchlich und missionarisch die tätigsten daheim und draußen. Und selbsttätige heidenchristliche Kirchen brauchen wir.

Freilich der Erziehung zur Selbstunterhaltung stellt sich eine Fülle der verschiedenartigsten Schwierigkeiten entgegen, die uns vor 2 Jahren Inspektor Oehler im konkretesten Detail veranschaulicht hat (cf. diese Z. 1903, 205), und es ist selbstverständlich, daß eine steigende Leistung nur allmählich und im Zusammenhange mit der wachsenden Leistungsfähigkeit wie der wachsenden religiösen, sittlichen und geistigen Reife sich bewirken läßt. Aber die Zeit ist jetzt gekommen, wo sie mit aller Energie erstrebt werden muß.

Wie groß heute bereits die Aufbringungen auf den deutschen Missionsgebieten sind, vermag ich mit Sicherheit nicht anzugeben, da sie in den Jahresberichten der Gesellschaften — die Brüdergemeine und Basel ausgenommen — gar nicht oder doch nicht spezialisiert verrechnet werden. Soweit sich nachkommen läßt, belaufen sie sich pro Jahr auf etwa 1850000 Mk. und setzen sich vornehmlich zusammen aus Geschäftserträgen, aus Pachtzinsen, aus Schulunterstützungen seitens der Kolonialregierungen und aus Beiträgen der heidenchristlichen Gemeinden. Die letzteren, auf die es am meisten ankommt, mögen soweit es sich in Geld berechnen läßt, zur Zeit insgesammt 750000 Mk., vermutlich mehr betragen. Sie verteilen sich aber auf die verschiedenen Missionsgebiete sehr verschieden. Jedenfalls sind sie im Verhältnis zur Zahl der Heidenchristen und zu ihrer Armut schon jetzt beschämend größer als unsere heimatlichen Missionsleistungen.

Nun ist das Kapitel der Selbstunterhaltung der heidenchristlichen Kirchen freilich so weitschichtig und kompliziert, daß es sich nicht so anbei erledigen läßt, auch ist eine fruchtbare Behandlung desselben viel aussichtsvoller im kleinen Kreise der Missionsleiter als in einer großen Konferenz. Ich verzichte daher darauf, sowohl auf diejenigen kirchlichen Bedürfnisse näher einzugehen, deren finanzielle Bestreitung in wachsendem Maße von den eingeborenen

Christen verlangt werden muß, wie die Quellen zu bezeichnen, aus denen die Unterhaltungsmittel zusammenfließen müssen. Im Rahmen meines heutigen Vortrags kam es mir nur darauf an, kurz darauf hinzuweisen, daß die gegenwärtige Missionslage mit Ernst eine größere Heranziehung der heidenchristlichen Kirchen zu ihrem Unterhalt und im Zusammenhange damit überhaupt eine kräftigere Erziehung zur größeren kirchlichen und missionarischen Aktivität derselben fordert.

II.

Ich komme nun auf den zweiten wichtigen Hauptpunkt. Neben der Gegnerschaft vieler Namenchristen daheim und auf den Missionsgebieten hängt noch ein anderer dunkler Schatten über der modernen Mission: nämlich daß es nicht eine einheitliche Christenheit ist, die sie treibt. Schon die Vielgespaltenheit der evangelischen Mission wirkt verwirrend; doch ist es ein Lichtpunkt in ihrer Entwickelung, daß sie je länger je mehr brüderlich zusammensteht und gerade in den letzten Jahren mit Erfolg Einigungen erstrebt hat. Dagegen macht sich in immer ärgernisvollerer Weise durch rücksichtslose Eindrängung in evangelische Missionsgebiete und systematische Störung, ja Zerstörung der evangelischen Missionsarbeit die römisch-katholische Konkurrenz geltend, die immer mehr den Charakter einer zielbewußten Gegenmission annimmt. In einem Missionszeitalter wie das gegenwärtige wird der daheim entbrannte Kampf des Romanismus wider den Protestantismus auch in die Mission getragen. Die Missionen sind die äußersten Vorposten einer Kirche und zugleich ihre Grenzerweiterung. Die Zerstörung eines solchen Vorpostens bedeutet die Zerstörung der Fundamente einer neuen Kirchenkolonie. Das hat Rom begriffen und das sollen wir endlich auch begreifen.

Nun will ich Sie nicht über den Erdkreis führen, um nachzuweisen, welchen Umfang die römische Konkurrenz heute bereits angenommen hat, über wie zahlreiche Kräfte sie verfügt und mit was für Mitteln sie operiert; mein Thema fordert eine Beschränkung auf die deutschen Missionen. Und selbst bei diesen will ich absehen von den auf nichtdeutschen Gebieten arbeitenden, obgleich auch mehrere derselben, am schlimmsten die Goßnersche Kolsmission, unter der römischen Aggression schwer zu leiden haben. Nur die gegenwärtige Lage in den deutschen Kolonien soll uns beschäf-

tigen, weil hier die Konkurrenz am bedrohendsten und die Rückwirkung auf die öffentliche Meinung in der Heimat am stärksten ist.

Vor der deutschen Kolonialära hat sich der deutsche Katholizismus wohl auch an der Mission beteiligt, aber eine relativ selbständige deutsche katholische Mission hat es vor derselben nicht gegeben. Nun bedurfte, um in den Sattel gehoben zu werden und bedarf bis zu dieser Stunde die deutsche Kolonialpolitik der Unterstützung des allgewaltigen Zentrums, und diese Unterstützung ward und wird bis heute von Konzessionen, vornehmlich davon abhängig gemacht, ob und in welchem Maße in den deutschen Kolonien die Herrschaft des Katholizismus aufgerichtet wird. So warf sich die katholische Propaganda mit aller Kraft auf die deutschen Kolonien, um — wie das Organ des Afrikavereins deutscher Katholiken, die Zeitschrift „Gott will es" (1901, 731), erklärt: „um gerade in unsern eigenen Kolonien der katholischen Kirche möglichst viel Terrain zu erwerben. Denn es darf uns durchaus nicht gleichgiltig sein, ob diese Kolonien später einmal vorwiegend katholisch oder protestantisch werden. Wir wissen, was es heißt, die politische Minderheit zu sein; arbeiten wir also, daß unsere Eroberungen in den Kolonien die Reihen der katholischen Angehörigen des deutschen Reiches verstärken." Da haben Sie in unmißverstehbarer Deutlichkeit das politische Missionsmotiv und die antiprotestantische Tendenz.

In kurzer Zeit wurden nun große Anstrengungen gemacht, um deutsche katholische Missionsorgane fast ausschließlich für die deutschen Kolonien zu schaffen. Nicht Gründungen neuer Missionsorden haben stattgefunden, sondern von bereits bestehenden Orden und Kongregationen wurden deutsche Absenker gebildet, mit Einschluß der Zweigniederlassungen bis heute 23, die sich um 10 Haupt-Missionshäuser gruppieren. Besetzt sind die deutschen Kolonien zur Zeit mit einem katholischen Gesamtpersonal von 654 Köpfen, das aus 266 Priestern, 188 Brüdern und 200 Schwestern besteht und jährlich beträchtlich verstärkt wird. Die Unterhaltungsmittel machen keine Sorge, da man für sie nicht ausschließlich auf Freiwilligkeitsgaben angewiesen ist, sondern reiche Ordensvermögen zur Verfügung hat. Diesem großen katholischen Missionspersonal steht für die deutschen Kolonien gegenüber ein evangelisches Gesamtpersonal von 323 Köpfen mit Einschluß der 89 nichtdeutschen, das sich aus 226 ordinierten Missionaren, 48 nicht ordinierten und 49 Schwestern zusammensetzt, also nur etwa halb so groß ist wie das beständig wachsende katholische.

Ich will nun nicht weiter detaillieren, wie sich die gegenseitigen Arbeitskräfte auf die einzelnen Kolonien verteilen, sondern bemerke nur, daß mit Ausnahme von Kamerun, die numerische Überlegenheit überall auf Seiten der Katholiken ist, am überwältigendsten im Bismarckarchipel und in Deutsch-Ostafrika. Den zahlreichen fratres und sorores gegenüber tritt das evangelische Brüder- und Schwesterpersonal weit zurück.

Schlimmer als die numerische Überlegenheit ist aber die rücksichtslose Eindrängung in die evangelischen Missionsbezirke. Mit Ausnahme von Ost-Afrika und Nord-China waren wir in jeder deutschen Kolonie zuerst auf dem Platze und wo die Katholiken wie in Ost-Afrika uns teilweise zuvorgekommen waren, suchten wir geflissentlich Gebiete, in denen wir schiedlich von ihnen friedlich zu arbeiten hofften. Leider sind wir fast überall in dieser Hoffnung getäuscht worden; selbst wo unter Zustimmung von Kolonialbeamten konfessionelle Grenzregulierungen verabredet worden waren, sind diese unrespektiert geblieben, oder man hat einen andern Orden zur Eindrängung aufgefordert, der nicht an die Verabredung gebunden sei. Augenblicklich steht in Deutsch-Südwest-Afrika, wo sie vor dem Aufstande so gut wie noch gar nicht Fuß gefaßt hatte, die katholische Mission mit einem zahlreichen Personal auf dem Sprunge, die schwierige Lage der rheinischen Mission für ihre Propaganda auszubeuten.

Durch die häßliche Konkurrenz wird ferner auch der Missionsbetrieb verböſert. So schreibt der apostolische Vikar Bischof Couppé aus Neu-Pommern, wo er trotz aller Grenzregulierung in das Arbeitsgebiet der australischen Wesleyaner eingedrungen war: „Man wirft der katholischen Mission Überstürzung vor, und es ist wahr, daß die Missionsmethode in Neu-Pommern von der einiger anderer Genossenschaften insofern abweicht, als nicht eine jahrelange Prüfung für die Katechumenen erfordert wird, ehe sie zur Taufe zugelassen werden. Die Methode muß sich eben den Verhältnissen anpassen. Es ist immerhin schon ein Gewinn, wenn man die Eingeborenen in der sicheren Hürde der wahren Kirche geborgen und dem Einfluß der Irrlehre entzogen hat." (Kath. Miss. 1904, 249). Was das in der Praxis bedeutet, verstehen Sie ohne Kommentar. In verhältnismäßig kurzer Zeit waren 12120 Taufen gespendet. Aber diese schnelle Gewinnung von

tausenden Getaufter ist in der katholischen Mission häufig und sie wird als „eine der katholischen Kirche eigentümliche Gnadengabe" gepriesen.

Zu der numerischen Überlegenheit der katholischen Mission in den deutschen Kolonien, ihrer rücksichtslosen Eindrängung und bedenklichen Methode kommt nun noch die große Gunst, in welche sie sich bei vielen Kolonialleuten zu setzen verstanden hat. Diese Gunst erklärt sich vornehmlich aus drei Gründen: 1. Aus dem mächtigen politischen Hinterhalt, den sie an dem einflußreichen Zentrum hat und der durch die Rücksichtnahme auf dasselbe bestimmten, die katholische Mission stark bevorzugenden und ehrenden Stellung der Regierung; 2. Aus dem weltklugen Verhalten gegen die in den Kolonien lebenden Weißen, welches der Reisende Zintgraf so charakterisiert: es sei „ein Kompromiß in der Art, daß sich die katholischen Missionare, ganz famose und liebenswürdige Kerle, mit dem Europäer auf möglichst guten Fuß stellen und auch ein Auge zudrücken, sofern er nur seinerseits auch wieder eine Gegenleistung bietet, wäre es auch nur in einem Zeitungsartikel oder Vortrage."[1]) Und 3. aus der ausgedehnten, in die Hände der nützlichen Fratres gelegten wirtschaftlichen Tätigkeit, die in die Augen fällt und der katholischen Mission den Ruhm eingebracht hat, vor der evangelischen eine Erzieherin zur Arbeit zu sein. Dazu geht eine Romverzauberung durch die Welt und unter dem Einfluß dieses Zaubers steht auch die speziell in Deutschland heute Mode gewordene Verherrlichung der katholischen Mission.

Was sollen wir tun? Ich antworte 1. Unsere Kirchengenossen fest gründen in ihrem evangelischen Glauben, dem Glauben der Apostel und der Reformatoren, das evangelische Ehrgefühl in ihnen wecken und ihr evangelisches Pflichtbewußtsein steigern; 2. Neben der evangelischen auch ein wenig die katholische Mission studieren und durch die Vergleichung der Geschichte, der Methode und des Erfolgs beider anschaulich machen, welchen Wert die evangelische Mission hat und in welcher Weise sie heute von der katholischen bedroht wird; 3. müssen wir das evangelische Missionspersonal in den deutschen Kolonien verstärken und die kraftvollere Unterstützung der hier arbeitenden Gesellschaften dem evangelischen

1) Die ganze Stelle aus der „Deutschen Warte" A. M. Z. 1894, 560 f.

Volke zu einer besonderen Ehrensache machen; und 4. die schwächende Zersplitterung unserer Kraft durch die Begründung neuer kleiner und kleinster Missionsorgane vermeiden.

III.

Damit komme ich zum dritten Gegenstande, der für die gegenwärtige Lage der deutschen evangelischen Mission von Bedeutung ist. Wir brauchen gesteigerte Missionseinnahmen und ein vornehmlich in den deutschen Kolonien verstärktes Missionspersonal, aber wir brauchen nicht neue Missionsgesellschaften. Wo solcher Gesellschaften bereits genug vorhanden und durch sie auch alle kirchlichen und missionarischen Richtungen vertreten sind, wie es mit den 16 deutschen Gesellschaften der Fall war, die es am Beginn unserer kolonialen Ära gab, da bedeuten Neugründungen nicht Stärkung, sondern Schwächung der Missionskraft. Wenn wir etwas von der römischen Mission lernen können, so ist es das, daß in der Konzentration und Organisation Macht liegt. Wieviel teures Lehrgeld hat die evangelische Mission infolge ihrer Vielgespaltenheit schon bezahlen müssen und doch tauchen in ihr immer wieder Richtungen auf, die nicht begreifen, daß das Wasser, wenn es sich in Staubregen zersplittert, keine Mühle treiben kann, und die immer wieder eigenes Neue und oft Enthusiastische anfangen, weil sie aus den Erfahrungen einer langen Missionsgeschichte nichts lernen. Die Vorteile, welche der Anschluß an die älteren erfahrenen Missionsgesellschaften gewährt und die Verpflichtungen, welche die ganze gegenwärtige Lage gegen sie uns auferlegt, sind so in die Augen springend, daß man denken sollte, missionarische Nüchternheit müsse Neugründungen unbedingt ablehnen.

Trotzdem haben wir, obgleich sonst durch die evangelische Missionswelt jetzt ein großer Einigungszug geht, gerade in Deutschland seit 1889 die Neubegründung 12 neuer Missionsorgane erlebt, die, mit Ausnahme des der deutschen Baptisten, der hannoverschen lutherischen Freikirche und der deutschen Blindenmission in China, sämtlich mit der Gemeinschaftsbewegung in Verbindung stehen, Kinder derselben sind. Vier von ihnen haben ihr Arbeitsgebiet in China, vier wollen die mohammedanische Welt in 3 Erdteilen evangelisieren und nur eins hat im Anschluß an den Am. Board einige Missionare auf ein deutsches Kolonialgebiet, die Karolinen, gesandt. Außerdem haben

sich noch mehrere sog. Sambesias gebildet, d. h. deutsche Hilfsvereine für die Sambesimission der Pariser Missionsgesellschaft. Alle zusammen haben etwa 70 männliche und weibliche Missionare.

Ob diese Neugründungen alle lebensfähig sind, will ich nicht untersuchen. Die Sudan-Allianz-Mission, die durch Generalleutnant von Viebahn und Pastor Lohmann 2 Freimissionare nach Adamaua abgeordnet hat, ist bereits gescheitert, die Sudan-Pionier-Mission hat schon an der Grenze des Schiffbruchs gestanden, die Kieler China-Mission bedenkliche Wandlungen durchgemacht und der Missionsbund für Süd-Ost-Europa ist über das Stadium des Projekts kaum hinausgekommen. Jedenfalls ist die Zersplitterung bereits erschreckend groß und leider scheint sie noch nicht an ihrem Ende zu sein. Bis jetzt hat die Gemeinschaftsbewegung als solche noch keine eigene Mission begründet; aber auf der vorjährigen Pfingstkonferenz in Schönebeck hat es Graf Pückler als „das Ziel" derselben bezeichnet, „daß sie das Evangelium auch den Heiden bringe und den Lebensstrom nicht nur Deutschland, sondern Europa, ja die Länder der Erde bewässern lasse," was kaum anders aufgefaßt werden kann, als daß die Gemeinschaftsbewegung als solche auch eine eigene Heidenmission begründen müsse. Nun hat ja diese Bewegung bis heute noch nicht zu einer einheitlichen Gestaltung geführt, und bei der Verschiedenheit sowohl der in ihr herrschenden Richtungen wie der führenden Personen wird es vermutlich auch kaum zu ihr kommen; aber wenn auch der am kirchlichsten gerichtete Flügel dem Pücklerschen Gedanken nicht zustimmen sollte, so liegt immer in demselben eine verhängnisvolle Gefahr und zwar für die Kirche, für die Gemeinschaften und für die Mission; aber noch findet vielleicht ein freundliches, sachliches Wort eine gute Statt, daß die Brücke hinüber und herüber nicht abgebrochen werde.

Wir unsererseits erkennen das Berechtigte und Segensvolle an der Gemeinschaftsbewegung voll an; wir erblicken in ihr eine Sammlung von solchen, die inmitten eines Geschlechts von unentschiedenen und lauen Christen mit Ernst Jesu Jünger sein und in seiner Nachfolge wandeln wollen, die nach Leben aus Gott hungern und priesterlich im Heiligtum verkehren. Und an dieser Anerkennung wollen wir uns auch nicht irre machen lassen durch die Flecken und Runzeln, die wir an den Gemeinschaften — allerdings an den verschiedenen Richtungen innerhalb derselben in abgestufter

Weise — sehen; nicht durch die Besonderheiten, die sie traktieren, die ihnen eine apart hohe Glaubens- und Heiligungsstufe bedeuten und die sie geneigt sind, höher als die evangelischen Grundartikel zu werten; auch nicht durch die manchmal recht unbrüderlichen Gerichte, die sie, als die alleinigen Vertreter eines vollwertigen Christentums, wiederholt über Anstalten der äußeren und inneren Mission bezw. über das Personal derselben sich erlaubt haben. Eben weil wir eine Befruchtung wünschen von den Gemeinschaften für unser kirchliches und für unser Missionsleben, möchten wir gern alles aufbieten, um zu verhindern, daß die Besonderheiten zur Absonderung treiben.

Gerade in den verschiedenen Werken, welche der durch die Liebe tätige Glaube innerhalb unserer Kirche ins Leben gerufen hat, und speziell in der Heidenmission, haben wir bisher ein Band der Gemeinschaft zwischen den Gläubigen verschiedener Schattierungen gehabt. In der gemeinsamen Arbeit liegt eine starke Unionsmacht, die gegenseitiges Verständnis ermöglicht, vor unfruchtbarer Polemik schützt und ökumenischen Sinn nährt. Wird dieses Gemeinschaftsband zerrissen, so schwächen und schädigen wir uns gegenseitig, denn wir berauben uns des gesundenden Einflusses, der herüber und hinüber Personen, Anschauungen und Arbeiten zu ihrer inneren und äußeren Förderung dient. Wenn je, so sollen in der gegenwärtigen Zeit alle, denen es mit ihrem Christenglauben und Christenleben ein Ernst ist, nicht bloß singen, sondern üben: Wir als die von Einem Stamme, stehen auch für Einen Mann.

Womit motivieren nun die Gemeinschaftsleute die Neugründung von durch sie besonders betriebenen Missionen, als gereichten sie der Ausbreitung des Christentums zu größerer Förderung denn die von den älteren Gesellschaften betriebenen? Sie bringen doch nicht den Heiden ein rettenderes Evangelium als diese. Wenn sie es uns aber lassen müssen, wir legten mit ihnen den Grund, außer welchem kein anderer gelegt werden kann, warum keine gemeinschaftliche Arbeit? In den Fündlein, die die Besonderheiten gewisser, am meisten zur Absonderung geneigter Gemeinschaftskreise bilden, liegt ganz gewiß nicht die Heiden bekehrende Macht; abgesehen von dem Werte oder Unwerte dieser Besonderheiten, fehlt den aus einer heidnischen Welt zu gewinnenden Christen für solche Sublimitäten das Verständnis. Wie wir werden auch die Gemeinschafts-

missionare fürs erste damit zufrieden sein müssen, solche Christen zu erzielen, die in dem evangelischen Elementarglauben einigermaßen gegründet sind und die angefangen haben, den elementaren Geboten des christlichen Sittengesetzes zu gehorchen. Warum also keine gemeinsame Arbeit?

Oder genügen den Gemeinschaften unsere Arbeiter nicht? Hier setzt ihre Kritik ein. Man hält sie oder doch viele von ihnen nicht für voll bekehrt und beanstandet, daß sie statt „in der Schule des heiligen Geistes" zu lernen, eine wissenschaftliche Ausrüstung anlegen müssen, deren sie entraten könnten, zumal sie „es ja meistens mit ganz einfachen Leuten zu tun hätten". Wir stimmen selbstverständlich mit ihnen darin völlig überein, daß die im persönlichen Glaubensbesitz und geistlicher Lebenserfahrung bestehende innere Qualifikation die Grundausrüstung ist für den Missionsdienst. Angenommen es fehlte dem Personal der älteren Gesellschaften wirklich etwas an dieser Ausrüstung, wäre es dann nicht ein christlicherer und fruchtbarerer Dienst, wenn die Gemeinschaften diesen Mangel zu erstatten sich bestrebten, als wenn sie sich von uns absonderten? Wir würden für diesen Dienst nur dankbar sein, und sie würden einen segensreichen Einfluß gewinnen. Aber so steht die Sache nicht, daß gewählt werden muß zwischen „Schule des heiligen Geistes" und „wissenschaftlicher Ausrüstung". Beides ist nötig und wissenschaftliche Ausrüstung kann auch in der Schule des heiligen Geistes geschehen. Aus einer langen und mit viel teurem Lehrgeld bezahlten Erfahrung haben wir gelernt, daß die lauterste Frömmigkeit für sich allein nicht genügt, in einer fremdsprachigen heidnischen Welt mit uns fremdartigen Denkweisen das Evangelium sinnrichtig und voll verständlich zu verkündigen. Auch „den einfachen Leuten" kann das Geheimnis des Evangelii nicht erschlossen werden, ohne eine solche Einlebung in die fremde oft recht schwere Sprache und eine solche Eindenkung in die fremde Gedankenwelt, welche die Umgießung der neuen christlichen Begriffe in das Wortkleid einer Sprache ermöglicht, in der sie bisher nicht gedacht worden sind. Abgesehen von allen anderen großen Aufgaben des so komplizierten Missionsbetriebs sollte schon einiger Einblick auch nur in das schwierige missionarische Sprachproblem genügen, um nicht liebe, fromme Jünglinge und Jungfrauen dem Missionsberufe für gewachsen zu halten, die nicht einmal eine Ahnung von diesem Problem haben. Muß sich aber persönliche

Frömmigkeit und wissenschaftliche Ausrüstung gegenseitig ergänzen und dienen — warum keine gemeinschaftliche Arbeit?

Und ähnlich ist es bezüglich der Auffassung der Missionsaufgabe und der aus ihr folgenden Art des Missionsbetriebs, durch welche unter dem Einfluß namentlich der China-Inland- „und der Allianz-Mission eine starke Strömung der deutschen Gemeinschaftsbewegung die Inangriffnahme einer eigenen Mission begründet. Man wirft uns vor, wir trieben viele unnütze Dinge; die Aufgabe der Mission sei die Rettung einzelner Seelen, „ihre Arbeit daher wesentlich eine evangelistische durch Wanderpredigt, um möglichst schnell möglichst viele Menschen mit dem Evangelio zu erreichen und zu einer seligmachenden Erkenntnis Jesu Christi zu bringen." Natürlich stimmen wir mit den Gemeinschaften wieder darin überein, daß die Rettung der Seelen der Kern der Missionsaufgabe ist; aber wir haben abermals aus einer langen Missionserfahrung gelernt, daß die bloß individualistische Auffassung der Missionsaufgabe eine unhaltbare Verengung derselben ist, da immer und überall die geschichtliche Entwicklung sie korrigiert und begreifen gelehrt hat, daß sie in einen umfassenden Missionsbetrieb eingerahmt werden muß, der ihr vorarbeitet und nacharbeitet. Wir tun keine unnützen Dinge, wenn wir — um nur einiges zu nennen — durch ausgedehnte Schul- und literarische Tätigkeit an der geistigen und sittlichen Gesamthebung des Volkes und durch die Christianisierung seiner Sprache an der Erziehung zur Verständnisbefähigung für die christliche Gedankenwelt arbeiten; wenn wir die Getauften nicht in der Vereinzelung lassen, sondern sie in Gemeinden sammeln und diese Gemeinden äußerlich und innerlich ausbauen, um auch durch bestimmte Ordnungseinrichtungen ihre Glieder in christliches Leben einzugewöhnen; wenn wir die Einzelgemeinden zu einem organisierten Kirchenverbande zusammen schließen und durch Erziehung eines gebildeten eingeborenen Lehrstandes einer selbständig werdenden heidenchristlichen Kirche zu befähigten Dienern und Leitern aus ihrer Mitte verhelfen. Ohne eine Ekklesia zu bauen und zwar eine solche, die in jedem Volke im Volksleben gewurzelt ist, tut die Mission ein halbes und noch nicht einmal ein halbes Werk. So bevorzugt auch der Platz sein muß, welche der evangelistischen Tätigkeit in der Mission gebührt, so geht doch in ihr die Missionsaufgabe nicht auf. Darum

ist es auch nicht gerechtfertigt, unter Berufung auf sie neue Missionen eigens für sie zu begründen. Über kurz oder lang werden diese Missionen, wenn sie dauernde Erfolge erzielen wollen, doch dasselbe tun müssen, was die älteren zu tun gelernt haben. Und wenn es doch nicht weise ist, erst alles dasselbe Lehrgeld noch einmal zu bezahlen, was die alten Gesellschaften, voran die Brüdergemeine, in den Fehlern ihrer Anfangsarbeit bezahlt haben — warum nicht von vornherein gemeinsame Arbeit?

Gott gebe, daß die führenden Personen innerhalb der Gemeinschaftskreise solchen sachlichen Erwägungen sich zugänglich erweisen, und daß außerhalb dieser Kreise alles geschieht, um einen brüderlichen Verkehr aufrecht zu erhalten, damit über die gegenwärtig reichlich bedrängte deutsche evangelische Mission nicht eine Not über die andere komme.

Es ist eine ernste Lage, in der sich die deutsche evangelische Mission gegenwärtig befindet, und diese ernste Lage verlangt Männer, die fest und unbeweglich stehen und im Glauben ihre Stärke suchen. Aber die Palme wächst bei der Last, und „die auf den Herrn harren kriegen neue Kraft, daß sie auffahren mit Flügeln wie Adler, daß sie laufen und nicht matt werden, wandeln und nicht müde werden." Der Geist der Mission ist der Geist der Eroberung, und darum bleibt auch in kritischen Lagen ihre Losung: vorwärts. Ein feiger Knecht, der still darf stehn, sieht er den Feldherrn voran gehn.

Skizzen von einer Fahrt durch die Bataklande.

Von einem jungen Missionar. [1])

Wie einem Schüler der Stiftungen A. H. Franckes zu Mute ist, der sich ein Jahrzehnt darnach gesehnt hat, in den Dienst der Rheinischen Mission zu treten, und dann wirklich an der Westküste Sumatras von Siboga aus die Straße ins Zentrum der Bataklande

1) Der Schreiber dieser Zeilen, Missionar E. Fries, durfte vor seinem Eintritt in die Arbeit auf Nias im Dezember 1903 eine Reise nach Toba unternehmen. Zu einem Besuch im Gebiet von Sipirok reichte die Zeit nicht.

hinaufreiten darf, das läßt sich schwer beschreiben. Auch sind der Eindrücke auf den Neuling so unzählige, daß man fast daran verzweifeln könnte, sie zu einem einheitlichen Bilde zu gruppieren; weiß man nicht vorher schon in der nie geschauten Fremde etwas Bescheid und ist man nicht mit der Entwicklung der Arbeit ein wenig vertraut, dann liegt die Gefahr sehr nah, sich in allerlei Äußerlichkeiten zu verlieren, und wären es auch nur die Schönheiten der ungewohnten Tropenpracht. Und doch galt mein kurzer Besuch nicht der sumatranischen Gegend, sondern dem gesegnetsten Zweig Rheinischer Missionsarbeit und denen, die sie treiben, Menschen, die mir lieb waren und durch ihre Tätigkeit noch lieber geworden sind. Von irgendwelchem erschöpfenden Bericht kann und soll in den folgenden Zeilen nicht die Rede sein — er würde zu lang und viel zu persönlich werden —, nur Beobachtungen vom Wege und abseits kann ich, nun einmal dazu aufgefordert, für solche zusammenstellen, die sich selbst längst Gewußtes noch einmal gern bestätigen lassen von einem, der mit offenen Augen sehen durfte, was sie nur schwarz auf weiß besitzen. Wieviel Vorstellungen werden einem durch die Anschauung vertieft oder korrigiert, wieviel Begriffe zum Leben erweckt! Ist's doch, als bekämen an Ort und Stelle vergilbte Blätter aus der Geschichte wieder Fleisch und Blut!

I.

Auf dem Weg ins vielgenannte Bataklland könnte kaum jemand irre gehen: lange Züge von lasttragenden Kuli zeigen jedem Fremdling die eine große Verkehrsstraße nach Silindung und Toba. Schon der Aufstieg auf das ca. 1000 Meter hohe Randgebirge gehört für den Ankömmling zu den interessantesten Dingen; der einst von Missionar Schrey angelegte, dann von der holländischen Regierung übernommene Weg klettert in weiten Windungen an den romantischen Berghängen herauf, so steil und oft so am jähen Abgrund, daß man manchmal kaum begreift, wie man zu Pferd solche Stellen hat passieren können. Oben von der Höhe hat man dann noch den unbezahlbar schönen Rückblick auf die Bay Tapanuli[1]), wo schon vor

1) Nach ihr führt auch diejenige Residentie des Gouvernements „Sumatras-Westkust" ihren Namen, in deren Bezirk die Rheinische Mission arbeitet, nämlich in den Afdeelingen 1. Siboga (Ass. Res.) [dazu gehört auch Nias] 2. Silindung-Toba (Ass. Res.) Sitz Tarutung, 3. Mandailing-Angkola, 4. Padang lawas. — Sitz des Residenten von Tapanuli ist Padang Sidempuan.

80 Jahren Baptistenmissionare das damals (1811—24) englische Sumatra betraten, und dann geht es bergauf bergab mit mehr oder minder schwierigen Passagen über die Talschlucht des Ak Raisan und mit Aufenthalt in dem von der Regierung unterhaltenen Passantenhaus Pagaran Pisang ins Binnenland zum Quellgebiet des großen, südlich der Tapanuli-Bay mündenden Batangtoru, in das fruchtbare, menschenreiche Tal Silindung. Wer zur Regenzeit kommt und nach beschwerlichem Ritt auf schlechten Wegen den ersten Blick in die Ebene wirft, an deren südlichen Ende sich der Si Geaon und Si Tumandi zum Batangtoru vereinigen, und wo gerade im November die Eingeborenen ihre schlammigen Reisfelder bearbeiten, dem mag der Einzug etwas naß vorkommen, wer aber von der Höhe aus einmal im Januar herunterschaute, wenn ganz Silindung im Sonnenglanz wie ein grüner Moosteppich vor einem liegt, der wird es nie wieder vergessen können. Ehe die Straße zur Niederung abfällt, muß sie den hohen Dolok Martimbang umgehen, der im Verein mit dem Dolok Si Tarindak und dem einsamen Kegel des Dolok Imun (bei Butar) schon von weitem eine rasche Orientierung ermöglicht. Oberhalb der Station Pearadja hat man einen brillanten Überblick über das ganze 2½ Stunden lange und kaum 1 Stunde breite Tal: an der südlichen Enge entdeckt das Auge den Kirchturm der von Johannsen gegründeten Station Pansurnapitu, am Fuß der gegenüberliegenden Berghänge liegen Simorangkir und Huta barat, im Nordwesten schließt die große Anlage von Sipoholon das übersichtliche Terrain von Silindung ab; unzählbar liegen innerhalb dieser engen Grenzen die versteckten „huta" der Batak, die man jetzt wohl auf 18000 Seelen schätzt: alles in allem eine von der Natur geschaffene Zentrale. Wie manchem hätte ich es gegönnt, mit mir dort auf der Höhe über Sipoholon zu stehen gegen Abend, wenn die blauen Schatten auf Silindung fallen, die Abendglocken aus dem Tal heraufklingen und nur die entferntesten Bergesgipfel von Uluan, von der untergehenden Sonne getroffen, hell über die „Steppe" herüberleuchten.

Diese sogenannte „Steppe" ist eine ausgedehnte Hochebene, die im Osten durch hohe Gebirgswälle von Oberbilah getrennt ist, im Westen allmählich in das Bergland „Bonan Dolok" übergeht und im Norden zum Tobasee abstürzt. Kaum merkbar steigt das Gebiet zu den genannten Grenzen an, sodaß alle Wasser nach Silin-

bung abfließen, wo sie in der Regenzeit des öfteren ganze Strecken des Tales überfluten, und erreicht z. B. am Tobasee in Hutagindjang eine Höhe von 1500 Metern. Diese weite Fläche hat ihr eigenes Klima; tagsüber brennt die Sonne heiß herunter auf die zumeist nur von alangalang bewachsene Steppe, nachts kühlt sich die Temperatur manchmal bis auf 7° R. ab. Von der Heerstraße aus gesehen, scheint sie eine glatte, ununterbrochene Ebene zu sein, in Wahrheit ist sie von vielen Erdspalten und Schluchten durchzogen, die ebenso wie die kegelförmig aufsitzenden Berge, Schwefelfelder und Schwefelquellen, den vulkanischen Charakter der Bodenbildung verraten. Man braucht nicht viel nachzudenken, um zu dem Schluß zu kommen, daß hier oben, wo man unter Umständen 2—3 Stunden reiten kann, ohne einem Menschen zu begegnen, auch die Missionsarbeit einen anderen Charakter wird tragen müssen, als in Silindung. Vielen gilt die Steppe als öde und langweilig, und doch hat sie, sonderlich bei bedecktem Himmel ihre malerischen Reize; eine ganz eigentümliche Schwermut liegt dann über der Landschaft ausgebreitet; es ist, als ob sie von all dem erzählen wollte, was sie an Kampf und Not in den siebziger Jahren gesehen hat.

Das Eldorado bleibt aber doch der Tobasee. Wie lange kann man an der einen Stelle stehen und staunen, wo der steile Abstieg zu diesem wassergefüllten Krater beginnt! So nah liegt der blaugrüne Wasserspiegel vor einem, daß man meint, ihn mit Händen greifen zu können, und doch reitet man in Schlangenlinie noch eine volle Stunde, wobei man übrigens Gelegenheit hat, die mit fabelhafter Kunstfertigkeit von den Eingeborenen in schmalen Terrassen angelegten Reisfelder zu bewundern. Der umfangreiche, mit tropischer Wärme gesegnete Bergkessel ist von zum Teil schroff abfallenden Höhen umschlossen, nur da, wo von der nördlichen Steppe einzelne Wasser ihren Ausweg nach dem See gesucht haben, sind alte Buchten allmählich zugeschwemmt. Solche in fruchtbares Land umgewandelten Buchten sind die von Bakara, Muara, und vor allem die große im Südosten des See's, wo die Gebirgskette weiter zurücktritt und zwei Flüßchen, die in der Regenzeit respektable Sandmassen mitbringen, jenen landbildenden Prozeß mit Erfolg betrieben haben, den man jetzt noch deutlich bei Si Antar an der Mündung des Aek bolan beobachten kann. Diese große Bucht ist das eigentliche fruchtbare, so stark bevölkerte Toba. Den ganzen See kann man nirgends über-

schauen; die große, nur durch eine schmale Landzunge mit dem Festland verbundene Insel Samosir mit ihren 1500 Meter hohen Bergen hemmt den Blick. Den südöstlichen Zipfel des „alten, heiligen Tobameeres“ sah ich am schönsten von dem Dachgerüst der neuen doppeltürmigen Kirche von Si Gumpar; den breitesten Teil, wo sich die Winde von allen Richtungen fangen und ab und zu mit den leichten batakschen Boten ein böses Ballspiel treiben, habe ich überfahren können, aber die bei weitem herrlichste Aussicht hat man fast aus Vogelperspektive von dem Rand der Steppe bei der jungen Station Paranginan: da liegt unten tief unter uns Muara, gegenüber die öde, ansteigende Küste von Samosir mit den beiden winzigen Stationspunkten Nainggolan und Palipi, weit im Hintergrund die Gipfel von Purba; rechts ragen über den Dolok Tolong, an dessen Fuß Tampahan wie auf einem Präsentierteller liegt, die gewaltigen Ketten des „Si Manuk-Manuk“ herüber, die das Tobaland samt Uluan gegen Assahan und Tano djawa abgrenzen. Dort oben begriff ich, daß unser Missions-Inspektor Dr. Schreiber kurz vor seinem Tode einmal sagen konnte, er wolle später, wenn er sich zur Ruhe setzen müsse, an den schönsten Punkt der Welt ziehen, an den Tobasee.

Daß die Mission über den See hinübergriff, war seine letzte große Freude. Ich werde immer dafür dankbar sein, daß ich eine wichtige Etappe dieses Vorstoßes miterleben durfte. Der Tag wird mir unvergeßlich bleiben, an dem ich den Ephorus D. Nommensen und Familie Simon auf der Überfahrt von Balige aus begleiten konnte, und der folgende Abend, als wir unter den Kisten und Kasten auf der schmalen Gallerie des kleinen, von der „Kongsi batak“ [1]) erbauten Häuschens saßen, 50 Meter über dem See, beim Wetterleuchten. Und wie gern hätte ich von diesem Tiga Ras aus noch über den nächsten Berg hinübergesehen in das weite Gebiet der Timorlande!

* * *

Diese geographischen Reisenotizen würden nicht weiter von Interesse sein, wenn sie nicht eben den naturgemäßen Weg zeichneten, auf dem unsere Rheinische Mission in 40jähriger Arbeit hat vordringen dürfen. Schon die erste Erforschung der Batakländer durch

1) Eine Missionsunternehmung der christlichen Batak.

Dr. Junghuhn[1]) (übrigens einen geborenen Mansfelder), die von der holländischen Regierung nach der Unterdrückung des Padrie-Aufstandes im „Kriege von Bondjol“[2]) angeordnet wurde, hatte das Ergebnis gehabt, daß das „autochthone Volk der Batak“ seinen Stammsitz in Toba habe. Eine wirklich aggressive Missionsarbeit konnte also von vornherein über ihr Ziel nicht im Unklaren sein. Und doch war es ganz natürlich, daß sowohl die erste Untersuchungsreise des Rheinischen Missionars van Hoefen 1860 als die zweite des Missionars Heine im Jahre 1861 von Siboga aus nicht in nördlicher Richtung gemacht wurde; hatten doch nicht einmal die schon 1856 aus Ermelo entsandten holländischen zendelinge die Erlaubnis bekommen, ins unabhängige Batakland zu gehen! Ein anderer Weg als von der Tapanulibay den Lumut hinauf, über den Batangtoru hinüber nach Padang Sidempuan und weiter ins Hochland von Sipirok existierte damals nicht. Aber noch in demselben Jahre lautete auf der ersten Konferenz in Sipirok (am 7. Oktober 61) die wichtigste Parole: vorwärts ins freie Batakgebiet! Das Tal des Batangtoru war die gegebene Angriffslinie, und daß sie zuerst durch Anlage der Stationen „Aek Sarula“ (1862; später „Pangaloan“) und „Sigompulan“ (1863; jetzt Nahornop) besetzt wurde, war verständige Vorsicht. Der Mann, den Gott als Pionier nach Silindung stellen wollte, war unterdessen schon in Baros[3]) gelandet; aber Nommensens Plan, von dort direkt nach Toba vorzudringen, wurde vereitelt; er sollte nach Silindung! Noch im Jahre 1863 rückte er dann von Sipirok aus vor und konnte im folgenden Mai seinen Vorpostendienst antreten. Es war Gottes Leitung, die so den Weg nach Silindung wies, damit nicht auf das mohammedanische Grenzgebiet mehr Kraft verwandt würde, als zur Sicherung des Angriffs im rein heidnischen Lande nötig war; und es war der frische Glaubensmut und die ausharrende Treue der ersten Boten, die mit zäher Hand den Platz festhielten, den sie trotz heftigen Widerstandes einmal besetzt hatten. Wie die oben gegebene Skizze des Tales illustrieren möchte, läßt sich schlechterdings kein geschlosseneres Zentrum für eine beginnende

1) Die Battaländer auf Sumatra. Berlin 1847.

2) Bondjol, ein Ort in der Nähe von Fort de Kock in den „Padangsche Bovenlanden“, war damals die schwer einnehmbare Feste der aufständischen Malaien.

3) Küstenplatz nordwestlich von Siboga.



Missionsarbeit denken, als eben dieses Silindung. Die weitere geschichtliche Entwicklung hat es deutlich bestätigt, daß die intuitiv getroffene Wahl des Arbeitsfeldes die einzig richtige war: Der Weg nach Toba konnte nur über Silindung gehen. Von der alten „Huta dame"[1]) ist nichts mehr zu sehen, ihr Gründer sitzt längst am Tobasee, sein treuer Mitarbeiter Johannsen liegt in Pansurnapitu beerdigt († 1898) und sein Seminar ist 1900 nach Sipoholon verlegt — aber eine Christenzahl von 22635 Seelen[2]) spricht von einem völlig erfochtenen Sieg des Christentums in Silindung und die großartigen Anlagen des neuen Seminars in Sipoholon und der Klinik in Pearadja bezeugen, daß Silindnng bis heute das Zentrum geblieben ist, wo die Keime selbständiger Kirchenbildung schon angesetzt haben und wo die Probleme der ersten Jahrzehnte bereits seit geraumer Zeit der Sorge Platz gemacht haben, wo die Tausende vor oberflächlichem Religionswechsel behütet und zur Mitarbeit in der Gemeinde herangezogen werden können.

Der Hauptverkehrsweg, der über die Steppe führt, berührt keine Missionsstation; westlich bleibt Butar liegen, ebenso am nördlichen Rand Paranginan und Lintongnihuta, weit östlich Sipahutar. Weit reicht hier der Blick, weit zerstreut liegen die Dörfer der Batak, weit ausgedehnt sind die Sprengel, die zu einer Station gehören. Hat es auch lange gewährt, bis der Not auf der Steppe abgeholfen wurde, jetzt sind die Zeiten vorüber, in denen sie aus mannigfachen Gründen vornehmlich als unvermeidliches Bindeglied, als Straße zwischen Silindung und Toba, betrachtet werden konnte. Einst mußte der Zugang zum See durch das Schicksal der Station Bahalbatu erkauft werden (1876—80), und als dort in Toba schon die rapide Entwicklung begann, und an allen Ecken und Enden Kräfte nötig waren, wurden hier auf der Steppe Bahalbatu und das 1881 gegründete Sipahutar als überflüssig aufgegeben und mit inländischen Gehilfen besetzt (1888). Sechs Jahre lang blieb die weite Steppe verwaist, und als dann 1894 in Si Laitlait ein neuer Mittelpunkt geschaffen und durch den von Nias versetzten Missionar bedient wurde, stellte es sich heraus, daß die Arbeit von einem Manne unmöglich

---

1) Nommensens erste Station, (zu deutsch „Friedensstätte.")

2) Dies die Summe der Gemeindeglieder von Pearadja, Sipoholon, Huta Barat, Simorangkir und Pansurnapitu (incl. die Filiale auf der Steppe) nach den Rheinischen Missionsberichten 1904 S. 294.

geleistet werden konnte. Es war eine Frucht der Inspektionsreise Dr. Schreibers, daß 1899 Sipahutar wieder besetzt und 1900 die Station Si Laitlait nach Butar verlegt wurde, daß Missionar Kessel 1901 das im Jahre 1883 zerstörte Lintongnihuta wieder aufbaute und ein Jahr später auch Paranginan noch an der großen Arbeitsteilung auf der Steppe teilnahm. Die Ausdehnung der Arbeit nach dem Westen sowohl ins Bergland von Bonan Dolok als am Ufer des Sees (Dolok Sanggul) scheint um so wichtiger, als die Drohungen des alten berüchtigten Singamangaradja, der sich dort jenseits des Bakaraflusses aufhalten soll, immer noch nicht verstummen wollen.

Schon der Kausalnexus zwischen Geographie und Geschichte, den wir in Silindung als einen wichtigen Faktor würdigen mußten, erklärt, daß der Mission in Toba wieder eine zentrale Bedeutung zukommt. Dort brauchte man keine Menschen zu suchen, sie strömen zu Tausenden auf ihren Märkten zusammen. Da konnten wieder Stationen in dem geringen Abstand von einer Stunde angelegt werden, ohne daß sie sich gegenseitig ins Gehege kamen. Es hat im Beginn an Nöten, selbst an äußerst kritischen Momenten wahrlich nicht gefehlt — man braucht nur an das Jahr 1883 zu denken! — aber nachdem erst einmal in Balige und Laguboti Anfangsgemeinden mit solidem Unterbau gewonnen waren und 1886 die Ausdehnung der Arbeit auf unabhängiges Gebiet von der holländischen Regierung zugestanden war, da ging es auch unaufhaltsam voran. 1893 konnte man den Sprung nach der Insel Samosir, ein Jahr später den Vorstoß nach Uluan wagen — aber es läßt sich im einzelnen hier keine Statistik des progressiven Wachstums aufstellen. Man muß eben sehen, was geworden ist, und man muß staunen! Was ist das für ein Leben in dieser großen Tobagemeinde, in deren Mitte der jugendfrische Ephorus D. Nommensen sein Standquartier hat, was für ein Leben in Si Antar, der jungen Metropole batakschen Handwerks, und in Laguboti mit seiner Schwesternarbeit und dem Samariterdienst an den Aussätzigen in Huta Salem!

Wie im Sturm ist's dann auch über den See hinüber gegangen. Die Rheinischen Missionare waren gerade zur Konferenz in Laguboti versammelt (Februar 1903), als der, für fünf Jahre an die Rotterdamer Missionsgesellschaft abgetretene Rheinische Missionar Guillaume aus dem Land der Karobatak[1]) eintraf mit der überraschenden Kunde,

1) Bis dorthin reicht die Deli-Mission van het Nederlandsche Zendingsgenootschap. (Sitz: Rotterdam.)

daß der Fürst von Purba einen Missionar wünsche. Nicht um Anlage irgend einer neuen Station bloß hat es sich damals gehandelt, sondern um den Entschluß, einem ganz anderen Stamm des großen Volkes der heidnischen Batak, den Bewohnern der Timorlande[1]), das Evangelium anzubieten, ein Unternehmen, das von der Regierung kräftig unterstützt werden sollte. Sagte man einmal zu, dann galt es auch, rasch und energisch vorzugehen, denn der Islam stand auf dem Sprung, sich das ganze Gebiet zu unterwerfen und damit der Rheinischen Mission und dem Christentum im Norden einen schweren Riegel vorzuschieben — hatte er doch in der Landschaft Si Antar seinen Fehdehandschuh schon hingeworfen! Diese Situation erkannt zu haben und die Notwendigkeit sich ohne langes Zögern die Möglichkeit der Ausdehnung zu sichern, selbst auf die Gefahr hin, eine ganz neue, kaum übersehbare Arbeit zu beginnen — das ist das Verdienst der Konferenz von Laguboti und der Barmer Deputation! Ein Jahr ist verflossen, seit die „Freiwilligen" über den See nach Tiga Ras übersiedelten; heute ist in Bandar, nur eine Tagereise von der Ostküste Sumatras, der äußerste Posten von Missionar Simon besetzt und zwischen Tiga Ras und Bandar die Station Rajah gegründet.[2]) Da öffnen sich Perspektiven von riesiger Ausdehnung!

* * *

So gedrängt und unvollständig vorstehender Gesamtüberblick ist, wer ihn liest wird verstehen, daß die Fülle des neuen, die man in wenig Wochen sieht, fast erdrückend wirken muß. Aber doch nicht nur so. Jedes Mal, wenn ich daran zurückdenke, schwellt eine große Freude mein Herz; man müßte schon ein Übermaß von Phlegma besitzen, um von dem vorherrschenden Totaleindruck nicht überwältigt zu werden. Soll ich ihn in Kürze fixieren, so möchte ich dreierlei hervorheben.

1. Auch ein flüchtiger Einblick gestattet das Urteil: In den Bataklanden ist 40 Jahre hindurch wirklich gearbeitet worden, und man darf hinzufügen: nicht selten mit großer Selbstverleugnung,

1) Nördlich von Uluan stoßen folgende fünf Landschaften an den Tobasee: „Tano djawa, Si Antar, Pane, Rajah, Purba", die man unter dem Namen „Tano Si Balungun", oder „Timorlande" zusammenfaßt. (Davon wieder nördlich die Karobatak.)

2) cf. zu dieser Besetzung von Timor die interessanten Reiseberichte von Simon „Tole! Vorwärts!" Gütersloh 1904.

unter mancherlei Nöten und Lebensgefahr; ohne eine große Summe aufgewandter Pflichttreue wäre diese Arbeitsleistung nicht zustande gekommen. Und die Aufgaben wachsen mit jedem Jahr und fordern die ganze Kraft jedes einzelnen; die Anforderungen steigen in gleichem Maß wie die Verantwortung. Und wenn man bedenkt, wie groß für jeden Missionar die Gefahr ist, sich in tausend Kleinigkeiten zu zersplittern, dann wächst noch der Respekt vor der Gesamt-Arbeit im Bataklands, denn sie war zielbewußt und darum konzentriert. Und doch sind die Resultate nur erklärlich, weil Gottes Segen auf der Batakmission geruht hat.

2. Sie ist tatsächlich eine Predigt von den μεγαλεῖα τοῦ θεοῦ; je nüchterner und kritischer man die im einzelnen getane Arbeit ohne Bemäntelung menschlicher Schwächen und Versehen beurteilt, desto erstaunlicher wird, was die viva vox evangelii ausgerichtet hat. Dieser sieghafte, universale Grundzug aller Missionsarbeit ist mir in Sumatra unauslöschlich eingeprägt, und jeder, der offene Augen hat, kann es merken, daß Gott selbst seinen Stempel auf die Predigt gedrückt hat. An solchem Werk die Hand anlegen zu dürfen, muß für jeden beschämend sein, der sich über allen kleinen Interessen und Sorgen der eigenen Aufgaben den Blick offen hält für den großen Gang des Ganzen.

3. Nichts ist vielleicht auch geeigneter, einer so ausgedehnten, so mannigfaltigen und so gegliederten Arbeit ein einheitliches Gepräge zu geben, als die wirklich verstandene und ausgenützte Extensivkraft des Evangeliums von Christo. Daß ein Mann an leitender Stelle steht, der die ganze bisherige Geschichte der Batakmission in sich verkörpert, und dem von allen Seiten ein unbedingtes Vertrauen entgegengebracht wird, bedeutet allerdings auch nach dieser Seite viel. Es zeigt nebenbei unwiderleglich, was bei einer so freien, mit Gesetzen noch nicht belasteten Arbeit die Persönlichkeit bedeutet. Nicht Schemata und nicht Formeln haben die Batakmission „gemacht“, sie ist „gewachsen“, und Gottes Geist hat darüber hingeweht.

Die Wurzeln der fleißigen, siegenden, einheitlichen Missionsarbeit in den Bataklanden liegen in Gott. Das zu sehen, macht dankbar.

II.

Es leuchtet ein, wieviel gerade bei der eminenten Ausdehnung der Mission darauf ankommen muß, daß in den schon konsolidierte

Gebieten mit energischen Mitteln an der Vertiefung des christlichen Lebens und der geistigen Bildung des ganzen Volkes gearbeitet wird. Wenn man überdenkt, wie schnell mit dem Christentum auch die Kultur in solch eine heidnische Volksmasse Einzug hält, wie plötzlich oft der Horizont für die Leute erweitert und wie vorschnell auch von anderer Seite die Hebung des ganzen Niveaus erwartet wird, dann tauchen auch gleich eine Menge Probleme vor einem auf, deren Lösung in der Praxis noch schwieriger ist als am grünen Tisch. Das ahnt natürlich kein Batak, auch der klügste nicht, daß sein Volk durch das Angebot des Christentums aus seinem geschichtslosen Dasein auf einmal mitten in die wirkliche laufende Weltgeschichte eingegliedert wird, aber die äußeren Vorteile dieses gewaltigen und bedeutsamen Anschlusses werden doch vielen nicht nur bemerkbar, sondern auch begehrenswert. Die wiederkehrenden Symptone dafür sind charakteristischer Weise zuerst ganz äußerlich: das lange struppige Haar, an dem man sofort den Heiden erkennen kann, fällt fort, die Waffen werden in die Ecke gestellt, man kleidet sich gemäß der neuen Sitte; es kommt Geld unter die Leute bei wachsendem Verkehr, so wachsen auch die Ansprüche an das Leben; man fängt an, Verdienst zu suchen, und um ihn zu haben, ersehnt man einen bezahlten Beruf; darum lernt der Batak auch die malaiische Verkehrssprache — und er lernt sie leicht — und manch einer kann sich im Holländischen freier bewegen als der „tuan“. Das alles zu unterstützen und wenn möglich in ein rechtes Geleise zu bringen, ist zweifellos eine Aufgabe der Missionsarbeit; es würde mir kurzsichtig scheinen, wollte man an diesen Dingen, als an bloßen „Äußerlichkeiten“ vorübergehen. Aber allerdings größer und wichtiger ist die andere: auf jedem nur gangbaren Wege zu erreichen zu versuchen, daß die innere Bildung des batakschen Charakters mit den Fortschritten äußerer Lebensgewohnheiten gleichen Schritt hält, und zu verhüten, daß die Sittlichkeit hinter den Sitten zurückbleibt. Unter diesem doppelten Gesichtspunkt möchte ich die Leser noch an einige Bildungsstätten im Bataklande führen, nämlich an die Industrieschule in Si Antar, in die Schwesternarbeit nach Laguboti, in das Getriebe der ärztlichen Mission auf der Station Pearadja und in das Seminar von Sipoholon.[1])

[1]) Der Verfasser hat versucht, an den genannten Orten einen kleinen Einblick zu bekommen, hatte auch Gelegenheit, einer Spezialkonferenz in Silin-

Es war ein prachtvoller Morgen, als ich auf der ausgedehnten Missionsniederlassung „Si Antar" zu meiner größten Überraschung von einem stramm dirigierten Posaunenchor mit bekannten Klängen begrüßt wurde. Das waren die vereinigten Schüler der Industrieschule und des Instituts für Häuptlingssöhne, die ihr schneidiger Leiter, Missionar Pohlig, mir damit in corpore vorstellte. Wenn man daheim die Notizen über diese um die Jahrhundertwende eröffnete Handwerkerschule las, dann dachte man an primitive Erstlingsversuche, den Batak nach dieser Seite zu erziehen. So war ich denn gewaltig erstaunt, als ich unter Missionar Pohligs Führung sah, was in $2^1/_2$ Jahren erreicht war. Durch die große, luftige Werkstatt gings hindurch, wo Tischler,. Schlosser, Drechsler, Klempner an der Arbeit waren, über den Hof, wo ein gerade fertiggestelltes Boot auf die Träger wartete, die es zum See hinuntertransportieren sollten, an der geräumigen Doppelschule vorbei in die Druckerei, in der allein neun Batak beschäftigt sind, für ihr Volk Literatur zu vervielfältigen; es gingen gerade die „torsa-torsa", batakſche Erzählungen und Fabeln, durch die Presse und die neuste Nummer des früher in Singapore gedruckten Monatsblattes „Immanuel" lag zum Vertrieb parat. Im Nebenraume waren zwei Uhrmacher am Lernen, und heute kann sich, wer Lust hat, in der Missionarswohnung von einem eingeborenen Zahntechniker operieren lassen, des Abends sogar bei Auerlicht. Kurz, die ganze Anlage ist so vielseitig als nur möglich, und kaum würde alles in so pünktlicher Ordnung verlaufen, wenn nicht der Leiter selbst ein solcher Praktikus wäre. Die von der holländischen Regierung bewilligte, reichliche Unterstützung ermöglicht es, die Zöglinge dieser Handwerkerschule zu unterhalten, die übrigens nach zwei Lehrjahren bereits im Akkord einen netten Lohn verdienen können.

Mit dieser Industrieschule ist von Beginn ab eine Anstalt zur weiteren Ausbildung batakscher Häuptlingssöhne ziemlich eng verbunden gewesen. Erst im Lauf des letzten Jahres hat wohl eine reinliche Scheidung stattgefunden; irre ich nicht, so wird nur Religions- und Rechenunterricht für die kombinierten Klassen erteilt, im übrigen genießen nur die Häuptlingssöhne die weitere Ausbildung,

---

dung beizuwohnen, auf der allerlei prinzipielle Fragen behandelt wurden. Auch die folgenden Zeilen können und sollen nichts weiter sein, als „Skizzen" nach eigener Beobachtung.

die außer Geographie und Geschichte vor allem malaiischen und holländischen Sprachunterricht umfaßt. Als Söhne bemittelter Väter unterhalten sich diese Zöglinge selbst. Der vorherrschende Zweck bei Gründung dieses Instituts war der, den Zudrang zum Lehrerseminar etwas zu verringern; man hoffte, daß diejenigen jungen Leute, denen es weniger um den Lehrerberuf als um „allgemeine Bildung" zu tun wäre, nach Si Antar statt nach Sipoholon gehen würden. Nach dieser Seite ist das Experiment nicht geglückt, und auch sonst hat es an Schwierigkeiten nicht gefehlt. Auf Grund ihrer sozialen und finanziellen Stellung glaubte ein Teil der Herren Häuptlingssöhne nicht zum Gehorsam verpflichtet zu sein, und andere kamen nach Ablauf des Kursus mit der lauten Forderung ihres Anrechts auf eine besoldete Anstellung. Über den ersten Irrtum konnten die jungen Batak ja bald in einer gründlichen Lektion aufgeklärt werden, aber die andere Anfrage enthielt wirklich ein Problem. Die „höhere Bildung" wird im Batakland noch nicht bezahlt, es fehlt an Berufsarten, und die Zöglinge müssen entlassen werden ohne Anrecht auf ein „Amt." Die schließlichen Erfolge ihrer Ausbildung lassen sich trotz abgehaltenen Examens umsoweniger registrieren, als die einzelnen wieder in ihre Heimat abziehen, wo sie oft jeder Kontrolle entzogen sind. Da es auch an Karikaturen, wie eine solche Übergangszeit sie unvermeidlich zeitigt, nicht fehlt, so ist der Dienst an dieser Schule nicht leicht. Und doch ist er Saat auf Hoffnung, christlich bestimmte und über das allgemeine Niveau hinaus gebildete Häuptlinge können doch ein Segen werden für ihr Volk.

Ein ander Bild sehen wir in **Laguboti**. Dort sind neben dem Stationsmissionar drei Missionsschwestern[1]) in einem selbständigen Anwesen eifrig an der Arbeit, unter batakschen Mädchen und Frauen zu missionieren. Seit dem Jahre 1891 ist der dort von Schwester L. Niemann eingerichtete Dienst eine große Hilfe für die Gemeinde-

---

1) Gemeindearbeit wird außer in Laguboti auch in Sipoholon und Pearadja noch von drei selbständigen Schwestern getrieben; die übrigen sumatranischen Missionsdiakonissen (nach dem Jahresbericht von 1903 im ganzen 13, jetzt [Dezember 1904] nur 11) sind speziell als Kranken- und Pflegeschwestern naturgemäß dem Leiter der ärztlichen Mission in Pearadja unterstellt (cf. unten). — Die wirkliche Eingliederung der Schwesternschaft in den ganzen Organismus ist noch ebenso wie die einheitliche Ausbildung der Schwestern ein pium desiderium.

versorgung gewesen, gerade nach einer Richtung hin, in der dem Missionar oftmals die Hände gebunden sind. Die von ihr und ihren Helferinnen geleiteten Schulen sind in stetem Wachsen begriffen; es will doch etwas heißen, wenn sich jeden Morgen 126, jeden Abend 130 Mädchen aus der ganzen Gemeinde Laguboti versammeln, wenn die Väter ihre Töchter zur Schule schicken, wenn Männer ihre Frauen zur Bibelstunde gehen heißen! Man muß das geplagte und stumpfe Dasein einer heidnischen Frau in Indien kennen, um ermessen zu können, welch ein Segen von dieser Schwesternarbeit ausgehen kann. Wegen Unkenntnis der Sprache konnte ich dem Unterricht nicht folgen, aber ich habe deutlich gespürt, mit welchem Vertrauen und welcher Liebe die Kinder an ihren Lehrerinnen hängen. Auch hier fehlt es nicht an Enttäuschungen und Rückfällen, — es wäre wunderbar, wenn sie fehlten! — auch hier lassen sich die Resultate nicht an den Fingern aufzählen, aber es werden ideale Kräfte geistiger und geistlicher Art durch diese Diakonissenarbeit in manches Familienleben hineingetragen, das ohne sie verkümmern müßte. Wem schiene dieser Dienst etwa überflüssig?

Eine wichtige und gesegnete Arbeit der Lagubotier Schwestern wird in dem 3/4 Stunde entfernten Huta Salem an den dort seit 1900 gesammelten Aussätzigen getrieben. Einsam liegt die freundliche Kolonie mit ihren Hütten, ihren Gärten und ihrem Kirchlein im Feld, und wer sie bloß von weitem sieht, ahnt nicht, welch eine Fülle von Elend dort zusammenwohnt. Das Herz krampft sich einem zusammen, wenn all die armen Menschen mit ihren verstümmelten Gliedmaßen, mit ihren zum Teil so schrecklich entstellten Gesichtern vor einem sitzen. Aber wie empfänglich sind diese 82 Kranke (darunter 40 Getaufte) für alle körperliche und seelische Fürsorge, die ihnen mit wetteifernder Liebe von Laguboti aus zugetragen wird. Sie verstehen besser als viele ihrer gesunden Landsleute die Kraft, aus welcher dieser Samariterdienst geboren wird. Und daß nun schon seit Jahr und Tag von dem Gemeindeältesten Jairus freiwillig die Aufsicht über dies Asyl ausgeübt wird, beweist, wie der Anschauungsunterricht wirkt. Dort kann der heidnische Batak lernen, was Barmherzigkeit ist, und er lernt es wirklich. Das ist auch ein Stück Bildung!

In größerem Maßstab ist die Krankenpflege in Pearadja organisiert, in dem stattlichen Quartier der ärztlichen Mission.

Für ihre Existenzberechtigung braucht hier kein Wort gesagt zu werden; wer ihr dieselbe absprechen wollte, müßte sich nur einmal mit Aufwand von etwas aufmerksamem Interesse durch den großen Gebäudekomplex führen lassen, der sich eng an die Missionsstation von Pearadja angeschlossen hat. Die erst im Juni 1900 eröffnete Arbeit, die jetzt von den beiden Ärzten Dr. Schreiber und Dr. Winkler geleitet wird, hat sich in einem Maße vermehrt, daß kein Unbefangener ihren Wert verkennen kann. Allein schon die trockene Statistik beweist ja, welchem dringenden Bedürfnis dieser Helferdienst der ärztlichen Mission entgegenkam, wobei noch ganz abgesehen sein soll von der Erleichterung, die den Missionaren in Silindung damit angeboten ist, und von der wertvollen Hilfe, die allen Missionarsfamilien bis über den See hinüber jederzeit geleistet werden kann. Mir ists darum zu tun, zu zeigen, wie den Eingeborenen in Pearadja geholfen wird. Von vier Krankenschwestern unterstützt, bedienen die beiden Doktoren die Poliklinik, die viermal wöchentlich geöffnet ist und meist von mehr als 100 Personen überlaufen wird, ein Männer- und ein Frauenhospital, in denen im Jahre 1903 nicht weniger als 202 Patienten Aufnahme fanden (darunter 139 Christen, 50 Heiden incl. 6 Chinesen und 13 Mohammedaner), und eine ganz ansehnliche Außenpraxis, die sich natürlich nur auf Silindung erstrecken kann, aber gewißlich dazu beigetragen hat, das Vertrauen der Batak noch zu steigern; sie kommen jetzt sogar von der Steppe und Toba, um Hilfe in Pearadja zu suchen. Die Trennung der erwähnten beiden Krankenhäuser hat im letzten Jahre stattfinden können, nachdem für das sogenannte Kinderhaus zwei neue Schwestern eingetroffen waren; dort werden batakſche Kinder, meist ganz kleine Geschöpfe, aufgezogen, die wegen Verlustes ihrer Mütter in der huta einfach verkommen würden, und da sie oft erst zu spät gebracht werden, so ist auch die Pflege nicht immer leicht. Jetzt denkt man an den Bau eines geräumigen Operationssaales und an Errichtung einer Hebammenschule für batakſche Frauen, ein Plan, dem die äußerst noble holländische Regierung das gleiche Interesse entgegenbringt, wie der ganzen Anlage. Für humanitäre Zwecke ist das Geld noch flüssiger als für die Mission, und so sind die Subsidien jetzt (incl. die gelieferten Medizinen und Verbandmittel für die Klinik) so hoch bemessen, daß man mit bestem Willen nicht mehr von einem für die Mission kostspieligen Apparat reden kann; man darf sich ohne Geldsorgen an der Entwicklung der ärztlichen Mission

freuen. Natürlich ist auch der Gedanke schon reiflich erwogen, ob sich nicht eingeborene Arztgehilfen ausbilden lassen. Die Anfänge sind da: in der Apotheke sind einige Batak angestellt und ein paar nach der Insel Engano entsandte batakfche Lehrer sind mit den allernotwendigsten medizinischen Hilfeleistungen vertraut gemacht worden, doch liegen hier noch große Aufgaben vor. — Der Besuch der täglichen Andachten in Krankenhaus und Poliklinik steht allen Kranken frei, ist aber trotzdem sehr gut. Was auf diesem Wege direkt in missionarischer Hinsicht erreicht wird, entzieht sich natürlich wieder der zahlenmäßigen Berechnung. Aber das wachsende Vertrauen der Bevölkerung darf doch nicht gering angeschlagen werden, und ob nicht doch viele Patienten wirklich dankbar werden? Diese Fähigkeit wird manchmal generaliter allen Eingeborenen abgesprochen, — ob auf Sumatra solches Urteil berechtigter ist als auf Nias, weiß ich nicht — um so wichtiger wäre in dem Falle der selbstlose Dienst der ärztlichen Mission, die den Batak zur Dankbarkeit erziehen hilft.

Und nun zum Schluß noch einen Blick in die Arbeit von Sipoholon! Es hieße Eulen nach Athen tragen, wollte ich in dieser Zeitschrift auch nur einige Worte verlieren über die Bedeutung, welche in solch einem Werk wie der Rhein. Batak-Mission dem Seminar zukommt, auf welchem eingeborene Lehrer und Pastoren für die batakfche Kirche herangebildet werden. Auch über den Lehrgang, über die dort geübte Erziehung, über erreichbare und erreichte Ziele Notizen zusammenzutragen, kann nicht meine Aufgabe sein; der jetzige Leiter der Anstalt, Missionar Warneck, hat sich in einem äußerst instruktiven Aufsatz über all diese Fragen ausgesprochen.[1])

Seitdem jene Zeilen veröffentlicht wurden, ist die große Schulanlage wieder um ein Bedeutendes gewachsen. Ob auch mit Hochdruck gearbeitet wurde, die Zahl von 72 Schülern, ein alle zwei Jahr stattfindendes Aufnahme- und Abgangsexamen genügten einfach nicht mehr, um die allgemeine Lehrernot zu heben. Ich wüßte kaum eine Station, auf der ich nicht den Hilferuf nach eingeborenen Gehilfen gehört hätte. Jeder Missionar muß sich mit einer Anzahl von Hilfslehrern (meistens Aspiranten für das Seminar) durchschlagen, die manchmal vielleicht ganz brauchbar sind, die aber von der Regierung nicht als „goeroe“ (Guru) anerkannt und deren Schulen von

1) A. M.-Z., 1902, S. 305 u. 353 „Die Erziehung der Gehilfen in der Batak-Mission.“

ihr nicht subsidiert werden, auch wenn die Schülerzahl das Minimum von 30 Köpfen längst überschritten hat. So wußte man denn auf der Konferenz in Sipoholon (Febr. 04) kein besseres Mittel, dem empfindlichen Mangel zu begegnen, als die Lehranstalt zu verdoppeln; von nun ab sollen jedes Jahr 30 Zöglinge aufgenommen werden, sodaß dann auch wenigstens 25 jedes Jahr zur Entlassung kommen, und die Gesamtschülerzahl wird auf 120 wachsen. Ein zweites großes Schulgebäude ist jetzt im Entstehen, der dritte Kursus ist bereits im letzten Oktober eröffnet worden, wofür neben den Missionaren Warneck und Harder als dritte Lehrkraft Missionar Bielefeld eingestellt ist; im folgenden Jahre wird für den vierten Jahrgang auch ein vierter Lehrer notwendig gebraucht werden; sodaß dann das vierklassige Seminar von vier europäischen Ordinarien und wohl ebensoviel eingeborenen Lehrern bedient sein wird. Natürlich wachsen immer neue Missionars-, Lehrer- und Schülerwohnungen aus der Erde, und man kann ordentlich dankbar sein, daß bei der Verlegung des Seminars nach Sipoholon mit kluger Vorsicht ein auf Zuwachs berechneter Bauplan entworfen ist. In Pansurnapitu wäre eine derartige Erweiterung des Seminars garnicht durchführbar gewesen! In Sipoholon dagegen wird trotz dieser, so schnell kaum erwarteten Vergrößerung, genügende Bewegungsfreiheit bleiben.

Das Leben in dieser musterhaften Bildungs- und Erziehungsanstalt verläuft in peinlicher Ordnung und Regelmäßigkeit auch dann, wenn neun bereits erprobte Lehrer mit Weib und Kind in ihrem eigenen Viertel eingezogen sind, um in zweijährigem Kursus zu „Pandita" ausgebildet zu werden. Der letzte Coetus wurde durch jene oben erwähnte Ausdehnung der Missionsarbeit nach Tano Si Balungun etwas gestört: vier Mann mußten vorzeitig entlassen werden, um sofort ihren Pionierberuf hoch im Norden anzutreten — und das war wohl auch unter jenen Umständen wichtiger als ihr Examen —; ich konnte der schlichten Abordnungsfeier im Lehrsaal von Sipoholon beiwohnen, und mir ist besonders eindrücklich geblieben, mit welcher Zuversicht auch der eine Abschied nahm, dem drei Wochen vorher ganz plötzlich eine Tochter gestorben war. Ich hatte damals, ohne von dem batakschen Wort etwas zu verstehen, den lebendigen Eindruck, daß jene vier ihren Missionsberuf begriffen.

Was ich am Schluß des ersten Abschnitts vom ganzen Werk

der Batak-Mission mir zu sagen erlaubte, möchte ich im besonderen angesichts dieser für die große Entwicklung so wichtigen Seminararbeit wiederholen: unter Gottes sichtbarem Segen ist gerade auf diesem Gebiet eine von Anfang an zielbewußte Arbeit geleistet worden, die ungefähr mit dem schnellen Gang der Missionsgeschichte unter den Batak gleichen Schritt halten konnte, die darum auch im Kleinen das Wachstum des Ganzen illustriert. Denkt man an die Geschichte dieses Seminars, dann verdient meines Erachtens zweierlei hervorgehoben zu werden. Es ist von großem Wert gewesen, daß gleich im Anfang der Batak-Mission, als und obwohl noch kein Mensch ahnte, welch einen Umfang sie einmal haben würde, im Jahre 1868 von Missionar Schreiber in Prausorat mit der Schulung batakscher Gehilfen begonnen wurde. Und dann bleibt das Auge haften auf der Gestalt des treuen, unermüdlich fleißigen Schulmannes Johannsen, dessen beste Kraft gerade dem Seminar in Pansurnapitu gewidmet war (1879—98). Ohne die Arbeit, die er getan, wäre die heutige in Sipoholon nicht denkbar.

Welch einen großen Faktor die Schar der Lehrer und Pandita bildet, wenn es sich um die Aufgabe der Verselbständigung der batakschen Kirche handelt, ist deutlich. Gerade unter diesem Gesichtspunkt hat Missionar Warneck zwar des öfteren schon klagen müssen, daß Lehrern wie Pastoren im allgemeinen doch die Erkenntnis der hohen Anforderungen, welche ihr Beruf an sie stellt, noch fehlt, ebenso meistens die Fähigkeit, ohne stetige Kontrolle treu und selbständig ihre Pflicht zu tun. Immerhin hat doch vor einigen Jahren (1900) ein beachtenswerter Zusammenschluß der batakschen Helfer stattgefunden, der gewaltig in die Wagschale fällt, wenn man die Totalsumme der in Sipoholon erreichten Resultate ziehen will: das ist die sogenannte „Kongsi batak", der von dem tüchtigen Pandita Henoch in Pearadja geleitete Missionsverein, der im Jahre 1901 zum ersten Male zwei Evangelisten über den See nach Purba sandte und bereits zwei Jahre später aus eigenen Mitteln die Hilfsstation Tiga Ras hat bauen können. Wenn Streitsucht und Eifersucht baksche Nationalsünden sind, so ist's nicht weiter verwunderlich, daß sie sich auch bei dem ersten selbständigen Unternehmen unliebsam bemerkbar gemacht haben, man braucht auch einen Mann wie den genannten Pandita Henoch nicht zu überschätzen, und es bleibt doch noch viel Raum zu rückhaltloser Anerkennung. Wenn ein Volk, dem

erst vor 40 Jahren das Evangelium gebracht wurde, schon eine solche missionierende Kraft entfaltet, dann ist das ein handgreiflicher Beweis dafür, wie gesund die Arbeit war. Das ist sogar noch wichtiger als die finanziellen Leistungen, die verzeichnet werden können; das Defizit an Menschen ist schwerwiegender als das Defizit an Geld. Die Batak helfen schon beides decken, weil sie angefangen haben zu begreifen, daß die Ernte groß ist, und der Arbeiter wenige. Und freiwillige, fröhliche und doch ernste Arbeit zu treiben, das wird in Sipoholon gelehrt durch Wort und mehr noch durch Vorbild.

Die Christianisierung der afrikanischen Sprachen.

Von Pastor Meinhof, Lehrer am Seminar für orientalische Sprachen in Berlin.

(Schluß).

Fassen wir die Grundsätze zusammen, nach denen im Vorstehenden die christlichen Begriffe in afrikanischer Sprache ausgedrückt sind, so ergibt sich Folgendes:

a) Man wendet Fremdworte an. So ist Kirche, Sakrament, Priester, Bischof, Testament, Schrift, Bibel, Kreuz, Altar, Kanzel, Liturgie, Talar, Orgel, Kollekte, Agende 2c. ins Deutsche gekommen — nicht immer zu unserm Vorteil. Daß manche ernste Christen heute Gegner der Kirche sind, ist eine Erbschaft von der römischen Kirche her, deren Denkweise bei dem Vertreter der „Kirche“ vorausgesetzt wird — ob man sie bei dem Vertreter der „Gemeinde“ auch voraussetzen würde, ist mir zweifelhaft. Manche Gedankengänge lösen sich selbsttätig aus bei dem Gebrauch der lateinischen bezw. griechischen Worte „Sakrament, Priester, Bischof“, auf die man beim Gebrauch deutscher Worte nicht kommen würde. So steht die Sache, wo es sich um Fremdworte handelt, die der christlichen griechischen und lateinischen Kirchensprache entstammen, und über deren Bedeutung jeder Gebildete im klaren ist oder sein könnte, zu deren Erläuterung die bequemsten Hilfsmittel zur Hand und die seit der Reformation

bis zum Überdruß in Predigt und Unterricht erklärt sind. Und nun wendet man z. B. im Suaheli ganz harmlos die arabischen Wörter aus der mohammedanischen Theologie an. Damit wird selbstverständlich nicht der gewünschte christliche, sondern der nicht gewünschte mohammedanische Sinn verbunden, und der nicht arabisch sprechende Suaheli wird sich dabei entweder gar nichts oder etwas falsches denken. Daran werden alle Erklärungsversuche nichts ändern.

Ich kann also den Gebrauch von Fremdworten für geistige Begriffe nur als letzten Notbehelf bezeichnen, wenn alle andern Hilfen versagen. Für konkrete Dinge wie Kreuz, Altar, Kanzel sind sie eher zulässig, obwohl sie auch hier nicht zur Deutlichkeit beitragen.

Als ein Unikum (hoffentlich bleibt es das) möchte ich anführen, wenn in der neuen Übersetzung des Alten Testamentes in Sepedi (Sotho), z. B. 1. Sam. 15, 18 „Bann“ mit dem griechischen anathema wiedergegeben wird. Daß man in derselben Übersetzung Öl durch oli[1]) das „Senfkorn“ anstatt mit irgend einem kleinen Samen z. B. Kafferkorn mit engl. mostard wiedergegeben hat, liegt auf derselben Linie.

b) Man deutet die Worte der heidnischen Sprache um. Das ist häufig durchaus möglich, in manchen Fällen unausführbar. Man durfte nicht lateinisch amor zur Bezeichnung der christlichen Liebe nehmen; an dem Wort amor hängt zu viel Häßliches. Ähnlich mißlich ist es im Shambala mit dem Ausdruck für „versöhnen.“ Die Leute wenden das Wort an, wenn jemand eine Katze oder eine Schlange getötet hat und er sich von dieser „Schuld“ durch Opfer rc. reinigt und den Geist der Katze bezw. Schlange „versöhnt“. Wird das Wort nun im christlichen Gedankenkreis gebraucht, so besteht die Gefahr, daß die Zuhörer wieder an diese Katzen- und Schlangengeschichten denken. An falschen Umdeutungen gebe ich nach Endemann z. B. kaχiso im Tshoana für „Friede“; kaχiso ist Substantiv von aχisa „jem. beim Bauen helfen“ und heißt „Bauhilfe“; Sotho khutzo für „Friede“, eigentlich „Pause“, in der Arbeit „ausruhen“.

c) Man bildet neue Worte aus dem Geist der Sprache. Gegen dies Verfahren haben manche eine entschiedene Abneigung, anderen möchte man mehr Zurückhaltung wünschen. Wir bilden im Deutschen auch neue Worte, sobald neue Begriffe auftreten. Die neuen Erfindungen und neuen Anschauungen, die neue Gerichts-

1) Wollte man nicht mahura „Fett“ nehmen, weil das auch festes Fett bezeichnet, so gab es doch sicher andere Ausdrücke. Endemann schlägt z. B. leokoane „Sahne“ vor.

ordnung, das bürgerliche Gesetzbuch, die Kolonialverwaltung haben sprachbildend gewirkt, es ist also nichts abnormes, wenn die Berührung mit dem neuen Gedankenkreise des Christentums sprachbildend wirkt. Dazu kommt, daß die afrikanischen Sprachen nicht so starr und verhärtet sind wie die Sprachen Europas, sondern unendlich viel von frischer, lebendiger Ursprünglichkeit haben. Man kann, ohne ihnen Gewalt anzutun, neue Worte in ihnen mit großer Leichtigkeit bilden. Wenn sie richtig gebildet sind, werden sie ohne weiteres auch richtig verstanden.

Freilich muß jemand, der dergleichen vor hat, nicht nur notdürftige grammatische Kenntnisse in der Sprache besitzen, sondern er muß gründlich in Lautlehre und Formenlehre Bescheid wissen; und er wird auch dann noch die von ihm vorgeschlagenen Worte verständigen christlichen Eingebornen zur Begutachtung vorlegen. Wird so die Sprache dem Evangelium erschlossen, dann werden diese Christen sehr bald auch sprachbildend und fördernd eingreifen, und der neue Geist wird sich von innen heraus eine neue Form schaffen. Zu diesem Zweck müssen die gewählten Ausdrücke in Predigt, Unterricht und Unterredung fleißig erläutert und auf Grund der Schrift erklärt werden.

Die Grundsätze, die ich demnach für die Bibelübersetzung und die missionarische Predigt empfehlen möchte, würden folgende sein:

1. Die Übersetzung muß verständlich sein. Das ist die conditio sine qua non. Ich verstehe darunter, daß ein einfacher Mann, der die Übersetzung nicht auswendig weiß und auch keine Auslegung dazu gehört hat, versteht, wovon die Rede ist, in ähnlicher Weise, wie ein Deutscher die deutsche Bibel versteht.

a) Es ist zweifellos richtig, daß viele Gedankengänge dem Heiden ganz neu sind, besonders das, was der alte Mensch überhaupt nicht gern hört. Das wird in Deutschland und in Afrika erst in der Schule des heiligen Geistes wirklich verstanden. Daneben gibt es aber andere Partien der Schrift, die ohne weiteres für jeden gesunden Menschen verständlich sind z. B. viele geschichtliche Berichte, der einfache Wortsinn der Gleichnisse z. B. vom Säemann, vom Senfkorn, von der Henne mit den Küchlein, oder solche allgemein menschlichen Sätze wie: „Wes das Herz voll ist, des gehet der Mund über." Wo das alles erst der Erklärung bedarf, ist die Übersetzung

nicht so, wie sie sein soll. Man bedenke dabei, daß der Grönländer oder der Papua viele der biblischen Gleichnisse deshalb nicht gleich versteht, weil er die betreffenden Vorgänge nicht kennt, aber das liegt ja beim Afrikaner selten vor.

b) Es dürfen keine grammatischen Fehler darin sein. Das ist leichter gesagt, als ausgeführt; denn das Studium der afrikanischen Grammatik hat ja eben erst begonnen. Aber man suche fortgesetzt zu bessern und verwerte jede neue grammatische Erkenntnis.

c) Die Mitarbeit der Eingebornen ist durchaus notwendig. Jener Muwenda erklärte alles, was im Tshiwenda bisher gedruckt ist, für Tsibuku „Buchsprache“ und wünschte die Bibel nun in Tshiwenda zu haben. Serote protestierte nach Trümpelmanns Mitteilung (Berliner Missionsberichte 1904, p. 114) gegen manches in der ihm vorgelegten Übersetzung und nannte es Hebräisch aber nicht Sesutho — leider umsonst. Im allgemeinen ist der Afrikaner in sprachlicher Beziehung viel zu höflich gegen den Missionar und spricht ihm seine Fehler nach. Wo er trotzdem protestiert, hat man doppelte Veranlassung sehr vorsichtig zu sein. Anstatt also dem Eingebornen die eignen Fehler einzuprägen, suche man fortgesetzt von ihm zu lernen. Es kommt eben nicht darauf an, was uns verständlich scheint, sondern was den Eingebornen verständlich ist.

d) Fremdworte sind nach Möglichkeit zu vermeiden. Für konkrete Dinge sind sie eher zu dulden, als um die geistigen Begriffe in der christlichen Predigt auszudrücken.

2. Die Übersetzung muß treu sein.

a) Unter treuer Übersetzung verstehe ich nicht wörtliche Übersetzung. Eine wörtliche Übersetzung bleibt unverständlich, weil sie nur die Vokabeln von der einen Sprache, aber die Fügung des Satzes von der andern hat. Sie erweckt in dem Leser eine ganz andere Vorstellung als das Original, ist also eigentlich eine Karikatur des Originals und nicht eine treue Übersetzung. Indem ich den Sinn der einen Sprache so gut als möglich in der andern wiedergebe, übersetze ich treu. Jene Ängstlichkeit, die sich an das Wort und den Buchstaben klammert, müßte konsequenter Weise das Übersetzen verbieten. Dem entsprechend darf der Mohammedaner den Koran nicht übersetzen, er könnte den Gedanken in der fremden Sprache vielleicht nicht so schön wiedergeben, wie im Arabischen, und das wäre unverzeihlich. Darum ist auch die Vulgata kanonisiert, und darum möchten

viele Deutsche auch eine kanonisierte „ganz richtige" deutsche Übersetzung haben.

Man macht sich nicht klar, daß wir die Worte des Herrn bis auf wenige Sätzchen gar nicht in der aramäischen Sprache haben, in der sie ursprünglich gesagt sind, sondern in griechischer Übertragung. So unbekümmert war der Herr und die Apostel um den Buchstaben, war doch Gottes Geist in ihnen. Wenn alle Lande seiner Ehre voll werden sollen, dann müssen auch alle Zungen lernen ihn zu preisen, und wir dürfen in jede Sprache übersetzen nicht nach griechischem, lateinischem, deutschem Geschmack, sondern so, wie es die Art der Sprache mit sich bringt.

b) Selbst da, wo man von dem Wortlaut ganz abzuweichen scheint, ist doch treu übersetzt, wenn der Gedanke getroffen ist.

Gen. 3, 21 war bisher im Ewe, ganz wörtlich übersetzt: Eye Jehova Mawu to agbale'wu na Adam kple esroa, eye wotsoa do na wo. Nun ist aber 'wu (awu) „Rock" ein europäisches Kleid mit Ärmeln, und selbstverständlich wünschen die Missionare nicht, daß ihre Christen europäische Kleider tragen und sich als große Herren vorkommen, während die Afrikaner dazu die größte Lust haben. Wenn nun der liebe Gott dem Adam und der Eva europäische Kleider gemacht hat, dann sind ja die Missionare im Unrecht. Obwohl nun auch im Hebräischen das Wort „Röcke" כתנות steht, ist doch kein Zweifel, daß dabei in diesem Zusammenhang nicht an einen Rock in unserm Sinn zu denken ist. Spieth hat deshalb jetzt übersetzt: Mawu tso la'gbale ta na Adam kple esro (wörtlich: Gott nahm Tierfelle, zog sie Adam und seiner Frau an) und hat damit gewiß den Gedanken des Textes getroffen, gerade weil er vom Wortlaut abgegangen ist.

3. Die Übersetzung muß nicht in gemeiner, sondern in edler Sprache gehalten sein.

a) Den Unterschied zwischen gemeiner und edler Sprache gibt es in der ganzen Welt. Die Leute, die sich dem Missionar zunächst anschließen, gehören in der Regel den unteren Ständen an oder sind gar Leute, die schon etwas in der Welt herumgekommen sind und Brocken andrer Dialekte aufgelesen haben, die auch gelernt haben ihre Sprache so zu radebrechen, daß ein Europäer sie versteht. Es liegt auf der Hand, daß solche Redeweise für Predigt und Bibel nicht geeignet ist. Man muß versuchen die Sprache zu lernen, die vor Gericht, vor dem Häuptling, in der Volksversammlung geredet wird. Dabei kommt es nicht darauf an, was nach unserm Geschmack edel ist, sondern darauf, was von dem Eingebornen so empfunden wird.

Wenn z. B. Familie im Ewe durch ƒome „im Bauch" ausgedrückt

wird, so erscheint uns das gemein, und doch spricht der Deutsche ganz unbefangen von „leiblicher“ Verwandtschaft, „leiblichen“ Kindern, „leiblichen“ Geschwistern, was ganz dasselbe ist. So wenig uns dieser Ausdruck stört, stört den Ewemann der Ausdruck ɷome und ähnliches.

b) Mißverständliche Wendungen sind zu vermeiden.

Wir haben oben angeführt, daß man im Duala das alte Wort für „Gnade“ nicht mehr gebraucht, weil es einem unschicklichen Wort ähnlich klingt. Ein Betschuanenmissionar erzählte mir, daß er das Wort pholo für „Ochse“ aus demselben Grunde nicht anwendet. Wenn man im Shambala für „taufen“ batiza sagt und eine Christin Ida nannte, so ist das nur zu entschuldigen, so lange man nicht wußte, daß batiza heißt „einen gemein behandeln“, und daß ida „die Laus“ heißt. — Suaheli lea heißt „erziehen“, lewa „erzogen werden“, aber leider auch „betrunken sein“. Man sollte in der Übersetzung Luk. 4, 16 ändern und das anstößige Wort lewa beseitigen.

Die Kenntnis der gemeinen Sprache ist für den Missionar notwendig, um sie zu **vermeiden**. Ist es doch vorgekommen, daß freche Burschen sich die obscönsten Namen gaben und ihr Vergnügen daran hatten, daß die Frau des Missionars sie so rief. So können biblische Namen oder die Namen der Missionare und ihrer Frauen zufällig die gemeinste Nebenbedeutung haben, und das muß vermieden werden.

Im Ewe ist ha „Schwein“ und ha „Gemeinde“ nur durch die Tonhöhe zu unterscheiden. Ein havi kann abgesehen vom Ton „ein Ferkel“ oder ein „Gemeindeglied“ sein. Das ist so verdrießlich, daß man für letzteres andere Ausdrücke gesucht hat. Freilich immer wird es nicht möglich sein. Selbst ein erfahrener Ewemissionar verwechselte noch alo und alo (nasal). Er wollte im Anschluß an Joh. 15 den Leuten sagen, daß sie „Reben“ wären, und er sagte, sie wären schläfrig. Wenn der Eweküster das Lied ankündigt, dann wird auch ein geübtes, europäisches Ohr manches Mal im Zweifel sein, ob es 33, 35, 53 oder 55 war.

c) In edler Sprache soll die Predigt und Übersetzung gehalten sein, aber die edle Sprache soll einfach, natürlich und **keine lingua sacra** sein. Das Heidentum bemüht sich in unverständlicher Orakelsprache von der Gottheit und göttlichen Dinge zu reden. Gerade in Afrika sind die Geheimsprachen bei den kultischen Handlungen weit verbreitet. Vgl. meinen Aufsatz „Die Geheimsprachen Afrikas“ Globus. 1894. Nr. 8. Die geheimnisvollen Tänzer bei ihren Feiern sprechen mit verstellter Stimme, die Ewepriester sprechen durch die Nase, wenn sie die Gottheit reden lassen. Je unverständlicher eine Rede ist, desto mehr erweckt sie den Eindruck des Göttlichen. Im Gegensatz dazu ist das Christentum die Religion der Offenbarung, in der es keine murmelnden Priester, keine Geheimsprache, keine Geheimniskrämerei

geben soll, sondern unser Herr rühmt, daß es den Weisen und Klugen verborgen und den Unwürdigen offenbart ist, ja daß den Kindern das Himmelreich gehört; und Paulus bezeugt, daß er nicht mit hohen Worten oder hoher Weisheit kommt 1. Kor. 2, 1. Daran hat der Übersetzer zu denken. Die Schaffung gewaltiger, volltönenden Perioden für liturgische Wirkung können wir den Römischen überlassen. Dergleichen klingt schließlich lateinisch doch besser als in irgend einer afrikanischen Sprache, und der Erfolg bezw. Nicht-Erfolg ist der gleiche; für das Volk, die Unmündigen und Kinder, an die Jesus uns weist, bleibt es unverständlich. Unsere Aufgabe ist, durch Predigt und Bibel dahin zu wirken, daß das Evangelium den Heiden offenbar und nicht, daß es verhüllt wird.

4. Auch auf die Fassung der biblischen Namen ist Sorgfalt zu verwenden. Ich habe darüber schon früher mich ausführlich ausgesprochen, sehe aber, daß meine Grundsätze noch nicht viel Anklang gefunden haben. Und doch scheinen folgende Punkte ganz selbstverständlich zu sein.

a) Man schreibe keine unaussprechbaren Laute und Lautverbindungen.

In der neuen Sepedi-Bibel wird z. B. in David ein v geschrieben, das sonst in der Sprache nicht vorkommt. Der Sotho muß also diesen Buchstaben erst lernen, um den Namen lesen zu können. Das überflüssige ü in Egüpte ist jetzt verständiger Weise durch i ersetzt, indem man Egipte schreibt[1]) Aber pt können die Sotho ja auch nicht aussprechen. In der Herero-Bibel ist l eingeführt, um einige Fremdwörter und biblische Namen zu schreiben, obwohl die Sprache gar kein l hat. In der Kaffer-Sprache hat man r (das sonst für einen ganz anderen Laut steht) für engl. r eingeführt zu ähnlichem Zweck.

Ich sehe denselben Vorgang sich wiederholen: Lautunterschiede, die dem Europäer wichtig erscheinen, werden auf das genauste festgehalten, und der Eingeborene soll sich damit plagen, aber Lautunterschiede, die dem Eingeborenen wichtig sind, werden mit der größten Unbefangenheit vernachlässigt, so daß man sich die Frage vorlegen möchte: Für wen sind denn diese Bücher eigentlich in erster Linie bestimmt, für Europäer oder für Afrikaner?

b) Man lege nicht die deutschen Wortformen zu Grunde, sondern die griechischen bezw. hebräischen.

1) Ebenso ist mira statt müirra „Myrrhen" geschrieben, aber warum hat man das ü in üre „Stunde" beibehalten?

Ein Teil der ostafrikanischen Missionare legt nicht nur die deutschen, sondern speziell die norddeutschen Wortformen zu Grunde und ist davon nicht abzubringen. Mit demselben Recht kann der Schwabe von seiner Aussprache ausgehen und statt Kristus — Krischtus sprechen lassen. Mit demselben Recht spricht der Engländer Dschisŏs statt Jesus, Dschems statt Jakob, Krais statt Christus und schreibt dann dementsprechend; dies ist tatsächlich vorgekommen. Wendet man mir ein, daß wir Norddeutschen die Namen eben richtig sprechen, so ist gegen eine solche freundliche, von keiner Sachkenntnis getrübte Harmlosigkeit ja freilich nicht viel zu machen. Es unterliegt z. B. gar keinem Zweifel, daß hebr. שׁ ein stimmloser Laut ist, daß also in ישׁע „helfen" ein stimmloser Laut vorliegt. Derselbe wird deshalb im Griechischen durch stimmloses σ ersetzt, während stimmhaftes ז z. B. in עזר durch stimmhaftes ζ wiedergegeben wird z. B. Λάζαρος. Es ist also in Ἰησοῦς das mittlere σ stimmlos, „scharfes" s (ß). Daß wir Norddeutschen in barbarischer Unkenntnis der Aussprache hebräisch und griechisch im Schulunterricht anders ausgesprochen haben, ändert daran nichts. Man vergesse einmal seine verstaubte Schulweisheit und gehe an die lebendige Sprache heran, lasse sich die arabischen Laute von Arabern vorsprechen, um die hebräischen zu verstehen, und die griechischen von Griechen, es gibt ja Araber und Griechen genug in Ostafrika. Dann wird man sich überzeugen, daß unsere norddeutsche Aussprache des Namens Jesu mit weichem s **nicht** die ursprüngliche ist. In den Suaheli-Texten steht Yesu, aber im Shambala schreibt man Yezu (z ist weiches s), und möchte im Suaheli auch so schreiben, weil man eben seine norddeutsche Aussprache um jeden Preis retten will. In Ostafrika hat man mit Recht für „Egypten" die hebräische Form Misr zu Grunde gelegt, da die arabische Masr den Eingebornen z. Teil bekannt und die griechische „Egypten" ihnen unbekannt war. Das schon erwähnte David folgt ja auch nur aus norddeutscher Aussprache. Hebr. ו ist genau gleich unsilbischem o des Sotho. Der Laut fehlt dem Deutschen. Man hätte Daoid schreiben können. Das würde den Sotho leicht gefallen sein (abgesehen vom d), aber weil die Deutschen statt des hebräischen Lautes, den sie nicht sprechen können, den aber die Sotho sprechen, einen andern Laut haben, müssen die Sotho sich bemühen, den deutschen Laut nachzumachen. Was soll man vollends zu „Jehofa" sagen, wo das ו zum f geworden ist? Alle diese Weiterungen könnte man sich sparen, wenn man nach meinen Vorschlägen ganz von den deutschen Formen absähe und auf die Grundformen zurückginge.

Wenn aus Vorstehendem das klar wird, daß unser in sprachlicher Beziehung noch große Aufgaben in Afrika warten, und daß wir besser ausgerüstet als bisher ihnen entgegen gehen müssen, würde der wichtigste Zweck dieser Zeilen erfüllt sein. Es macht mir nicht Freude die Arbeit der Missionare zu kritisieren, im Gegenteil, ich lerne lieber von ihnen und habe auch für Mitarbeit an diesem Aufsatz vielen Freunden aus der Mission zu danken. Ich glaube aber, daß

eine Verständigung über die Weiterarbeit an der Christianisierung der Sprachen Afrikas durchaus nötig ist, damit nicht immer wieder dieselben Fehler gemacht werden. Ich bin vor allem aber überzeugt, daß wir in bezug auf die Vorbereitung der Missionare die hier erörterten Aufgaben schärfer ins Auge fassen müssen als bisher.

Es ist heute noch die allgemeine Meinung[1]), die Sprache könne man am besten von den Eingeborenen lernen. Es unterliegt aber keinem Zweifel, daß ich die Sprache für die Predigt des Evangeliums nicht von Heiden lernen kann, die das Evangelium nicht kennen. Auch das Bibelübersetzen kann man nicht von ihnen lernen, und grammatische Einsicht erst recht nicht. Denn in Afrika gibt es keine eingebornen Grammatiker wie in Indien[2]). Die grammatische Einsicht und die rechten Grundsätze für Predigt und Bibelübersetzung können besser in der Heimat gelehrt werden als in Afrika. Außerdem kann man den jungen Missionar so weit fördern, daß er die Literatur des Volkes versteht und einige Fertigkeit im mündlichen Gebrauch der Sprache hat, ehe er hinausgeht. Mit dieser Vorbereitung wird er dann an Ort und Stelle die Übung im Sprechen und Hören verbinden und so ein tüchtiger Mitarbeiter werden für die Christianisierung der Sprachen Afrikas.

---

1) Doch vgl. G. Warneck, „Ev. Missionslehre" II². 187; Haller in „Die Vorbildung unsrer Missionare". Basler Missionsstudien, Heft 23, Basel 1904, p. 28 ff. und J. Warneck in den „Missionswissenschaftlichen Studien", Berlin 1904, p 237 ff.

2) Auch dergleichen Dinge sind nützlich und nötig hier zu lernen; wie man eine Grammatik anlegt, wie man ein Wörterbuch verfaßt, wie man eine noch nicht geschriebene Sprache aus dem Munde der Leute aufnimmt. Alle diese Arbeiten kosten an sich sehr viel Zeit. Werden sie noch unpraktisch angegriffen, so kommt man über Entwürfe und Versuche nicht hinaus. Man sollte möglichst bald etwas fertig haben, damit die nachfolgenden Brüder darauf fußen können, und sollte von den vorhandenen wissenschaftlichen Zeitschriften für dergl. Veröffentlichungen viel mehr Gebrauch machen, als es geschieht. Auch zu diesem Zweck ist es notwendig, daß die Missionare mit der sprachwissenschaftlichen Arbeit in der Heimat bekannt gemacht werden.

Die Nestorianer in China.

Von Missionar J. Genähr.

Mit einer Nachschrift von Prof. D. Nestle.

In meinem Artikel über das Nestorianer-Denkmal in Si-ngan-fu (A. M.-Z. 1904, 364) habe ich allerdings die Meinung ausgesprochen, daß dem Nestorianismus in China durch das Edikt des Kaisers Wu Tsung (841—846) der Todesstoß versetzt worden sei, und daß er sich von dem im Jahre 845 erlittenen Unglück nicht wieder habe erholen können. Herr Piton findet das (Ebd. S. 476) höchst unwahrscheinlich und nimmt im Gegenteil an, daß die nestorianische Kirche das „Auflösungsdekret" des Wu Tsung überlebt habe. Die Briefe des Franziskanermönchs Johann von Monte-Corvino, den Papst Nikolaus IV. im Jahre 1290 zu seinem Legaten im Orient ernannt hatte, beweisen aber nur, daß gegen das Ende des 13. Jahrhunderts die Nestorianer in China wieder „eine mächtige Glaubensgenossenschaft bildeten". Herr Piton wird uns dagegen den Nachweis schuldig bleiben, daß diese Nestorianergemeinden mit denen, die wir kennen gelernt haben, in irgend welchem Zusammenhange stehen. Unmöglich wäre es ja nicht, wie ich ausdrücklich zugegeben habe, daß „weitere Überbleibsel dieser alten Nestorianerkirche möglicherweise noch zu Tage gefördert werden könnten" (S. 372), aber doch sehr unwahrscheinlich.

Aus der Tatsache, daß nach Wu Tsungs Tod der Buddhismus noch weiter bestanden, läßt sich nicht folgern, daß dies auch „ohne Zweifel" beim Nestorianismus der Fall gewesen sein müsse. Wu Tsungs Nachfolger Süan Tsung (847—860) leitete wieder eine buddhistenfreundliche Politik ein; wir wissen aber von keinem Kaiser, der sich Olopuns erinnert hätte. Die 3000 Priester von Tà-Tsin und Muhupu (wie viele davon Nestorianer gewesen sind, wissen wir nicht einmal), denen Wu Tsung befohlen hatte, in das Laientum zurückzukehren, waren doch eine kleine Zahl verglichen mit den gleichzeitig proskribierten 265 000 buddhistischen Mönchen und Nonnen. Dieser in der chinesischen Geschichte unter dem Namen „die dritte Proskription" bekannten Katastrophe waren ja schon mehrere Proskriptionen des Buddhismus vorausgegangen, ohne ihm den Todesstoß versetzen zu können, da immer wieder Kaiser aufstanden, die die von ihren

Vorgängern dem System geschlagenen Wunden verbanden, und der Buddhismus damals doch schon zu weit verbreitet war im Lande und feste Wurzeln geschlagen hatte.

Zum Beweis dafür, daß das Edikt des Kaisers Wu Tsung dem Nestorianismus den Todesstoß versetzt haben müsse, berief ich mich auf Richthofen, dessen Bericht dem Alfirist des Abulfaragus[1]) entnommen ist. Dieser erzählt dort, daß ums Jahr 980 ein Mönch von Bagdad mit 5 anderen Priestern nach China geschickt worden sei, um die dortigen Gemeinden aufzusuchen, in seinem Bericht aber darüber geklagt habe, „daß das Christentum verlassen, seine Anhänger bis auf einen einzigen umgekommen und ihre Kirchen zerstört worden seien." Ich hätte hinzufügen können, daß Richthofen selber, wie auch Piton die Glaubwürdigkeit dieser Aussage in Zweifel zieht. Er sagt nämlich gleich im Anschluß an dieses Zitat: „Es mag dem Sendboten, da er des Chinesischen nicht mächtig gewesen sein kann, schwer geworden sein, die Christen aufzufinden, und wir können seinen Bericht keineswegs als beweiskräftig ansehen." Ich habe es unterlassen, weil v. Richthofen mit seinem Zweifel nicht wie Piton die Annahme verbindet, daß die nestorianische Kirche das Auflösungsdekret des Wu Tsung überlebt habe. Die Nestorianer, die Marco Polo und Johann von Monte-Corvino in China vorgefunden haben, gelten ihm nicht als die Nachkommen jener alten Nestorianerkirche, die wir kennen gelernt haben. Er nimmt vielmehr eine „zweite Ära", eine Wiederaufnahme der Missionsarbeit in China von seiten der „bekehrungseifrigen Sekte" an, was mir gar nicht so undenkbar vorkommen will, auch wenn wir uns die nestorianische Kirche von damals unter dem Druck der Mohammedanerherrschaft zu denken haben. Diese Vermutung findet wenigstens eine Analogie in der Geschichte. Als durch den „protestantischen Abfall" in Europa die katholische Kirche große Verluste erlitten hatte, da fand sie durch den in ihrem Schoße erwachten Missionseifer in der „Bekehrung unzähliger Völkerschaften im Westen und Osten", wie ein katholischer Missionsschriftsteller[2]) uns versichert, „vollen Ersatz" für die erlittenen Verluste. So mag auch die Nestorianerkirche für erlittene Verluste, die ihr der falsche Prophet im Mutterlande zugefügt hatte, Ersatz

1) Reinaud, Géographie d'Aboulféda I, p. CDII. bei Richthofen.

2) H. Hahn, Die Hoffnungen der katholischen Kirche in China, S. 47.

gesucht und gefunden haben im fernen Osten. Im 10. Kapitel seines großen Werkes über China (I. Band), wo v. Richthofen u. a. der Missionstätigkeit des Johann von Monte-Corvino gedenkt, lesen wir unmittelbar vorher, daß nach der Verfolgung des Wu Tsung, „weiterhin jede Spur der so erfolgreich eingeführten Religion (der Nestorianer) verschwand." Und weiter: „Wann es den Nestorianern gelang, ihre Mission wieder dorthin auszubreiten, läßt sich nicht ersehen; wir wissen nur, daß die ersten Reisenden, welche von Europa das mongolische Reich besuchten, durch die große Zahl von Nestorianern, die sie dort fanden, überrascht waren. Aber schon lange vorher muß die zweite Ära der großen Erfolge jener bekehrungseifrigen Sekte begonnen haben."

Das Urteil des berühmten Sinologen Dr. James Legge über die Wirkung der von Wu Tsung in Szene gesetzten Verfolgung lautet ähnlich. „Ihre Mission hatte ihren Todesstoß erhalten." „Man könnte beinahe sagen, daß der Nestorianismus, der während zweier Jahrhunderte, sein Hauptquartier in Si-ngan-fu hatte, einen vollständigen Zusammenbruch in China erfuhr."

Wenn die Wirren, welche der Fall der Mongolen-Dynastie zur Folge hatte, die erste römische Mission zu Grunde richten konnte, warum sollten dann die Wirren, die dem tiefeinschneidendem Edikt des Kaisers Wu Tsung folgten, dem Nestorianismus nicht ebenso verhängnisvoll geworden sein?

Nachschrift.

Aus Anlaß der von mir eingesandten Verweisungen[1]) hat der

1) Erst heute kommt mir Nr. 8 des Jahrgangs 1904 mit dem Aufsatz von Missionar J. Genähr über „Das Nestorianer-Denkmal in Si-ngan-fu" zu Gesicht (S. 364—372). Da er nicht angibt, wo neuere Abbildungen desselben und weitere Literatur zu finden sind, verweise ich auf die „Literatura" in meiner syrischen Grammatik, wo außer der Schrift von G. Pauthier von 1858 — so, nicht „Panthier" muß es S. 367, Z. 8 heißen — eine Arbeit von J. H. Hall aus Band 13 (1886) des Journal of the American Oriental Society p. CXXIV—CXXVI angeführt ist. Die Hauptarbeiten sind aber erst seit der 2. Auflage meiner Grammatik (1888) erschienen, nämlich:

Joh. Heller, S. J., Prolegomena zu einer neuen Ausgabe der nestorianischen Inschrift von Si-ngan-fu (Wien 1889, aus: Verhandlungen des VII. Internationalen Orientalistenkongresses S. 37—48).

—, Das nestorianische Denkmal in Si-ngan-fu. Mit 2 zinkographierten Tafeln, Separatabdruck aus dem II. Bande des Werkes „Wissenschaftliche Ergebnisse

Herr Herausgeber mir den vorstehenden Aufsatz vor dem Abdruck zugesandt; ich kann seinen Inhalt nicht mit Bestimmtheit widerlegen, möchte aber doch glauben, daß das Christentum in China auch nach 845 noch Bekenner gehabt hat. Ob in L'Abbé Huc, Christianity in China, Tartary and Tibet 1887 (3 Bände) näheres kommt, weiß ich nicht, da ich das Werk nur dem Titel nach kenne, ebenso ist mir W. Barthold, Zur Geschichte des Christentums in Mittel-Asien bis zur mongolischen Eroberung; deutsche Bearbeitung nach dem russischen Original von Dr. Rudolf Stübe (Tüb. u. Leipzig 1901)

---

der Reise des Grafen B. Széchenyi in Ostasien (1877—1880). Budapest 1897. 62 S.

—, La stela di Si-ngan-Fu (Civilta Catt. XVIII, 10, 715—727).

George Smith, The conversion of India from Pantaenus to the present time A. D. 193—1893, London, Murray 1893.

H. Havret, La stèle chrétienne de Si-ngan-fu 1ère Partie. Facsimilé etc. Shanghai 1897. Partie II. Histoire du monument 1897 - Variétés sinologique No. 7 et 12 (Part. III Übersetzung und Kommentar ist meines Wissens noch nicht erschienen; durch O. Harrassowitz in Leipzig zu beziehen).

Weiter sind zu vergleichen die Bulletins de l'Académie royale . . de Belgique 66. Année, 3. Sér. 1896 p. 729; 67 Anné 1897, p. 61 über eine Arbeit von Lamy und Gelny.

Die Londoner Bibelgesellschaft besitzt einen Abdruck, der mir unlängst in photographischer Nachbildung durch Rev. Arch. Paterson in Sutton zuging. Außer auf Heller verweist die Unterschrift auf Williams's Middle Kingdom. Sehr merkwürdig ist auf dem Denkmal die Zählung von 27 Schriften des Neuen Testaments, da die Nestorianer die Offenbarung (und früher, die katholischen Briefe) nicht in ihrem Kanon hatten.

2. Die von Missionar Genähr am Schluß ausgesprochene Hoffnung, daß weitere Überbleibsel dieser alten Nestorianerkirche noch zu Tage gefördert werden, ist seither schon erfüllt worden: Seit 1888 besitzen wir den Bericht über die Reise, die Jahballaha (=Theodor), von 1281 ab nestorianischer Metropolit von China, von Peking zu Land nach Konstantinopel, Rom, Paris und London machte; 1895 erschien er syrisch in zweiter verbesserter Ausgabe und in französischer Übersetzung, scheint aber in theologischen und in Missionskreisen nicht die Beachtung gefunden zu haben, die er verdient. Ich führe nur die Übersetzung an: Histoire de Mar Jabalaha III, Patriarche des Nestoriens (1281—1317) et du Moine Rabban Çauma, ambassadeur du Roi Argoun en Occident (1287). Traduite du Syriaque et annotée par J. B. Chabot. Paris, Leroux 1895 (VII 278 S. Extrait de la „Revue de l'Orient Latin I et II). Heinrich Hilgenfeld hat in Teubners Mitteilungen 1895, 162 eine deutsche Übersetzung angekündigt. Erschienen ist sie meines Wissens noch nicht. Sie wäre sehr erwünscht.

Maulbronn, 6. Dezember 1904. Eb. Nestle.

nur aus der P. R.-E.[3] 13, 724 bekannt. Aber die Menge der syrisch-nestorianischen Grabsteine, die man 1885 in Semirjetschie gefunden hat (westlich von der chinesischen Grenze von Kuldscha, nordöstlich von Kokand) und die neusten Handschriftenfunde aus Turfan (siehe Deutsche Lit.-Ztg. 1905, Nr. 1, Sp. 10 über die Sitzung der Berliner Akademie vom 15. Dezember) machen mich im voraus geneigt zu glauben, daß das Christentum im Osten seinen Zusammenhang wahrte. Wir hören aber auch von nestorianischen Bischöfen für Bactrien, Sogdiana und China nicht bloß unter dem Patriarchen Timotheus, dessen Vorgänger auf der Inschrift von Si-ngan-fu erwähnt wird (778—820); sondern auch unter Theodosius (852—858) von Metropoliten von China, Merw, Herat und Samarkand. Der arabische Historiker Mas'udi spricht von einer Niedermetzlung vieler Christen, Mohammedaner und Juden in Kan-fu bei der Eroberung dieser Stadt durch den Rebellen Banschu um 878. Chwolson (Syrisch-nestorianische Grabschriften aus Semirjetschie in Mémoires de l'académie imperiale des sciences de St. Petersbourg. VII série, tome XXXVII No. 8 1890), dem ich diese Notizen entnehme p. 109, sagt dann: „mit dem Untergange der das Christentum (und auch den Buddhismus) beschützenden Thang-Dynastie (960) ist auch eine Katastrophe für die christlichen Gemeinden in China eingetreten". Zum Beweis dafür erwähnt er eben die von Genähr mitgeteilte Nachricht des Fihrist und fügt hinzu, daß auch der Archimandrit Palladji in einer russischen, chinesische Quellen zitierenden Abhandlung „Alte Spuren des Christentums in China" (in „Wostotschni Sbornik" I. 1877 p. 1—61) sage, daß aus der Zeit der Sung-Dynastie, die auf die Thang-Dynastie folgte, keine Spuren des Christentums in China sich nachweisen lassen. Im Norden von China, fährt Chwolson S. 110 fort, scheinen übrigens noch im XI. Jahrhundert Christen gelebt zu haben, denn der Patriarch Sabarjesu (1061—1072) schickte den Bischof von Kaskar, Georgius, nach Chorasan, Segestan und nach den Ländern von Chatai, d. i. Nord-China, wo es also damals noch Christen gegeben haben muß. Der Patriarch Elias III. (1176 bis 1190) ernannte zwei Metropoliten von Kaschgar und der Patriarch Dencha (1265—1281) ernannte zuerst den Bischof von Tus, Simon bar Kalig zum Metropoliten von China und dann den Türken oder Uigur Jahbalaha zum Metropoliten von China und wie es scheint zugleich von Tangut. (Über diesen siehe meine früheren Mitteilungen.)

Chwolson erklärt es für zweifellos, daß das Christentum infolge der Eroberung Chinas durch die Mongolen daselbst von neuem Eingang und weite Verbreitung fand. Aus Palladji gibt er dafür mehrere Belege. In der „neuen Folge" der Syrisch-nestorianischen Grabschriften aus Semirjetschi (Petersburg 1897 4°) spricht er sich über diese Fragen nicht weiter aus, gibt aber S. 59 eine lehrreiche Zusammenstellung über die Ergebnisse dieser Grabinschriften[1]). Aus einem Zeitraum von rund 100 Jahren (1249—1345 Chwolson I, p. 111) finden sich auf ihnen die Namen von gegen 300 volljährigen Personen männlichen Geschlechtes. Unter diesen sind 9 Archidiakone, 23 Kirchenvisitatoren, 46 Scholastici, 3 Exegeten, 2 Prediger, 8 Lehrer, 15, welche verschiedene kirchliche Ämter eingenommen haben, und mehrere Personen, welche als „gesegnete, ehrwürdige Greise, vollkommene Lehrer, vollkommene Priester, rechtschaffene Männer" oder als „Weise" bezeichnet werden, somit über 120 Personen unter 300, die sich durch ihre kirchliche Stellung und durch ihr Wissen hervorgetan haben".

Mehr um auf dies wenig beachtete Zeugnis zu verweisen, als weil ich einen selbständigen Beitrag zur Geschichte der Nestorianer in China hätte geben können oder wollen, erlaubte ich mir diese Zeilen beizufügen.

Auch hier reden Steine; abes was für eine Sprache! Von untergegangenem Christentum erzählen sie.

Noch mag aus J. B. Chabot's Ausgabe des Synodicon Orientale on Recueil de Synods Nestoriens (Notices et Extraits t. XXXVII Paris 1902) angeführt werden, daß der 21. Kanon der Synode des Isak vom Jahr 410, welcher die Rangordnung der Metropoliten regelt, in der Bearbeitung des Ebedjesu von Nisibis († 1318) an letzter Stelle den Metropoliten der Inseln des Meeres und des Innern, von Dabag (=Java?) Çin und Maçin (=China) nennt, a. a. O. p. 620.

1) Sie sind, beiläufig bemerkt, die originellsten Grabsteine, die ich kenne, harte Feldsteine aus Granit oder Diorit, weder behauen noch geglättet, faustgroß oder kopfgroß, selten viel größer, wie man sie in der Steppe findet, in die regelmäßig ein Kreuz mit dem Namen und den Personalien des Verstorbenen eingehauen ist. Als man die ersten im Herbst 1885 auffand, konnte man sich rein nicht erklären, was diese Steine bedeuteten.

Chronik.

Nach dem Church Miss. Int. (1905, 83 u. 229) hat Lord Cromer Ende 1904 dem Vorstande der englischen Kirchenmission die offizielle Mitteilung gemacht, daß die britische Regierung unter der noch heidnischen Bevölkerung des südlichen Sudan der christlichen Mission jetzt die Arbeit gestatte. In dem nördlichen mohammedanischen Teile bleibt es noch bei dem früheren Verbote einer direkten missionarischen Tätigkeit; nur christliche Schulen sind in Khartum zugelassen, die von mohammedanischen Kindern besucht werden dürfen, wenn ihre Eltern mit der Teilnahme am christlichen Unterricht einverstanden sind. Der Lord hat das für die Mission freigegebene Gebiet, etwa von Faschoda an südwärts, in 3 Distrikte geteilt: in einen südwestlichen im Bahr el Ghazal-Gebiete für die Katholiken, einen nordöstlichen im Sobat-Gebiete für die amerikanischen Vereinigten Presbyterianer, die hier (von Ägypten aus über Assuan) bereits eine Station angelegt haben, und im Süden für die englische Kirchen-M. G., die nun sowohl von Khartum wie von Uganda aus am oberen Nil ihre Tätigkeit zu beginnen gedenkt.

* * *

In China kommt die geistige Fortschrittsbewegung immer mehr in Gang. Höhere Bildungsanstalten sind in 15 Provinzial-Hauptstädten bereits begründet und neben ihnen mehren sich beständig allerlei technische Schulen. 5000 junge Chinesen sollen nach einer Mitteilung von Dr. Tim. Richard in Japan die höheren Schulen besuchen und mehrere tausend Japaner in China als Lehrer, Redakteure usw. beschäftigt sein. Die Zahl der Zeitungen und Zeitschriften wächst rapid, das Verlangen nach westländischer Literatur und nach Übersetzungen derselben ins Chinesische steigt, der Postdienst wird immer ausgedehnter und geordneter, die Kommunikation durch Eisenbahnen, Dampfschiffe, Telegraphen erleichtert. Der chinesische Riese ist am Erwachen. Das bedeutet für die Mission eine große Gelegenheit, vermutlich aber auch einen großen Kampf und man wird gut tun, sich nicht zu sehr mit optimistischen Träumen zu tragen.

* * *

Am 8. Oktober 1903 haben die Vereinigten Staaten Nordamerikas einen neuen Vertrag mit China geschlossen, dessen 14. Artikel vom Missionswesen handelt und also lautet:[1] „Die Prinzipien der christlichen Religion, wie sie von der evangelischen und katholischen Kirche vertreten werden, bestehen anerkanntermaßen darin, die Menschen zum Gutestun zu ermahnen und andern das zu tun, was sie wollen, daß andre ihnen tun. Wer im Frieden diese Lehren bekennt und lehrt, soll nicht seines Glaubens wegen belästigt oder verfolgt werden. Daher soll niemand, weder amerikanische Staatsangehörige noch chinesische Christen, welcher entsprechend diesen Abmachungen im Frieden die Prinzipien des Christentums lehrt und ausübt, in irgendwelcher Weise behindert oder gestört werden. Es steht jedem Chinesen

1) Z. M. R. 1904, 233.

vollkommen frei, sich den christlichen Kirchen anzuschließen. Christen und Nichtchristen sollen gleicherweise als chinesische Untertanen betrachtet und daher in gleicher Weise den chinesischen Gesetzen unterworfen sein. Sie sollen den chinesischen Beamten den gebührenden Respekt erweisen und in Frieden und Freundschaft mit einander leben. Die Tatsache, daß einer Christ ist, soll ihm keinen Schutz gewähren vor den Folgen irgend eines Verbrechens, das er begangen hat vor seinem Anschluß an die Kirche oder nach demselben begeht. Ebensowenig soll er dadurch der Bezahlung der von chinesischen Untertanen gesetzmäßigerweise erhobenen Steuern enthoben sein, abgesehen von solchen Steuern und Beiträgen, die zur Erhaltung religiöser Einrichtungen und Übungen, welche der christlichen Religion entgegen sind, verwandt werden. Missionare sollen in die Ausübung der Jurisdiktion chinesischer Beamter über chinesische Untertanen nicht eingreifen. Ebensowenig sollen die chinesischen Beamten irgendwelchen Unterschied zwischen Christen und Nichtchristen machen, sondern das Gesetz unparteiisch handhaben, so daß beide Teile miteinander in Frieden leben können. Missionsgesellschaften der Vereinigten Staaten sollen das Recht haben, Gebäude und Grundstücke in allen Teilen des Reiches zu Missionszwecken zu mieten, oder als dauerndes Eigentum zu pachten (Kaufverträge gibt es nach chinesischem Recht nicht, vgl. die „Pachtung" Tsingtaus), und nachdem die Landurkunden geprüft und gestempelt sind, solche Gebäude darauf zu errichten, wie sie zur Ausübung ihres guten Werkes erforderlich sind."

Es ist — fügt der Berichterstatter hinzu — in diesem Artikel nur von amerikanischen Missionen die Rede, aber da alle Vorrechte eines Vertrages durch die Meistbegünstigungsklausel auch auf die übrigen Nationen übergehen, so bezeichnet der vorstehende Artikel zugleich den Rechtsstandpunkt der deutschen Mission. Wichtig daran ist die klare Aufstellung des Grundsatzes vollkommener Religionsfreiheit auch der chinesischen Christen, wenigstens soweit der Privatmann in Betracht kommt. Wenn die obigen Grundsätze von Christen und Nichtchristen befolgt werden, so ist zu hoffen, daß sich im Laufe der Zeit ein modus vivendi zwischen beiden Lagern findet. Interessant ist auch, daß das Recht des Landkaufs in allen Teilen des Reichs vonseiten der Mission offen anerkannt wird. Bisher war dieses Vorrecht der Missionen vor andern Fremden, die nur in offenen Häfen Land erwerben dürfen, nur einer Fälschung des französischen Handelsvertrags zugunsten der katholischen Mission zu verdanken. Unbestimmt gelassen ist in dem Vertrag die Art des Vorgehens der chinesischen Regierung gegen solche Christen, die die Beamtenlaufbahn ergreifen wollen. Bekanntlich ist das zunächst noch durch die unerläßlichen heidnischen Zeremonien, denen ein Beamter sich unterziehen muß, für die Christen unmöglich gemacht, und die Vorgänge an der Universität in Tsinanfu haben gezeigt, daß die chinesische Regierung gesonnen ist, unter der Beamtenschaft mit aller Macht das Christentum auszuschließen. Vorläufig ist in dieser Frage wenig Hoffnung auf Besserung.

* • *

„Ein moderner Apostel in Barma." Unter diesem etwas zu vollen Titel berichtet die Miss. Rev. (1905, 109) von einem merkwürdigen Manne, der

in den letzten Jahren einige Tausend seiner Landsleute, der Karenen, zu Christo geführt hat. Der Mann heißt Ko San Ye und ist jetzt etwa 50 Jahre alt. Als er im Alter von 30 Jahren sein Weib und sein einziges Kind verlor, zog er sich ins Gebirge zurück, suchte Trost im Buddhismus und erwarb sich durch sein asketisches Leben den Ruf großer Heiligkeit. Aber er fand nicht, was er suchte, auch nicht in der Philosophie, die er aus der buddhistischen Moral und den spiritualisierten Gottesvorstellungen der karenischen Tradition sich bildete. Endlich hörte er vom Christentum und begehrte im Jahre 1890 die Taufe, die ihm aber mit 140 seiner Anhänger erst nach längerer Prüfung seitens der baptistischen Missionare gewährt wurde. Von jetzt an nannte er sich Ko San Ye (Speise und Wasser). Ko Paik San — wie er früher hieß — sagte er „war des Teufels Diener, Ko San Ye ist ein neuer Mensch, der Gott dienen muß." Im Pagudistrikt überwies ihm die Regierung ca. 2000 Acker wüstes Land. Hier gründete er eine Kolonie mit einigen hundert Häusern und baute eine prächtige Kirche, die fast 100 000 Mk. kostete, eine Summe, die er ganz von den Karenen sammelte. Später durchwanderte er das Land als Reiseprediger und baute mit bedeutenden, abermals ganz von den Karenen dargereichten Mitteln an verschiedenen Orten große Logierhäuser für die zahlreich zusammenströmende Menschenmenge, die ihm folgte, um ihn zu hören, und die mit einer fast abgöttischen Verehrung an ihm hing. Er ging und geht noch ganz seinen eignen Weg, befolgt auch seine eigne Methode, nämlich daß er in Anknüpfung an die alten karenischen Überlieferungen seine heidnischen Zuhörer zu einem reinen Monotheismus und so Schritt vor Schritt zu Christus führt. Aber er tauft nicht, sondern bringt seine Anhänger zu den Missionaren, die sie dann ihrerseits erst noch Monate lang gründlich unterrichten und auf die Lauterkeit ihres Sinnes und Wandels prüfen, ehe sie sie durch die Taufe in die Gemeinde aufnehmen. Trotz des großen Ansehens, das der Mann genießt, ist er demütig; und die Missionare geben ihm das Zeugnis, daß sein Glaube niemals ermattet, daß er betet ohne Unterlaß und Gott ihm immer gegenwärtig ist. Hoffentlich bleibt die große Bewegung, an deren Spitze er steht, immer in gesunden Bahnen.

* * *

Von den 11 in Indien missionierenden Zweigen des Presbyterianismus haben die Vertreter von sieben derselben im Dezember 1904 zu Allahabad sich zu einer **Generalsynode der presbyterianischen Kirche in Indien** konstituiert und als Präsidenten derselben einen der angesehensten eingebornen Geistlichen, einen von den durch Duff bekehrten Brahmanen, den Dr. theol. Chatterji gewählt, so daß jetzt wie in Japan und China auch in Indien eine einheitliche presbyterianische Missionskirche in der Bildung begriffen ist.

* * *

In seiner Monographie über die **ärztliche Mission** (cf. Literatur-Bericht) gibt Feldmann folgende neueste Statistik: Insgesamt stehen jetzt im Dienste der evangelischen Mission 701 männliche und 238 weibliche Ärzte, von denen auf Großbritanien 339[1]) + 104, auf Nordamerika 297 + 126, auf das europäische

1) Jetzt ist diese Zahl auf 357 gestiegen. Int. 1905, 147.

Festland 34, auf die britischen Kolonien 31+8 entfallen. Die Zahl der Hospitäler beträgt 395, der Polikliniken 770, der Opiumasyle 57 und der Aussätzigenasyle 78. In den Hospitälern, den Polikliniken und in Privatwohnungen werden jährlich ca. 2 324 420 Kranke behandelt. Das sind weit größere Zahlen als sie bisher angegeben worden sind, auch in der 8. Auflage meines „Abriß", wo ich Seite 165 nur 510 männliche und 220 weibliche Missionsärzte registriert habe. Warneck.

Literatur-Bericht.

1. **Schneller:** „Bis zur Sahara. Welt- und kirchengeschichtliche Streifzüge durch Nordafrika." Leipzig. 1905. Wallmann. geb. 4.80 Mk. Ein ebenso anschaulich und fesselnd geschriebenes wie elegant ausgestattetes und trefflich illustriertes Buch aus der fleißigen Feder des mit dem orientalischen Leben von Jugend auf vertrauteu Verfassers, dessen Geschick seine ernsten Stoffe in novellistischer Schilderung anziehend zu behandeln sich hier wieder glänzend bewährt. Ist es auch für den Kundigen viel bekanntes, was aus der alten wie neuen Welt- und Kirchengeschichte der gewandte Erzähler in seine Reisebeschreibung einflicht, immer hält er den Leser in gesteigerter Spannung, und in das eigenartige orientalische Leben, in welches alles eingerahmt ist, wird er so unmittelbar hineinversetzt, daß es sich wie vor seinen Augen abspielt, und zahlreiche charakteristische Gespräche unterhalten und belehren ihn in gleicher Weise. Unser besonderes Interesse nehmen natürlich die verschiedenen Missionsexkurse in Anspruch, so der in die evangelische Missionsarbeit unter den Kabylen und unter den tunesischen Juden; über Lavigerie und die durch ihn organisierte katholische Missionstätigkeit hätten wir gern etwas mehr gehört, sowohl der Abschnitt über Algier wie über Tunis hätten reichlich dazu Gelegenheit gegeben. Die „Nordafrika-Mission" ist ganz übergangen.

2. **Klamroth:** „Auf Bergpfaden in Deutsch-Ostafrika. Bilder aus den Anfängen evangelischer Missionsarbeit unter den Pangwa am Njassa." Berlin 1904. Buchhandlung der Berliner evang. M. G. 76 Seiten. 75 Pfg. In den südlichen Teil des deutsch-ostafrikanischen Arbeitsgebiets der Berliner I. M. G. führt uns dieses flott geschriebene Schriftchen, an das Ostufer des Njassa südlich von Langenburg, hinauf in das Livingstoniagebirge, wo jetzt die leider noch nicht auf den Missionskarten verzeichnete Station Milow liegt. Im Norden dieses Gebiets unter den Bena und Kinga hatten die Berliner Missionare vom Kondelande aus schon eine Reihe von Stationen angelegt als im Jahre 1900 der Verfasser mit noch zwei andern Missionaren beauftragt wurde, das damals noch sehr wenig bekannte Land der Pangwa zu erkunden. um auch hier eine geordnete Missionsarbeit in die Bahn zu leiten. Nicht bloß wie es nun mit dieser Anfangsarbeit gegangen ist sondern auch wie Land und Leute beschaffen sind, unter denen sie getan wird, das erzählt er uns in diesem Schriftchen. Er selbst ist zwar mittlerweile an die Ostküste hinüber nach

Usaramo berufen worden, aber sein Herz hängt an der vielfach, besonders durch den Wechsel der versetzten und erkrankten Arbeiter heimgesuchten und aufgehaltenen Pangwa-Mission, und um das Herz der heimatlichen Missionsfreunde für sie zu erwärmen, hat er ihre kurze Geschichte geschrieben, damit ihre kraftvolle Unterstützung es ermögliche, daß dem schweren Anfange ein gesegneter Fortgang folge. Möge das dem Büchlein gelingen.

3. **Geyser**: „Mit eisernem Willen. Eine Erzählung aus dem Leben des Indianermissionars Joh. Meyer." Mit 8 (verschiedenwertigen) Bildern. Basel. Missionsbuchhandlung. 1905. 1,40, geb. 2 Mk. Schon im Ev. Miss.-Mag. 1858 und 1859 war das Leben dieses hingebungsvollen, im Eifer für die Rettung der Indianer sich verzehrenden, aber in diesem Eifer nicht immer verständig handelnden Missionars erzählt worden, und der Verfasser des vorliegenden Schriftchens hat es nur auf Grund dieser Quelle nacherzählt, aber gut nacherzählt. Meyer ist ein origineller aber durchaus einspänniger Mann, der von Basel der englischen Kirchen-M. G. überwiesen wird, sich in das anglikanisch-kirchliche Wesen nicht finden kann und bei den Plymouthbrüdern landet, die ihn mit einer gleichgesinnten tapfern Frau, die er sich auf ziemlich romantische Weise aus der Schweiz geholt, als Glaubensmissionar nach Britisch-Guyana ziehen lassen, wo er, rücksichtslos gegen sich selbst, unter unsäglichen Entbehrungen und Gefahren sich aufreibend, inmitten einer unwegsamen Wildnis fast 10 Jahre lang bahnbrecherische Arbeit unter den Indianern tut. Den brennenden Eifer, den selbstlosen Opfersinn, den eisernen Willen des Mannes muß man bewundern, aber den Gedanken kann man nicht zurückhalten: wenn diese missionarischen Tugenden in die Zucht eines gesunderen Missionsbetriebs und einer verständigeren Maßhaltung in der Kraftaufwendung gestellt worden wären — einen wie viel größeren und dauernderen Erfolg hätte ein solcher Mann erzielen können! Das Buch liest sich wie ein Roman, nur vorbildlich ist nicht alles in ihm.

4. **Peyer**: „François Coillard, der Apostel der Sambesi-Mission." Mit 6 (zum Teil guten) Bildern und 2 Karten. Ebd. 1905. 1,20, geb. 1,80 Mk. In kurzer Zeit die zweite deutsche Biographie Coillards, ein Beweis, wie wert gehalten dieser Große unter den Pariser Missionaren auch in den deutschen Missionskreisen ist. Die Arbeit Peyers kann sich messen mit der von Schlunk, so daß es schwer ist zu sagen, welche von beiden den Vorzug verdient.

5. **Warneck**: „Die Mission in der Schule. Ein Handbuch für den Lehrer." 10. vermehrte uno verbesserte Auflage. Gütersloh. Geb. 2 Mk. 228 Seiten. In der Gesamtanlage ist diese 10. Auflage wesentlich unverändert geblieben, aber einzelne Passagen sind umgearbeitet, die Geschichte wie die Statistik ist überall bis auf die neuste Gegenwart fortgeführt und das Ganze durch zahlreiche neue Einzelgeschichten bereichert.

6. **Horbach**: „Repertorium zu Warneck's Allgemeiner Missions-Zeitschrift, Band 26—30: 1899—1903." Berlin. M. Warneck. 1904. 2.00 Mk. Ganz nach dem Repertorium zu den ersten 25 Bänden der A. M. Z. disponiert und mit derselben peinlichen Akkuratesse gearbeitet.

7. Von den **Basler Missionsstudien** sind wieder 2 Hefte erschienen, das 25. und 26., die beide rückhaltlos zu empfehlen sind:

a) **Feldmann**: „Die ärztliche Mission unter Heiden und Mohammedanern.“ 1,60 Mk. Zusammen mit seinem in dieser Zeitschrift (1904, 209) erschienenen Aufsatz über „Die gegenwärtige Ausdehnung der ärztlichen Mission“ hat der Verfasser in der vorliegenden, 310 Seiten umfassenden Schrift eine Monographie über die ärztliche Mission geliefert, welche eine der wertvollsten Bereicherungen nicht bloß der deutschen sondern der gesamten Missionsliteratur genannt werden muß. Im Unterschiede von dem genannten Aufsatze ist in diesem Buche der mit großem Fleiß und in fast lückenloser Vollständigkeit gesammelte Stoff — nicht wieder nach den Missionsgebieten sondern — nach den Missionsgesellschaften geordnet: den britischen, den amerikanischen, den der britischen Kolonien, den deutschen, niederländischen, skandinavischen und französischen, unter Voranstellung zweier Kapitel, welche Begründung, Wert, Aufgabe und Methode der ärztlichen Mission und die Geschichte der ärztlichen Missionsvereine behandeln. Ein warmes Einleitungswort von Bodelschwingh's, in dessen Anstalten der Verfasser als Arzt tätig ist und ein ebensolches Schlußwort des Verfassers, das einen Appell an die deutschen Ärzte enthält, rahmen das ganze ein und eine wertvolle statistische Tabelle, deren Ergebnis in der „Chronik“ dieser Nummer bereits mitgeteilt ist, schließt es ab. Wir besitzen jetzt die beste literarische Arbeit über die ärztliche Mission — möchten wir nun nur auch bald über die bloß 17 Missionsärzte, welche Deutschland samt der Schweiz stellt, hinauskommen!

b) **Dilger**: „Krischna oder Christus? Eine religionsgeschichtliche Parallele.“ 60 Pfg. Aus seinem bedeutenden Buche: „Die Erlösung des Menschen nach Hinduismus und Christentum“ ist Dilger als ein kompetenter Bearbeiter der religionswissenschaftlichen Probleme bekannt, welche der Hinduismus an die missionarische Apologetik stellt. In dem vorliegenden Schriftchen gibt er uns einen neuen wertvollen Beitrag zu diesem wichtigen Zweige der Missionskunde, der ähnlich wie Flad's: „Konfuzius in christlicher Beleuchtung“ nicht bloß den Missionaren, welche im Kampfe mit den betreffenden Religionen stehen, eine brauchbare Waffe in die Hand gibt, sondern auch den Missionsfreunden in der Heimat einen Einblick in diesen Kampf gewährt und zugleich zeigt, wie unentbehrlich den christlichen Sendboten, namentlich wo sie es mit den Buchreligionen der alten asiatischen Kulturvölker zu tun haben, eine tüchtige wissenschaftliche Ausrüstung, speziell ein solides religionsgeschichtliches Wissen ist. Nach einer orientierenden Einleitung über die in Frage kommenden Urkunden und einer verständigen Beleuchtung der scheinbaren Übereinstimmung gewisser Stellen derselben mit neutestamentlichen Aussprüchen und Geschichten ist der Stoff übersichtlich in 3 Hauptteile gegliedert: die beiderseitigen Persönlichkeiten, Heilsgüter und sittlichen Ideale, und in Anknüpfung an reichliche Zitate nach allen drei Seiten hin die absolute Überlegenheit des Evangelii Christi ins hellste Licht gestellt. **Warneck.**

Einladung

zur dritten allgemeinen studentischen Missionskonferenz in Halle a. S. vom 26.—30. April 1905.

„Der seit Frühjahr 1896 bestehende „Deutsche Studentenbund für Mission (S. f. M.) veranstaltet alle 4 Jahre, also innerhalb jeder studentischen Generation, einmal eine allgemeine studentische Missionskonferenz. Der Zweck dieser Konferenz ist nicht, „in äußerlicher Weise aus der Masse der Teilnehmer heraus einige neue Mitglieder für den Bund und einige neue Arbeiter für die Mission zu gewinnen. Zwar wäre die Konferenz nicht, was sie sein soll, würde nicht manch ein Student durch sie dazu geführt, Gott sein Leben zum Dienst an den Heiden zur Verfügung zu stellen. Aber was wir von diesen Tagen erwarten, ist eine viel weiter und viel tiefer greifende Wirkung, die vielleicht spätere, aber um so reichere Früchte zeitigt. Wir möchten, daß jeder Teilnehmer seine Verantwortung gegenüber dem Herrn Jesus und seinem Reich erkennt und die praktischen Konsequenzen daraus auf sich nimmt, gleichviel ob er Missionar wird oder nicht; und wir erwarten, daß nachher von den Konferenzteilnehmern auch auf andere Kommilitonen eine Anregung ausgeht, ihr Leben für Gottes Reichszwecke her zu geben." Zur Ergänzung dieses Passus aus der offiziellen Einladung an die Studentenschaft vergleiche man den ausführlichen Bericht über die III. internat. Studenten-Missionskonferenz in Edinburgh vom 2.—6. Januar 1904. (A. M. Z. 1904. S. 232—243.)

Natürlich kann es sich in Halle, entsprechend der beschämend geringen Mitgliederzahl des Bundes (64, von denen sich 24 draußen und 40 noch in der Heimat befinden) und dem darin sich doch einigermaßen ausdrückenden noch sehr bescheidenen Umfang der studentischen Missionsbewegung in Deutschland, nur um eine Konferenz in kleinerem Maßstabe handeln, die selbstverständlich spezifisch deutschen Charakter tragen wird. Das macht ihre Bedeutung nur um so einleuchtender und eindrücklicher für jeden, der einsieht, wie wichtig gerade bei der gegenwärtigen Lage der Mission die Gewinnung der akademisch Gebildeten und nicht zum wenigsten der deutschen Bildungswelt für den Sieg der Sache Gottes daheim und draußen ist. Es handelt sich bei dem Besuch einer derartigen Konferenz bei weitem nicht nur um die Befriedigung des theoretischen Interesses, das der Missionshistoriker der internationalen studentischen Missionsbewegung als einer völlig neuen Erscheinung in der Geschichte der Mission entgegenbringen wird, sondern es ist eine praktische Lebensfrage für die Zukunft der Mission, der durch diese Veranstaltung Rechnung getragen werden soll. Darum bitten wir in erster Linie um die Gebetshilfe derer, die für die Wichtigkeit einer studentischen Missionskonferenz mit praktischer Zuspitzung Verständnis und Herz haben. Die Hallesche Missionsgemeinde wird es ja außerdem an der äußeren Mithilfe nicht fehlen lassen. Missionsleute, denen die Ziele der Konferenz wertvoll genug erscheinen, um selbst hinzukommen, sind herzlich eingeladen. Sie hätten nebenbei auch die Möglichkeit persön-

licher Berührung mit Vertretern der meisten deutschen Missionsgesellschaften. Besuchern des Missionskursus im Berliner Missionshause, der Dienstag nach Quasimodogeniti beginnt, würde die Zeit zu einem Abstecher nach Halle sehr günstig liegen. Anmeldungen zur Teilnahme werden bis spätestens zum 15. April an cand. min. W. Gundert, Sekretär des S. f. M., Stuttgart, Hohestr. 6 erbeten. Zum Schluß folge noch eine Skizze des Programms.

Donnerstag. „Versäumnisse der akademisch Gebildeten Deutschlands gegenüber einer notleidenden Welt." Missionar Dr. H. Weitbrecht-Lahore. stud. med. G. Müller-Leipzig. „Die Missionsbewegung in der Studentenwelt." Prediger Th. Mann-Ansbach. „Unser Anteil an der Gesamtschuld." Dr. phil. K. Heim-Halle. L. v. Gerdtell-Steglitz.

Freitag. „Evangelisation der Welt — Gottes Wille." Prof. D. Kähler. Unitätsdirektor Bauer-Herrnhut. „Die Aufgabe unserer Generation." Missionsinspektor P. Kriele-Barmen.

Sonnabend. „Missionsgebet." Prof. D. Warneck. „Missionsstudium." W. Gundert, Sekretär des S. f. M. „Die persönliche Stellung zum praktischen Missionsdienst." Missionar A. Fehle-Kumase.

Sonntag. Predigt. Missionsinspektor P. Michaelis-Großlichterfelde. „Lebensbild eines Missionars." Missionssekretär P. Würz-Basel. Außerdem finden Spezialversammlungen für Theologen, Mediziner, Philologen, Juristen, Techniker und studierende Frauen statt.

Im Auftrag des Vorstandes des S. f. M.:

O. Schmitz, stud. theol.



Ernst Röttgers Buchdruckerei, Kassel.

Die Mission im Kindergottesdienst[1]).

Von P. Zauleck-Bremen.

Sie sind beide miteinander groß geworden: die moderne Mission und der moderne Kindergottesdienst. Beide im 18. Jahrhundert geboren, durften sie im 19. Jahrhundert einen Siegeslauf antreten durch die Welt. Wie man das 19. Jahrhundert oft ein Missionsjahrhundert genannt hat, so hätte man es auch ein Jahrhundert des Kindergottesdienstes nennen können. Prophetische Stimmen haben geweissagt, das 20. Jahrhundert werde das Jahrhundert des Kindes werden. Mehr als je zuvor ist man an der Arbeit, die Geheimnisse der Kindesseele zu erforschen, um auf diesem Wege besser als bisher zu erkennen, wie man die Kinder am erfolgreichsten bilden könne. Wird aber das 20. Jahrhundert wirklich ein Jahrhundert des Kindes, dann sicher auch des Kindergottesdienstes, der die Kindesseele am tiefsten und heilsamsten beeinflußt. Und das hoffen wir doch alle, daß der Missionscharakter diesem Jahrhundert nicht weniger als dem 19., sondern mehr noch eignen wird.

So erhebt sich die Frage: Haben diese beiden Kinder eines Zeitalters nichts miteinander zu tun? Sollen sie nebeneinander hergehen? Ist es nur Sache der Liebhaberei, wenn hie und da Pastoren die Missionssache in den Kindergottesdienst hineinziehen? Ist es nur Sache des praktischen Nutzens, wenn die Missionsgesellschaften um Liebe und Gaben seitens der Kindergottesdienste bitten? Oder sind vielmehr beide, Mission und Kindergottesdienst, aufeinander angewiesen? Und wenn wir diese Frage bejahen sollten, wie sollen sie dann einander dienen?

Damit sind wir bei unserm Thema: die Mission im Kindergottesdienst.

I.

Versuchen wir zunächst, uns über die Behauptung zu einigen: **Mission und Kindergottesdienst sind aufeinander angewiesen.**

---

1) Vortrag gehalten auf der Missionskonferenz in Halle am 27. Februar. Erscheint zugleich im „Kindergottesdienst".

Darin liegt ein doppeltes: Der Kindergottesdienst bedarf der Mission, und die Mission bedarf des Kindergottesdienstes.

1. **Der Kindergottesdienst bedarf der Mission.** Vielleicht will manchem diese Behauptung sehr kühn erscheinen. Aber sie wird sich als richtig erweisen, sobald wir den Zweck des Kindergottesdienstes recht ins Auge fassen. Darin sind wir einig, daß der Kindergottesdienst dasselbe an den Kindern bezweckt, was der allgemeine Gottesdienst an den Erwachsenen. Mag das Maß des Erreichbaren im Kindergottesdienst nach manchen Richtungen geringer sein als im allgemeinen Gottesdienst: das, was erreicht werden soll, ist seinem Wesen nach in beiden Gottesdiensten das Gleiche.

Nun soll jeder Gottesdienst die Gemeinde erbauen, sie fester aufbauen auf den einen Grund- und Eckstein der Gemeinde, Jesus Christus, sie fester zusammenbauen zu einer Behausung Gottes im Geist und sie also fähig machen zur Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit. Soll aber die Gemeinde wirklich einen Antrieb bekommen, sich vertrauensvoller auf Jesus zu gründen und dem Geiste Jesu mehr Eingang und Herrschaft zu gewähren, soll in der Gemeinde das Bedürfnis und die Freudigkeit erweckt werden, Gott in Glaube und Liebe, in Verehrung und Dankbarkeit anzubeten, so muß ihr im Gottesdienst Gott groß gemacht, Christus verherrlicht werden. Wohlan, dann muß auch im Kindergottesdienst an jedem Sonntag der Vater und der Sohn verklärt werden, groß und herrlich den Seelen der Kinder dargestellt werden.

Wie geschieht das? Gewiß in erster Linie durch warme, anschauliche Darbietung dessen, was Gott einst getan hat an den Vätern des Glaubens, was er zumal getan hat in seinem lieben Sohne zum Heile der Welt. Aber genügt es auf die Dauer, nur vom vergangenen Tun Gottes zu reden? Verlangt nicht das Kindesherz mehr noch als das des Erwachsenen, daß ihm Brücken geschlagen werden aus der Vergangenheit in die Gegenwart. Das Kind singt so gern von Gott:

> Wie du warst vor aller Zeit,
> So bleibst du in Ewigkeit;

aber wenn bei solchem Singen die Saiten des Herzens wirklich mitklingen sollen, so muß das Kind zuvor die praktische Anschauung, nicht den theoretischen Beweis, für diese Wahrheit empfangen haben

nicht minder auch für den Spruch, den es so leicht lernt und wohl gar an die Kirchenwand geschrieben sieht:

„Jesus Christus gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit."

Sicher, das Kind will sehen, daß in Abrahams Samen gesegnet werden alle Geschlechter auf Erden; es will sehen, daß des Menschen Sohn wirklich gekommen ist, zu suchen und selig zu machen, was verloren ist; daß das Christkind wirklich ein Licht ist, zu erleuchten die Heiden; daß Jesus wirklich der gute Hirte ist, der das verlorene Schaf wiedersucht und zur Herde zurückbringt, daß er wirklich auch die andern Schafe, die nicht aus diesem Stalle sind, herführt, daß sie seine Stimme hören, und daß eine Herde und ein Hirte wird; es will sehen, daß das Senfkorn des Himmelreichs zum Baum wächst, und daß die Vögel des Himmels kommen und wohnen unter seinen Zweigen; daß der Sauerteig des Himmelreichs wirklich die drei Scheffel Mehl durchsäuert usw. usw.

Aber vielleicht wäre des Kindes Sehnsucht damit gestillt, daß wir ihm erzählen, wie in unsrer Mitte verlorene Söhne und Töchter gerettet werden, wie unser Volk einst ein heidnisches war und nun zur Herde Christi gehört und mit ihm viele andre Völker? Nein; es will sehen, wie der gute Hirte heut auch die fremden Schafe ruft und gewinnt, wie das Himmelreich heut wächst, wie es heut die Völkerwelt erobert. Dann erst wird Jesus vor der Kindesseele lebendig und mächtig, groß und herrlich, dann erst erscheint der Vater im Himmel dem Kinde wirklich als der, der da will, daß allen Menschen geholfen werde und daß sie zur Erkenntnis der Wahrheit kommen; dann erst wird es inne: des Herrn Wort ist wahrhaftig, und was er zusagt, das hält er gewiß.

Nun wohl: so bedarf der Kindergottesdienst der Mission, um Jesus als den lebendigen, gegenwärtigen, vollkommenen Heiland aller Welt vor den Augen der Kinder darzustellen, um Gottes erlösende Liebe in ihrer ganzen Weite und Tiefe zu erweisen, bis die Kinder empfinden:

Der reiche Gott auch ist nicht reich genug
An Seelen, die zu ihm heimlenken ihren Flug;

er ist wirklich der,

Dem allemal das Herze bricht,
Wir kommen oder kommen nicht.

Aber der Zweck des Gottesdienstes ist damit noch nicht erschöpft. Jeder Gottesdienst soll die Gemeinde antreiben und anleiten, daß nun ihr ganzes Leben ein Dienst Gottes werde. „Seid Täter des Worts und nicht Hörer allein!“ und „So ihr solches wisset, selig seid ihr, so ihr es tut,“ — das muß durch jeden Gottesdienst hindurchklingen. Soll der Gottesdienst nicht unfruchtbar bleiben, soll er nicht als ein bloßes opus operatum, als ein an sich verdienstliches Werk erscheinen, so muß er hineintreiben in ein persönliches Heiligungsleben und in eine Mitarbeit am Aufbau des Reiches Gottes in irgend einem Maße. Denn Christentum ist nicht nur Lehre, sondern auch Leben, nicht nur Gabe, sondern auch Aufgabe. Demgemäß muß der Kindergottesdienst der Jugend die Wege zeigen, auf denen sie täglich und stündlich wandeln soll, und muß in ihr auch die Lust wecken, diese Wege zu gehen. Gerade der leicht vergeßlichen Jugend müssen wir in immer neuen Worten sagen, was der selige Zeller in Beuggen einmal am Schluß einer Predigt aussprach: „Ihr meint, nun sei der Gottesdienst zu Ende; ich aber sage euch: nun geht er erst recht an.“

Freilich muß von einem Kinde, wie von einem Erwachsenen, zuerst und zumeist die Treue der persönlichen Heiligung, entsprechend den kindlichen Seelenkräften, gefordert werden. Aber muß der Kindergottesdienst, eben wenn er hierzu Anleitung geben will, die Kinder nicht beständig hinweisen auf die Erfüllung der Pflichten gegen andre? Wahrlich, man lernt die Tugenden Christi nicht in der Klosterzelle oder in der Höhle des Eremiten, man lernt sie aber auch nicht in Gottesdiensten und Andachten, sondern im Umgang mit Menschen, in der Arbeit des Berufs, im Wirken für andre. Im täglichen Verkehr mit den Eltern lernt das Kind Gehorsam, Liebe, Demut, Wahrhaftigkeit; im täglichen Verkehr mit Geschwistern und Freunden lernt es Freundlichkeit, Friedfertigkeit, Rücksicht, Dienstfertigkeit, Selbstlosigkeit, Geduld. In den kleinen Pflichten, die die Eltern ihm zuweisen, und in den für ein Kind großen und schweren Pflichten, die die Schule ihm zuweist, übt das Kind seinen Beruf und lernt darin Treue, Fleiß, Ordnung, Pünktlichkeit, Pflichtgefühl. Und wohl jedem Kinde, das von den Eltern früh dazu angeleitet wird, auch Pflichten gegen Arme und Kranke zu erfüllen! Dabei lernt es Barmherzigkeit, Opferwilligkeit und Dankbarkeit für eigenes Wohlergehen.

Ist das aber richtig, so muß der Kindergottesdienst alle diese Pflichten lehren, den Kindern das Gewissen für sie schärfen und die frohe Bereitwilligkeit zur treuen Ausübung in ihnen wecken und stärken.

Und wäre nun hier die Grenze des von den Kindern zu Fordernden erreicht? Nein. Will der Kindergottesdienst in den Seelen der Kleinen Raum machen für Jesu Sinn, so muß er weiter gehen. Jesu Sinn ging auf die Menschheit, nicht nur auf das Volk Israel, wenn er auch seine Arbeit, dem Vater gehorsam, nur auf dies Volk beschränkte. Jesu Sinn ging auf die ganze Welt, die Gott also geliebet hat, daß er ihr seinen eingeborenen Sohn gab. Hinzugehen in alle Welt hat er deshalb seine Jünger angewiesen. Will nun der Kindergottesdienst, wie er doch unzweifelhaft muß, die Jugend erziehen und bilden nach der Losung: „ein jeglicher sei gesinnet, wie Jesus Christus auch war," so muß er ihr den Blick weiten für das Ganze der Menschheit, so muß er ihn hinausleiten über die engen Grenzen unsers Vaterlandes; ja, er muß die Herzen weiten zur Liebe und zum Erbarmen den Heiden gegenüber. Und eben dazu bedarf er der Mission.

Oder hieße das vielleicht die kindlichen Seelenkräfte überschätzen, so daß wir deshalb auf die Mission als Förderungsmittel christlicher Gesinnung für die Jugend verzichten müßten? Das können wir durchaus nicht zugeben. Unsre Schuljugend hört doch im erdkundlichen Unterricht, wenn nicht planmäßig, so doch gelegentlich von den Heiden, von den kulturlosen, wie von den Kulturvölkern unter ihnen; sie hört, seitdem wir Kolonien haben, speziell von deren Bevölkerung, und wenn der Lehrer auch nur einigermaßen auf den Kulturstand dieser Zugehörigen des Deutschen Reiches eingeht, wenn er auch nur leise darauf hindeutet, daß diese Völker den Götzen oder den Fetischen dienen, so muß der Jugend die Empfindung kommen, daß diese braunen und schwarzen Leute wie ein armer Lazarus vor der Tür von uns Reichen liegen. Gott sei Dank: es gibt fromme Lehrer, die im Anschluß an solchen Unterricht den Hinweis auf die Mission nicht unterlassen, sondern den Kindern erzählen, was zur religiösen, sittlichen und kulturellen Hebung unsrer Kolonialbevölkerung geschieht.

Wozu aber die Schule so den Grund legt, darauf darf der Kindergottesdienst getrost weiterbauen: er kann die Liebe zur Mission in die jungen Herzen pflanzen, er kann der Jugend die Wege zeigen,

wie sie sich mittätig an der Mission beteiligen kann, und damit erzieht er die Jugend zu der weltumfassenden Barmherzigkeit mit den Seelen, die die Seele der Barmherzigkeit ist.

Mit dem allen aber fördert der Kindergottesdienst seine eigensten Zwecke. Er pflegt die Mission zunächst nicht um der Mission willen, sondern um der völligen Erbauung der Kinder willen. Wenn also die Mission an die Türen der Kindergottesdienste anklopft und Einlaß begehrt, so kommt sie durchaus nicht als eine arme, Hilfe heischende Bettlerin, sondern als eine reiche, den Kindergottesdienst fördernde Segensspenderin.

Es ist von höchster Wichtigkeit, daß wir uns diese Wahrheit stets klar halten: der Kindergottesdienst bedarf der Mission. Nur so stehen wir Leute vom Kindergottesdienst innerlich recht zur Mission; nur so weisen wir ihr den rechten Platz in unsrer Arbeit an; nur so wenden wir ihr den Eifer und die Treue zu, die ihr gebührt.

2. Die andre Wahrheit ist freilich ebenso unleugbar: **die Mission bedarf des Kindergottesdienstes.**

Es gibt ja Arbeiten des Reiches Gottes, die müssen ohne Anteilnahme der Kinder getrieben werden: ich nenne nur die Fürsorge für entlassene Gefangene, den Kampf gegen die Unsittlichkeit, gegen den Mädchenhandel, die Magdalenensache. Diese und ähnliche Werke liegen nicht in dem von den Kindern zu beherrschenden Gesichtskreis und können deshalb nur von denen getrieben werden, die in ein reiferes Alter gelangt sind, in dem sie Verständnis dafür haben können. Für alle Reichsgottesarbeiten aber, deren Bedeutung auch nur einigermaßen den Kindern zugängig ist, müssen wir bei der Jugend schon Verständnis, Liebe und Mitarbeit zu erwecken suchen. Warum? Nun zunächst, weil es köstlich ist, wenn wir uns in unsrer Arbeit auch von der Liebe und den Gebeten der Kinder getragen wissen. Hat es einst die großen Reformatoren getröstet: „die Kinder beten für uns“, so wird es unsre Glaubensfreudigkeit erhöhen, unsern Sorgengeist dämpfen, wenn wir wissen: das unmündige Geschlecht auch unsrer Tage betet für die Mission.

Der Hauptgrund aber, um des willen wir die Kinder für die Mitarbeit am Reiche Gottes, speziell an der Mission, in Anspruch nehmen, ist ein andrer: wir müssen ein Geschlecht heranziehen, das mit der Mission groß geworden ist, das sie kennt und liebt, das die

Mission zu den selbstverständlichen Äußerungen des christlichen Lebens rechnet. Es liegt doch eine relative Wahrheit in den Sprüchwörtern: „Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr" und „Was ein Häkchen werden will, krümmt sich beizeiten." Ja, es ist ein mißlich Ding, erst die Erwachsenen für die Mission erwärmen zu wollen. D. Warneck sagt mit Recht in seiner Missionslehre (II, 127): „Daß das große Werk der Mission für viele Erwachsene eine fremde Sache ist, kommt namentlich daher, daß sie als Kinder nichts davon gelernt haben. Soll sich das Verständnis für und die Anteilnahme an der Mission in das Bewußtsein und Gewissen der Gemeinden einleben, so müssen wir bei den Kindern beginnen."

In der Tat, der alte Horaz hat recht: „Quo semel est imbuta recens, servabit odorem testa diu," das heißt: Danach, worin du zuerst ein tönern Gefäß eintauchest, riecht es noch lang. Und dem Seneca pflichten wir alle bei: Turpis et ridicula res est elementarius senex; juveni parandum, seni utendum est (epist. 36, 4), das heißt: „Es ist ein schimpflich und lächerlich Ding um einen Alten, der ein Elementarschüler ist; die Jugend muß sammeln, das Alter muß brauchen." Uns allen aber sind wohl schon Greise begegnet, die in der Mission noch nicht einmal Elementarschüler waren.

So muß denn die Mission, damit ihr verständige Freunde heranwachsen, in der Kinderstube, in der Schule und sonderlich im Kindergottesdienst Heimatrecht beanspruchen. Das hat sie auch längst in mannigfacher Weise ausgesprochen. Fast jede Missionsgesellschaft gibt auch ein Missionskinderblatt heraus und wendet sich damit an die Kindergottesdienste, daß diese zu dessen Verbreitung helfen. Viele Missionsgesellschaften haben geradezu Bitten an die Leute vom Kindergottesdienst gerichtet: „Erwärmet doch die Kinder zur Opferwilligkeit für den oder den Zweck." Der lauteste Ruf nach dieser Richtung ist von unserm verehrten D. Warneck ergangen. Sein Buch, „Die Mission in der Schule", das vor wenigen Wochen nun schon in 10. Auflage erschienen ist, wendet sich zwar zunächst an die Lehrer. Aber schon im Vorwort zur 1. Auflage ist zu lesen: „Eine besondere Freude würde es mir sein, wenn auch die Sonntagsschullehrer für den Kindergottesdienst und die Pastoren für den Konfirmandenunterricht von dem Handbuch einigen Gebrauch machen könnten." Ich glaube, daß dieser so bescheiden ausgesprochene Wunsch im höchsten Maße sich erfüllt hat, und daß D. Warnecks unübertreffliches Buch

mehr noch von Pastoren als von Lehrern benutzt sein dürfte. Was ist aber dies kleine Werk anders als ein kräftiges Zeugnis aus berufenstem Munde: die Mission bedarf der Kinder. Und sind nicht die Kindergottesdienste die heilsamsten und fruchtbarsten Pflanzstätten des Missionssinnes und zugleich die geeignetsten und geschicktesten Anleiter und Erzieher der Kinder zur Mitarbeit an der Mission? Wahrlich, sie arbeiten nicht vergeblich nach dieser Richtung. Ich könnte eine ganze Reihe erwachsener Missionsfreunde nennen, die im Kindergottesdienste, nicht im Haus oder in der Schule, die ersten Anregungen für die Mission empfangen haben und sie nun lieben und dafür opfern und arbeiten mit unermüdlicher Treue.

Aber nicht nur, um Freunde zu werben, bedarf die Mission des Kindergottesdienstes, sondern auch um Missionsarbeiter zu gewinnen. Oder wo sollen, wenn unter Gottes Segen die Mission so weiter wächst, wie es jetzt geschieht, die Scharen von Missionaren, von Missionsschwestern, von Missionshandwerkern, -kaufleuten und -ärzten, die wir brauchen werden, herkommen, wenn wir die Mission nicht im Kindergottesdienst pflegen? Wir müssen doch erwarten, daß die meisten künftigen Missionsarbeiter in dem jugendlichen Alter von 18 bis 22 Jahren ihre Berufung vom Herrn empfangen, und bei so jungen Leuten dürfen wir die reife Frucht der Willigkeit zum Missionsdienst in der Regel nur dann erwarten, wenn wir in die Kinderherzen schon die Saat der Missionsgedanken säen. Wie mancher Missionar hat es bezeugt, daß er seine ersten Anregungen tatsächlich in der Kindheit erhalten hat! Sie wissen von jenem englischen Knaben, der nach einem Missionsgottesdienst am Ausgang bat, die große Messingschale, in der man Missionsgaben sammelte, auf den Fußboden zu stellen, und dann selbst hineinsprang, um sich für die Mission zu schenken. Sie wissen von jenem Knäblein aus der Brüdergemeine, das in einer Kindermissionsstunde zu weinen anfing und, nach dem Grunde gefragt, antwortete: „Ach, ich möchte doch so gern Missionar werden, und wenn ich groß bin, dann gibts gar keine Heiden mehr.“

Die Mission bedarf aber neben den Arbeitern für ihr Werk draußen auch Werber für ihre Arbeit in der Heimat, und sie kann keine eifrigeren und wirksameren finden als die Kinder. Ich habe öfter versucht, durch die Erwachsenen neue Missionsfreunde zu werben; aber es ist mir stets nur in bescheidenem Maße gelungen. Die Großen

haben sich daran gewöhnt, unsre Bitten und Mahnungen gar nicht ernst zu nehmen. Fordern wir größere Gaben, persönliche Bemühungen und Dienste von ihnen, so spricht sofort eine Stimme in ihnen: „Ja, der hat gut reden! Ich werde mich wohl hüten, das alles zu tun, was der Mann auf der Kanzel oder auf dem Pulte da verlangt." Ganz anders die Kinder: sie fühlen sich durch unsre Bitten und Aufträge geehrt und erfreut, wenn wir ihnen nur die nötige klare, unzweideutige Anleitung zu ihrer Ausführung geben und unsre Forderungen nicht überspannen, und sie machen dann vollen Ernst mit dem Gehorsam. Geben wir ihnen ein Flugblatt und sagen ihnen: „Bittet eure Eltern und Großeltern, Onkel und Tanten, daß ihr ihnen dies Blatt vorlesen dürft", so gibt es wenige Kinder, die diesen Auftrag nicht ausführen. Und selbst, wenn wir ihnen keinen Auftrag geben, gehen sie nach Hause und erzählen mit überströmenden Lippen, was der Pastor oder der Missionar ihnen von den Heiden und den Heidenkindern, von den Kirchen und Schulen draußen berichtet hat. So wird durch die Kinder Missionssinn in den Häusern geweckt, entweder neu gepflanzt, wo er noch gar nicht vorhanden war, oder neu belebt, wo er erstorben war, und es erfüllt sich hier aufs herrlichste das Wort: „Aus dem Munde der jungen Kinder hast du dir eine Macht zugerichtet."

Und die Jugend kann noch mehr leisten, als für die Mission werben: sie kann geradezu Dienste und Pflichten für die Mission übernehmen, die den jugendlichen Kräften angemessen sind, und kann dadurch die Hände der Erwachsenen frei machen für die großen und schwierigen Aufgaben, die jetzt immer zahlreicher und gewaltiger an sie herantreten. — Es ist durchaus nicht unnatürlich, wenn die Mission verlangt, daß die Kinder schon für sie geben, arbeiten und beten sollen. Gehört es in den Häusern zu einer wohlgeordneten Erziehung, den Kindern recht früh schon kleine Pflichten zuzuweisen, läßt man sie Staub wischen, den Tisch decken, kleine Bestellungen und Besorgungen machen, kleine Handarbeiten anfertigen, wohl gar Stiefel putzen, Holz zerkleinern und dergleichen und schafft damit wirklich eine Erleichterung für die Großen: warum sollten denn nicht die Kinder der Mission Handreichung tun, wie es vielfach geschehen ist, durch Darbietung von kleinen Gaben, zu denen ihre Mittel ausreichen? Wie weit wir mit derartigen Anforderungen an die Kinder gehen können, davon wird nachher die Rede sein. Jedenfalls hat

die Mission ein tatsächliches Bedürfnis nach der Übernahme von allerlei Kleinarbeit durch die Kinder.

Ich hoffe, es steht uns nun fest: Mission und Kindergottesdienst sind aufeinander angewiesen: der Kindergottesdienst bedarf der Mission und die Mission bedarf des Kindergottesdienstes.

Dann aber ergibt sich

II. die Frage: **Wie sollen sie einander dienen?**

Wir untersuchen zuerst: **Wie soll der Kindergottesdienst der Mission dienen?**

Die Aufgaben, die der Kindergottesdienst in seinem Dienst für die Mission zu erfüllen hat, sind im Grunde schon ausgesprochen: er soll Missionskenntnis den Kindern vermitteln, er soll Missionssinn, Missionsliebe in den Kindern wecken und fördern, er soll die Kinder zu einer praktischen Betätigung und Übung ihrer Missionsliebe anleiten. Es gilt jetzt im wesentlichen nur, die rechten Wege für dies alles zu suchen.

Ohne Kenntnis der Mission keine Liebe zur Mission. Selbstverständlich kann der Kindergottesdienst keine systematische Unterweisung über Geschichte und Theorie der Mission geben, sondern nur Elementarunterricht über beides erteilen. Aber dieser genügt auch. Schule und Konfirmandenunterricht sollten dann nach Möglichkeit die Jugend weiterführen.

Ein Einwand könnte gemacht werden: die heidnischen Völker, ihre religiöse und sittliche Not und die Mittel und Wege, dieser Not abzuhelfen, lägen zu weit außerhalb des Anschauungskreises der Kinder. Aber diese Einwendung ist nicht stichhaltig. Unsre Kinder sehen auf Bildern oft genug Chinesen und Japaner, Neger und Indianer, ja wohl gar Götzen und Götzentempel, Fetischpriester, tanzende Derwische und andres, und sie hören, wie schon gesagt, zumeist in der Schule auch etwas von den heidnischen Religionen. Wie leicht ist es doch, sie nun weiterzuführen! Ein Kind aber mit seinem warmen, frommen Herzen kann viel besser, als die oft kaltherzigen, glaubenslosen Erwachsenen empfinden, wie traurig es sein muß, keinen lebendigen Gott zu kennen, den man in Not und Traurigkeit anrufen kann; keinen himmlischen Vater zu kennen, dem man vertrauen, den man lieben, den man getrost und mit aller Zuversicht bitten kann, wie die lieben Kinder ihren lieben Vater; keinen Heiland und Hirten zu haben, der besonders die Kin-

der lieb hat und segnet, und durch den man Vergebung und Trost haben kann; keine Weihnacht, keine Ostern, keine Pfingsten zu haben mit ihrer frohen Botschaft von Gottes Liebe; nichts von Auferstehung vom ewigen Leben und vom Vaterhaus mit den vielen Wohnungen zu wissen und von all der Herrlichkeit, die Gott bereitet hat denen, die ihn lieb haben. Ein Kind kann es fassen, daß die Heiden wirklich arme Heiden sind, es kann in Wahrheit singen und sagen: „Die armen Heiden jammern mich, denn groß ist ihre Not." Ein Kind kann es fassen, daß im Leben der Heiden vieles nicht so ist, wie es nach Gottes Willen sein sollte, auch wenn wir ihm nicht immer gerade die furchtbarsten Greuel heidnischer Unsittlichkeit und Grausamkeit vor Augen stellen; es kann fassen, daß auch die Heiden ein Gewissen haben, daß sie oft tiefunglücklich sind unter der Last ihrer Sünden, und daß sie mit Opfern, mit Waschungen, mit Büßungen und Kasteiungen rein zu werden suchen und frei von Schuld. Und so kann ein Kind dahin kommen, zu empfinden, daß die Heiden erlösungsbedürftig sind, wenn es auch dies Wort gar nicht versteht, und es kann durch Jesu Worte zu der Überzeugung kommen, daß die Heiden erlösungsfähig sind.

Und warum sollte denn den Kindern die Arbeit der Mission nicht verständlich zu machen sein? Wahrlich, auch die 6jährigen Kinder können schon mitempfinden, wie die Heiden sich freuen, wenn ihnen die frohe Botschaft vom lieben Gott, vom lieben Heiland und vom Himmelreich gebracht wird; wie die Heidenkinder, die sonst oft unwissend und wild aufwachsen, beglückt werden, wenn freundliche Lehrer sie unterweisen, wenn sie zum Kindergottesdienst eingeladen werden; wie die kranken Heiden sich freuen, wenn statt der unwissenden und selbstsüchtigen Priester und Medizinmänner kluge Missionare und Ärzte ihnen zu Hilfe kommen; wie die bekehrten Heiden nun ruhig und selig sterben können. Die Kinder können es auch fassen, wie die kulturlosen Heidenvölker gehoben werden, wenn die Missionare sie in alle Kunst und Weisheit der Christenvölker einführen. Kurz: Notwendigkeit und Pflicht der Mission, Wirksamkeit und Segen der Mission sind den Kindern durchaus zugängig.

Und nicht minder sind sie den Kindern anziehend, viel anziehender sogar als dieselben Aufgaben und Möglichkeiten auf dem Gebiet der Innern Mission und der Gustav-Adolfsache. Denn wie farbenreich sind die Bilder aus der Mission im Vergleich mit den

Bildern aus jenen beiden andern Gebieten! Die verschiedenen Länder und Völker, die verschiedenen Sitten und Sprachen, die verschiedene Kultur und Religion der Heiden, wie kommen alle diese fernen und fremden Dinge dem natürlichen Verlangen des Kindes entgegen, das so gern gerade von dem hört, was es nicht sieht, und wie leicht werden alle diese Dinge der lebhaften Phantasie des Kindes anschaulich und ergreifend, wenn wir nur anschaulich und warm zu schildern verstehen und die rechten Hilfsmittel anwenden!

So haben wir volle Freudigkeit, die Kinder mit der Mission bekannt zu machen, und fragen nur: wie geschieht das?

Als der beste Weg erscheint mir nicht der, eine Reihe von Sonntagen, etwa jeden ersten Sonntag im Monat, lediglich der Mission zu widmen oder besondere Kindermissionsstunden einzurichten. Dadurch würde die Mission in den Augen der Kinder als etwas sonderliches erscheinen, nicht aber als selbstverständliche Christenpflicht. Viel fruchtbringender erscheint es mir, wenn bei der Betrachtung jedes biblischen Abschnittes, der die Mission berührt, ihrer ernst und eingehend gedacht wird. Gerade dadurch bekommen die Kinder den Eindruck: ebenso wie es unsre Pflicht ist, den Eltern zu gehorchen, den Armen zu helfen, die Traurigen zu trösten u. s. w., so ist es auch unsre Pflicht, den Heiden das Wort Gottes zu senden.

Dazu müssen freilich wir Vorsteher und alle Helfer und Helferinnen am Kindergottesdienst von Missionsliebe erfüllte Persönlichkeiten sein, die lebensvoll und von Herzen für die Mission eintreten. Nur Leben weckt Leben. Wo aber keine Missionsliebe ist, da gehen die Kindergottesdienstleute wohl gar an den Texten, deren eigentliches Herz der Missionsgedanke ist, vorüber, ohne überhaupt von der Mission zu sprechen, oder doch so, daß sie nur mit ein paar Worten kalten Pflichtgefühles die Herzen mehr erkälten als erwärmen.

Die meisten Kindergottesdienste benutzen einen gemeinsamen Textplan, der für je vier Jahre festgesetzt wird. Ich habe den Textplan für die Jahre 1903—1907 daraufhin durchgesehen, welche Texte wohl zur Besprechung der Mission geeignet sind, und habe nicht weniger als 44 gefunden, die ich hier nicht alle aufzählen kann. Ich meine, wenn alle Kindergottesdienstleute im Durchschnitt jährlich elfmal von der Mission reden, das genügt, um Missionskenntnis zu geben und Missionsliebe zu wecken und zu fördern.

Durch diese Ausführungen soll aber der Gedanke nicht abgewiesen

werden, daß auch mit den Kindern alljährlich einmal ganz besonders von der Mission gehandelt wird, so daß dann der Missionsgedanke die Gruppen- und die Schlußkatechese vollständig ausfüllt. Unser Textplan schlägt hierfür den Epiphaniastag oder den ersten Sonntag nach Epiphanias vor. Gewiß ein sehr passender Tag: der Heiden Weihnacht, wie die Alten ihn nannten. — Nicht ausgeschlossen ist auch die Feier eines besonderen alljährlichen Missionsfestes für die Kinder, das besonders eindrucksvoll wird, wenn sich dann die Besucher mehrerer Kindergottesdienste, bei Raummangel etwa nur die größeren über 10 Jahr alten, vereinigen. Hierbei ist natürlich keine Gruppenkatechese zu halten, sondern eine liederreiche Festliturgie und eine Festpredigt oder Festkatechese, dazu am liebsten auch die Missionsansprache eines Missionars, füllen den Gottesdienst aus. Die Missionsgesellschaften sollten sämtlich dem Beispiel der Gustav-Adolf-Vereine folgen, die jetzt fast allenthalben regelmäßig auf den Jahresfesten ihrer Haupt- und Zweigvereine neben dem Gottesdienst für die Erwachsenen einen Kinderfestgottesdienst veranstalten. Es sollte kein Missionsfest mehr gehalten werden ohne eine besondere Feier für die Kinder, die dann in der Regel noch von vielen Erwachsenen besucht wird, und zwar vielfach gerade von solchen, die der Mission noch fern stehen und nur um ihrer Kinder willen kommen. Da dient der Kindergottesdienst der Mission, indem er ihr neue Freunde wirbt.

Zur Förderung der Missionsliebe der Kinder und zum Werben ihrer Hausgenossen gleichzeitig dient die Verteilung des Kindermissionsblattes derjenigen Gesellschaft, der auch die regelmäßigen Missionsgaben der Kinder zufließen. Ich halte es wieder nicht für angezeigt, *nur* ein Kindermissionsblatt durch den Kindergottesdienst zu verbreiten. Nein, die Kinder haben Anspruch auf ein gutes Kinderblatt allgemeinen Inhalts, das ihnen Lesestoff für den Sonntagnachmittag und allerlei Anregung zum Raten, zum Rechnen, zum Spielen, zur Anfertigung von Handarbeiten u. s. w. gibt. Aber daneben ist die Einführung eines Missionsblattes wünschenswert und möglich. In meinem Kindergottesdienst beispielsweise, der nur 400 Kinder zählt, da in Bremen gottlob jeder altgläubige Geistliche jeden Sonntag seinen eigenen Kindergottesdienst hält, werden etwa 270 Kinderblätter und 170 Missionskinderfreunde von der Jugend gehalten, und die Kinder sind durchaus nicht vornehm oder reich.

Es ist auf die Dauer unmöglich der Jugend immer nur von

der Mission zu reden oder sie davon lesen zu lassen, sie aber nicht zu praktischer Mittätigkeit anzuleiten. Sind die Herzen der Kinder warm geworden, so wollen sie aus eigenem Antriebe auch etwas für die Mission tun. Man hat es wiederholt erlebt, daß die Leiter der Meinung waren, man dürfe Kinder nicht um Missionsgaben bitten, und daß dann die Kinder in heiliger Einfalt unaufgefordert Pfennige und Groschen mitbrachten und dem erstaunten Vorsteher in die Hand drückten „für die armen Heiden." Es erscheint geradezu widersinnig, den gebefreudigen Kindern keine Gelegenheit zum Geben zu bieten, wenn man ihnen doch immer erzählt, daß die Mission auf Gaben der Liebe angewiesen ist, und wenn doch in unsern Tagen fast alle Kinder oft genug Geld geschenkt bekommen.

Eine andre Frage ist, ob regelmäßig der Missionsneger an der Tür stehen soll. Ohne sonntägliche Sammlung sollte kein Kindergottesdienst sein. Die Kinder müssen so gut wie die Großen zum Geben erzogen und angehalten werden. Aber bei aller Liebe zur Mission muß ich doch sagen, daß darin eine einseitige Bevorzugung der Mission liegen würde, wenn eben nur für sie das ganze Jahr hindurch kollektiert würde. Die Armen der Heimatgemeinde und ihre Kranken haben auch Anspruch auf die Liebe und die Gaben der Kinder, nicht minder die Anstalten der Inneren Mission, der Gustav-Adolf-Verein, die Bibelgesellschaften, und ich meine, in einem wohl geordneten Kindergottesdienst sollte auch die Wohltätigkeit für die verschiedenen Zwecke eine geordnete sein. Welche Ordnung hierfür aufzustellen ist, das wird nach den örtlichen Verhältnissen, ja auch nach den Verhältnissen der einzelnen Gemeinden entschieden werden müssen, so freilich, daß die Mission dabei jedenfalls nicht zu kurz kommt.

Es liegt auf der Hand, daß es der Kindesart wenig entspricht, wenn man die Kleinen ganz im allgemeinen für „die Mission" geben heißt. Ein Kind gibt am liebsten für einen ganz bestimmten, vorstellbaren Zweck, etwa für die Erziehung eines ihm mit Namen genannten, nach seinem Lebensgang beschriebenen Heidenkindes, für Beschaffung einer Glocke, eines Harmoniums oder dergleichen. So läßt man ja denn auch vieler Orten die Kleinen geben. Sehr gern geben die Kinder auch Geschenke in natura, und eine Kiste, eine Riesenkiste mit Weihnachtsgeschenken für die Heidenkinder wird leicht von einem Kindergottesdienst gefüllt. Nur sorge man, daß die Kin-

der nicht alte, zerbrochene Spielsachen, zerlesene Bücher, die die Kinder drüben gar nicht verstehen können, und ähnliches bringen. Nein, für Weihnacht gehören gute, neue Sachen und zwar solche, wie die farbige Jugend sie sich wünscht. Sehr teuer sind sie nicht, da die Heidenkinder meist nicht verwöhnt sind; buntbeklebte Griffel, Bleifedern, Federhalter, Stahlfedern, Buntstifte, Schiefertafeln, kleine Notizbücher, Hefte mit bunten Umschlägen, kleine Taschenmesser, Seife, Seiflappen, Taschenspiegel für 10 Pfg., Scheren, Nadelbücher, Nähkästchen und andres werden mit großer Freude aufgenommen. Natürlich müssen diese Gaben schon im August oder September eingefordert werden, damit sie die weite Reise noch rechtzeitig zurücklegen können.

Und nun zu der vielerörterten Frage: darf man die Kinder auch zum Sammeln für die Mission in den Kreisen ihrer Verwandten — natürlich nicht darüber hinaus — anhalten? Wir sind in Bremen einfach darauf geführt, und das ist immer das beste, wenn man eine Sache nicht künstlich macht, sondern wenn sie von innen heraus wächst oder uns auf die Schultern gelegt wird. Da hat man ein gutes Gewissen und große Freudigkeit. — Bis vor etwa 20 Jahren hatten wir nur Weihnachtsgaben für die Mission von den Kindern erbeten und allgemeine Gaben für die Norddeutsche Mission. Da kam auf dem Umwege über D. Funcke an mich der Brief einer ehemaligen Helferin meines Kindergottesdienstes, die nun Missionslehrerin in Afrika geworden war, mit der Bitte um eine Glocke für den Kirchen- und Schulgebrauch. Ich konnte diese Bitte nicht mit gutem Gewissen abschlagen. Da aber meine damaligen 150 Kindergottesdienstbesucher nicht imstande waren, aus ihren Sparbüchsen ein paar hundert Mark herzugeben, und wir wollten doch eine gute Glocke schicken aus edlem Metall mit schönem Klange — denn wie für Kinder das beste gerade gut genug ist, so auch für die jungen Heidenchristen draußen, — so fühlten wir uns gedrungen, durch die Kinder auch ihre Eltern und Verwandten bitten zu lassen, und bekamen dadurch die sehr bekannt gewordene Glocke „Hephata“, deren Namen auch ein Kind angegeben hatte. Sie hat seitdem viele Nachfolgerinnen in verschiedenen Gegenden gefunden, alle mit dem gleichen Namen und der gleichen weiteren Aufschrift: „Die weißen Kinder den schwarzen Kindern.“ Daran ist D. Warneck schuld, der ihre Geschichte in seinem schon genannten Buch veröffentlicht hat. Ich

selbst half vor einigen Jahren einmal eine solche Kopie der „Hephata“ in Pommern weihen.

Aber wir wurden weiter geführt. Nur ein Jahr später bat der Vorstand der Norddeutschen Mission, wir möchten durch die Bremer Kindergottesdienste die innere Einrichtung des Kirchensaales in Keta in Westafrika beschaffen. Wieder hatten wir nicht den Mut, nein zu sagen. Alle Kindergottesdienste Bremens, damals etwa 3000 Kinder zählend, taten sich zusammen und stifteten Harmonium, Taufstein, Kniebank für erwachsene Täuflinge, Kanzel- und Altardecke mit massiv silbernem Kreuz und silberne Abendmahlskanne. Die 2500 Mark, die dazu nötig waren, sammelten die Kinder in 3—4 Wochen.

Vor 10 Jahren klopfte wieder die Norddeutsche Mission an, ob wir nicht die für Keta jetzt nötige Kirche durch eine Kindersammlung bauen wollten. Damals hatte uns der große Kinderfreund schon eine noch zahlreichere Kindergemeinde zur Verfügung gestellt durch das von Bremen ausgehende Blatt „Für unsre Kinder“, das damals etwa 27 000 Leser zählte. Diese Kinder baten wir um 30 000 Mark und bekamen sie, wenn auch erst in drei Jahren. Schließlich aber durfte in Keta nur eine Holzkirche gebaut werden, die mit 18 000 Mark herzustellen war, und wir behielten 12 000 Mark übrig. Da kam wieder eine Bitte: „Laßt die Kinder eine Kirche in Lome in Deutsch-Togo bauen“, und wir haben in den letzten Jahren noch 13 000 Mark dazu gesammelt durch die Kinder, so daß jetzt 25 000 Mark für den im Herbst beginnenden Bau bereit liegen.

Wahrlich, es hat für Kinder einen besonderen Reiz, mit vereinten Kräften auch einmal etwas Großes zustande zu bringen, und ich meine: die Kinder, die eine oder zwei Kirchen für die Mission haben bauen helfen, die werden nicht leicht den Missionsgedanken gänzlich verlieren und nicht leicht völlige Verächter der Mission werden.

Dies unser Verfahren ist aber von mehreren Seiten beanstandet. Man sagt: Kinder dürfen noch nicht sammeln; man stellt sie damit zu sehr auf die Stufe der Großen. Ich denke aber, der Heiland hat sie über die Großen gestellt, wenn er gesagt hat: „So ihr nicht werdet wie die Kinder, könnt ihr nicht ins Reich Gottes kommen.“ Da sollen sie denn auch stehen bleiben über allen Großen und Alten, über allen Künstlern und Königen, über allen Professoren und Konsistorialräten. Und sie stehen mit Recht da: denn sie sind viel sam-

meleifriger und treuer, als die großen Leute. — Man hat weiter eingewandt, die Kinder könnten leicht zu Unterschlagungen verführt werden. Das ist gewiß beachtenswert, und wenn eine Sammlung durch Kinder gehalten wird, so gilt es, ihnen das Gewissen recht zu schärfen, natürlich nicht dadurch, daß man sie vor Unterschlagung warnt; sonst leitet man sie gerade dazu an, wie der „Struwwelpeter“ viele Kinder zu Unarten angeleitet hat, sondern dadurch, daß man ihnen die Freude, sehr, sehr viel bringen zu können für des großen Heilands Sache, recht klar und lockend vor die Seele stellt. — Wir haben in Bremen sogar jedes Kind veranlaßt, einen kleinen Sammelbogen anzulegen, auf dem jeder Geber seine Gabe selbst einzutragen hatte, und diesen Bogen mußten die Kinder mit dem Ergebnis ihrer Sammlung abliefern. Kommt dennoch etwas Unrechtes vor, so mag auch hier gelten: abusus non tollit usum, der Mißbrauch hebt den Gebrauch nicht auf. Um der wenigen zur Unredlichkeit neigenden Kinder willen dürfen wir die vielen braven und ehrlichen nicht um die Freude und den Segen solch einer kindlichen Großtat bringen.

So soll der Kindergottesdienst der Mission dienen.

2. Und wie soll die Mission dem Kindergottesdienst dienen?

Zunächst spreche ich hier den Wunsch aus, die Mission resp. die einzelnen Missionsgesellschaften sollten lebendigere Fühlung mit den Kindergottesdiensten suchen. Wenn die Missionsvorstände öfter als bisher an einzelne Kindergottesdienste oder die einer Stadt, einer Provinz mit kleineren oder größeren Aufgaben heranträten, wenn sie namentlich im Sommer den Kindergottesdiensten eine direkte Bitte um Weihnachtsgaben mit genauer Angabe dessen, was erwünscht ist, zugehen ließen, so könnte es vielerorten gehen, wie bei uns in Bremen, daß die Pastoren nicht künstlich etwas zu machen brauchten, sondern darauf geführt würden. — Wenn ferner die Missionsgesellschaften passendes Anschauungsmaterial: Götzenbilder, Fetische, Landesprodukte aus den Heidenländern und andres, den Kindergottesdiensten zur Verfügung stellten, wenn sie die Missionare, die der kindlichen Rede fähig sind, in ihren Ferien fleißig die Kindergottesdienste besuchen ließen, deren Mitteilungen einen mächtigeren Eindruck machen, als wenn wir Pastoren sie lediglich nacherzählen, so könnten mit der Zeit alle Kindergottesdienste in unmittelbare Verbindung mit der Mission treten.

Schwieriger ist die Frage, ob die Missionsvorstände auf die

Dauer einen brieflichen Verkehr zwischen den einzelnen Kindergottesdiensten und den Kindern der Missionsgemeinden vermitteln können. In einzelnen Fällen, namentlich wenn ein Kindergottesdienst die Erziehungskosten für ein Heidenkind aufbringt, geht das wunderschön. Wenn aber einmal unsre Tausende von Kindergottesdiensten eine solche Korrespondenz anknüpfen wollten, so könnte ihre Pflege der Mission über den Kopf wachsen. Hier werden die Kindergottesdienste sich bescheiden müssen und nicht jeder etwa für seine Weihnachtsgaben direkte Briefe von draußen erwarten dürfen. Ein warmer Dank im Missionskinderblatt muß dann genügen.

Aber die Mission hat noch weitere Pflichten gegen die Kindergottesdienste. Eine hochwichtige Aufgabe besteht darin, daß die Mission den am Kindergottesdienst Arbeitenden das nötige literarische Material darbieten muß, wodurch diese dauernd ihre Missionskenntnis erweitern und vertiefen können. Hat doch nicht einmal jeder Pastor Zeit und Kraft, D. Warnecks größere Werke und andere durchzuarbeiten. Unsere Helfenden aber gehören längst nicht alle den gebildeten Kreisen an, sodaß man ihnen eine schwere wissenschaftliche Lektüre zumuten könnte. Da ist es mit Freude und Dank zu begrüßen, daß Warnecks „Mission in der Schule" praktisch und klar die Wege weist, wie man Mission mit Kindern treiben kann. Dies Buch ist so reich, daß wir eines besonderen Werkes „Die Mission im Kindergottesdienst" gar nicht bedürfen. Grundemanns Missionsatlas und Heilmanns Wandkarten sind ebenfalls höchst dankenswerte Bildungsmittel. Neben den Missionsblättern der einzelnen Gesellschaften bilden Warnecks Zeitschrift, das Baseler Magazin, Julius Richters Blatt und das Calwer vortreffliches Material zu dauernder Fortbildung, und die Kindermissionsblätter, unter ihnen besonders das Calwer und Paul Richters „Saat und Ernte auf dem Missionsfelde", bieten guten Illustrationsstoff für Missionskatechesen. So dient die Mission schon kräftig dem Kindergottesdienst.

Dennoch bin ich der Meinung, daß dieser Dienst noch praktischer und intensiver geübt werden könnte und sollte. Dem abgehetzten Geschlecht unserer Tage fällt es doch schwer, so vielerlei Blätter zu lesen und bald aus diesem, bald aus jenem herauszusuchen, was man den Kindern weitergeben kann. Es schiene mir sehr erwünscht, wenn die beiden stark verbreiteten Monatsschriften „Der Sonntagsschulfreund", der in Berlin, und „Der Kindergottesdienst", der in

Bremen herauskommt, regelmäßig von seiten der Mission bedient würden mit kurzen Übersichten aus der gesamten deutschen Missionsarbeit, soweit sie für den Kindergottesdienst nötig sind, und mehr noch mit zuverlässigen, nüchternen und kindlichen kleinen Geschichten aus der Mission, womöglich im Anschluß an den feststehenden Textplan. Denn soviel köstliches Material auch Warnecks Buch in von Auflage zu Auflage stets gemehrter Fülle darbietet, — wir Leute vom Kindergottesdienst müssen doch dem Haushalter gleichen, der Altes und Neues hervorholen kann. Ich habe den bestimmten Eindruck, die Mission würde durch solche regelmäßige Beiträge für die Fachliteratur der Kindergottesdienstleute dem Kindergottesdienst einen großen Dienst erweisen, aber auch ihre eigne Sache dadurch mächtig fördern.

Eine weitere Aufgabe hat die Mission darin, daß sie den zahlreichen Kinderblättern allgemeinen Inhalts, die in Deutschland herauskommen, gediegene handlungsreiche Missionserzählungen, die über das Anekdotenhafte hinausgehen, vermitteln sollte. Können doch längst nicht überall Missionsblätter verbreitet werden, und auch wo es geschieht, ist es gut, wenn die Missionsbotschaft aus zweier Zeugen Mund ertönt, indem die größeren Kinderblätter und die Missionskinderblätter in dasselbe Horn stoßen. Als Redakteur des in mehr als 52000 Exemplaren gelesenen Blattes „Für unsere Kinder" weiß ich, wie schwer es ist, solche Beiträge zu bekommen. Unsere namhaften Schriftsteller und Schriftstellerinen verfügen zumeist nicht über das nötige Missionsmaterial, und die das nötige Material besitzen, verstehen zumeist nicht, in einer für Kinder anziehenden und schönen Form zu schreiben. So kommt es, daß die verbreitetsten Kinderblätter nur selten gediegene Missionserzählungen bringen.

Endlich möchte ich wünschen, daß die Mission von Zeit zu Zeit den Kindergottesdiensten des ganzen Vaterlandes ein großes Liebeswerk vorschlüge, an dem alle einheitlich sich beteiligen könnten. Die Kinder würden dadurch hinausgeführt über die Grenzen der Missionsgesellschaft, für die sie regelmäßig sammeln, in ein allgemeines Missionsinteresse. Es schiene mir durchaus möglich, daß unsere Kindergottesdienste neben dem, was jeder für „seine" Missionsgesellschaft tut, alljährlich einmal, etwa am Epiphaniastage oder am 1. Sonntag nach Epiphanias, eine Sammlung hielten für einen Kirch- oder Schulbau bald des einen, bald des andern Missions-

gebietes. Wenn dann mit der Zeit die 900000 Kinder, die jetzt sonntäglich um Gottes Wort sich sammeln, jedes auch nur 2 Pfg. brächten, so könnte alljährlich eine große Missionskindergabe von 15000—18000 Mark aufgebracht werden.

Wer soll die verschiedenen literarischen Aufgaben, wer die Leitung solches gemeinsamen Liebeswerkes übernehmen? Die einzelnen Missionsgesellschaften sind hierzu nicht imstande, auch nicht der Ausschuß der deutschen Missionsgesellschaften oder irgend eine einzelne Missionskonferenz. Mich will bedünken, es sollte sich ein Komitee bilden, das diese Dinge übernähme, nach dem Muster der „Leitung der Gustav-Adolf-Kindergabe", die wir in Bremen gegründet haben. Dies Komitee könnte die nötigen literarischen Kräfte finden und in Bewegung setzen, eventuell durch Preisausschreiben; es könnte mit dem Ausschuß der Missionsgesellschaften verhandeln über ein jährliches Liebeswerk; es könnte ein Flugblatt allen deutschen Kindergottesdiensten anbieten, wodurch das Liebeswerk den Kindern empfohlen wird; es könnte die Kindergottesdienste durch Rundschreiben zu immer regerem Eifer in der Missionsbetätigung erwecken usw. Vielleicht halten die Vorsteher der sächsischen Missionskonferenz diesen Gedanken wenigstens für erwägenswert.

Mission und Kindergottesdienst sind aufeinander angewiesen: der Kindergottesdienst bedarf der Mission, die Mission bedarf des Kindergottesdienstes, — darüber haben wir uns geeinigt. Wie sie einander dienen sollen, haben wir gesehen. So bleibt nur der Gebetswunsch zu dem, der zugleich das königliche Haupt der Mission und der segnende Heiland der Kinder ist: O Herr, hilf; o Herr, laß wohlgelingen! Segnet er aber die Verbindung „Mission und Kindergottesdienst", o, was will das werden!

In Berlin ist heut der glänzende Dom eingeweiht, der in fast zwei Jahrzehnten erbaut worden ist. Nun werden sie alle mit Orden, Ehren und Belohnungen bedacht sein: der große Dombaumeister und die Architekten, die Bildhauer und die Steinmetzen, die Maler und die Mosaikarbeiter, die Maurer und die Zimmerleute und wer sonst noch. Aber wer denkt heut wohl an die Kinder, die am Dom mitgebaut haben? Sie sehen mich erstaunt und fragend an. Aber wie: haben nicht im Lauf der vielen Jahre Tausende von Kindern ihren Vätern Essen gebracht auf den Bauplatz und in die Bauhütten und sie dadurch zur Arbeit stärken helfen? Haben diese

Kinder nicht gewiß manchmal durch ihren Beifall oder ihre unbefangene Kritik den Vätern gute Anregung gegeben? Hat nicht vielleicht manches Kind die kleinen Steinchen für die Mosaikbilder zählen und packen helfen oder sie vom Boden aufgelesen, wenn sie heruntergefallen waren? Haben nicht Tausende von Kindern, wenn ihre Väter müde und matt aus schwindelnder Höhe herniederstiegen, ihre weiche, warme Kinderhand in die harte, kalte Hand der Väter gelegt und diese dadurch beglückt und erquickt? Haben sie nicht durch den Sonnenschein ihrer Angesichter die finster gewordenen Angesichter der Väter leuchtend gemacht? O, wer will sie beschreiben, die zahllosen, unwägbaren Einflüsse der Kinder, die mitgeholfen haben, daß der Dom nun so schön fertig steht? — Ich freue mich, daß der Kaiser heut den Berliner Kindern einen schulfreien Tag gegeben hat, mag er dabei an die Hilfe der Kinder gedacht haben oder nicht. — Wenn aber einst der himmelragende Dom des Reiches Gottes wird vollendet sein, dann wird der große Himmelskönig gewiß auch das anerkennen, was die Kinder dazu beigetragen haben. O, helfen wir alle mit, daß er dann zu recht, recht vielen Kindern sagen kann: „Was ihr getan habt einem unter den ärmsten, geringsten Heiden, das habt ihr mir getan!“

Lovedale, eine Stätte christlicher Kulturarbeit in Südafrika.

Von Paul Richter-Werleshausen.

Lovedale ist in Missionskreisen kein unbekannter Name; auch diese Zeitschrift hat schon mehr als einmal Schilderungen der so interessanten und vielseitigen Missionsarbeit gebracht, die an diesem Platze getrieben wird.[1] Eine zusammenhängende Geschichte der Station, die die Entstehung der verschiedenen, für die dortige Mission charakteristischen Arbeitszweige und ihre Entwicklung an uns vorüberziehen läßt, ist unter dem Titel „African Wastes Reclaimed“ kürzlich

1) A. M.-Z. 1877 Beibl. 45, 1878 S. 276 ff., 1888 S. 197 ff. und vornehmlich 1893 S. 489 ff. Dazu in Warneck, Missionsstunden Bd. 2 Nr. 7: Eine südafrikanische Missionsschule: Lovedale.

von Rob. Young veröffentlicht. Solch ein Buch kommt uns recht zu passe: wenn in unsern Tagen wieder und wieder so heftige Angriffe gegen die evang. Mission erhoben werden, in denen der Wert ihrer Kulturarbeit absprechend kritisiert wird, dann ist's an der Zeit mit allem Nachdruck den Finger auf Leistungen zu legen, wie sie die evang. Mission in solchen Plätzen wie Lovedale aufzuweisen hat. Hören wir denn etwas von der nun mehr als achtzigjährigen Kulturarbeit, die in Lovedale getan ist, und die den Platz zu einem Quellpunkt gemacht hat, von dem Ströme lebendigen Wassers sich weithin befruchtend über ein dürres Land ergossen haben!

I.

Das Lovedale von heute mit seinem großartig verzweigten Betriebe und seinen 25 (!) europäischen Lehrkräften, mit seinen verschiedenartigen Schulanstalten, anfangend mit der ABC-Schule und abschließend mit einer theologischen Fakultät, mit seinen mannigfaltigen Werkstätten und seiner umfangreichen Landwirtschaft, mit seinen Missionshäusern und Pensionaten für Knaben und Mädchen (boarding houses), mit seinem Hospital und was sonst noch dazu gehört, dies alles ist nicht von gestern auf heute entstanden, ist nicht in einem Tage gebaut. Vielmehr hat es bei dem allen geheißen: „line upon line, line upon line, here a little and there a little". Die Anfänge von Lovedale gehen bis in die Anfänge der Kaffernmission überhaupt zurück.

Es war die damalige Glasgower Missionsgesellschaft, die es nach einem ersten von Dr. van der Kemp gemachten, aber gescheiterten Versuch, unter dem wilden Kaffernvolke eine Mission zu begründen und nach einem zweiten, gleichfalls erfolglosen Versuch der Wesleyaner im Jahre 1821 unternahm, abermals Sendboten zu diesem trotzigen und kriegerischen Volke hinauszuschicken. Sie ließen sich in dem Gebiet zwischen dem Großen Fischflusse und der Keiskamma an einem Nebenflusse der letzteren, Tschumie, nieder und legten dort unter dem Stamme der Gaikakaffern die Missionsstation Tschumie an. Als 2 Jahre später 2 weitere Missionare, unter ihnen John Roß, der Stammvater einer wohlbekannten, eng mit der Geschichte von Lovedale verbundenen Missionarsfamilie, zur Verstärkung nachrückten, konnten die Zeltpflöcke weiter gesteckt werden, und eine zweite Station wurde weiter landeinwärts am Ncerafluß gegründet; Dr. Love, einem der Väter der Glasgower Missionsgesellschaft, zu

Ehren wurde sie Lovedale genannt. Es war harte Pionierarbeit, die die Missionare damals zu verrichten hatten, doppelt hart bei einem Volk wie den roten Kaffern, deren Trachten und Sinnen ganz in irdischen Dingen aufgeht, und die für Geistiges ganz unempfänglich sind. Dazu kam, daß ihre heidnische Wildheit und Grausamkeit in jenen Tagen noch völlig ungebrochen waren. So mußten jene Pioniere viel Glauben, Geduld, Ausdauer, Energie und Hoffnungsfreudigkeit besitzen, um bei der so wenig verheißungsvollen Arbeit nicht den Mut zu verlieren. Dazu wurde wiederholt, was sie unter unsäglicher Mühe aufgebaut hatten, durch ein über Nacht aufloderndes Kriegsfeuer vernichtet! Der erste dieser verheerenden Stürme ging schon ausgangs 1835 über die junge Mission, als ganz unerwartet ein Kaffernheer von 12—15000 Mann sengend und brennend ins Land fiel; innerhalb einer Woche waren 50 Kolonisten erschlagen und Hunderte von Farmen verwüstet. Die Missionare mußten von alle dem Zeugen sein; glücklicherweise wurde ihnen aber von den blutdürstigen Kaffern erlaubt, sich an einem sicheren Ort zurückzuziehen. Freilich die Missionsstationen und mit ihnen all ihr Hab und Gut gingen in Flammen auf. Auch Lovedale, das eben die erste Dekade seines Bestehens vollendet hatte, traf dieses Schicksal: ein recht entmutigender Abschluß. Nach Niederwerfung des Aufstandes siedelte die englische Kolonialregierung in diesem Landstrich den Stamm der Fingukaffern an, sie sollten zur Sicherung des Grenzgebietes dienen und haben es auch nach Kräften getan. Die Mission ist bei ihnen, die wohl von den Gaikakaffern als Sklaven verachtet wurden, aber sich doch als recht intelligent bewiesen, größerer Empfänglichkeit begegnet.

Als Ruhe und Ordnung wiederhergestellt waren, konnten auch die Missionare auf die verlassenen Posten zurückkehren. Rauchgeschwärzte Trümmer starrten sie an; die kleinen Häuflein ihrer Getreuen, die sie schon um sich gesammelt hatten, waren versprengt und eingeschüchtert. Indessen ließen sie sich nicht entmutigen; die zerstörten Stationen wurden wiederaufgebaut. Dabei wurde Lovedale vom Nceratal, wo Wassermangel und Dürre die Missionare oft in Verlegenheit gesetzt hatten, in das Tschumietal verlegt, erst auf das östliche, sehr bald aber auf das westliche Ufer des Flusses. Eine wesentliche, von den Missionaren dankbar empfundene Erleichterung war es, daß ihnen bei den Bauarbeiten jetzt einige Eingeborene hilf-

reich zur Hand gingen; besonders wertvoll waren die Dienste des Häuptlingssohnes Tschuka. Manches Jahrzehnt hat dieser treulich den Missionaren bei aller Arbeit zur Seite gestanden; 1845 wurde er getauft und 1853 zum Ältesten erwählt. Als würdiger, über 90jähriger Greis lebt er noch heute in Lovedale. Die Verlegung von Lovedale an seinen neuen Platz brachte noch einen andern Gewinn: es kam dadurch in die Nachbarschaft des Städtchens Alice, des Wohnorts von Kapitän Stretch, der den Kaffern ein wohlwollender Beamter war und der Mission ein verständnisvoller, hilfreicher Freund wurde.

Einige Jahre ruhiger Entwicklung gingen ins Land, dann kam der Zeitpunkt für einen wichtigen Schritt der Weiterentwicklung: die Schaffung eines Lehrerseminars. Die Arbeit dehnte sich allmählich aus, es galt hin und her in den Kraalen festen Fuß zu fassen und sie mit Lehrern zu besetzen. Solche Lehrer mußte man sich natürlich erst heranbilden, die hoffnungsvolleren und geweckteren Elemente unter der Schuljugend boten das Material dazu. Ein untergeordneter, wenn auch keineswegs unwichtiger Nebenzweck war, für die Erziehung der heranwachsenden Missionarskinder eine passende Schule zu haben. Die Missionsleitung in der Heimat gab gern ihre Zustimmung zu dem Projekt und steuerte auch ungefähr die Hälfte der Kosten für das zu errichtende Seminargebäude bei, während die andere Hälfte von Freunden, unter ihnen Kapitän Stretch, aufgebracht wurde. In einem jungen, pädagogisch veranlagten Geistlichen Govan fand sich auch die geeignete Lehrkraft. Im Juli 1841 wurde das Institut eröffnet, wozu sich Missionare aus verschiedenen Gegenden der Kapkolonie und verschiedenen Bekenntnissen angehörend, eingestellt hatten. Zwei Züge, die das neue Institut besonders charakterisierten, verdienen namhaft gemacht zu werden: 1. es soll kein Unterschied zwischen schwarz, braun und weiß gemacht, alle sollen völlig gleich behandelt werden und dieselben Vorteile und Privilegien hinsichtlich der Erziehung haben und 2. das Institut soll strikte interkonfessionell sein und sich von jeglichem Proselytismus fern halten; es soll allen in Südafrika arbeitenden Missionen seine Dienste zur Verfügung stellen. Die Anfänge des Missionsinstitutes waren recht bescheiden: mit 10 eingeborenen und 9 Knaben europäischer Herkunft begann es seine Tätigkeit; Bryce und Rich. Roß, zwei Söhne des Missionars Roß, spätere Missionare, befanden sich unter letzteren.

Die Zöglinge, die von den Stationen der Glasgower Missionsgesellschaft stammten, wurden unentgeltlich aufgenommen, während solche, die aus anderen Missionen kamen, für Kost und Unterricht jährlich 240 Mk. zahlen sollten.

Das Institut war kaum in Gang gekommen, da erfuhr es schon eine jähe Unterbrechung: im Jahre 1846 brach ein neuer blutiger Kafferkrieg aus, der sogenannte Axtkrieg — der Diebstahl einer Axt und seine Bestrafung hatten ihn heraufbeschworen. Lovedale lag mitten in dem Gebiet des Krieges. Das feste Institutsgebäude wurde von den englischen Truppen als Festung benutzt, in den ummauerten Gärten weidete das Schlachtvieh. Allerdings wurde durch die Anwesenheit der Soldaten die Zerstörung der Station verhütet — andere fielen wieder der Verwüstung anheim —; der Unterricht ruhte aber natürlich die ganze Zeit hindurch. Missionar Govan kehrte nach Schottland zurück, in seiner Begleitung befand sich ein junger Kaffer, Tiyo Soga, später der berühmte erste Kaffergeistliche. Ein volles Jahr hatten die Missionsgeschwister all die Entbehrungen, die das Kriegs- und Lagerleben mit sich bringt, auszukosten, bis die Aufständischen zur Unterwerfung gebracht waren. Dann ging's abermals an den Wiederaufbau, wobei die Regierung tatkräftige Unterstützung leistete. Welche wohlwollende Haltung die Regierung der Mission gegenüber einnahm, kann aus folgendem Erlaß, der nach Wiederherstellung des Friedens bekannt gegeben wurde, ersehen werden; er lautet:

„In anbetracht, daß die Proklamation vom 23. Dezember 1847 die künftige Lage und Administration der Kaffern in Brit.-Kaffraria regelt und daß die Häuptlinge sich derselben unterworfen haben, werden nunmehr alle Missionare eingeladen, auf ihre Stationen zurückzukehren. Und damit kein Mißverständnis aufkommen möge, gibt der High Commissioner (Oberpräsident) Ihrer Majestät zur Kenntnis, daß sie den Grundbesitz ihrer Stationen als aus der Hand Ihrer Majestät, nicht aber aus der der Häuptlinge erhalten ansehen sollen. Den Missionaren soll jede Erleichterung und jede erforderliche Hilfe geleistet werden, um ihr großes Ziel, die Bekehrung und Zivilisation der Kaffern, zur Ausführung zu bringen. Und diese trefflichen Männer mögen jeder erdenklichen Unterstützung und alles Schutzes gewiß sein, den der High Commissioner nur in seiner Macht hat ihnen zu gewähren."

Bedauerlicherweise hemmten gleichzeitig finanzielle Schwierigkeiten der heimatlichen Missionsleitung die Arbeit draußen. Im Jahre 1843 hatte sich die schottische Kirche in zwei Zweige, die Staatskirche und die Freikirche, gespalten. Eine Folge hiervon war

es, daß die Glasgower Missionsgesellschaft, deren Unterstützer durchweg den Prinzipien der Freikirche anhingen, ihre Sonderexistenz aufgebend, ihre Missionsarbeit der Freikirche überantwortete. Die Kaffernmission war also fortan nicht mehr die Mission einer privaten Gesellschaft, sondern eine kirchliche Mission. Die Freikirche aber hatte in der ersten Zeit ihres Bestehens gewaltige und vielfache Aufgaben zu lösen — stand sie doch zunächst vis-à-vis de rien und hatte ihr ganzes Kirchenwesen: Kirchen, Schulen, Pfarren, Besoldungen für Geistliche und Lehrer, innere Mission, Heidenmission usw. alles erst selbst zu schaffen — da war es wohl erklärlich, daß finanzielle Schwierigkeiten nicht ausblieben; und in diesen wurde der Entschluß gefaßt, die Verbindung mit der Kaffernmission zu lösen. Aber da traten die alten Freunde dieser Mission in die Bresche und verpflichteten sich, für die nächsten fünf Jahre den Unterhalt des Lovedaler Instituts zu übernehmen. Mit welchen Gefühlen die Missionare draußen diese Vorgänge in der Heimat verfolgten, läßt sich ermessen; es war die trübste Zeit ihres ganzes Missionsdienstes. Sollte denn alles, was sie in fünfundzwanzig Jahren unter solchen Mühen erarbeitet hatten, in die vier Winde zerstreut werden, und das gerade jetzt, nachdem die Anfangsschwierigkeiten zum guten Teil überwunden schienen und der segensreiche Einfluß der Mission im Wachsen war? Wie atmeten sie auf, als durch das Eintreten der alten Freunde das Schlimmste abgewendet wurde!

Im Herbst 1850 kehrte Rev. Govan nach Südafrika zurück und nahm mit zwölf eingeborenen Jünglingen und ebenso vielen weißen die Institutsarbeit in Lovedale wieder auf. Aber während gute und treue Knechte fleißig waren, die kostbare Saat auszustreuen, war auch schon wieder der böse Feind zur Hand, Unkraut zwischen den Weizen zu säen. Die stolzen Kaffern konnten ihre Niederlagen nicht verwinden; Zauberer und Regenmacher taten das Ihre, um die Unzufriedenheit zu schüren. Ein junger Kaffer Umlangeni trat als Prophet auf und behauptete, die Macht zu besitzen, die Kaffern gegen die Kugeln der Engländer feien zu können. So loderten die Flammen des Aufstandes bald wieder hoch empor; die Oberhäuptlinge Kreli und Sandili stellten sich an seine Spitze. Die schottischen Missionen Burnshill und Pirie wurden in Asche gelegt; Lovedale war wieder in Verteidigungszustand versetzt worden. In seiner unmittelbaren Nachbarschaft, bei Fort Hare, wurde eine blutige Schlacht geschlagen;

rings umher sah man Weiler und Dörfer in Flammen stehen. Lovedale selbst wurde von den Aufständischen nicht angegriffen; es war das als ein schöner Erfolg der Institutstätigkeit anzusehen, daß die Neutralität dieses Platzes respektiert wurde.

Schlimmer noch als der unmittelbare Schaden, den diese unablässigen Kriege der Mission verursachten, waren die üblen Wirkungen derselben auf die Bevölkerung im allgemeinen.

„Das vergossene Blut", schreibt ein Missionar, „ist nicht alles; eine haßerfüllte Gesinnung bleibt zurück. Männer werden gewöhnt, andere Menschen kaum noch als Menschen anzusehen, sondern als Sachen, mit denen man in brutaler Willkür verfährt. Die Bande aller guten Ordnungen werden gelockert, die Menschen werden gewissenlos, wenn die Folgen ihrer Handlungen ungewiß sind. Militärisches Regiment wird gleichbedeutend mit Aufhören alles andern ordentlichen Regimentes . . . Der Erfolg jedes guten Werkes, das getan war, wird zu nichte gemacht, der Neuanfang aber ist schwieriger als das erste Mal. Man hat viel auszureißen, ehe man ans Pflanzen gehen kann. Liebe, Verständnis, Einigkeit sind zarte Pflanzen, der Frost einer Nacht genügt, um sie zu ertöten. Kurz, ein Jahr Krieg richtet mehr Schaden an, als 10 Jahre Frieden Gutes schaffen können."

Welch eine Wohltat für die Mission, daß nach diesem Aufstande vom Jahre 1851 endlich für längere Zeit Friede und Ruhe herrschten; nur einmal noch, 1877, wurden sie durch einen letzten Kaffernkrieg, den unter Ketschwayo, unterbrochen; aber in diesem ist die Mission doch vor größerer Not bewahrt geblieben, ja im Lovedaler Institut konnte diesmal auch während der Kriegszeit der Unterricht ziemlich ungestört seinen Fortgang nehmen.

Eine ganz neue Ära für die Lovedaler Mission inaugurierte der Besuch des Gouverneurs Sir George Grey im Frühjahr 1855. Die Bemühungen dieses trefflichen, wohlwollenden Mannes waren während seiner siebenjährigen Amtstätigkeit in vorderster Linie auf die intellektuelle, soziale und sittliche Hebung der Eingeborenen gerichtet; und zur Ausführung dieser Bestrebungen war er darauf bedacht, sich mit den im Lande befindlichen Missionen ins Einvernehmen zu setzen. Einer Anzahl von Missionsstationen, unter ihnen Lovedale, stattete er persönlich seinen Besuch ab. Bei dieser Gelegenheit legte er den schottischen Missionaren seine Pläne vor. Er proponierte: 1. Dem schon bestehenden Institut eine praktische Abteilung, ein industrial departement, hinzuzufügen, in der Jünglinge in allerlei nützlichen Handwerken unterwiesen werden möchten. 2. Die zur Errichtung der erforderlichen Gebäude nötigen Mittel durch die Regierung

bereitzustellen. 3. In der Hoffnung, daß schließlich verschiedene Zweige dieser Industrieabteilung sich selbst würden unterhalten können, verpflichtete er sich, für einige Zeit die Besoldung der anzustellenden Handwerksmeister zu übernehmen. Um den erhofften Selbstunterhalt zu befördern, sollte die Station auch mit einer ausgiebigen Landdotation bedacht werden, deren Ertrag für Erziehungszwecke zu verwenden sein würde. 4. Auch die Errichtung einer Abteilung für Fraueninduſtrie sei ins Auge zu fassen. 5. Für alle von der Mission angestellten Schullehrer sollten je nach ihren Leistungen 4—800 Mk. jährlich gezahlt werden; würde sich an einem Platze die Anstellung europäischer Lehrer als wünschenswert erweisen, so würden auch deren Gehälter gedeckt werden. 6. Zum Unterhalt der Schulen in geeigneten Orten um Lovedale und um andere Missionsstationen herum sollten Beihilfen (grants) geleistet werden. — Daß die Missionare so generöse Vorschläge, an die keine drückende Bedingungen geknüpft wurden, mit beiden Händen ergriffen, braucht kaum versichert zu werden. Sie sahen in der Sendung eines solchen Gouverneurs die Hand Gottes. Und wer wollte nach den Unsummen, die die wiederholten Kriege verschlangen, sagen, daß die im Vergleich damit kleinen Summen, die nun zur Hebung der Eingeborenen verwandt wurden, nicht wohl angelegt worden seien? Es wurden also verschiedene Werkstätten eingerichtet und Handwerksmeister angestellt, nämlich ein Zimmermeister, ein Maurermeister, ein Wagenbauer und ein Schmied. Ein anderes war es freilich dann noch, die Kaffern von dem Wert und Nutzen derartiger Arbeit zu überzeugen. Sie mußten erst gelehrt werden, zu arbeiten; in der Regel haben ja die barbarischen Eingeborenen keinen höheren Ehrgeiz, als vor ihren Hütten zu liegen, sich zu sonnen und sich dem Luxus äußerster Faulheit hinzugeben. Allmählich haben sie sich eines Besseren belehren lassen; wenn sie die Erfahrung machten, daß ein Zimmermann oder Schmied an einem Tage so viel verdienten, als ein einfacher Tagelöhner in einer ganzen Woche, dann mußten schließlich auch dem blödesten die Augen über den Wert eines Handwerks aufgehen. Zu den genannten Handwerken kamen einige Jahre später zwei neue Zweige, Druckerei und Buchbinderei, hinzu. Ersterer bedurfte die Mission selbst dringend zur Herstellung der für Schule, Kirche und Gemeinde nötigen Drucksachen; der Druck von Schulbüchern, Gesangbüchern, Traktaten, Bunyans Pilgerreise, der Kaffernbibel und eines Missionsblattes für die Ge-

meinde gab der aufgestellten Presse Arbeit in Fülle. Auf einem Landgute wurde weiter Unterweisung in rationeller Landwirtschaft erteilt. Außer 1000 Morgen Weideland hatte man 350 Morgen unter dem Pfluge; zu ihrer Bewässerung wurde mit erheblichen Kosten vom Tschumie ein Kanal abgeleitet. Ackerbau war zwar den Eingeborenen nichts Unbekanntes, aber sie hatten ihn nie systematisch betrieben und mußten es nun erst begreifen lernen, daß auch der Ackerbau ein Geschäft ist, das gelernt werden muß. Seit den 70er Jahren wurden schließlich — um die Reihe der in Lovedale gelehrten praktischen Arbeitszweige vollzählig aufzuführen — anstellige Jünglinge auch in die Geheimnisse des Telegraphen- und Postdienstes eingeweiht. Mit viel Sorgfalt und Hingebung ist diese mannigfaltige Ausbildung in Lovedale gepflegt worden. Für eine lange Reihe von Jahren hat ihre Oberleitung in den Händen des bewährten Missionars James Weir gelegen — 56 Jahre hat derselbe, bis zuletzt eine kraftvolle, herkulische Erscheinung, ein echter Schotte, im Missionsdienst gestanden. An dem Regierungsschulinspektor Dr. Dale fanden diese Bestrebungen einen verständnisvollen Freund und warmen Förderer. Er betonte immer wieder die Notwendigkeit gerade dieser praktischen Ausbildung.

„Angenommen unsere Missionsarbeit in Schule und Kirche — so führt er aus — hat die eingebornen Kinder auf eine gewisse Höhe religiöser und weltlicher Erkenntnis emporgehoben, vernichten wir da nicht wieder jede Hoffnung auf Fortschritt und laufen wir nicht Gefahr, daß die Heranwachsenden von der gewonnenen Höhe wieder herabsinken, wenn die Schul-Kaffern mit ihrem bescheidenen Maß von Buchwissen, aber ohne Unterricht in praktischen Dingen uns verlassen? Die Erziehung hörte dann auf, wo sie in Wirklichkeit beginnen sollte. Man verbinde daher in den Herzen der Jugend von den ersten Jahren an den Gedanken an Schule und Handwerk, eins untrennbar vom andern. Der einzig erfolgreiche Weg, die wilden Eingebornen in tüchtige, treue Bürger zu verwandeln, sind Schule, Werkstätte und Kirche. Verstand und Hand müssen gleichzeitig ausgebildet werden. Wahres Christentum verträgt sich nicht mit der Ziellosigkeit eines heidnischen Lebens. Was kann die Frucht aller religiösen und weltlichen Unterweisung sein, wenn ihre Empfänger hernach der ungezügelten Zuchtlosigkeit und der apathischen Indolenz eines Lebens überlassen werden, welches kein Gefühl der Verantwortlichkeit, kein Streben nach Besserung der Lebensstellung, keinen Begriff von Selbstzucht kennt? Die ernste Frage ist: was werden die Tausende von Knaben und Mädchen mit ihrer Kunst zu lesen, zu schreiben und zu rechnen anfangen, wenn sie keinen Hobel, keine Säge, keine Nadel, keinen Pfriemen zu führen, keinen Rock zuzuschneiden, keinen Schuh zu besohlen, keine Tür zu machen, keinen Reif um ein Rad zu legen wissen?"

Bei allem in Lovedale erteilten Handarbeitsunterricht wird übrigens nicht aus dem Auge gelassen, daß der große Hauptzweck doch schließlich nicht darin besteht, nur zu zivilisieren, sondern zu christianisieren. Die völlige und gründliche Bekehrung des Individiums und dann die Ausbildung christlicher Charaktere sind die Ziele, auf die hingearbeitet wird.

Katholische Schulpolitik in Indien.

Seitens des Missionars Beythan in Panruti (S. Arcot, Indien) ist mir ein sehr charakteristischer Artikel der Madras Mail vom 3. Dezember 1904 zugegangen, in welchem der Leiter der katholischen höheren Schule in Negapatam feierlich versichert, daß diese Missionsschule denselben religionslosen Standpunkt einnehme wie die Regierungsschulen und es für eine Verleumdung erklärt, die Hinduschüler wären in ihr irgend einem christlichen Einfluß unterstellt. Zum besseren Verständnis des überraschenden Artikels bemerkt Missionar B.:

„In Negapatam bestehen bereits zwei Hochschulen, eine den Wesleyanern und die andere den Katholiken gehörig. Im Gegensatz zu diesen beiden Schulen haben die Hindus und die Mohammedaner dieser Stadt kürzlich noch eine dritte eröffnet, welche sie „National High School" nennen, und in welcher den heidnischen und mohammedanischen Schülern Unterricht in ihrer eigenen Religion zu teil werden soll. Dieser Schule ist aber bisher von der Regierung die Anerkennung versagt worden, obwohl der jetzige Director of Public Instruction nicht als ein Freund der Mission angesehen wird. Über die Versagung der Anerkennung sowohl als auch über die Notwendigkeit einer dritten Schule für Negapatam ist in den Zeitungen viel gestritten worden, wobei man manchmal sogar persönlich wurde. Die englischen Zeitungen geben ja in ihrer Rubrik „Letters to the Editor" jeder Meinungsäußerung ziemlich viel Spielraum, eine Weitherzigkeit, die man unseren deutschen Zeitungen zur Nachahmung empfehlen könnte. Dieser Streit hatte jedoch nur lokales Interesse und er war bereits seit einiger Zeit wieder verstummt. Da trat der Leiter der kath. Schule mit der beifolgenden Zuschrift an die „Madras Mail" wieder auf den Plan, in der er die Prinzipien seiner Schule in religiösen Fragen darlegt. Da mir seine Auslassungen von mehr als lokalem Interesse zu sein scheinen, schicke ich Ihnen eine Abschrift.

„Falls es Ihrer Aufmerksamkeit entgangen sein sollte, erlaube ich mir noch, Sie auf eine Broschüre aufmerksam zu machen: „Das höhere kath. Un-

terrichtswesen in Indien und die Bekehrung der Brahmanen" (Freiburg, Herder). Es handelt sich darin um das Jesuitenkolleg in Trichinopoly und um seine Bekehrungserfolge. Das Buch ist keine bedeutende Leistung, aber manche Auslassungen darin sind doch recht bezeichnend, so z. B. S. 44. Verfasser ist ein Frhr. von Bischoffshausen.[1])

„Zu den Prinzipien der Schulleitung in Negapatam möchte ich noch bemerken, daß ich nicht glaube, daß sie selber an diese Prinzipien glaubt. Es scheint mir ein diplomatischer Kniff zu sein, im Falle einer Auflösung der neuen Schule die Schüler derselben für sich zu gewinnen."

Der Artikel selbst lautet:

„Ich ersuche Sie, in Ihren Spalten gütigst den nachfolgenden Ausführungen Raum zu geben, da sie über die Stellung der St. Antonius-Hochschule zu der Hindu-Religion Licht verbreiten. Ich würde Sie mit dieser Zuschrift nicht belästigen, wenn diese Stellung nicht in gröblicher Weise sowohl von den Beschützern der National high school wie von den Zeitungen falsch dargestellt worden wäre. Die St. Antonius-Schule steht ungefähr in demselben Verhältnis zur Religion wie alle Regierungsschulen, oder um mich korrekter auszudrücken, alles in ihr und gerade ihre Verbindungen (associations) atmen mehr den Geist des Hinduismus als von irgend einer andern Religion. — Wenn die frühere, 1877 durch die eingeborenen Hindu von Negapatam be-

1) Das Buch ist nach verschiedenen Seiten hin lehrreich. Zunächst durch die wiederholten Bekenntnisse, daß die kath. Mission unter den Brahmanen bis jetzt so gut wie keine Erfolge gehabt (S. 42. 52. 60), ja daß auch früher Robert de Nobili „nur wenige Brahmanenfamilien" bekehrt habe und selbst diese „wegen ihrer geringen Zahl sich nicht rein erhalten" (S. 50) — überraschende Bekenntnisse, die im schreienden Widerspruch zu vielen umgekehrten Behauptungen, namentlich zu den maßlosen Übertreibungen Marshalls stehen. Zum andern bestätigt das Buch die Versicherung des Herrn Luiz in der „Madras Mail", daß in den kath. höheren Schulen nur „auf eine unmerkliche Weise der göttlichen Gnade der Weg in die jungen Herzen bereitet" werden könne, weil „die Brahmanen nur unter der Bedingung kommen, daß öffentlich nie ein Wort über Religion gesprochen werde;" „nur indirekt könnten dogmatische Fragen berührt werden, denn beim ersten helleren Lichtschimmer würden die anwesenden Heiden wie lichtscheue Fledermäuse davoneilen" (S. 52. 55). Und drittens werden die evangelischen höheren Schulen, in denen frei öffentlich die Bibel einen obligatorischen Lehrgegenstand bildet, verleumdet, daß sie „wenig auf sittliche Erziehung sehen" und ihre Schüler zu „Atheisten" machen (S. 43. 54). — In welcher unwahren Weise auch sonst über die evangelische Mission berichtet und die katholische ihr gegenüber in dem Buche herausgestrichen wird, erhellt aus folgendem Zitat: „Nach dem „Tablet" (1882) erhalten die protestantischen Missionen Indiens mit ihren 250 000 sogenanten Anhängern an $8^1/_2$ Millionen, während sich die 24 kath. Missionsbezirke mit 900 000 Franken für 1 700 000 Gläubige begnügen müssen (S. 43 Anm. 2). D. H.

gründete National-Hochschule im Jahre 1886 nach kurzem Bestande geschlossen und den Autoritäten von St. Antonius übertragen wurde infolge der Unfähigkeit seitens der Hindu eine eigene Schule zu unterhalten, verbürgten sich die St. Antonius-Autoritäten feierlich, in keiner Weise der Hindureligion zu nahe zu treten und dieses gegebene Wort haben sie bis heute gewissenhaft gehalten. Schon daraus, daß von den in der Schule beschäftigten Lehrern während der letzten 18 Jahre 90 Prozent Hindu waren, kann klärlich ersehen werden, daß der Vorwurf: die St. Antonius-Schule beeinflusse notwendigerweise ihre Hindu- und Mohammedanerschüler zugunsten des Christentums, obgleich sie nicht bekenne, die Bibel zu lehren, ins Wasser fällt. Dazu kommt ein anderer Punkt von Bedeutung, dessen angebliches Geheimnis sofort aufgeklärt werden soll. Es ist wieder und wieder von den Autoritäten der nationalen Hochschule behauptet und auch zum Gegenstand einer Anfrage seitens eines Mitgliedes des legislative council gemacht worden, daß in der St. Antoniusschule versucht worden sei, einen Hindustudent zu der christlichen Religion zu bekehren. Aber es soll hier aufs bestimmteste und offenste versichert werden, daß ein solcher Versuch nicht gemacht worden ist; ich bin bereit diejenigen zur Rechenschaft zu ziehen, welche solch eine Beschuldigung erheben, damit sie durch eine Tat der Antoniusschule den Beweis erbringen, daß seitens derselben je auch nur im entferntesten ein Schritt getan worden sei gegen die Interessen der Hindureligion. Da die Sachen so liegen, haben die Hindu- und Mohammedaner-Eltern von Negapatam nicht den leisesten Grund zu fürchten, daß ihre Söhne in dieser Schule auf irgend eine Weise christlichem Einflusse unterstellt werden sollen. Wenn sie so etwas fürchten, so müßten sie die gleichen Gründe geltend machen, falls sie ihre Kinder auch von den Regierungsschulen zurück hielten, wenn sie sehen, daß die St. Antoniusschule ganz nach denselben religionslosen (non sectarian) Prinzipien ihr Erziehungswerk treibt wie die Regierungsschulen."

J. J. Luiz,
Manager, H. Antonys high school.

Negapatam.

Chronik.

Im Mai dieses Jahres feiert der angesehene, beliebte und mit großem Erfolg gesegnete, im Dienste der Londoner M. G. stehende chinesische Missionar Dr. **Griffith John** im Alter von 74 Jahren noch in großer Rüstigkeit sein **50jähriges Jubiläum**. Er gehört zu den Pionieren der chinesischen, namentlich der west- und zentralchinesischen Mission und ist ein Bahnbrecher von Gottes Gnaden geworden. Nach einem wesentlich dem Studium der chinesischen Sprache, Literatur, Religion und Sitte gewidmeten 6jährigen Aufenthalte in Schanghai ließ er sich 1861 in Hankau (Prov. Hupeh) als einer der ersten Europäer nieder und begann hier unter großen Entbehrungen und Widerständen, aber auch Erfolgen eine

rastlose evangelistische Tätigkeit, die sich bald auf einen weiten Umkreis um die Stadt ausdehnte. Gerade als Prediger und als chinesischer Prediger ist John hervorragend begabt und hat er nicht bloß auf die Chinesen einen großen Einfluß geübt, sondern auch unter den Missionaren Schule gemacht. Hankau war damals der Vorposten der evang. Mission, zwischen hier und Schanghai gab es noch keine einzige Missionsstation und die nördlich, südlich und westlich umliegenden Provinzen waren für die evang. Mission noch ein ganz jungfräulicher Boden. Aber schon 1869 machte er in Begleitung des Agenten der Brit. Bibelgesellschaft, A. Wylie, eines gelehrten Sinologen, die erste Reise durch die Provinzen Sitschuen und Schensi, später durch Kiangsi und das fremdenfeindliche Hunan, predigend und Schriften verkaufend, oft unter großen Gefahren, Versuche, die zwar nicht sofort, aber nach Jahren überall, 1899 sogar in Hunan, feste Niederlassungen zur Folge hatten, am überraschendsten seit 1901 gerade in dieser der Mission so lange beharrlich verschlossenen Provinz. Und diese ausgedehnte Pioniertätigkeit kam nicht bloß der Londoner M. G. zu gute, sondern wurde wegbahnerisch für eine ganze Reihe anderer Missionsgesellschaften. Neben seiner unermüdlichen evangelistischen Wirksamkeit erwarb sich John aber auch durch seine fruchtbare schriftstellerische Arbeit, namentlich durch seine Übersetzungen des Neuen Testaments (und teilweise auch des Alten) ins Nieder-Wenli und ins Mandarin und zuletzt durch seine eifrige Förderung des gesamten Schulwesens von der Elementarschule an bis zu theologischen Seminarien eine hervorragende Stellung unter den chinesischen Missionaren. In einem seiner letzten Briefe konnte dieser gesegnete Missionar schreiben: „Ich habe große Veränderungen in China gesehen; ja es ist mir gegeben worden, ein neues China und wenigstens den Anfang eines völlig neuen China zu sehen. Die Veränderungen, welche im Laufe der nächsten 20 Jahre hier vorgehen werden, werden die Welt in Erstaunen setzen. Es ist ein großes Ding, Zeuge von all diesem haben sein zu dürfen und ein großes Vorrecht, einigen, wenn auch noch so geringen Anteil an der Verursachung des gegenwärtigen Standes der Dinge gehabt zu haben.“

* * *

Wie es scheint, ist es nicht genugsam bekannt, daß unter den namhaften Führern der japanischen Armee und Flotte sich Christen von gutem Ruf befinden. Die Generäle Kuroki und Oku sind Presbyterianer, „die als wahre Christen eine hervorragende Stellung einnehmen und einen vorbildlichen Wandel führen.“ Admiral Togo ist gleichfalls ein Mitglied der presbyterianischen Kirche und Vize-Admiral Uriu sogar ein Ältester dieser Kirche. Von beiden wird bezeugt, daß „sie viel für die Interessen ihrer Kirche getan haben und tapfere, fest gegründete christliche Gentlemen sind.“ Oyama ist zwar selbst noch nicht Christ, er nimmt jedoch eine dem Christentum sehr wohlwollende Stellung ein, aber seine Gemahlin „ist eine der eifrigsten Christinnen in dem ganzen Lande.“

Auch unter den Offizieren von niederem Range und unter den gemeinen Soldaten, gibt es nicht wenige Christen, die im Kriege ihrem Christen-

namen durch ihr Leben wie durch ihr Sterben Ehre gemacht und durch das Zeugnis von ihrem Glauben manchen ihrer Kameraden für denselben gewonnen haben. Desgleichen liegen aus den Lazaretten vielfache Beweise vor nicht nur für die Empfänglichkeit, die die ungehinderte Evangeliumsverkündigung hier findet, sondern auch für den Anteil, den die Christen unter den Verwundeten an dieser Verkündigung, wie an der Verteilung des Neuen Testaments nehmen. Und manche Bekehrung hat unter den Soldaten stattgefunden.

Ein charakteristisches Beispiel für den glühenden Patriotismus der Japaner und für die Opferwilligkeit, zu der er fähig ist, liefert folgende Geschichte. Der einzige Sohn einer betagten Mutter, die er zu unterstützen hatte, konnte nicht mit seinen Kameraden in den Krieg ziehen. In der Familie wurde ein altes, wertgehaltenes Schwert aufbewahrt, das holte die Mutter hervor, tötete sich mit ihm und gab es sterbend dem Sohne, mit der Aufforderung, nun mit ihm zur Armee zu gehen und seinem Vaterlande zu dienen.

* * *

Über die kulturellen Wirkungen der Mission schreibt der Kameruner Missionar Schuler (von der Basler M. G.) folgendes: „Noch vor zehn Jahren waren die schwarzen Handwerker, Schreiner und Handlungsgehilfen in Kamerun fast ausschließlich Fremde, namentlich Akraer. Heute findet man, obwohl sich deren Zahl vervielfacht hat, nur hin und wieder unter diesen Berufsarten einen Fremden. Ja wir haben Überfluß an Handwerkern. Man frage doch diese Leute, wo sie ihre Kenntnisse erworben haben, und man wird hören, daß die erdrückende Mehrheit ihre Ausbildung der Mission verdankt. Vor zehn Jahren traf man selten einen Eingeborenen, der einige Worte deutsch konnte, heute ist es anders. Ist das nicht der Arbeit der Missionen zu verdanken? An der Anleitung der Eingeborenen zur Arbeit von seiten der Mission durch Wort und Beispiel hat es bis jetzt nicht gefehlt, und es ist ein Unrecht und beruht auf Unkenntnis, den Missionen einen diesbezüglichen Vorwurf zu machen.“ — Es wäre gut, wenn diese Tatsachen von Kritikern der Mission mehr beachtet würden. Auf der Goldküste hat die Mission entsprechend ihrer längeren Arbeitszeit in kultureller Hinsicht noch weit mehr geleistet.

* * *

Akademiker in der Basler Mission. Unter den 186 aktiven ordinierten Missionaren in der Basler Mission befinden sich gegenwärtig acht akademisch gebildete Theologen, die auf alle vier Missionsgebiete verteilt sind und von denen der älteste jetzt 17 Dienstjahre hat. Ein weiterer junger Theologe wird am Ende dieses Jahres ausgesendet werden. Dazu kommen noch einige Missionare, die ihre Ausbildung im Missionshaus empfangen aber nachträglich noch akademische Studien gemacht und sich die Befähigung für den heimatlichen Kirchendienst erworben haben. Ferner besitzt die Basler Mission fünf Missionsärzte. Der akademische Nachwuchs besteht gegenwärtig aus fünf Kandidaten und Studenten der Medizin.

Aber im Verhältnis zum Gesamtpersonal ist die Zahl der Akademiker noch beschämend klein, während doch auf allen Missionsgebieten Aufgaben zu

bewältigen sind, an denen selbst der Begabteste und Tüchtigste sein Leben lang zu tun hat.

* * *

Missionar Bohner †. Am 21. März starb in Speyer der vielen bekannte Missionar, Heinrich Bohner, im Alter von 63 Jahren. Bohner hatte ein langes reiches Missionsleben hinter sich. Mit 21 Jahren als Industriemissionar (Schuhmacher) auf die Goldküste ausgesandt, wurde er im Lauf der Jahre ein trefflicher Reiseprediger, der trotz seines lahmen Beines unermüdlich reiste. Im Jahr 1890 berief das Missionskomitee in Basel den erfahrenen Mann zur Leitung der jungen, mit allerlei Schwierigkeiten ringenden Mission in Kamerun, und Bohner diente dort mit kurzen Unterbrechungen noch bis 1893 und erfüllte seine schwierige Aufgabe mit viel Weisheit. Auch als Missionsredner in der Heimat zuletzt noch als Agent des Vereins für Evang. Mission in Kamerun, hat Bohner viel geleistet, da er es verstand, die verschiedensten Zuhörer durch sein frisches gehaltvolles Wort zu fesseln.

* * *

Der bekannte amerikanische Millionär Rockfeller hat dem Am. Board eine Gabe von 400 000 Mk. überwiesen, die speziell für ihre Erziehungs-Institute in Japan, Indien, Ceylon und der Türkei verwendet werden sollen, um dieselben noch wirkungsvoller für ihre Bildungszwecke und evangelisatorischen Bestrebungen auszugestalten. Wann wird die Zeit kommen, wo wir endlich auch aus Deutschland von ähnlichen großen Gaben der Reichen für das Werk der Mission berichten dürfen?

* * *

Nicht durch die große Gabe eines Reichen, sondern durch zahlreiche Gaben vieler mit irdischen Gütern mäßig gesegneter Glieder und Freunde der Brüdergemeine ist die große Schuld derselben von 223 000 Mk. völlig gedeckt worden, eine neue Erfahrung, daß Gott das Gebet seiner Kinder erhört, die zu ihm Tag und Nacht rufen. Sollte die Jahresrechnung für 1904, deren Abschluß sich noch nicht übersehen läßt, dennoch ein neues Defizit bringen, so wird dies jedenfalls nicht bedeutend sein, da die Einnahmen sich günstig stellen und von der alten Schuld nichts in die Rechnung von 1904 herüber genommen zu werden braucht. Die große Schuld der Pariser M. G., die sich am 20. Februar auf 637 000 Fr. belief, war am 1. April bis auf 154 000 Fr. gedeckt und vermindert sich hoffentlich noch nachträglich. Möchten doch auch die übrigen bedrängten Gesellschaften, namentlich Berlin I mit seiner großen Schuld von 347 000 Mk. bald berichten können: es gibt kein Defizit mehr. Warneck.

Literatur-Bericht.

1. **Haas:** „Geschichte des Christentums in Japan. II.: Fortschritte des Christentums unter dem Superiorat des P. Cosmo de Torres." Tokio 1904. In Kommission bei Ascher & Co., Berlin.[1]) Der vorliegende zweite Teil dieses bedeutenden Werkes ist dem ersten in jeder Beziehung ebenbürtig und kann zu seiner allgemeinen Charakteristik auf das über den ersten Teil Gesagte verwiesen werden (1903, 55 f.). Die Geschichte wird fortgeführt von der Abreise Xavers (1551) bis zum Tode seines 1549 mit ihm nach Japan gekommenen Ordensgenossen Cosmo de Torres (1570), der sein Nachfolger in der Leitung des Mission wurde, umfaßt also einen Zeitraum von nur 19 Jahren, der in ähnlicher breiter Ausführlichkeit wie der der kurzen Xaverschen Wirksamkeit, wieder fast ausschließlich auf Grund der jesuitischen Quellen und mit derselben peinlichen Objektivität behandelt wird. Der Inhalt, über welchen die vortreffliche 12 S. in Kleindruck umfassende Übersicht des Kollegen des Verfassers, Ostwald, eine ausgezeichnete Angabe enthält, ist — von dem wertvollen Anhange abgesehen — in 12 Kapitel gegliedert, von welchen die beiden letzten, die „Die Missionspraxis der Jesuiten" und „Charakter und Leben ihrer japanischen Christen" zum Gegenstand haben, im hervorragenden Maße unsre Aufmerksamkeit verdienen. Sonst sind sie durchweg geschichtlichen Inhalts und machen uns aufs genaueste bekannt mit den handelnden Personen, sowohl den Missionaren wie den japanischen Territorialherren, die stark in die Geschichte eingreifen, mit den Hindernissen der Mission, ihrer wachsenden Ausdehnung und ihrer Erfolge, mit den Hauptstationen und ihren wechselnden Schicksalen, und sich durchziehend durch das alles mit den Tatsachen, aus welchen sowohl die in Anwendung gebrachten Missionsmittel wie die Beschaffenheit der christlichen Gemeinden bezw. der japanischen Christen deutlich erkennbar wird.

Gegen den Vorwurf einer gewissen Breite, der dem ersten Teile gemacht worden ist, verteidigt sich der Verf. mit der Erklärung, daß er mit bewußter Absichtlichkeit gerade eine solche ins Speziellste gehende, die vorliegenden Quellen möglichst ausschöpfende Darstellung habe geben wollen und daß er, nachdem diese Arbeit in seinem 6bändigen Werke geschehen, erbötig sei, „ein Buch zu schreiben, das in gedrängter Kürze und in leichterem Gedankenflusse ein anschauliches Bild vom Kampfe des Christentums mit dem Heidentum in Japan gibt". Und man wird dieser Auffassung der Aufgabe, wie sie sich der Verf. gestellt hat, ein Recht zugestehen müssen, da wir ihr ein Werk verdanken, das in seiner allseitigen, konkreten Ausführlichkeit eine Einsicht in den Verlauf und Betrieb der japanischen — bis jetzt allerdings nur Anfangs- — Missionsgeschichte ermöglicht, wie wir es noch nicht besessen haben; nur kann ich mich der Befürchtung nicht entschlagen, daß, wenn die Arbeit ebenmäßig in dieser breiten Ausführlichkeit durchgeführt werden soll, die in Aussicht genommenen

1) Durch Versehen verspätet.

6 Bände kaum ausreichen werden und doch sind schon 6 Bände für eine Missionsmonographie ein reichlich voluminöses Werk.

Geflissentlich hat es der Verf. vermieden, „seiner Darstellung durch Einflechtung von Urteilen und Reflexionen einen subjektiven Charakter zu verleihen", und selbst in den bereits erwähnten Schlußkapiteln, um jeden Schein von Parteilichkeit zu vermeiden, lediglich den Jesuiten selbst das Wort gelassen, um so dem Leser die Möglichkeit zu geben, „sich auf Grund eines reichen und unanfechtbaren Tatsachenmaterials ein selbständiges Urteil zu bilden". Nun wird ja diese objektive Darstellung allerdings von selbst zur Kritik, aber das ist mir doch zweifelhaft, ob das vorliegende jesuitische Quellenmaterial für sich allein genügende Garantie bietet, den objektiven Tatbestand wirklich richtig zu ermitteln. Ich will nicht an die Mahnung Klopstocks erinnern, die er dem deutschen Volke bezüglich seiner Gerechtigkeitsübung gegen das Ausland gibt: „Sei nicht allzugerecht, sie wissen nicht, wie schön dein Fehler ist", wohl aber an die Instruktion, die Xaver für die jesuitische Berichterstattung gegeben in einem an Beira gerichteten Briefe: „Sie müssen den Bericht mit Auswahl abfassen, indem Sie auslassen, was wegen mißliebiger Äußerungen über andere Anstoß erregen könnte ... Wir müssen den Zweck im Auge behalten, daß die Berichte zum Lobe Gottes und seiner heiligen Kirche ermuntern, aber niemand gerechten Anlaß zum Anstoß oder zu hämischer Deutung geben .. In diesem Berichte müßte die Rede sein von den Arbeiten der Unseren, den Mühen und Erfolgen derselben, von den Verfolgungen, denen sie ausgesetzt sind, ob sie dieselben standhaft und siegreich bestehen .. Aus diesen Berichten müßte er („unser Alphons", dessen sich Beira als Sekretär bedienen soll) dann, da er verständig und gewandt ist und den Stil in seiner Gewalt hat, in Ihrer aller Namen die Briefe so abfassen, wie sie mit Nutzen nach Europa geschickt würden".[1]) Wenn zuverlässige nichtjesuitische Quellen vorgelegen hätten, würde doch wohl das Gesamtbild, das Haas uns gegeben, noch ein etwas anderes Kolorit erhalten haben.

2) **Maier**: „Die gelbe Gefahr und ihre Abwehr". Basel, Missionsbuchh. 1905. 65 Pfg. Ernster als dem Verf. der verwandten Schrift: „Zur gelben Gefahr nebst Schlußbemerkungen zur Missionsfrage" (diese Z. 04, 527) erscheint dem Schreiber dieser Broschüre — eines Seperatabdrucks aus dem Ev. Miss.-Mag. — die durch die Folgen des Sieges der Japaner geschaffene Lage in Ostasien in ihrer Bedeutung für die Weltgeschichte. Als Missionar, der aus jahrelanger Bekanntschaft die Chinesen kennt, die jetzt am Erwachen sind und unter starken japanischen Einfluß kommen, und der über die Japaner sich auf kompetente Autoritäten beruft, darf Maier von vornherein einigen Anspruch darauf erheben, gehört zu werden, wenn er sich über die in Rede stehende Frage äußert. Und der Inhalt der Schrift legitimiert ihn als einen Mann, der hier mitreden darf. Er behandelt seinen Gegenstand unter zwei Hauptgesichtspunkten: „Gibt es überhaupt eine gelbe Gefahr?" und nachdem er diese Frage bejaht hat: „Was müssen wir als Christen tun, um ihr zu begegnen?"

---

1) de Vos, Leben und Briefe des h. Fr. Xaverius. Regensburg 1877, II. 22, 24.

Die Antwort auf die erste Frage findet er in der mit der feindlichen Gesinnung der Chinesen und Japaner gegen uns gepaarten vielfachen Überlegenheit derselben, wenn sie vereinigt in Konkurrenz mit uns treten, dabei wird die im Rassengegensatz wie in der Verschiedenheit der Gesinnung und der Religionen wurzelnde Fremdenfeindschaft, die numerische Überlegenheit, die physische und geistige, wie die ethische und religiöse Beschaffenheit, die kommerzielle, diplomatische und praktische Geschicklichkeit, die antieuropäische Tendenz der Politik, das durch die Siege der Japaner gesteigerte Selbstbewußtsein der erwachenden Ostasiaten und der Einfluß dieser Siege auch über Ostasien hinaus nach allen Seiten hin abwägend besprochen, sodaß die ostasiatische Frage, selbst wenn eine Gefahr nicht unmittelbar bevorsteht, doch ein sehr ernstes Gesicht bekommt. Jedenfalls werde man mit einer gelben Gefahr rechnen müssen, und nicht bloß auf dem wirtschaftlichen Gebiete, sondern auch in geistiger, sittlicher und religiöser Beziehung, in der ihren unbestreitbaren Vorrang zu behaupten, Aufgabe der christl. Nationen ist. Auf die Frage: „Wie wir uns der gelben Gefahr erwehren?“ antwortet der Verf.: weniger durch politische Maßregeln als durch die Christianisierung der Ostasiaten. Freilich dann müssen die christl. Nationen nicht nur ihre Missionspflicht erkennen und energischer als bisher betätigen, sondern vor allem selbst zurückkehren zu ihrem Gott, und das Nichtchristliche in ihrer eigenen Mitte bekämpfen und darauf halten, daß ihre Vertreter, die unter den Ostasiaten leben, sich wirklich als Christen betragen. Wenn wir auf friedlichem Wege, mit Waffen der Liebe die Völker Asiens besiegen und so sie innerlich zu regenerieren mitarbeiten, nur dann könne der Wettbewerb zwischen der weißen und der gelben Rasse sich in ungefährlicher Weise vollziehen. Das alles wird mit viel konkretem Detail, auf das eine bloße Inhaltsskizzierung leider nicht eingehen kann, so ausgeführt, daß man vielem Treffendem, was gesagt wird, nur zustimmen kann. Eine eingehende Besprechung würde aber eine Abhandlung erfordern. Nur auf zwei Bemerkungen beschränke ich mich. Vornehmlich im zweiten Teil des lehrreichen und lesenswerten Schriftchens redet der Verf. fast immer so, als bestünde die gelbe Gefahr in einer „leitenden Stellung“, die von den christlichen Nationen des Westens auf die Ostasiaten übergehen und ihnen die Führung in der Weltgeschichte zuwenden werde. Und das erscheint mir als eine übertriebene Befürchtung. Und sodann: daß Ostasien in einen sehr ernsten Wettbewerb mit den abendländischen Nationen über kurz oder lang, zunächst auf dem wirtschaftlichen, später wohl auch auf dem politischen Gebiete eintreten wird, das ist zweifellos, und das würde auch nicht aufgehalten werden, wenn — was noch im weiten Felde liegt — China und Japan christianisiert würden. Auch die sog. christl. Nationen, bei denen es übrigens gar nicht so aussieht, als wollten sie „alles Nichtchristliche in ihrer Mitte bekämpfen“, führen solchen und leider nicht immer „lauteren“ Wettbewerb untereinander. Wir werden uns dazu verstehen müssen, anzuerkennen, daß die westl. Nationen kein göttlich privilegiertes Recht auf den alleinigen Weltbesitz haben und daß wir Japan und China, die jetzt in die Weltgeschichte einzutreten beginnen, an demselben auch ihren Anteil gönnen. Je ehrlicher wir das tun, desto geringer wird die „Gelbe Gefahr“.

3) Paul: „Abessinien und die evangelische Kirche". Dresden, Ungelenk 1905, 1.50 Mk. Der Spezialist der deutschen Kolonialmissionen ist ein fleißiger Mann, der auch, wie schon seine Schrift: „Was tut das evangelische Deutschland für seine Diaspora in überseeischen Ländern?" bewiesen hat, sich nicht auf diese Domäne beschränkt. Das neue Buch hat durch die soeben angeknüpften Beziehungen Deutschlands zu Abessinien ein aktuelles Interesse, und es war ein geschickter Griff, dasselbe zu benutzen, um durch eine Neubearbeitung der betreff. Dietel'schen Missionsstunden auf die älteren und neueren Missions- und Evangelisationsversuche in Abessinien und um dasselbe herum hinzuweisen. In frischer und anschaulicher Weise behandelt er seinen Gegenstand in acht Abteilungen: Land und Leute; die abessinische Kirche; der erste Glaubensbote der evangelischen Kirche (Peter Heyling); neue Boten und verschlossene Türen (Gobat, Isenberg, Krapf); die schwarzen Juden; Judenmission (Stern, Flad); die Schreckenstage von Magdala; die neuen Missionsversuche seitens der Schweden. Die Rankesche Missionsstunde im Beiblatt fußt wesentlich auf der Arbeit Pauls. Warneck.

4. Flügel: „Das Ich und die sittlichen Ideen im Leben der Völker." 4. Auflage. Langensalza. H. Beyer und Söhne. 1904. 3.40 Mk.[1]) Wenn ich dies interessante, äußerst lehrreiche Buch hier empfehlen möchte, so tue ich es hauptsächlich im Gedanken an meine Mitarbeiter auf dem Missionsfelde. Der Missionar ist von Berufs wegen genötigt, sich nicht bloß mit religiösen und ethischen, sondern auch mit ethnologischen und kulturgeschichtlichen Fragen und Problemen zu beschäftigen. Je ernster er seinen Beruf auffaßt, je eifriger er bemüht ist, sich mit den religiösen und sittlichen Anschauungen, den Gebräuchen und Gewohnheiten des Volkes bekannt zu machen, desto mehr Fragen und Probleme drängen sich ihm auf. Und da ist nun das Buch ausgezeichnet, obgleich es nicht alle Rätsel löst. Der Verfasser antwortet im ersten Teile auf die Frage: „Wie ist unser jetziger Begriff vom Ich entstanden; welche Umstände haben zur Erzeugung und Ausbildung desselben mitgewirkt, welche verschiedenen Stufen hat er durchlaufen?" Auf der untersten Stufe ist das Ich der Leib. Auf der obersten ist der Kern des Ich der Wille. Gerade für den Missionar hat es einen besonderen Reiz mit dem gelehrten Führer diese Stufenleiter langsam hinaufzuklettern. Unterwegs werden ihm eine Menge der interessantesten Tatsachen aus dem Leben der verschiedenen Völker, mit genauer Angabe der besten Quellen, mitgeteilt. Da hört er auch wiederholt von dem Volke, unter dem er arbeitet und mit Vergnügen konstatiert er, daß das Gesagte auf Wahrheit beruht. Der zweite Teil handelt von der Entwicklung der sittlichen Ideen. Die Ideen des Wohlwollens, des Rechts 2c. sind allmählich entstanden und haben sich im Laufe der Zeiten entwickelt. Früh schon machte sich das Bedürfnis nach Religion geltend. „Der Einfluß der Religion auf die Moral ist teils heilsam, teils schädlich gewesen." Wer an angeborene Ideen und an eine Abwärtsentwickelung glaubt, wird dem Verfasser hier zwar widersprechen, aber auch bekennen müssen, neue Probleme

1) Vergl. die Anzeige der 3. Aufl. 1889, 578. D. H.

entdeckt nnd andere Gesichtspunkte gewonnen zu haben. In einer überaus geistvollen und klaren Darstellung zeigt Flügel zum Schlusse, daß der Wert des Menschen nicht vermindert wird, wenn man behauptet, oder vielmehr nachweist, daß die sittlichen Ideen allmählich entstanden sind und sich entwickelt haben und daß man darum noch keine relative Moral zu lehren braucht. Er sagt auf der letzten Seite: „Mit Recht legt man den sittlichen Ideen Absolutheit, Allgemeingültigkeit und Ewigkeit bei.“ Das Buch bietet viel Anregung und Belehrung; es weckt und mehrt die Lust zum Forschen und Beobachten und darum möchte ich es besonders meinen Berufsgenossen warm empfehlen.

Missionar Gieß. 1893—1904 in China.

Literarischer Nachtrag zu dem Artikel: „Die Nestorianer in China.“

A. Baumstark verzeichnet im „Oriens Christianus“ III, 2 1903 p. 602 zur Inschrift von Singanfu:

Havet, la stèle chrétienne de Sin-gen-Fou. 3. partie. Commentaire avec la collaboration du C. Checko. Changhai 1902.

Earliest evidence of Christianity in China und in: American Ecclesiastical Review 29, 192—198.

Nestle.

Ernst Röttgers Buchdruckerei, Kassel.

Leibniz' Stellung zur Heidenmission.

Von Paul Tschackert.

In der Geschichte der Kultur, nicht bloß Deutschlands, sondern vielmehr der ganzen Welt, strahlt als ein Stern erster Größe Gottfried Wilhelm Leibniz[1]). Durch ein merkwürdiges Geschick von Leipzig über Nürnberg und Mainz nach Hannover verpflanzt, hat er von hier aus vierzig Jahre lang, von 1676 bis an seinen Tod 1716, die gebildete Welt Europas geistig angeregt und nach Kräften vorwärts geschoben. Die Universalität seines Geistes umspannte fast alle Erkenntnisgebiete; wenn man sie heute einzeln verfolgt, so könnte man in der Betrachtung seiner Leistungen aus dem einen Leibniz ihrer zehn machen, und jeder würde ein interessantes Kulturbild ergeben: seine Grundstimmung ist die juristische, aber nicht die des Buchstabens, sondern des Geistes. Gerechtigkeit waltet im Kosmos, der denkende Geist muß sie nur aufsuchen, ihr nachspüren und nachfolgen: es ist die Weisheit, Macht und Güte Gottes, die das All geschaffen hat und durchdringt. Die Welt eine Theokratie, Gott der Herrscher in der Sphäre des Geistes und der Natur, und in diesem weiten Reiche soll es recht und gerecht zugehen; alles Einzelne ist bezogen auf das Ganze; alles Leben ist vorhanden in Einheiten, die die Unendlichkeit der Welt in sich tragen; sie leben ihr Leben von innen heraus, jede für sich, individuell gedacht, aber durch „prästabilierte Harmonie" genau in dem Weltzusammenhang einrangiert („Monadologie"). So ist es Gott selbst, der den Zusammenhang aller Dinge aufrecht erhält. Aus dem Juristen wird der Philosoph, der erste echt protestantische Philosoph, dessen Denken vom „Prinzip des Individuums" ausgeht. Diese Philosophie ist aber zugleich auf das lebhafteste theologisch interessiert; seine Theodizee sucht (1710) die Güte Gottes, mit ihr aber die Freiheit des Men-

1) Leibnitii Opera philosophica omnia. Herausgegeben von J. E. Erdmann. Pars. I und II. Berlin 1840. Guhrauer, G. W. Frh. v. Leibniz. Eine Biographie. 2 Teile. Breslau (1842). Rud. Eucken. Artikel Leibniz, Realenzyklopädie f. prot. Theol. u. Kirche. Herausgegeben von Hauck, Bd. 11, 353—360, wo weitere Mitteilungen über Quellen und Literatur zu finden sind.

schen zu erweisen. Aus dieser Erkenntnis fließt die Liebe zu Gott, die den Kern aller Religion ausmacht und sich in „uneigennütziges Wirken für den Nächsten umsetzt“. Auf diesem Standpunkte interessierte sich Leibniz eifrigst für die Vereinigung der christlichen Kirchen, für die der römischen mit den evangelischen, der lutherischen mit der reformierten, und zeitlebens hat er diese irenischen Bestrebungen nicht aufgegeben; er selbst blieb aber dabei als echter Sachse stets der „Augsburgischen Konfession“ zugetan[1]). Der Blick auf das Ganze der Welt und des Geistes trieb ihn gleichzeitig in die Geschichte. Was er für die Geschichte Niedersachsens geschaffen, die Sammlung der „Scriptores Rerum Brunsvicensium“, ist noch heute eine wissenschaftliche Fundgrube ersten Ranges. Darüber hinaus erhob er seinen Blick zur Klarstellung der deutschen Reichsgeschichte, deren erster moderner Darsteller er geworden ist. Universale Literaturkenntnis, die die Heimat und das Ausland umspannte, verstand sich für ihn von selbst. Gleichzeitig ergötzte sich sein systematisierender Geist an den mathematischen Wissenschaften; als Schöpfer der Differentialrechnung rangiert er unter den epochemachenden Mathematikern neben Newton. Wir wollen die verschiedenen Seiten seines umfassenden Geisteslebens hier nicht weiter verfolgen; nur mag es gestattet sein, darauf hinzuweisen, daß der Mann, der in seiner Persönlichkeit eine ganze Universität repräsentierte, doch nichts vom Stubengelehrten an sich hatte, sondern in jeder Beziehung auch für praktische Bedürfnisse arbeitete: an allen nur möglichen Stellen suchte

1) „Ein Glaubensbekenntnis Leibnizens“ veröffentlicht E. Bodemann in der Zeitschrift des histor. Vereins für Niedersachsen. Jahrg. 1899 (Hannover) S. 308 ff. L. schrieb es im Jahre 1711 für den Herzog Moritz Wilhelm von Sachsen-Zeitz, Administrator des Stifts Naumburg († 1718). Erkenntnisquellen der religiösen Wahrheiten sind ihm hier Vernunft und göttliche Offenbarung; auch die objektiven Wunder erkennt er an. — Einen Blick in den Herzensglauben des Philosophen gestattet uns das von ihm gedichtete geistliche Lied, dessen erste Strophe lautet:

„Jesu, dessen Tod und Leiden
Unsre Freud' und Leben ist,
Der du abgeschieden bist,
Auf daß wir nicht von dir scheiden,
Sondern durch des Todes Tür
Zu dem Leben folgen Dir.“

(Leibniz, Deutsche Schriften. Herausg. von Guhrauer, I (Berl. 1838), 437.

er die Technik zu beleben, hauptsächlich in der Astronomie und Physik, und alles was den Welthandel und die Schiffahrt betrifft, sollte nach seiner Meinung aufs beste befördert werden; Aneignung fremder Sprachen, soweit nur immer möglich, war dabei selbstverständliche Forderung.

Wenn dieser Mann mit seinem universalistischen Horizonte sich den Zustand des Christentums seiner Zeit, der Zeit nach dem dreißigjährigen Kriege, vergegenwärtigte, so konnte er ihn unmöglich ideal finden; abgesehen von der Notwendigkeit, die heimatlichen Verhältnisse auf ein höheres moralisches Niveau zu heben, mußte er sich gedrängt fühlen, die noch nicht von der christlichen Theokratie umspannten Völker in den Rahmen des Christentums hereinzuziehen; Leibniz mußte ein Freund der Mission werden. Aber daß dieser Wunsch wirklich in ihm aufstieg und bewußt und energisch von ihm ausgesprochen wurde, dazu sah er sich durch besondere Umstände veranlaßt. Im 16. und 17. Jahrhundert hatte nämlich die römische Kirche, unterstützt durch die seefahrenden Nationen Portugal, Spanien und Frankreich, in Asien sich weite Missionsgebiete erschlossen; speziell in dem Kulturreiche China hatten Jesuiten als Mathematiker Eingang gefunden und überraschende Erfolge erreicht. Leibniz war bei einem Aufenthalt in Rom 1689 mit dem römischen Missionsbetriebe bekannt geworden und stand seitdem mit mehreren bedeutenden Missionaren aus dem Jesuitenorden in Briefwechsel. Mit Begeisterung vernahm er, daß der Kaiser von China Cam-Hy (Kanghi) 1692 „die Verbreitung des Christentums" in seinem Reiche feierlich „gestattet" habe. Sollten da die evangelischen Staaten und Kirchen untätig bleiben? Dazu kam ein zweiter Anlaß, der den Blick des Philosophen ostwärts richtete. In Rußland regierte damals der erleuchtete Zar Peter der Große, welcher der abendländischen Kultur den Zutritt in sein weites Reich gewährte. Durch nahe Beziehungen zu den Höfen in Hannover und Berlin erlangte der Philosoph auch die persönliche Bekanntschaft des russischen Zaren; die Vertrauensperson des welfischen und des brandenburg-preußischen Herrscherhauses erfreute sich auch des unbedingten Vertrauens des Herrschers aller Reußen, der bei seinen Reisen nach Deuschland ihn ein paarmal persönlich empfing und sich von ihm beraten ließ (1711 in Torgau, 1712 in Karlsbad und Dresden; 1716 in Pyrmont und Herrenhausen). Leibniz bewunderte seine Menschenfreundlichkeit, seine

Kenntnisse und scharfes Urteil.[1]) In Deutschland galt Brandenburg-Preußen als die Pforte nach Rußland; Rußland aber als die Pforte nach China; jetzt schlägt die Stunde für die Mission, auf dem Landwege durch Rußland nach China vorzudringen. Durchdrungen von der Notwendigkeit dieser Missionspflicht erhob Leibniz seine Stimme im Jahre 1697.

Wir fassen ins Auge, 1. was er erstrebt: die Missionsaufgabe; 2. wie er sie gelöst wissen wollte: die Missionsmittel; 3. was er erreicht hat: seinen Missionserfolg.

I.

Die Missionsaufgabe. Im Jahre 1697 veröffentlichte Leibniz in lateinischer Sprache ein Buch, 174 Seiten Oktav, unter dem Titel „Neuigkeiten aus China" „Novissima Sinica", Berichte von Jesuiten über ihre chinesischen Missionserfahrungen.[2]) Wir können diese Berichte selbst heute auf sich beruhen lassen, zumal die chinesische Jesuitenmission bald ein tragisches Ende fand; für die damalige gebildete Lesewelt in Deutschland und England waren sie indeß so interessant, daß 1699 eine neue Auflage gedruckt werden mußte. Aber weit wichtiger als diese Berichte, ist die 28 Seiten lange lateinische Abhandlung von Leibniz, die er als Vorwort dem ganzen Werke voranstellte.

Er veröffentlichte diese Berichte, schreibt er hier, in der „Hoffnung, daß die europäischen Höfe und Kirchen erweckt werden, Arbeiter in die reifste Ernte zu schicken."[3]) „Schon werden aus Frankreich neue missionarische Hilfskräfte ausgesandt. Da hoffe ich, daß auch Deutschland sich und Christus nicht im Stich lassen wird." Die Frömmigkeit Europas möge mehr und mehr zum Betrieb dieses wichtigsten Geschäftes begeistert

---

1) Brief an La Croze, 1711, Dez. 14. bei Kortholt, Leibnitii Epistolae I (1734) Nr. 227, 4. — Posselt, Peter d. Gr. u. Leibniz. (Dorp.) 1843, exzerpiert bei C. G. Plath, Die Missionsgedanken des Freih. von Leibniz. Berl. 1869, 40 ff.

2) „Novissima Sinica" historiam nostri temporis illustratura, in quibus de christianismo publica nunc autoritate propagato missa in Europam relatio exhibetur deque favore scientarium Europaearum ac moribus gentis et ipsius praesertim monarchae, tum et de bello Sinensium cum Moscis ac pace constituta, multa hactenus ignota explicantur. Edente G. W. L. Anno 1697. (Univ.-Bibl. Göttingen).

3) Um den Aufsatz nicht zu umfangreich werden zu lassen, habe ich die ausführlichen lateinischen Zitate, die der Verf. durchgehends in Anmerkungen gibt, gestrichen. D. H.

werden. Sicherlich ist die Macht des chinesischen Kaiserreichs an sich so groß, der Ruf der sehr klugen Nation im Orient so bedeutend und ihre Autorität für die übrigen so vorbildlich für die Zukunft, daß kaum seit der Apostel Zeiten etwas Größeres für den christlichen Glauben ins Werk gesetzt zu sein scheint. Gebe Gott, daß unsere Freuden solide und dauerhaft seien und nicht durch unklugen Eifer oder innere Zwistigkeiten der Menschen, die apostolische Pflichten übernehmen, oder durch schlechte Beispiele der Unsrigen getrübt werden." So der Weckruf des Philosophen zur Mission.

Über sein Programm sich ausführlicher zu äußern, fand L. Gelegenheit bei der Stiftung der Berliner Sozietät der Wissenschaften, die am 11. Juni 1700 errichtet wurde.[1]) Der offizielle „Stifter" dieser gelehrten Körperschaft war der Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg, derselbe, der sich im Jahre darauf als Friedrich I. in Königsberg in Preußen zum Könige krönte. Als eine Zierde seines Hofstaates hat er jenen Kreis von Gelehrten privilegisiert. Aber der geistige Stifter der Genossenschaft war kein anderer als Leibniz, der Freund und geistige Leiter der wissensdurstigen Kurfürstin Sophie Charlotte, der Tochter der Kurfürstin Sophie von Hannover. Es entsprach durchaus seiner Bedeutung und seinen Leistungen, daß er zum ersten Präsidenten der Sozietät ernannt wurde, und durch häufige Reisen von Hannover nach Berlin hat er hier tatkräftig auf die Geschäfte der Sozietät eingewirkt; ja er war tatsächlich die Sozietät selbst; ihre sonstigen Mitglieder, Jablonski, La Croze und andere kamen neben ihm nicht recht in Betracht. Alle prinzipiell wichtigen Schriftstücke, die sich auf die Sozietät beziehen, sind fast durchgängig seiner Feder entflossen. Am wichtigsten davon ist die Stiftungsurkunde vom 11. Juni 1700; in ihr hat Leibniz dieser illustren Gesellschaft auch seine Missionsgedanken eingepflanzt. Die Stelle lautet:

„Nachdem auch die Erfahrung giebet, daß der rechte Glaube, die christlichen Tugenden und das wahre Christentum sowohl in der Christenheit, als bei entlegenen noch unbekehrten Nationen nächst Gottes Segen, den ordent-

1) Die Geschichte der Berliner Sozietät oder, wie sie jetzt heißt, Akademie der Wissenschaften liegt jetzt in einem überaus lehrreichen Werke Adolf Harnacks vor: „Gesch. d. K. Preuß. Akad. d. Wissenschaften. Berlin 1900. Drei Bände in 4 Teilen. Harnacks glänzende Darstellung wird Leibniz allseitig gerecht, und der Quellenband (Band 2) bietet eine reiche Fundgrube für Detailstudien auch für unseren Zweck; erst durch Harnacks Quellensammlung ist es möglich geworden, die Pläne Leibniz' im einzelnen weiter zu verfolgen. Ich werde im folgenden öfter darauf verweisen.

lichen Mitteln nach, nicht besser, als durch solche Personen zu befördern, die nebst einem unsträflichen Wandel mit Verstand der Erkenntnis ausgerüstet sind: so wollen wir, daß unsre Sozietät der Wissenschaften sich auch die Fortpflanzung des wahren Glaubens und der christlichen Tugenden unter unserer Protektion angelegen sein lassen solle".[1]) In einem Bedenken vom November 1701, in welchem Leibniz für den Missionsbetrieb der Sozietät „fernere Anregung" gibt, bezeichnet er die Mission geradezu als Hauptsache der Sozietät, weil die Geheimnisse der Natur und der Kunst nicht besser als auf diese Weise zur Ehre Gottes und der Menschen Heil angewendet werden könnten.[2])

Als sodann durch das Statut vom 3. Juni 1710 vier Klassen in der Sozietät eingerichtet wurden, erhielt die vierte derselben als Aufgabe die „Literatura insonderheit aber orientalis und wie solche zur Fortpflanzung des Evangelii unter den Ungläubigen nützlich anzuwenden sein möchte."[3])

Mit weitestem Blick hatte sich L. die Missionsaufgabe für den gesamten Orient vergegenwärtigt, aber als nächstes Gebiet China ins Auge gefaßt. Die Missiones nach der Türkei, Persien und Indien seien nicht außer Augen zu setzen und unter der Hand auch dazu Vorbereitungen zu treffen, schreibt er in seinem schon erwähnten Bedenken vom November 1701; „allein vor der Hand das Nächste, auch Tunlichste, scheinen die Missiones durch die Moskau nach China." Brandenburg-Preußen habe von Peter dem Großen die Erlaubnis, durch Moskau zu Lande Handel treiben zu lassen, und so können auf diesem Wege zum ersten Male von der Landseite evangelische Missionen nach China kommen; in China regiere jetzt ein vortrefflicher, die Europäer und die Wissenschaften liebender Monarch und weise Leute; „auch sei dort ein Großes zu erlernen und gleichsam ein Tausch von Wissenschaften zu treffen, mehr als bei andern Völkern; überdies würde ein überaus vorteilhaftes Commercium von dannen anhero angestellt werden können, wozu der allda so beliebte Bernstein selbst ein Großes tun müßte."[4]) Brandenburg-Preußen habe nämlich vor anderen Ländern den Vorteil, daß es „allein den

1) Harnack a. a. O. Bd. 1a, S. 93 f.

2) A. a. O. Bd. 2, Nr. 66a: „Die K. Sozietät würde sich dieses Werkes als ihrer Hauptsache anzunehmen haben, weil die Arcana naturae et artis nicht besser als dergestalt zur Ehre Gottes und der Menschen Heil angewendet werden könnten." (S. 145.)

3) A. a. O. Bd. 2, Nr. 99.

4) H., a. a. O. Bd. 2, Nr. 66a.



Bernstein und also diejenige Ware ursprünglich besitze, welche unter allen europäischen fast allein in China verlangt und hochgeschätzt zu werden pflege. Dabei sei zugleich auch dahin zu trachten, wie den barbarischen Völkern in den asiatisch-russischen Gegenden bis nach China hin „das Licht des Christentums und reinen Evangelii anzuzünden und in China selbst von der Land- und Nordseite den seewärts hinkommenden Evangelischen hierunter die Hand geboten werden könne." [1])

Über die Missionierung der von Rußland beherrschten asiatischen Völker verbreitet sich Leibniz ausdrücklich in einem Schreiben an Peter d. Gr. im Jahre 1713, Posselt a. a. O. S. 237 f.; exzerpiert bei Plath, a. a. O. S. 40.

Es klingt als ob Leibniz die Trace der russisch-sibirischen Eisenbahn mit der südlichen Abzweigung nach Peking schon im Geiste vorausgeschaut hätte. Mit tiefstem Ernste hat er den Gedanken der Chinamission verfolgt; im Jahre 1701 ist er der frohen Hoffnung, daß mit Gottes Beistand der Erfolg nicht fehlen würde. [2]) Und noch gegen Ende seines Lebens schreibt er: „wenn es mit der Jesuitenmission in China zu Ende gehe, so müßte dieser Fall die protestantischen Missionare erwecken." [3])

Der tiefere Grund seines Interesses gerade an China lag in seiner Hochschätzung der guten Seiten des chinesischen Volkscharakters; die Moral, ihrer Außenseite nach, sei in gewissen Beziehungen bewunderungswürdig, und besonders imponierte ihm, daß diese Moral sich anlehne an eine philosophische Lehre oder auch, wie er sagt, an eine natürliche Theologie, die durch ihr hohes Alter ehrwürdig sei. [4]) Im Hinblicke auf die ungeheure Verwüstung der Moral in Deutschland infolge des 30jährigen Krieges meinte er sogar, daß wir von den Chinesen lernen könnten; sie müßten Missionare zu uns schicken, die uns den Gebrauch und die Praxis einer „natürlichen Theologie"

1) a. a. O. Nr. 50 (S. 107). Die asiatisch-russischen Gegenden sind verstanden unter dem von L. gebrauchten Ausdruck „in solchen Quartieren."

2) Brief an Joh. Fabricius, 1701, Nov. 8.: „Negotium missionum evangelicarum in partes remotas strenue urgetur, et spero, Deo dante, non defore successum." Kortholt, Leibnitii Epistolae I (1734), Nr. 50, 1.

3) Brief an La Croze, 1715, April 29. Kortholt a. a. O. I, Nr. 238, 8. Ähnlich im Briefe an Seb. Kortholt, 1715, April 15. bei Kortholt a. a. O. I, Nr. 198, 1.

4) Lettre sur la philosophie Chinoise à M. de Remond. Kortholt, a. a. O. II, 417.

lehrten, wie wir unsere Missionare zu ihnen schicken, die ihnen die „geoffenbarte“ lehren.[1])

Leibniz' Absicht richtete sich also zunächst auf das Kulturvolk der Chinesen. Durch diesen Zweck ließ er sich in der Wahl der Missionsmittel leiten.

II.

Christentum, Evangelium, geoffenbarte Theologie sollte ihnen gebracht werden; das ist sein ausgesprochener Wunsch. Aber nicht zunächst in Form direkter Missionspredigt, sondern durch Verbreitung christlicher Kultur („propagatio fidei per scientias“), durch Verbreitung praktischer Wissenschaften, die getragen sind von christlichem Geiste — das ist sein Missionsprogramm; das christliche Glaubensleben dachte er sich dabei als selbstverständliches inneres Element der Missionsarbeit; aber von der christlichen Lehre brauchte, meint er, den Heiden nur das mitgeteilt zu werden, worin alle christlichen Kirchen übereinstimmen; denn wenn die Heiden nur das annähmen, so würde niemand an ihrer Seligkeit zweifeln dürfen.[2]) Wohl ist ihm die Verbreitung des Glaubens, die Bekehrung zur reinen „christlichen Lehre“ Zweck der Mission; aber unsere realen Wissenschaften sollen als Mittel dazu wirken, sollen der Mission „die Bahn bereiten“, wie er sich ausdrückt oder wie wir in seinem Sinne sagen dürfen: unsere christliche abendländische Kultur soll als Bahnbereiterin für die Verbreitung des Christentums von uns Evangelischen bei den 430 Millionen Chinesen in Tätigkeit gesetzt werden.[3]) Er dachte

1) Novissima Sinica (1697), Vorrede.

2) Ebendaselbst.

3) In der General-Instruktion für die Sozietät der Wissenschaften vom 11. Juli 1700, die wesentlich von Leibniz entworfen ist, läßt er den Kurfürsten Friedrich III. sagen: „Weil Wir Uns der (all)gemeinen Angelegenheiten der evangelischen Kirchen allezeit hochlöblich angenommen, so haben Wir auch zugleich Unser Absehen dahin gerichtet, wie mittelst der Scienzen bei den Ungläubigen oder sonst im Irrtum steckenden Völkern die Bahn bereitet werde, damit an deren Bekehrung zur reinen christlichen Lehre unter Gottes Segen fruchtbarlich gearbeitet und den Evangelischen keine Nachlässigkeit darin aufgebürdet werden können.“ Harnack, a. a. O. Bd. 2, Nr. 50. — Sodann in dem Bedenken vom Nov. 1701, bei Harnack a. a. O. Nr. 66a: „Bei den Missionen, die nicht zu barbarischen, sondern zivilisierten Völkern gehen, ist bekannt, daß nächst Gottes Beistand die realen Wissenschaften das beste Instrument seien.“

dabei hauptsächlich an die für China notwendigsten Wissenschaften, neben Theologie: Mathematik, Astronomie, Medizin, Sprachenkunde usw. Er wollte also wissenschaftlich gebildete Missionare ausgesandt wissen. Diese sollten sorgsamst ausgewählt und vorbereitet werden. Dazu waren vor allem die entsprechenden Lehrer nötig. Für beide, Lehrer und Schüler, hat Leibniz wohl überlegte Ratschläge erteilt.

Von den Dozenten, die man für diesen Zweck brauchte verlangt er,

daß sie „in diesen Dingen exzellieren", und die betreffenden Sprachlehrer sollten selbst womöglich in den entfernten Ländern gewesen oder gar „daraus gebürtig sein."[1]) So schrieb er 1701, und noch kurz vor seinem Tode erscheint ihm (1715) die Kenntnis der Sprachen der zu missionierenden Völker so notwendig, daß er vorschlägt, aus diesen Völkern selbst lehrfähige Sprachenkundige anzulocken, nach Europa zu kommen, um hier junge Leute in ihren Muttersprachen zu unterrichten; die Holländer sollten Chinesen aus ihren asiatischen Kolonien, die Dänen Malabaren aus Dänisch-Vorderindien kommen lassen, um Schulen zu eröffnen. „Das scheint mir," schreibt Leibniz, „der kürzeste Weg zur Unterstützung der Missionen zu sein" und die Unsrigen brauchen, wenn sie dahin kommen, nicht die Zeit mit dem Erlernen der Sprachen zu verlieren."[2])

ein Gedanke, wie er am „Orientalischen Seminar" zu Berlin erst in unserer Zeit teilweise verwirklicht ist.

Und nun die Schüler! Zu Missionaren wünschte er in einem Bedenken vom November 1701 die besten jungen Leute ausgewählt zu sehen,

die „mit dem Geiste Gottes ausgerüstet," an Tugend und Verstand bewährt und mit „ungemeiner Fähigkeit begabt" seien, „nächst der Gottesgelehrtheit in den Mathematica (sonderlich in der Kunst der Beobachtung der Gestirne) und in Medizin und Chirurgie, weil vor diesen Wissenschaften der ganze Orient sich neiget," gründlich unterwiesen und zu etwas Vortrefflichem angeleitet, daneben auch in den erforderten Sprachen in etwas geübet werden."[3]) Oder, wie er sich an einer anderen Stelle ausdrückt, es sollten zu den Missionen taugliche Subjekta, zumal unter der Jugend, ausgewählt werden, rechtschaffene Rüstzeuge, mit apostolischen Tugenden ausgezieret und geeignet, vermittelst eines vernünftigen Betragens, unsträflichen Wandels, liebreichen christlichen Bezeigens, auch zureichender Kundschaft fremder Sprachen, sonderlich aber derjenigen Künste und Wissenschaften, mit denen man sich bei Barbaren selbst

1) Harnack, a. a. O. Bd. 2, Nr. 66a.

2) Briefe an Seb. Kortholt, 1715, Mai 20. und Juli 2., bei Kortholt a. a. O. I, Nr. 199, 4 und 200, 1.

3) Bei Harnack a. a O. Nr. 66a.



wert und angenehm machen kann, der göttlichen Wahrheit die Bahn zu brechen und die Gemüter ihrem Gott zu gewinnen."[1])

Insonderheit dachte Leibniz dabei an Kandidaten der Theologie,[2]) lutherische und reformierte ohne Unterschied, da sie von der ausgeprägten Lehre des Christentums, wie wir oben hörten, nur das allgemein-christliche verbreiten und draußen in Sakramentsgemeinschaft stehen sollten.[3]) Auf eine große Menge von Missionaren rechnete er dabei nicht.

Es sei vielmehr „sonderlich zu bedenken, daß hierin etliche wenige, an Tugend und Wissenschaft vortreffliche Leute mehr ausrichten können als ganze Trupps anderer von gemeiner Sorte," wie in China die Jesuiten alle ihre Fortschritte drei Männern, Riccio, Schall und Verbiest, zu danken hätten.[4])

In den zahlreichen Bedenken, in denen er dieses Thema behandelt, bedient er sich des Ausdrucks, „Anstalt machen", „auf dienliche Anstalt zu denken." Diesen Ausdruck darf man pressen; Leibniz hat die Missionszöglinge sogar schon in einer besonderen Anstalt auf ihren Beruf vorbereitet wissen wollen. Im Jahre 1701 schlug er geradezu vor, es möge vom Könige „ein Seminarium junger, zu den Missionen geeigneter Leute aufgerichtet werden", und andere evangelische Mächte würden, zumal in Deutschland, vermutlich dabei mitwirken, auch wohl Alumnen dabei halten, wodurch die Kosten für Preußen vermindert würden.[5])

1) Harnack a. a. O. Nr. 45: Entwurf vom Juni 1700, betreffend die milden Stiftungen.

2) Harnack a. a. O. Nr. 42: Juni 1700, „Einige Vorschläge pro fundo societatis Scientiarium" (Absatz 4).

3) Da man als Missionare Lutheraner und Reformierte „ohne Unterschied zu gebrauchen geneigt", so sollte sich Brandenburg-Preußen vornehmlich mit Saxonicis überlegen, damit draußen diese Missionare „de iisdem sacris partizipieren könnten". Bedenken, Nov. 1701 bei Harnack a. a. O. Nr. 66a. — In dem Stiftungsbriefe der Sozietät (bei Harnack a. a. O. Bd. 1 93 f.) kommt am Schlusse des Absatzes über die Mission der Passus vor: „Jedoch bleibt derselben (d. i. der Sozietät) unbenommen, Leute von andern Nationen und Religionen, wiewol jedesmal mit unserem Vorbewußt und gnädigster Genehmhaltung, einzunehmen und zu gebrauchen." Das darf man natürlich nicht so verstehen, als ob nach Leibniz die Sozietät auch Ausländer und Nichtchristen als „Missionare" hätte aussenden können, sondern es bezieht sich nur auf Leibniz' Vorschlag, eventuell nationale Sprachlehrer für ein zu errichtendes Missionsseminar zu gewinnen.

4) Ebendaselbst.

5) Ebendaselbst.



Auch diesem Punkte, der finanziellen Seite der Mission, hat Leibniz sorgsame Aufmerksamkeit gewidmet.

Er empfiehlt außer freiwilligen Sammlungen, Besteuerung der Kirchengüter und der Einkünfte der Kirchen,[1]) ferner die milden Stiftungen „in etwas zu Hilfe zu nehmen“[2]); sodann von der Erbschaftssteuer („von den Successionibus der lachenden Erben“) etwas zu diesem so frommen Zwecke abzuheben; schließlich den Erlaß eines Gesetzes (Lex publica) „daß bei jedem Vermächtnisse ein Legatum ad pias causas sub certo modo et certa poena nicht vergessen werde“. Der eine oder der andere Weg allein dürfte nicht zureichen.[3])

Soweit der Aufriß der Missionsgedanken des Philosophen.

Wenn man sie beruteilen soll, so dürfen wir an sie nicht den Maßstab unserer heutigen Missionslehre legen. Uns steht eine nunmehr fast zweihundertjährige Missionserfahrung zu Gebote; es wäre also ungerecht, danach jene Gedankenwelt zu kritisieren. Was wir heute als Hauptzweck der Mission ansehen, die Evangeliumsverkündigung zum Zwecke der Kirchengründung, ist von ihm nicht direkt ins Auge gefaßt; aber was er als Bahnbereitung der Mission er-

1) „Einige Vorschläge pro fundo Societatis Scientiarum“ (Absatz 4) bei Harnack a. a. O. Bd. 2, Nr. 42 (Juni 1700): „Nachdem einige fürnehme Theologi verstanden, daß Churfürstliche Durchlaucht unter andern mit dahin bedacht, wie fides per scientias fortzupflanzen und durch wohl angeführte Leute, insonderheit Candidatos theologiae, evangelische Missiones in das Heidentum, nach anderer Potentaten Exempel zu bewerkstelligen, haben sie von selbst dafür gehalten, daß dergestalt die Clerisey, welche sonst aller Immunitäten genießet, sich nicht entbrechen würde noch könnte, das Ihrige beizutragen, und daß ein zulängliches auch von den Kirchengütern und reditibus ecclesiarum nicht besser als zu solchem christlichen und apostolischen Gebrauch angewendet werden könne.“

2) Entwurf (Juni 1700), bei Harnack a. a. O. Nr. 45 (betreffend „die milden Stiftungen in etwas zu Hilfe zu nehmen“; „denn der Churfürst habe sich (so schlägt ihm Leibniz vor) „entschlossen, auf Mittel und Wege zu denken, wie rechtes Christentum und reines Evangelium durch wohl gefassete Missiones zu entlegenen und noch in Finsternis sitzenden Völkern mehr und mehr gebracht, auch allda durch Gottes Segen und Gedeihen eingeführet, gepflanzet und ausgebreitet werden möge, damit der christlichen Liebe und Schuldigkeit ein genügen getan, mithin auch der ohnbegründete Vorwurf, als ob die Evangelischen sich der Bekehrung der Heiden nicht genugsam annähmen, desto besser abgelehnet werde.“

3) Bedenken, Nov. 1701, bei Harnack a. a. O. Bd. 2, Nr. 66 a.

strebte, die Verbreitung christlicher Kultur bei zivilisierten heidnischen Nationen, läßt sich, recht verstanden, auf positiv christlichem Standpunkte wohl verteidigen, ähnlich, wie die Vorbereitung des Christentums durch Schulen in Indien oder wie die ärztlichen Missionen allerwärts in den verschiedensten Missionsgebieten. Um ihn gerecht zu beurteilen, muß man ihn aus seiner Zeit heraus verstehen. Zwischen 1697 und 1716 hat er seine Missionsgedanken niedergeschrieben; in der Zeit vor ihm hat, außer dem vereinsamten Sonderling Freiherrn von Welz, im Bereich des deutschen Protestantismus niemand ernstlich auf Heidenmission gedrungen.

Wichtiger aber als Kritik seiner Gedankenwelt ist die Frage, was er erreicht hat.

III.

Zwar an der Berliner Sozietät der Wissenschaften hat Leibniz für seine Missionsbestrebungen keine direkten Erfolge erzielt; nur haben einzelne ihrer Mitglieder wie Jablonski, Mel und La Croze, seine Pläne nie aus den Augen verloren. Es ist eine müßige Frage, ob überhaupt von Leibniz richtig gehandelt sei, als er eine wissenschaftliche Korporation mit einer Missionsaufgabe betraute. Ich meine, wie er sich das dachte, Verbreitung realer Wissenschaften als Bahnbereiterinnen des Glaubens, war die Sache keineswegs unpraktisch gedacht[1]). Aber aus persönlichen und sachlichen Gründen ist sie an der Sozietät als Korporation völlig fehlgeschlagen; diese Gesellschaft hat sich zu einer rein wissenschaftlichen entwickelt, deren Arbeiten auf anderen Gebieten liegen als auf dem der Mission. Aber Erfolge erzielte Leibniz in England.

Er selbst berichtet im November 1701, daß „viel vornehme Leute, sonderlich der Primas in England und andere" die von ihm in den „Novissima Sinica" vorgetragenen Ansichten sehr gebilligt und beherzigt haben.

„Es ist auch endlich erfolget, daß dieses Jahr in England eine Nova Societas propagandae fidei unter Königlichem Patent fundieret worden, welches ein Capellanus Regius, so ein Mitglied derselbigen, Leibniz zugeschickt und sich dabei in einem Schreiben de dato 5. August 1701 auf dessen „Novissima Sinica" bezogen."[2])

1) Gegen H. Dalton, Daniel Ernst Jablonski. Berlin 1903, S. 215: „Eine Akademie der Wissenschaft hat mit der äußeren Mission und der Predigt des Evangeliums unter den Heiden unbehelligt zu bleiben."

2) Bedenken, Nov. 1701, bei Harnack a. a. O. Bd. 2, Nr. 66a.

Das wird sich auf die im Jahre 1701 gestiftete Society for the propagation of the Gospel in foreign parts beziehen[1]), als deren moralischen Urheber man nunmehr auch Leibniz wird bezeichnen dürfen.

Sodann hat in demselben Jahre ein jüngeres Mitglied der Berliner Sozietät, der damalige reformierte Hofprediger Konrad Mel in Königsberg in Preußen, die Missionsgedanken ihres Präsidenten zu einer Art Missionslehre ausgearbeitet; diese Denkschrift wurde vom Könige Friedrich I. von Preußen angenommen und von der Sozietät gebilligt; im 19. Jahrhundert ist sie in lateinischer Übersetzung als „Pharus missionis evangelicae", als Leuchtturm evangelischer Mission, zweimal gedruckt worden. Sie spiegelt in allem die Gedanken von Leibniz wieder mit dem Hauptziele: der Bekehrung der Chinesen; in den hochgespannten Anforderungen, die er an die Missionare stellt, geht Mel allerdings noch über Leibniz hinaus und in seinen Erwartungen ist er vielfach überschwänglich; aber das direkte Missionsziel, die Heidenbekehrung, ist deutlicher ausgesprochen als in den Entwürfen des Philosophen, und dem ganzen Aufriß ist eine biblische Begründung vorausgeschickt; es ist echter Missionsgeist, der diese interessante Schrift durchweht[2]).

---

1) Warneck, Abriß einer Geschichte der protestantischen Missionen 8. Aufl., Berlin 1905. S. 50.

2) Diese Schrift ist von Mel ursprünglich deutsch geschrieben und führt den Titel „Die Schauburg der evangelischen Gesandtschaft"; das Original befindet sich in der Kasseler Bibliothek und ist ungedruckt. Der „Pharus" ist eine lateinische Übersetzung derselben; diese wird in dem Missionsarchiv der Francke'schen Stiftungen aufbewahrt und ist gedruckt 1. von Plath, „Die Missionsgedanken des Freiherrn von Leibniz" Berlin 1869, 71—88 (ohne Kenntnis des Autors) und von Kramer, August Hermann Francke." I. (1880), S. 285—303. Vgl. Warneck, Abriß, S. 54 f. und Kramer a. a. O. II, 500 f. Konrad Mel, aus Gudensberg in Hessen, geb. 1666, wurde 1690 Prediger in Mitau in Kurland, 1692 in Memel, 1697 Hofprediger und außerordentlicher Professor der Theologie in Königsberg; 1701 Mitglied der Berliner Sozietät der Wissenschaften; 1705 ging er in sein Vaterland Hessen zurück und zwar nach Hersfeld, wo er Inspektor der Kirchen des Fürstentums, Stiftsprediger und Rektor des Gymnasiums wurde. Der pietistischen Geistesrichtung stand er nicht fern, wie er sich auch 1709 bei der Errichtung des Waisenhauses zu Hersfeld hervortat. Er starb 1733. „Seine Predigtsammlungen und Gebetbücher findet man noch heute in vielen Familien Hessens." Vgl. Louis Demme, Nachrichten und Urkunden zur Chronik v. Hersfeld II (Hersfeld

Man wird ferner nicht fehlgehen, wenn man den ersten evangelischen Missionshistoriker in Deutschland La Croze, ebenfalls Akademiker in Berlin (geb. 1661 in Nantes, gest. 1739 in Berlin), in seinen missionarischen Interessen von vornherein von Leibniz beeinflußt sein läßt[1]). Leibniz stand mit diesem gelehrten Freunde in lebhaftem Briefwechsel; mit ihm verband ihn die Liebe zum kirchlichen Altertum, in welchem La Croze, der ehemalige Benediktiner, auch als Berliner Bibliothekar weiter lebte. Wir dürfen als selbstverständlich annehmen, daß La Croze mit den von Leibniz der Sozietät eingepflanzten Missionsplänen gerade so einverstanden war wie Mel und Jablonski: auch in Briefen erscheinen beide in Missionssachen d'accord[2]). Die Abfassung der La Crozeschen Missionsgeschichte Indiens, die 1724 erschien, hat Leibniz nicht mehr erlebt. Wir werden sie heute nicht überschätzen; aber für die damalige Zeit wirkte diese „Histoire du christianisme des Indes“ (Haag 1724) sehr lehrreich und anregend; sie war „die erste auf deutschem Boden und in wissenschaftlicher Absicht unternommene Darstellung der Arbeiten der Missionare Ziegenbalg und Plütschau“ in Indien[3]) Das führt uns zur Dänisch-Halleschen Mission. Sie ist für immer mit dem Namen August Hermann Franckes verbunden; Francke aber ist jedenfalls zu seinen Missionsplänen auch durch Leibniz angeregt worden. Zu den Lesern der „Novissima Sinica“ gehörte im Jahre 1697 auch Francke. In seinem praktischen frommen Geiste schlug der Gedanke von Leibniz, Missionare nach China zu senden, sofort Wurzel; noch in demselben Jahre schrieb er an Leibniz einen Brief, dessen Inhalt wir leider nur aus Leibniz' Antwort vom 7. August 1697 kennen

1893) S. 118. Nach Strieder, Hessische Gelehrtengeschichte 8 (1788). S. 387 ff. hat Mel auch eine Schrift „Missionarius evangelicus“, Hersfeld 1711, 8°, veröffentlicht. — Ein Brief Mels an Jablonski (v. J. 1706) bei Kvacala, Neue Beiträge zum Briefwechsel zwischen Jablonski und Leibniz. Jurjew 1899, S. 117.

1) Über La Croze handelt Ad. Harnack a. a. O. I, 107 ff. und II, 129 ff; Friedr. Wiegand, Mathurin Veyssière La Croze als Verfasser der ersten deutschen Missionsgeschichte, Beiträge zur Förderung christl. Theologie, Herausg. v. Cremer u. Schlatter. (Gütersloh, Bertelsmann). VI, 3, wo am Schlusse die ältere Literatur über La Croze aufgeführt wird.

2) Leibniz an La Croze, Hannover 1715, April 29: Kortholt, Leibnitii Epistolae I, Nr. 238, 8 und Nr. 240, 3.

3) Wiegand a. a. O. 85.

lernen. Leibniz billigt darin Franckes Pläne der Jugenderziehung, die er ihm vorgetragen, und hofft, daß auf diesem Wege auch tüchtige evangelische Missionare ausgebildet werden können; dann aber fügt er in bezug auf Franckes Äußerungen über die „Novissima Sinica“ hinzu: „wenn ich von diesem Schriftchen keine andere Frucht erzielt hätte, als daß sie Dich zu ähnlichen Gedanken mehr und mehr angeregt hat, so glaube ich übergenug erreicht und nicht vergeblich gearbeitet zu haben.“ „Zuletzt ladet er Francke zu einem Besuch ein, um diese wichtige Angelegenheit persönlich mit ihm zu besprechen.“ [1]) Franckes Antwort ist nicht bekannt; der Besuch hat nicht stattgefunden, wie ein kurzer Brief von Leibniz vom 12. August 1698 beweist, worin Leibniz seinen Wunsch aufs neue andeutet. Seine Hochachtung Franckes bezeugte er auch in einem Briefe an den Helmstädter Professor Johann Fabricius vom 9. Mai 1698, dem er auftrug, bei seiner demnächstigen Durchreise durch Halle Grüße an Francke zu bestellen und ihm zu berichten, daß er hoffe, Franckes Pläne, die ihm sehr erwünscht seien, werden weiter guten Fortgang haben; speziell wünscht er, daß Schulen nach Art der Franckeschen auch bei den Russen eingerichtet würden, „was der Anfang sein könnte, den Unsrigen den Zugang bis zu den Chinesen zu verschaffen.“ [2])

1) Der Brief Leibniz' an Francke ist in zwei Stücken, die man jetzt zusammennehmen muß, gedruckt bei Guhrauer, G. W. Frh. v. Leibniz, II (1842), Anmerkungen S. 19 f. und G. Kramer, Aug. Herm. Francke I (1880), 303 f. Ergreifend wirkt hier die Stelle, wo Leibniz schreibt: „Quantum dedecus nostrum, imo quantum crimen est, parata messi, pulcherrimis occasionibus vocanti Domino deesse, dum interea omnia movent Pontificii, et filii hujus mundi plus nimium sapientiores sunt filiis lucis. Et quod pessimum est, apud protestantes passim non tantum non curantur recta, sed et irrisui habentur es impediuntur, ut vix de talibus communicare cogitationes cum aliis andeas, nisi pro chimaerarum parente [Kramer druckte „pacente“] haberi velis Columbi exemplo.“

2) Leibniz schreibt aus Wolfenbüttel, wo er eben den Herzog besucht hatte: „Dominum Francum quaeso in transitu a me saluta et dic sperare me consilia ejus mihi probatissima bene processura porro; et desiderare, ut per Dominum Ludolphum juniorem cum Moscovitis iam redituris fructuosum aliquid efficere curet, quo scholae ad ipsius morem apud Russos aperiantur; quod posset esse initium procurando nostris aditus usque ad Sinas. A Serenissimo Duce iam redeo; is valde laudat operam Tuam, iterque faustum precatur. Bene distinguit inter singularia dogmata, quae Pietistis, quos vocant, imputantur, et inter laudabiles conatus, qui semper sunt juvandi.“ Kortholt a. a. O. I, Nr. 142.

Es war gerade in der Zeit, als Peter der Große von seiner Auslandsreise durch Deutschland nach Hause zurückkehrte, und der jüngere Ludolf, ein frommgesinnter, diplomatisch brauchbarer Orientreisender, diese Angelegenheit mit den Russen betreiben sollte[1]). Ähnlichen Gedanken gab Leibniz in einem Briefe an Ludolf selbst Ausdruck, voll Anerkennung der Franckeschen Schuleinrichtungen:

„J'applaudis fort aux travaux tels que Mr. Francke a entrepris. Il faudrait quelque chose de semblable dans toutes les grandes villes. J'espère que son exemple y servira. Jl me semble que cela pourrait servir encore aux protestants à envoyer des missionaires pour la propagation de la religion répurgée, et que les Moscovites, qui n'ont que trop besoin d'instruction, pourraient servir de degré pour aller à la Chine.“[2])

Auf Leibniz' Anregung wird es geschehen sein, daß Francke in die Berliner Sozietät der Wissenschaften als auswärtiges Mitglied aufgenommen wurde; seine Aufnahme fand in Gegenwart Leibniz' statt[3]). Im Jahre 1701 verfaßte Francke ein „Projekt zu einem Seminario universali oder Anlegung eines Pflanzgartens, in welchem man eine reale Verbesserung in allen Ständen in und außerhalb Deutschlands, ja in Europa und allen übrigen Teilen der Welt zu erwarten.“ Er plante hier also eine Bildungsanstalt für Geistliche und Lehrer nicht bloß für Deutschland, sondern auch „für andere Nationen“[4]). Im Jahre darauf, 1702, erfolgte die Gründung des „Seminarium orientale theologicum“ mit zwölf Studenten der Theologie zu Halle, für welches nach und nach zwei Araber und vier Griechen als Lehrer berufen wurden; es war wesentlich dem Bibelstudium gewidmet; daneben aber verfolgte Francke den Zweck, brauchbare Jünglinge zur Arbeit an den orientalischen Kirchen vorzubereiten[5]). Das alles sind Maßnahmen, die den Anregungen von Leibniz entsprachen. Als dann 1705 die beiden Pietisten Ziegenbalg und Plütschau in den Dienst der dänisch-lutherischen Mission getreten waren, die König Friedrich IV. ins Werk gesetzt hatte, hat Francke, ihr Lehrer, seit 1710 regelmäßige Missionsnachrichten veröffentlicht, und „Halle wurde der eigentliche Mittelpunkt der Trankebarschen

---

1) Über Ludolf vergl. Kramer a. a. O. I, 258.

2) Text bei Kramer a. a. O. I, 259.

3) A. a. O. 260.

4) Gedruckt von Frick, Jubiläumsschrift der Lat. Hauptschule zu Halle für Dr. Eckstein 1881 und bei Kramer a. a. O. II, 489 ff.

5) Kramer a. a. O. I, 254 ff.

Mission", A. H. Francke ihr „eigentlicher Träger" [1]). Diese Dänisch-Hallesche Mission, die heute von der Leipziger fortgesetzt wird, ist der verheißungsvolle Anfang der Heidenmission in der deutschen evangelischen Kirche gewesen. In Halle aber, in Franckes Hause, ist der Graf Zinzendorf gebildet; seine ersten Missionsanregungen hat er dort empfangen. Von Herrnhut ist aber eine Missionsarbeit ausgegangen, die für die Christianisierung der heidnischen Welt noch eine viel größere Bedeutung gewonnen hat als die Dänisch-Hallesche. Allerdings befolgen die Herrnhuter eine wesentlich andere Missionsmethode als sie Leibniz vorschwebte; aber in dem universalen Blicke berühren sich beide. So gebührt sie neben seinen sonstigen unsterblichen Verdiensten Leibniz auch der Ruhm eines gesegneten Anregers der Heidenmission.

Das Reformprogramm für China.

Aus dem Original übersetzt von Missionar Genähr.

Bei der Promotion der Graduierten des St. Johns College in Shanghai wurde von dem ersten Sekretär der Y. M. C. A. (Young Men's Christian Association) in China, Rev. Fletcher S. Broekmann, folgende beachtenswerte Ansprache gehalten:

„Meine Herren Graduierte: Bei einer Gelegenheit wie die heutige ist es nichts Ungewöhnliches für den Redner, seine Zuhörer durch die Gefilde der klassischen Literatur und die Galerien der Kunst zu führen, und durch den Zauber seiner Auslegung und die Anmut seiner Rhetorik über den Gegenstand seiner Rede einen milden Schimmer, ähnlich dem eines alten Domfensters, zu verbreiten. Aber ich bin zu wenig der Mann für eine derartige Leistung, und überdies fordert die Zeit, in der wir leben, daß wir uns einer einfachen, geraden und ernsthaften Sprache befleißigen.

Sie, meine Herren, verlassen nun die hohe Schule und treten unter ganz außergewöhnlichen Verhältnissen ins Leben ein. Von den Tagen des Konfuzius, ja von den Tagen der alten Kaiser Yao

1) Warneck, Abriß 8 A. S. 56 ff.

und Shun bis heute, hat China nie einer größeren Entscheidungsstunde gegenübergestanden, nie sich vor einem wichtigeren Wendepunkt gestellt gesehen. Finster und schwer sind die Wolken, die über dem Lande hängen. Außerhalb des Reiches hört man den Fußtritt stampfender Armeen. Innerhalb seiner Grenzen vernimmt man das unheilvollere Getöse eines unzufriedenen Volkes. Jeder junge Mann in China sollte die Verantwortlichkeit der Stunde mit vollem Ernst auf sich wirken lassen. Diese Verantwortlichkeit ruht besonders schwer auf Ihnen. Sie haben in dieser Anstalt der Gelehrsamkeit Vorrechte genossen, die Ihren Mitbürgern versagt gewesen sind. Ihr Blick auf die Zivilisation Ihres eigenen Landes und die anderer Länder ist wesentlich erweitert worden. China hat darum einen Anspruch an Sie, den es an jene nicht haben kann, welchen, obwohl sie im Besitz der alten Gelehrsamkeit waren, der weitere Gesichtskreis und das vollere Licht der neuen Wissenschaft versagt geblieben ist.

Unter diesen Umständen kann es sich für uns nur um eine Frage handeln. Um die nämlich, die uns alle in höchstem Maße in Anspruch nimmt: Wie kann die heranwachsende Jugend Chinas in einer solchen Stunde der Gefahr und der Not dem Vaterlande am besten dienen?

Die Antwort auf diese Frage schließt in sich die Antwort auf eine noch fundamentalere Frage: Was ist in der Gegenwart Chinas große Gefahr und was tut ihm am meisten not? Das ist keine leichte Frage, und je offener und voller wir sie erwägen, desto schwieriger erscheint sie uns. Es fehlt freilich durchaus nicht an Antworten, aber eine gründliche und geeignete Antwort, eine Antwort, die den Anspruch auf unsere volle Zustimmung erheben könnte, ist nicht leicht gegeben.

Die Völker des Westens haben große Armeen, gut gedrillt und leistungsfähig — diese tun China not. Sie haben mächtige Flotten, auch sie tun China not. Ihre Finanzwirtschaft befindet sich in einem blühenden Zustand, China sollte von ihnen lernen, ähnliche Besteuerungsmethoden einzuführen. Sie haben dem Bergbau Vorschub geleistet, Dampf und Elektrizität sich dienstbar gemacht, das Erziehungswesen zu einem hohen Grad von Vollendung gebracht: China sollte sich ihnen anschließen. Derartiges kann man in jeder Tageszeitung lesen und an jeder Straßenecke hören. Aber alle diese Vorschläge bieten nur ein Produkt, nicht eine Ursache der abend-

ländischen Zivilisation dar, und man könnte ebensowohl von einem grünenden Zweig, den man auf einen abgestorbenen Stamm pfropft, erwarten, daß er Frucht trage, als von einem Produkt oder von Produkten einer anders gearteten Zivilisation, daß sie die Ursache einer neuen Zivilisation in China werden. Der aufmerksame Beobachter wird vielmehr darauf ausgehen, die Ursachen von Chinas Schwächen ausfindig zu machen, und selbst wenn ihm das gelungen ist, wird er sich nicht dabei beruhigen, sondern weiter zu ergründen suchen, ob die Ursache hauptsächlicher oder nebensächlicher Art ist, und wenn nebensächlicher Art, worin ihre Wurzel zu suchen ist. Lassen Sie mich Ihre Aufmerksamkeit für einen Augenblick auf einige dieser Ursachen lenken.

Ein wichtiger Faktor in dem gegenwärtigen beklagenswerten Zustand des Volkes ist in der erschreckenden Unwissenheit der Chinesen zu suchen. China hat eine größere Zahl von Analphabeten als irgend eine andere zivilisierte Nation der Erde. Aber die bloße Erwähnung dieses Umstandes gibt uns noch keine genügende Vorstellung von der Tiefe und dem Dunkel dieser Unwissenheit. Ohne Bücher, ohne Zeitungen, ohne Kanzel, ohne die politische Diskussion, ohne eine Volksvertretung in einem Parlament, ohne die vielverzweigten Tätigkeiten, die in westlichen Ländern für die Aufklärung des Volkes arbeiten, bleibt dem Volke, das in undurchdringliche Nacht gehüllt ist, nichts übrig, als hilflos und hoffnungslos im Finstern zu tappen. Vaterlandsliebe ist ein Ding der Unmöglichkeit in einem unwissenden Volke. In Ländern wie England, Deutschland und Amerika bildet das Volk die Kraft und den Ruhm der Nation, die Schutzwehr ihrer Freiheit und ihrer Sicherheit. In der Entscheidungsstunde werfen die Männer ihre Werkzeuge in die Werkstatt, lassen den Pflug auf dem Felde stehen, schließen die Türen ihrer Geschäftslokale und beeifern sich, ihrem Vaterlande zu Hilfe zu eilen, nicht weil sie von Haus aus patriotischer wären als die Chinesen, sondern hauptsächlich darum, weil sie ein klareres Verständnis haben für das Wohl und Wehe ihres Landes und was für sie auf dem Spiele steht. Eine intelligente öffentliche Meinung, welche im Westen den unehrlichen Beamten zügelt und dem ehrenhaften Beamten treu zur Seite steht, kann sich selbstverständlich inmitten einer solchen Unwissenheit nicht bilden. Auch ist für beharrlichen und zusammenhängenden Fortschritt auf dem Gebiete des Handels, der Landwirtschaft und der

Industrie unter diesen Umständen nicht viel zu hoffen; diese Dinge finden sich nur im Gefolge einer weitverbreiteten Aufklärung. Denken Sie ja nicht, daß diese Dinge etwas zu tun haben mit der Verschiedenheit der Regierungsform. Eine Demokratie ist für ein unwissendes Volk unmöglich. Und wenn möglich, wäre es ein gefährliches Experiment.

Doch das ist nicht die einzige Phase in Chinas Unwissenheit. Die Gelehrten Chinas haben eine Erziehung, die in mehr als einer Beziehung unübertrefflich ist; aber sie ist so enge, so verknüpft mit Unwissenheit, daß sie nicht imstande ist, den Menschen für die komplizierten Aufgaben des 20. Jahrhunderts auszurüsten. Der unverständige Konservatismus der Literaten, der sie zu einem Gegner jedes Fortschritts macht, hat seine Wurzel in der Unwissenheit. Alle Menschen fürchten sich, einen neuen Pfad im Dunkeln zu begehen.

Die allergefährlichste Phase in Chinas Unwissenheit haben wir indessen nicht in der großen Menge und auch nicht in der Literatenwelt zu suchen, sondern in der lärmenden und egoistischen Selbstverblendung jener Klasse von jungen Leuten, die nichts von den Grundlagen der chinesischen Zivilisation verstehen, und sich von der westländischen Zivilisation nur ein oberflächliches Wissen angeeignet haben, und die von dem Verlangen beseelt sind, das Alte niederzureißen, und keine Ahnung davon haben, wie das Neue aufzubauen ist. Diese Art von Unwissenheit bringt die Menschen immer dahin, daß sie meinen, der beste Dienst, den sie ihrem Lande tun könnten, bestehe darin, daß sie sich an die Spitze einer Revolution stellen. Es geht ihnen das Verständnis ab dafür, daß bei allen seinen Gebrechen, China die älteste aller Zivilisationen besitzt, daß es ein Regierungssystem hat, das sich im Laufe der Jahrhunderte bewährt hat, und über einen Reichtum von Erfahrungen verfügt, die zu ignorieren einfach den Gipfel von Torheit bedeuten würde. Keine Ahnung davon habend, wie ein Volk von 400000000 zu regieren ist, und wie die Beziehungen einer großen Nation wie China zu den anderen Völkern des Erdballs zu regeln sind, zeigen sie nicht wenig Lust, uns sofort in den Ruin und Trümmerhaufen einer Anarchie zu stürzen. Die Unwissenheit der gebildeten Kreise Chinas ist darum gleicherweise beunruhigend, sowohl wenn wir die Literaten in ihrem Unvermögen, sich zu rühren, weil sie die Welt nicht kennen, ansehen, als auch wenn wir auf die Radikalen unser Auge richten,

die nur zu bereit sind, sich zu rühren, weil sie China nicht kennen. Was China not tut, sind Männer, die eine tiefgehende Kenntnis der Einrichtungen und der Zivilisation des Ostens und des Westens haben, Männer, welche die Grundkräfte aller Zivilisation klar erkennen und die darum imstande sind, ihre Nation mit sicherem und festem Schritt vorwärts zu führen.

Ein anderes Element in Chinas Schwäche ist das weitverbreitete gegenseitige Mißtrauen unter den Chinesen. Ein hervorragender Mann im Dienste der chinesischen Regierung sagte kürzlich zu mir: „Als ich unlängst auf Urlaub zu Hause war, fragte mich einer meiner Freunde: Wie kommt es, daß die chinesische Regierung willig ist, Ihnen ein so hohes Gehalt zu bezahlen? Gibt es denn unter den Eingeborenen keine Männer von Fähigkeit und Tüchtigkeit, die Arbeit zu tun, die Sie tun?“ „Und die Antwort, die ich meinem Freunde gab, so fuhr er fort, war, daß China keinen Mangel an tüchtigem und fähigem Material habe, und daß ich nur von einem Produkt wüßte, von dem die chinesische Regierung das deutliche Gefühl habe, daß es im eigenen Lande nicht zu haben sei. Und dieses Produkt sei: einfache und aufrichtige Ehrlichkeit.“ Diese Worte gingen mir wie ein Pfeil durchs Herz. Sie haben mich für Tage traurig gestimmt. Und ich kann sie selbst jetzt nicht wiederholen, ohne für ein Land zu erröten, das ich so liebe wie China. Es gibt aufrichtige Ehrlichkeit in China. Es finden sich Männer, denen ich unbedingt vertrauen würde, aber leider, die Zahl derer, auf die kein Verlaß ist, hat dieses Mißtrauen erzeugt.

Als vor einigen Jahren jemand einen Unterbeamten im Dienste des Vizekönigs von Nanking, Baron Liu, der ihm 75000 Taels veruntreut hatte, bei diesem denunzierte, erwiderte der Vizekönig: „Ich weiß es“. Auf die Frage: „Warum entlassen Sie den Mann nicht?“ lautete die pathetische Antwort des alten Patrioten: „Ich will es tun, wenn Sie mir einen ehrlichen Mann dafür zur Stelle schaffen“.

Man hört nicht selten von solchen, die China nicht kennen, sagen, und man hört es oft auch von Chinesen selber sagen, daß die Chinesen als Soldaten keine Bravour zeigen. Doch das ist eine Verleumdung. Ein Studium der chinesischen Geschichte belehrt uns, daß Chinas Krieger hervorragende Tapferkeit gezeigt haben. Wie kann man von ihnen erwarten, daß sie sich tapferer zeigen als sie

sind? Man schickt sie in die Schlacht mit Flinten, die nicht schießen, mit Schwertern, die sich biegen wie Blech, und mit Leibern, die von Hunger geschwächt sind. Der Soldat traut dem General nicht und der General traut dem Vizekönig nicht; und dieser mißtraut dem Prinzen im Palast. Man versuche Reformen in der Armee, in der Regierung, im Erziehungswesen oder auf irgend einem anderen Gebiet durchzusetzen — sie müssen alle an diesem zweischneidigen Schwert des Mißtrauens scheitern.

Wenden wir uns noch einmal zu diesen beiden wirklichen und allgemein anerkannten Elementen von Chinas Schwäche, um noch tiefer zu ergründen, wo wir die Ursache ihres Vorhandenseins zu suchen haben.

Woher diese Unwissenheit? Rührt sie etwa daher, daß die Chinesen wenig Wert auf Bildung legen? Kein Volk der Erde legt mehr Wert darauf. In welchem anderen Lande ist die Heerstraße für politische Vorzugsstellen jedermann verschlossen, die Gelehrten ausgenommen? Rührt sie etwa daher, daß die Chinesen an intellektueller Begabung hinter anderen zurückstehen? Ich wage es auszusprechen, daß von den Zeiten Griechenlands bis heute keine Nation aufgestanden ist, die an intellektueller Begabung den Chinesen überlegen gewesen wäre. Nein, die Unwissenheit in China hat ihren Grund mehr im Herzen als im Verstand. Eine ethische Ursache liegt ihr zugrunde. Was ist schuld daran, daß die Massen in China unwissend bleiben? Fehlt auf seiten des Volkes etwa die Lust zu lernen? Keineswegs, man gibt ihm nicht die Gelegenheit zu lernen. Diejenigen, welche die Macht, den Reichtum und das Wissen gepachtet haben, haben auf Bildung als auf einen Preis gesehen für die Wenigen, nicht als auf eine freie Gabe für die Vielen. Sie haben nicht einmal Verlangen gezeigt, Bildung zu einem Gemeingut des Volkes zu machen. Selbst bei den jüngsten Reformversuchen fällt einem die Tatsache auf, daß beinahe alle Anstrengungen den ohnehin begünstigten Wenigen gegolten haben. Die Wurzel dieser Unwissenheit des Volkes ist darum die Selbstsucht auf seiten derer, die es in der Hand hätten, sie zu zerstreuen. Und woher diese enge und unverdauliche Gelehrsamkeit der Literatenklasse? Ich sprach unlängst mit einem chinesischen Herrn über diesen Gegenstand. Da sagte er zu mir: „Nackte Selbstsucht liegt ihr zugrunde". „Wie habe ich das zu verstehen", fragte ich, „ich vermag es nicht zu sehen". „Daran ist

gar nicht zu zweifeln", sagte er, „in Europa und Amerika sucht man sein Wissen zu bereichern, um damit etwas anzufangen, in China, um daraus etwas herauszuschlagen." „Kein chinesischer Gelehrter", fuhr er fort, „würde z. B. je das Chloroform erfunden haben. Es würde ihm gar nichts daran gelegen sein, die Schmerzen der leidenden Menschen zu lindern." So lautet das Zeugnis eines chinesischen Gelehrten, eines Mannes, der die Schäden seines Volkes gründlich kennt.

Es gibt in China zu wenig Bereitwilligkeit von seiten des Individuums sich für das Wohl der anderen aufzuopfern. Sie werden sich erinnern, daß zwei der sechs großen Minister des Reiches Tsin Schüler des Wang Hu waren, der sie in der Teufelsschlucht unter dem Namen Kuei Ku Tse unterrichtete. Er lehrte sie die Politik des selbstischen Interesses, wie man ohne Grundsätze den anderen übervorteilen könne; ein höheres Ziel als Reichtümer und Ehren für dieses Leben kannte er nicht. Wie möchte man wünschen, daß Chang I und Su Tsing die beiden einzigen Schüle des Wang Hu gewesen wären! Wie möchte man wünschen, daß er in dem China von heute nur zwei Schüler hätte! Studieren Sie die Nationen von heute, und Sie werden finden, daß die am weitesten fortgeschrittenen, aufgeklärten und mächtigsten diejenigen sind, in denen die Selbstsucht als ein Laster gebrandmarkt wird, und wo derjenige, der auf Kosten der anderen nur sein Bestes im Auge hat, der Verachtung anheimfällt. Jeder junge Mann, der ins Leben hinaustritt, wird sich bald vor die Tatsache gestellt sehen, daß das was seinem Land frommt, nicht immer mit seinen persönlichen Wünschen übereinstimmt. In der Tat wird jedermann, der für das Wohl der Allgemeinheit arbeitet, bald herausfinden, daß seine persönlichen, selbstischen Endzwecke sich in Widerspruch zu den edelsten Interessen des Staates befinden. Folglich kann niemand, der seine eigenen, selbstischen Interessen über alles stellt, seinem Lande von wirklichem Nutzen sein. Es ist darum durchaus verkehrt von uns, in China von großen Fortschritten zu träumen, ehe wir eine große Anzahl von Männern haben, die die wichtige und tiefe Lehre der Geschichte gelernt haben, daß ohne Opferwilligkeit einer Nation nicht zu helfen ist.

Daß diese Lehre nicht leicht zu lehren ist, daß sie auch nicht im Handumdrehen gelernt werden kann, und daß es nicht leicht ist, nach ihr zu leben, auch wenn wir sie gelernt haben, gebe ich Ihnen

bereitwillig zu. Aber graben Sie durch den Boden Ihrer Sitten und Gebräuche, Ihrer Gesetze, der Produkte der Zivilisation, graben Sie tief, tiefer und immer tiefer, bis Sie auf einen Felsen stoßen auf den Sie ein dauerhaftes Gebäude aufführen können, und Sie werden finden, daß dieser Felsen Selbstverleugnung und Opferwilligkeit ist und nichts anderes.

Und woher kommt das gegenseitige Mißtrauen unter den Chinesen? Etwa daher, daß sie von Haus aus ein mißtrauisches Volk wären? Keineswegs. Trotz des noch immer vorherrschenden Vorurteils gegen Fremde erleben wir immer wieder das Schauspiel, daß die Chinesen nicht selten einem Fremden ihr Vertrauen schenken, da wo sie ihren eigenen Leuten mißtrauen würden, ein Schauspiel ebenso demütigend als es überraschend ist. Oder kommt es etwa daher, daß den Chinesen weniger zu trauen ist als anderen Leuten? Nein, tausendmal nein! Daher kommt es vielmehr, daß in der Unterweisung des Volkes im Laufe der Jahrhunderte zu wenig Nachdruck auf die Sündhaftigkeit der Lüge gelegt wurde. Die Folge davon war ein erschreckender Mangel an Aufrichtigkeit. Die Chinesen als Volk empfinden nicht den Abscheu vor einer Lüge wie wir Europäer es tun. Und Wahrheit ist die eine große Grundlage aller Zivilisation. So lange China nicht Männer hervorbringt, die lieber den Tod erleiden würden als eine Unwahrheit sagen, so lange ruht seine Zivilisation auf einer Grundlage von Sand. Ohne Wahrheit gibt es kein Vertrauen, ohne Vertrauen keine Einigung, ohne Einigung kein Zustandekommen großartiger Unternehmungen. In einem alten Buche lesen wir, daß Gott nicht lügen kann. Das ist eine tiefsinnige Wahrheit. Ein Schatten von Unwahrheit in Gott, und das ganze Universum — in materieller, geistiger und geistlicher Hinsicht — würde in einen absoluten und unwiederherstellbaren Trümmerhaufen zusammenstürzen. Dieses eine, absolut Wesentliche hat China unbewußt aber beharrlich aus seiner Zivilisation zu eliminieren gesucht. Und hier liegt das Geheimnis seines Verfalls, der uns alle erröten macht. Diesem Umstand hat China auch die Schmach der Exterritorialität zu verdanken, und das Mißtrauen nicht nur seines eigenen Volkes, sondern auch der anderen Nationen der Erde.

Der Unwissenheit Chinas liegt also Egoismus und der Geist des Mißtrauens und der Unwahrhaftigkeit zugrunde. Wir haben die

Wurzeln dieser beiden Ursachen seiner Schwäche verfolgt bis zum menschlichen Herzen, bis zur Sünde im menschlichen Herzen. Und diese beiden Ursachen von Schwäche sind in jeder Hinsicht typisch. Denn das Gesagte gilt auch von den anderen Untugenden der Chinesen — ihrem Mangel an Vaterlandsliebe, dem Mangel an allgemeiner Menschenliebe, deren Wichtigkeit uns im Laufe des Nachmittags in so beredter und eindringlicher Weise ans Herz gelegt wurde. Aus dem Herzen kommen alle die Probleme, die uns so viel Verlegenheit bereiten. Halten Sie hier ein wenig stille! Alle Patrioten Chinas, alle Reformatoren Chinas, alle Freunde, die China in seiner gegenwärtigen Not gerne helfen möchten, halten Sie alle hier ein wenig inne! Es tut uns allen not, zu wissen, daß nur der den Namen eines Staatsmannes wahrhaft verdient, der die subtilen und mächtigen Kräfte des Herzens kennt und ermessen hat. Nur der eignet sich zum Reformator, der die Sünde im menschlichen Herzen unerbittlich angreift.

Und wenn der Reformator die Aufgabe, die vor ihm liegt, in ihrem vollen Umfang erkennen will, dann vertiefe er sich erst einmal in das Gebilde, das wir Sünde nennen. Er verfolge ihren schwarzen Strom wie er sich durch die Jahrhunderte hindurch unaufhaltsam fortbewegt, Millionen und aber Millionen von Männern, Frauen und selbst Kindern in seinem ekelhaften Schmutz begrabend. Grauenerregende Götzen an Stelle des allein guten Gottes; lärmende Harems an Stelle eines christlichen Heims; das Weib der Sklave des Mannes anstatt seine Gefährtin; der Mann der Wollust und Unzucht ergeben und das Weib eingeschüchtert und übelgelaunt; seichte Philosophie und eiskalte Moralsysteme anstatt der warmen und das Herz begeisternden Lehre vom Himmel; die Tyrannei der Furcht und des Aberglaubens anstatt der freimachenden Wahrheit; die Knechtschaft des Sinnenreizes und der Leidenschaft anstatt des Geistes der Kraft, der den Sieg über die Welt verleiht; Schlechtigkeit, die sich hinter alten Gebräuchen, in Gesetzen, in der Sprache, in religiösen Formen verschanzt und durch die Autorität und das Ansehen einer jahrtausende langen Geschichte zu decken sucht. O, entsetzlicher Ozean der Sünde! Wer will deine Ufer messen? Wer vermag die Geschichte deiner erbarmungslosen Jahre zu erzählen? Wer ergründet deine Tiefen! Theben, Ninive, Babylon, Jerusalem, Athen und Rom haben an deinen Gestaden Schiffbruch gelitten. Jedes Zeitalter,

jeder Himmelsstrich hat alle Ursache dir zu fluchen. Wer vermag deine trüben Fluten zu reinigen?

Sollen wir uns der Betrachtung dieser Vision mit Verzweiflung im Herzen hingeben? Nicht so. Vor unseren Augen steigt eine andere Vision auf, die Vision, die den auf Bethlehems Fluren wachenden Hirten zuteil wurde, und die Botschaft, die aus Engelmund aller Welt kund gemacht wurde: „Jesus, der Retter ist da." Groß ist die Aufgabe, die vor uns liegt, unendlich viel größer, als die seichten Reformpläne uns glauben machen wollen — aber noch größer ist die Macht, die uns verliehen ist, um diese Aufgabe zu bewältigen. Es ist eine übermenschliche Aufgabe, es ist uns aber auch eine übermenschliche Kraft garantiert.

Hier nun, meine Herren, haben Sie die Antwort auf unsere erste Frage: Der junge Mann, der seinem Volke in der gegenwärtigen Krisis wirklich zu helfen imstande wäre, ist der, welcher, einerlei, welchem Beruf er angehört, ob Kaufmann, ob Lehrer, ob Prediger, ob Beamter, seinen Beruf treibt, beherrscht von dem verzehrenden Verlangen, die Herzen der Individuen, mit denen er in Berührung kommt, fürs Gute zu beeinflussen. Der größte König, der je auf Erden gelebt hat, sagte zu seinen Untertanen: „Mein Reich ist inwendig in euch!" Das chinesische Reich, das neue, glorreiche China, ist, merken Sie sich's, Sie jungen Männer von China, es ist inwendig in Ihnen. Dieses Reich kommt nicht unter dem Donner der Kanonen und nicht mit dem blitzenden Schwert in der Faust, auch nicht unter dem Getöse marschierender Armeen und fliegender Banner, sondern still und geräuschlos wie die aufgehende Sonne den östlichen Himmel erhellt, erst mit dem purpurnen Rot des Morgens, und dann mit dem vollen Glanz des Tages — so kommt es. Und wie das Licht sich fortpflanzt von Bergspitze zu Bergspitze, so wird das Feuer dieser neuen und bleibenden Zivilisation von Herz zu Herzen sich mitteilen, bis sich eine unwiderstehliche Phalanx von solchen gebildet hat, die anfrichtig sind, die ein Verständnis haben für die tiefsten Dinge des Lebens und die willig sind für die größten Opfer. Und solch ein Bund wird China aus seiner gegenwärtigen Schmach und Unentschlossenheit der glänzenden Zukunft entgegenführen, die seiner harrt. Wenn ich von einer glänzenden Zukunft rede, so ist das für mich keine Phrase, denn mein ganzes Herz glaubt daran, daß China eine glänzende Zukunft hat.

Wir haben heute unsere Aufmerksamkeit auf die Schwächen Chinas gelenkt, und es war das für mich, und ich fürchte auch für Sie, keine erquickliche Aufgabe. Die Chinesen haben auch ihre Tugenden: Die ausharrende Geduld, den Fleiß, der etwas zustande bringt und andere löblichen Eigenschaften, von denen die Völker der Erde lernen können. Und wenn jener Tag anbricht, von dem einer unserer Dichter singt, daß die Völker der Erde friedlich zusammen tagen werden wie ein Mann, wird sicher China unter den Beratern der Weltgeschicke ein Ehrenplatz eingeräumt werden.

Gehen Sie darum, meine Herren, an ihre Pflichten, erfüllt mit hohen Hoffnungen und Ihre Augen fest gerichtet auf die glorreiche Zukunft, die vor Ihnen liegt.

Lovedale, eine Stätte christlicher Kulturarbeit in Südafrika.

Von Paul Richter-Werleshausen.

II.

Lohnt aber der erreichte Erfolg die aufgewandte Mühe, machen die Eingeborenen hernach im Leben auch von dem in Lovedale erlernten Handwerk Gebrauch? Die Anstaltsleitung hat Veranlassung gehabt, dem späteren Leben ihrer Zöglinge nachzuforschen, und das Resultat dieser Nachforschungen ist eine umfangreiche Statistik gewesen, die in einem dickleibigen Bande „Lovedale past and present" niedergelegt ist. Darin ist ganz objektiv der Lebensgang jedes Zöglings, soweit Nachrichten erhältlich waren, kurz skizziert. Das Fazit ist: die Majorität betreibt den erlernten Beruf weiter. Nicht wenige haben freilich ihr eigentliches Handwerk aufgeben müssen infolge des Niedergangs und der Unrentabilität desselben, wie z. B. gelernte Wagenbauer. Darum ist ihre Ausbildung keineswegs verlorene Mühe gewesen. Sie haben sich dann großenteils anderen ehrenhaften und rentableren Berufen zugewandt, und auch in diesen ist ihnen die genossene Ausbildung zugute gekommen, sie sind

fleißiger und strebsamer, als wenn sie sie nicht gehabt hätten. Es ist entweder Unkenntnis oder Vorurteil, zu behaupten, der Kaffer kehre schließlich doch immer wieder zu dem früheren faulen Heidenleben zurück.

Wie sehr die Kaffern selbst die technische Ausbildung, die ihnen Lovedale gibt, zu schätzen wissen, beweist besser als alles andere folgendes Ereignis. Anfang der 70er Jahre traf in Lovedale ein Brief aus dem Gebiet von Transkei (weiter im Osten) ein, er enthielt ein Bittgesuch von den dortigen Kaffern, sie bäten um „ein Kind von Lovedale", d. h. es möchte auch bei ihnen eine Anstalt wie die zu Lovedale, wenn auch in kleinerem Maßstabe, angelegt werden. Die Lovedaler Missionare waren in großer Verlegenheit, woher die Mittel nehmen, eine zweite derartige Anstalt zu gründen, da man für die eigene kaum genug hatte. Sie zögerten also. Nach einem halben Jahre kam ein dringenderes Gesuch; könnten sie ihm nicht entsprechen, so müsse man sich an eine andere Missionsgesellschaft wenden. Darauf begab sich ein Missionar zu mündlicher Verhandlung nach Transkei. Um zu prüfen, ob es den Kaffern mit ihrem Vorhaben ernst sei, forderte er, sie sollten zunächst selbst zu dem beabsichtigten Institutsgebäude 20 000 M. aufbringen. Rohe Kaffern — 20000 M. aufbringen! Das war unerhört. Aber nach drei Monaten wurde Nachricht nach Lovedale gegeben „das Geld ist da, nun kommt." Wieder ging ein Missionar hinauf, eine große Versammlung unter freiem Himmel wurde abgehalten, da stand ein Tisch und darauf ein Berg Silbergeld. Darauf hinweisend, sagte der kaffrische Sprecher: „Hier sind Bausteine, nun baut." So wurde angefangen zu bauen; aber das Gebäude dünkte die Kaffern zu klein. „Gut, dann müßt ihr mehr Geld aufbringen!" Wieder sammelten sie und lieferten in kurzem noch 30 000 M. ab. Als das Institut fertig war, waren die Baukosten doch erheblich höher geworden, und es lastete auf der Anstalt — Blythswood wurde sie nach einem hilfreichen englischen Beamten genannt — noch eine Schuld von 32 000 M. Das wurde den Kaffern kund getan, und sie ließen es sich nicht verdrießen, zum dritten Male zu sammeln, bis der Fehlbetrag gedeckt war. In nicht mehr als sechs Jahren waren mithin über 80 000 M. aufgebracht worden; und die sie aufgebracht hatten, waren rohe, heidnische Kaffern.

Doch kehren wir nach Lovedale zurück. Nach dem so folgen-

reichen Besuch des Gouverneurs Grey erhielt die Station ein Jahrzehnt später (1864) abermals einen für seine Entwicklung bedeutsamen Besuch; der ihn abstattete, war der bekannte Missionar Alex. Duff aus Kalkutta, der Organisator des indischen Missionsschulwesens. Der Eindruck, den er gewann, war ersichtlich der, daß die zu solcher Bedeutung gelangte Erziehungsanstalt notwendig einer Verstärkung der Arbeitskräfte bedürfe. Seinen Vorstellungen nachgebend, sandte die Missionsleitung Mr. James Stewart hinaus, eine Wahl, wie sie glücklicher nicht hätte getroffen werden können. Ohne die verdienstvolle Tätigkeit von Rev. Govan und seiner Mitarbeiter irgendwie herabmindern zu wollen, muß doch konstatiert werden, daß mit dem Eintreten von Missionar Stewart die Anstalt einen neuen Aufschwung nahm und unter seiner langjährigen Leitung — er steht ihr bis auf den heutigen Tag noch vor — zu ihrer gegenwärtigen Blüte gekommen ist. Nebenbei bemerkt, der langjährige Dienst so mancher Missionare von Lovedale konnte der getanen Arbeit nur ersprießlich sein; einige haben dort eine 40- bis 50jährige Dienstzeit erlebt.

Duffs Besuch hatte aber noch andere Wirkungen. Seine langjährige Erfahrung in der Beaufsichtigung ähnlicher Arbeit in Indien, verbunden mit einem ihm angeborenen pädagogischen Blick für das Richtige und Zweckmäßige, entdeckte in dem Erziehungssystem Govans und seiner Kollegen gewisse schwache Punkte, die ihm einer Modifikation zu bedürfen schienen. Govan hatte, in dem Bestreben, eine erstklassige Anstalt zu haben, die hinter keiner anderen zurückstände, doch die Ansprüche allgemach zu hoch hinaufgeschraubt. Seine Meinung war, daß nicht allein die Qualifikation zum Predigtamt für Eingeborene genau dieselbe sein müsse wie für Europäer, sondern auch daß die Eingeborenen in den Stand gesetzt werden müßten, ebenso wie im Predigtamt auch in allen anderen Berufen, geistlichen wie weltlichen, ihren Platz Seite an Seite mit dem Europäer einzunehmen; daß zu diesem Zwecke eine höhere, klassische Ausbildung einiger weniger Eingeborener wichtiger sei, als eine bloß elementare von großen Massen. Erstes Ziel müsse sein, einer Elite des Volkes eine höhere Erziehung zu geben; in zweiter Linie erst komme die Ausbildung eingeborener Gehilfen zum Predigt- und Schulamt. Die Unterrichtsziele müßten also so hoch gesteckt werden, daß die Zöglinge von der Anstalt aus die sämtlichen Regierungs-

examina machen könnten. Dies sei auch um der europäischen Jünglinge, die doch zu der Schülerfrequenz ein bedeutendes Kontingent stellten, erforderlich; andernfalls würden sie die Anstalt meiden.

Duff dagegen und mit ihm Stewart waren der Ansicht, daß der ganze Unterricht mehr den Bedürfnissen und der Lage der Eingeborenen anzupassen sei. Das Hauptgewicht müsse auf die Heranbildung von eingeborenen Geistlichen und Lehrern gelegt werden. Wenn auch anderen Jünglingen, weißen oder schwarzen, die andere Ziele im Auge hätten, die Anstalt offen stehen sollte, so könnte doch auf sie nicht soweit Rücksicht genommen werden, daß der Hauptzweck derselben dadurch alteriert würde. Eine Vorbereitung auf die Regierungsexamina würde den Unterricht mit zu viell Ballast — Latein, Griechisch, eine moderne Sprache — belasten; die dazu erforderliche Zeit könne nützlicher verwandt werden. Es erfordere schon Mühe genug, die Eingeborenen in einer fremden Sprache, der englischen, die allerdings unerlässig sei, sattelfest zu machen.[1])

Weiter komme es auch nicht darauf an, einige wenige exotische Exemplare aus den Eingeborenen zu züchten, sondern die Wohltat einer nützlichen, mehr elementaren Bildung einer möglichst großen Zahl zuteil werden zu lassen, ohne doch begabtere Eingeborene, die nach einer höheren Bildung streben, entmutigen und abschrecken zu wollen.

Welche von beiden Parteien die gesunderen Anschauungen vertrat, kann nicht zweifelhaft sein; es ist erfreulich, daß die Duffs und Stewarts den Sieg davongetragen haben; ja deutsche Missionare würden wohl in diesem und jenem noch einen Schritt weiter gehen; es fehlt doch in Lovedale nicht an manchem, was uns noch zu sehr „englisch" anmutet.

Noch eine andere wichtige Neuerung ist anzuführen, die Stewart alsbald nach Übernahme seines Amtes — Govan verließ nach über 25jährigem Dienst im Jahre 1870 Lovedale — anordnete: die Erhebung eines Schulgeldes von den Zöglingen, dessen Höhe zunächst

1) Das Englische ist unerlässig einmal wegen der allgemeinen Verhältnisse in der Kapkolonie, nicht zum wenigsten aber auch darum, weil die Zöglinge wohl einem Dutzend verschiedener Stämme angehören und ebensoviele Sprachen reden. Das macht den Unterricht in der Muttersprache unmöglich; wohl oder übel muß man sich einer Einheitssprache bedienen, und diese kann natürlich nur die englische sein.

auf 80 M. jährlich festgesetzt wurde. Später ist es auf 200 M. erhöht worden; für solche, welche höhere Ansprüche an Beköstigung stellen, gibt es noch einen zweiten und einen dritten Tisch mit einer Pension von 280 bezw. 400 M. Es war eine große Errungenschaft, daß man dazu übergehen konnte, jetzt Schul- und Kostgeld zu erheben. In der ersten Zeit hatten die Eingeborenen wohl gewähnt, noch Bezahlung dafür verlangen zu dürfen, wenn sie ihre Kinder den Missionaren in die Schule schickten. Zwar hatten die Missionare dies abgelehnt, hatten aber durch Fleißprämien doch die Kinder zu einem regelmäßigen Schulbesuch jahrelang anlocken müssen. Wenn die Eingeborenen sich jetzt willig zeigten, für den Unterricht ihrer Kinder zu bezahlen, und zwar keine unerheblichen Beträge, so ersehen wir daraus, daß sie den Wert des Schulunterrichts einzusehen angefangen haben. In den 30 Jahren von 1870—1900 hat Lovedale an Schulgeld von Eingeborenen 50975 £ vereinnahmt, das sind über eine Million Mark. Ich meine, auch diese Zahl hat uns etwas zu sagen. Gegenwärtig tragen die Eingeborenen zum Unterhalt von Lovedale jährlich ziemlich 100000 Mk. bei; die kapländische Regierung gibt einen Jahreszuschuß von 60—70000 Mk. und den Rest der Unkosten, etwa 75000 Mk., trägt die heimische Missionsleitung. Mit anderen Worten: über $^2/_3$ werden an Ort und Stelle aufgebracht, nur für $^1/_3$ hat die Missionsleitung aufzukommen. Eine wohltätige Einrichtung, um auch ärmeren begabten Knaben den Aufenthalt in Lovedale zu ermöglichen, sind eine Anzahl von Stipendien, die von verschiedenen Wohltätern, darunter auch einer Hottentottin, gestiftet worden sind.

Viel war so im Lauf der Jahre für die männliche Jugend des Kaffernvolkes geschehen; sollte die weibliche leer ausgehen? Sie hatte es beinahe noch nötiger, daß man sich ihrer annahm, war sie doch noch tiefer gesunken! Die Missionare und nicht minder die Missionarsfrauen hatten sich mit der Erziehung des weiblichen Geschlechts schon manchmal beschäftigt; es waren auch auf den Stationen, hier und da auch auf Außenstationen Mädchenschulen ins Leben gerufen. Eine erste Missionsschwester wurde 1841 ausgesandt mit der speziellen Aufgabe, sich der Frauenwelt zu widmen; andere folgten nach. Indessen es mußte mehr getan werden. Das Gute, was die Mädchenschulen hätten wirken können, wurde doch immer wieder durch die schlechten Einflüsse paralysiert, wenn die Mädchen Tag um Tag in

ihre heidnischen Häuser mit all ihrem heidnischen Schmutz und ihrer Unsittlichkeit zurückkehrten. Es war in hohem Maße erwünscht, sie für längere Zeit ganz und gar aus ihrer heidnischen Umgebung heraus zu bekommen. So entstand der Wunsch nach einer Mädchenanstalt; 1868 hatten die Missionare die Freude, ihn erfüllt zu sehen. Die Eröffnung eines Kosthauses für Mädchen wurde mit Recht als der Anfang einer neuen Ära in der Geschichte der Station begrüßt, eine tüchtige Vorsteherin war dafür gewonnen. Nun war einerseits Hoffnung vorhanden, daß man über kurz oder lang auch eingeborene Lehrerinnen für Mädchenschulen bekommen würde; andererseits, daß die in der Anstalt erzogenen Mädchen einmal tüchtige Frauen für die jungen Christen und christliche Mütter für ein heranwachsendes Geschlecht abgeben würden, kurz, daß der Sauerteig des Evangeliums immer mehr Häuser und Familien durchsäuren würde. Betont wurde bei der Einweihung des Instituts, daß man sich zu hüten habe, die Kaffernmädchen zu Ladies zu erziehen, sie ihrem Volkstum zu entfremden, allerlei später nicht zu befriedigende Bedürfnisse in ihnen zu erwecken. Sie erhielten darum in der Anstalt die gewohnte Kost, nur sauberer und besser gekocht; es wurde auch keine Bedienung gehalten, sondern alle Arbeit mußten die Mädchen selbst besorgen. Das Absehen wurde nicht darauf gerichtet, ihnen einen großen Wissensstoff beizubringen, sondern sie zu den mancherlei häuslichen Tugenden zu erziehen, wie Sauberkeit, Ordentlichkeit, Fleiß, praktischen Sinn. Bildung ihres Herzen und aufrichtige Bekehrung waren natürlich die höheren Ziele, die man erstrebte.

Es dauerte nicht lange (1871), da wurde eine Erweiterung dieses Arbeitszweiges für wünschenswert empfunden: der Mädchenanstalt wurde, ähnlich wie früher der Knabenanstalt, eine Handarbeitsabteilung angegliedert, in welcher Mädchen, die dazu Neigung hatten, im Nähen, Waschen, Plätten und dergleichen ausgebildet wurden. Der Besuch der Mädchenanstalt hat, meist durch äußere Verhältnisse veranlaßt, z. B. durch Dürre und damit eingetretene Not, Schwankungen unterlegen, ist aber im allgemeinen stetig gewachsen. Im Jahre 1900 betrug die Zahl der Mädchen 241, von denen 108 Kostschülerinnen (boarders) waren, 48 in der Handarbeitsabteilung lernten und 85 eingeborene und europäische Mädchen nur die Schule besuchten (day scholars). Die Lovedaler Anstaltsmädchen machen wohl auf jeden Besucher des Platzes mit ihren schlichten,

sauberen Druckkleidern, ihrem geraden, fröhlichen Wesen, ihrem gefälligen Auftreten und ihrem intelligenten Gesichtsausdruck einen guten Eindruck. Welch ein gewaltiger Unterschied zwischen ihnen und einem mit rotem Ocker beschmierten, nur mit dem Fellkaroß bekleideten, heidnischen Kaffernmädchen! Und die Tatsache, daß Jahr um Jahr eine Anzahl von diesen jungen Mädchen in die heimatlichen Kraale zurückkehrt und einen nachhaltigen Einfluß zum Guten ausübt, tritt immer mehr ans Licht.

Nicht lange nach der Vergrößerung der Mädchenanstalt kam wieder die Knabenanstalt an die Reihe. Die Schülerzahl war auf über 200 gestiegen, und die vorhandenen Räume reichten bei aller Einschränkung nicht mehr aus. Es wurde daher anfangs der 80er Jahre ein großes, stattliches Unterrichtsgebäude errichtet, das zwölf hohe, luftige Klassenzimmer und eine geräumige Halle, die 6—700 Menschen faßt und zur Abhaltung der täglichen Morgen- und Abendandachten sowie der sonntäglichen Schulgottesdienste dient, errichtet. Auch ein Bibliothekszimmer fehlt nicht, für dessen Ausstattung Wohltäter der Anstalt Sorge trugen. Das Gebäude, dessen Kosten nicht weniger als 240000 Mk. betrugen, hat in ganz Südafrika unter den Schulanstalten nicht seines gleichen. Dann wieder wurde eine mächtige Halle für die technischen Betriebe gebaut, sie kostete 80000 Mk. An der Mädchenanstalt mußte ein drittes und viertes Stück angeflickt werden. Mit besonderer Freude wurde die Errichtung eines eigenen Hospitals, des Viktoria-Hospitals, begrüßt; für die vielen Hunderte, die die Lovedaler Anstalten bevölkern, war eine ärztliche Mission längst ein dringendes Bedürfnis gewesen. Zunächst auf 18 Betten eingerichtet, soll es jetzt ganz bedeutend vergrößert werden. Dem Anstaltsarzt fehlt es nicht an Arbeit, in schwierigen Fällen muß auch Missionar Stewart, der neben Theologie auch Medizin studiert hat, mit zuspringen.

Kurz, es gab in Lovedale kaum einmal einen Stillstand; immer wieder mußte gebaut werden, nach allen Seiten dehnte sich die Arbeit aus. Überblicken wir nun den Betrieb im ganzen, wie er sich allmählich entwickelt hat und wie er zur Zeit sich vollzieht. Der zu seiner Bewältigung erforderliche Arbeiterstab zählt 25 Köpfe, Missionare, Lehrer, Handwerksmeister, Missionsschwester, Arzt, Buchhändler. Das Schulsystem läßt sich in fünf verschiedene Zweige zerlegen. Erstlich sind Elementarschulen vorhanden, welche Schülern und Schülerinnen

eine allgemeine elementare Bildung vermitteln. Eine zweite Gruppe bilden die Lehr-Werkstätten, in denen die mancherlei obengenannten Handwerke gelehrt werden. Zur Heranbildung von Lehrern in erster Linie für die Missionsschulen im Lande dient ein Lehrerseminar mit dreijährigem Kurse. Auch Kaffernmädchen werden zu Lehrerinnen ausgebildet; nach englischer Sitte erhalten sie in den beiden letzten Jahren den Unterricht gemeinschaftlich mit den Jünglingen. Auf dem Lehrerseminar (normal school) bauen sich dann einige kleine Klassen auf für Schüler, die hernach die Universität in der Kapstadt besuchen wollen und auf die Matrikulation vorbereitet werden; die Klassen entsprechen etwa der Obertertia bis Obersekunda unserer Realgymnasien. Auch hier werden Jünglinge und Mädchen zusammen unterrichtet. Die Krönung des Ganzen bildet endlich eine theologische Fakultät, in welcher Jünglinge von besonderer intellektueller und geistlicher Begabung zum Predigtamt ausgebildet werden. Die Wichtigkeit, für diese Abteilung besonders tüchtige Lehrkräfte zu haben, wurde lange gefühlt, es wurde deshalb mit den Kongregationalisten (Lond. Miss.) und den Vereinigten Presbyterianern 1885 eine Vereinbarung getroffen, daß diese sich an der Besetzung dieser Fakultät beteiligten und je einen Professor dafür stellten. Erstere haben das auch alsbald getan; letztere haben sich seit 1900 bekanntlich überhaupt mit der Freikirche vereinigt. Die Zahl der Theologiestudierenden ist jedesmal nur eine beschränkte, in der Regel nicht mehr als 6—8; alle zwei Jahre beginnt ein neuer Cötus. Es hat sich aber das Bedürfnis herausgestellt, anderen jungen Männern eine bescheidenere theologische Bildung mitzuteilen, um sie dann als Evangelisten verwenden zu können; für solche sind Evangelistenklassen eingerichtet, in zwei halbjährigen Kursen werden sie mit dem Wichtigsten aus der Bibelkunde, Alten und Neuen Testament, der Kirchengeschichte, der Glaubens- und Sittenlehre und der Homiletik bekannt gemacht.

Die Gesamtzahl der Knaben und Mädchen, Jünglinge und Jungfrauen, die in all diesen verschiedenen Klassen und Schulen unterrichtet werden, betrug nach dem letzten Jahresbericht 710, von denen über 500 in Lovedale Kost und Wohnung hatten, während die übrigen nur die Tagschulen besuchten. Eine bunte Musterkarte erhalten wir, wenn wir nach der Herkunft der Schüler fragen, da sind Fingu, Gaika, Tembu, Sulu, Galeka, Baka, Pondo, Basuto, Betschuanen, Matabelen und dazu die Kinder der Missionare und

anderer Weißen. Eine eigenartige Erscheinung war in den letzten Jahren eine Gruppe von Gallas. Sie waren durch ein englisches Kriegsschiff aus den Händen arabischer Sklavenhändler entrissen, und da man nicht wußte, wohin mit ihnen, waren sie Lovedale überwiesen, wo sie sich auch sehr wohl fühlten. Nicht weniger groß wie die Verschiedenheit der Abstammung ist die der religiösen Bekenntnisse; wir finden Presbyterianer, Wesleyaner, Kongregationalisten, Anglikaner, Lutheraner, Herrnhuter, Französisch- und Holländisch-Reformierte u. a.

Die hervorragende Stellung, die Lovedale in Südafrika erlangt hat, hat reichlich Veranlassung gegeben, an seiner Arbeit Kritik auszuüben. Viele gibt es — und sie lassen sich auch jetzt noch auf hunderten von Farmen in jedem Bezirk finden — die auf dem Standpunkt stehen, den Kaffer erziehen, heiße ihn unnütz machen, wenn nicht gar schlimmer als unnütz. Dem Afrikanderbond ist darum Lovedale immer ein Dorn im Auge gewesen; wenn es in seiner Macht gestanden hätte, dann hätte die Regierung keinen Pfennig zur Unterstützung seiner Anstalten geben dürfen. Ein Weltreisender Baron von Hübner sagt in seinem 1886 erschienenen Werke „Through the British Empire“: „Es ist nichts seltenes, Eingeborene, welche kaum die treffliche protestantische Anstalt zu Lovedale verlassen haben, in ihre Wildheit zurückfallen zu sehen, wo sie aus Mangel an Übung alles, was sie gelernt haben, vergessen und über die Missionare spotten.“ Wie urteilen die Missionare hierüber? Sie sehen die Dinge durchaus nicht zu rosig an, sondern urteilen ganz nüchtern. Daß an den in Lovedale erzogenen Schwarzen sich noch gewisse Charakterschwächen finden und daß manche hernach von dem Erlernten keinen befriedigenden Gebrauch machen, wird von ihnen offen zugestanden und schmerzlich bedauert. Aber ist das denn so sehr zu verwundern? Wie viele junge Leute bei uns, die eine gute Ausbildung genossen haben, leiden fort und fort Schiffbruch! Direkte Rückfälle ins Heidentum sind bei den Lovedaler Zöglingen aber etwas sehr Seltenes gewesen. Missionar Stewart hat, als er 1888 die schon erwähnte, sehr sorgfältige Statistik aufstellte, nur 15 solcher Rückfälle ausfindig machen können. Was ist das unter so vielen! Dem gegenüber sind aber Tatsachen, und zwar in sehr großer Anzahl und von sehr gewichtiger Art, vorhanden, die es über allen Zweifel erweisen, daß die Erziehung in Missionsanstalten wie Lovedale, sei es weltliche,

sei es religiöse, sei es technische, im großen und ganzen von den wohltätigsten Erfolgen gekrönt gewesen ist. Die zahlenmäßigen Erfolge mögen wenigstens hier am Schluß ihren Platz finden; sie sind nach den gewissenhaften Angaben des Anstaltsleiters, Missionar Stewart, gemacht. Danach haben bisher über 6000 Eingeborene in Lovedale ihre Ausbildung erhalten. 700 davon sind noch auf der Station; 1800 haben nur die Elementarschulen besucht, aber nicht das eigentliche Institut. Von 700 hat ihr weiterer Lebensgang nicht festgestellt werden können, sie mögen größtenteils gestorben sein. Von den übrig bleibenden treiben gegen 1500 Ackerbau oder Handwerke, oder sie gehen auf den Gold- und Diamantenfeldern ihrem Verdienst nach. Einige sind Zeitungsredakteure, Handwerkslehrer am Institut, Hotelbesitzer, Kellner und ähnliches. Im Dienst von Behörden, als Dolmetscher, bei Post- und Telegraphenanstalten, bei der Polizei, beim Gericht und in ähnlichen Stellungen befinden sich 203. Missionare und eingeborene Geistliche sind aus Lovedale 57 hervorgegangen, darunter Männer wie Tiyo Soga und Mpambani Mzimba, der bedauerlicherweise unlängst mit seiner ganzen Gemeinde zu den Äthiopiern übergegangen ist. Die Zahl der ausgebildeten Evangelisten und Katechisten beträgt 55. Das Lehrerseminar hat nicht weniger als 768 Elementarlehrer und Lehrerinnen gestellt. Endlich im Haushalt sind als Ehefrauen und Mütter oder auch noch als unverheiratete Töchter 500 ehemalige Zöglinge der Mädchenanstalt beschäftigt. Wenn auch nicht mit ihnen allen, aber jedenfalls mit einer großen Zahl von ihnen hat Lovedale Licht ausgesandt in die heidnische Finsternis des Kaffernvolkes und tut so fort und fort.

Zur Judenmission.

Von P. R. Bieling-Berlin.

Die Gesamtzahl der Juden entzieht sich der genauen Berechnung. Abschätzungen, die man da und dort findet, sind sehr willkürlich, die Zahl 11 Millionen ist zu hoch gegriffen. Die genauesten Angaben macht noch Dalman in seinem „Handbuch für Mission

unter Israel". Demnach betrug 1893 die Zahl der Juden 7404250[1]. Davon kamen auf Rußland 3236000. Doch findet von dort eine stetige und starke Abwanderung statt, sodaß die Zahl sich bedeutend verschoben haben muß. Der Hauptstrom der Auswanderer geht nach England — London zählt derzeit über 80000 slavische Juden — und nach Nordamerika; New-York ist mit über 600000 Juden die größeste Judenstadt der Welt. In Österreich wies die letzte Volkszählung 1293951 Juden nach, davon 881183 in Galizien, 96150 in der Bukowina. Die europäische Türkei hat derzeit 184673 jüdische Einwohner, die asiatische 194132, wovon auf Palästina und Syrien 89612 entfallen, auf Jerusalem allein 28838. Deutschland soll gegenwärtig 579000 Juden haben, davon nicht ganz 100000 in Berlin.

Diese Millionen ohne Christum sind nicht nur ein ständiger Vorwurf für die Christenheit, sie sind auch eine stete Gefahr für sie. Denn bewußt oder unbewußt ist die Entwicklung des jüdischen Volkes seit Anbeginn eine widerchristliche gewesen. Der Unglaube aber missioniert auch; tausend Federn sind in seinem Dienst geschäftig, die von jüdischen Schriftstellern weit voran. Wer sich die Mühe nimmt, jüdische Bücher, Zeischriften, Flugblätter durchzulesen, findet da eine Siegeszuversicht, ja einen Übermut, der Fernerstehende überraschen möchte. Man sieht die Zeit schon heraufkommen, wo der Glaube an den dreieinigen Gott verschwunden und der Glaube an den Einzigeinen, den Gott der Synagoge, Allherrscher sein wird. Was dem Judentum diese Hoffnung stärkt, ist der große Abfall im christlichen Lager und das Gebaren der radikalen Theologen, die alles eigentlich Christliche aus dem Glauben der Kirche entfernen und Jesum, seiner göttlichen Würde entkleidet, zu einem bloßen, geistvollen Juden machen wollen. Eine jüdische Zeitung nennt das „Judaisieren" und zollt diesem Tun ihren vollen Beifall. Es sei das „ein Erfolg der *jüdischen* Mission, eine frohe Botschaft, daß unsere messianischen Hoffnungen nicht trügerisch sind. Die Völker werden endlich Israel als den Knecht Gottes, als den vielgeprüften Sendboten der göttlichen Wahrheit anerkennen." Lasse sich auch niemand täuschen durch freundliche Äußerungen im jüdischen Lager über Jesum. Die gelten seiner *menschlichen* Persönlichkeit, nicht

1) Wohl zu niedrig. D. H.

dem Heiland der Sünder. Ja, wenn man heut den „großen Rabbi von Nazareth“ besser würdigt, als ehedem, so geschieht es nicht selten mit dem Bewußtsein, daß seine Größe nur dazu dient, die Größe des jüdischen Volkes zu verherrlichen. „Er ehrt unsere Rasse“, sagt ein Wortführer des Judentums. Der Unglaube der Juden, kann nicht anders, er muß dem Herrn feind sein und sich verbünden mit allen widerchristlichen Mächten. Dem gegenüber ist die beste Abwehr der Angriff, d. h. die *Mission unter den Juden*.

Für diese Missionsarbeit ist es von Wichtigkeit, das *Wesen des Judentums* festzustellen. Das hat jedoch seine Schwierigkeiten. Denn die jüdische Religion hat kein allgemein giltiges Bekenntnis, an das man sich für die Beantwortung dieser Frage halten könnte. Wohl stehen im Gebetbuch dreizehn Glaubensartikel, aber sie haben keine strenge Verbindlichkeit. Der zwölfte davon lautet: „Ich glaube mit aufrichtigem Glauben an das Kommen des Messias. Und wenn er schon zögerte, so harre ich doch auf ihn jeden Tag, bis daß er kommt.“ Wie wenig die Juden der Neuzeit von diesem Satz halten, bedarf keines Beweises. Eine Art Bekenntnis ist der im jüdischen Gottesdienst immer wiederkehrende Satz: „Höre, Israel, der Herr, dein Gott, ist ein einiger Gott.“ Freilich ist das eine ziemlich dürre Aussage über Gott, die auch der Moslem und — mit einem gewissen Vorbehalt — auch der Christ mitsprechen kann. Ein unbedingt sicheres Merkmal ist sie aber nicht, denn schon Joseph Rabbinowitsch, der oft genannte Judenchrist, weist aus seiner persönlichen Erfahrung darauf hin, daß mehr denn einer von den Juden sich als Atheisten bekannte und doch immer noch seinen Platz und sein Ansehen in der Synagoge behauptete. Bei der Verquickung von Volkstum und Religion im Judentum ist das gar nicht so überraschend. Erst neuerdings hat ein jüdischer Verein in Berlin einen Preis ausgesetzt für eine Arbeit über „Das Wesen des Judentums“. Vielleicht eine Folge dieser Anregung ist die soeben erschienene Schrift von Dr. Leo Bäck „Das Wesen des Judentums.“ Er findet dasselbe wesentlich in den sittlichen Forderungen, indem er zugleich zugibt, daß es eine eigentliche Glaubenslehre nicht kennt, oder doch keinen Wert darauf legt. Ähnlich betont der Rabbiner Perles-Königsberg in einem Briefwechsel mit dem Superintendenten Borgius-Königsberg: „Es gibt im Judentum überhaupt keine Dogmen im christlichen Sinn, d. h. eine bestimmte An-

zahl approbierter Sätze, die man anerkennen oder gar beschwören muß.“ Er findet den Unterschied zwischen Christentum und Judentum demzufolge darin, daß jenes den Glauben, dieses das Handeln in den Mittelpunkt der Religion setze. Man wird bezüglich des Christentums darauf erwidern können, daß der Glaube für uns schon an sich eine sittliche Tat ist, nämlich die lebendige Hingabe der ganzen menschlichen Persönlichkeit an den lebendigen Gott, die als solche auch zur sittlichen Tat antreibt. Bezüglich des Judentums aber wird man fragen dürfen: Welches „Handeln“ ist denn im eigentlichen Sinne „jüdisch“? Eine Übereinstimmung darüber ist durchaus nicht vorhanden. Kennzeichnend für die allgemeine Ratlosigkeit, sobald es sich um das Wesen des Judentums handelt, ist die Bemerkung eines anderen Rabbiners zu einem Judenchristen: „Die Hauptsache für einen Juden ist gegenwärtig, nicht Christ zu werden.“ Es bleibt also nichts weiter, wie die Gegnerschaft gegen das Christentum. — Die ältere Synagoge hatte noch eine Art Glaubenslehre, die sie von der christlichen Umgebung unterschied. Sie ist im ganzen noch lebendig bei den altgläubigen Juden. Wer sich darüber unterrichten will, sei hingewiesen auf: Weber, Altsynagogale Theologie (Leipzig, Dörffling und Franke). Über jüdische Sitten und Gebräuche unterrichtet in trefflicher Weise das Büchlein von Schärf: Das gottesdienstliche Jahr der Juden (Leipzig, Hinrichs, 1903, 2 Mk). Über die Stellung des älteren Judentums zum Christentum geben zwei Bücher Auskunft. Das erste, von einem christlichen Gelehrten: Laible, „Jesus Christus im Talmud“ (Leipzig, Hinrichs) zeigt uns die Auffassung des Talmud von Jesus. Wir finden da ein Bild, zu dessen Gestaltung der Haß die Farben gemischt und den Pinsel geführt hat. Die Talmudstellen sind mit abgedruckt. Merkwürdig ist, daß selbst der Talmud für die Wunder Jesu widerwillig Zeugnis gibt. Er kann sie nicht leugnen, führt sie aber auf teuflische Künste zurück. Die zweite Schrift ist von einem jüdischen Gelehrten: Dr. Krauß, „Das Leben Jesu nach jüdischen Quellen.“ (Berlin, Calvary & Co.) Es enthält die sogenannten Toledos Jeschu, eine jüdische Darstellung der „Geschichte Jesu“ aus dem Mittelalter, hebräisch, mit deutscher Übersetzung. Auch darin kommtwieder die tiefe Abneigung des älteren Judentums gegen die Person unseres Heilandes zum Ausdruck. Die Stellung des neueren Judentums zum Christentum zeigt eine wesentlich freundlichere Beurteilung der Person unseres Herrn. Ver-

gleiche de le Roi: „Neujüdische Stimmen über Jesum" (1901 Nathanael). In derselben Richtung liegt der Versuch, das jüdische Volk von der Blutschuld gegen den Heiland freizusprechen. Das „Jahrbuch für jüdische Geschichte und Literatur" 1903 sucht durch eine ganz eigentümliche Auslegung der Worte Matth. 27, 25: „Sein Blut komme über uns und unsere Kinder" zu zeigen, daß die Ältesten und der Hoherat dem Pilatus vielmehr erklärten, sie wünschten nicht den Tod Jesu und ihn vor der Bluttat warnten. Aber der Römer wollte nicht hören. Da erklärten sie: Wir wollen nichts zu tun haben mit deiner Freveltat und fühlen das unschuldige Blut, das vergossen werden soll, gleich als wäre es unser eigenes. — Diese Auslegung kennzeichnet die veränderte Lage.

Die erste Missionsarbeit der Kirche galt den Juden. Später trat sie zurück hinter der Heidenmission. Die evangelische Kirche hat ihr wieder neue Beachtung geschenkt. Schon Luther hat dazu den Anstoß gegeben. Er hat selbst Flugschriften für die Juden geschrieben, wie das treffliche Büchlein: „Daß Jesus Christus ein geborener Jude sei!" August Hermann Francke und der Pietismus haben die Missionsbewegung dann tatkräftig gefördert. Soweit Juden auf Erden wohnen, geht ihnen auch die Judenmission nach. In Deutschland arbeiten neben der großen Londoner Gesellschaft (Hamburg), der Britischen Gesellschaft (Königsberg, Stuttgart, Hamburg), der Irisch-Presbyterianischen (Hamburg, Missionszeitung „Der Zionsfreund" Herausgeber P. Frank), die Westdeutsche Mission für Israel (Köln, Frankfurt a. M.), der Baseler Verein der Freunde Israels (im Elsaß), der Leipziger Zentral-Verein (Leipzig, Bukarest, Krakau) und die Berliner Gesellschaft zur Beförderung des Christentums unter den Juden. Letztere ist von den eigentlich deutschen Gesellschaften die älteste, gegründet 1822 und steht in engster Verbindung mit der preußischen Landeskirche. Sie beschäftigt drei Geistliche und einen Laienmissionar. Ihre Arbeit ist eine mittelbare und unmittelbare. Unmittelbar, indem sie die Juden persönlich aufsuchen und durch Privatgespräche, Darbietung von Schriften, sowie durch öffentliche Vorträge auf das Evangelium hinweisen. Mittelbar ist die Arbeit, indem sie die Juden, die sie gewinnen, oder die sich freiwillig bei ihnen melden, durch besonderen Unterricht auf die Taufe vorbereiten, wobei der Grundsatz besteht, keinen zum Taufunterricht anzunehmen, der nicht imstande

ist, sich selbst sein täglich Brot zu verdienen. Mit den Neugetauften wird zumeist ein seelsorgerlicher Verkehr aufrecht erhalten, wie sie denn auch in den Gottesdiensten und Abendmahlsfeiern der Missionskapelle und in den monatlichen Gemeinschaftsstunden immer von neuem gesammelt werden. Die Personalgemeinschaft, die sich in zwangloser Weise dadurch an die Berliner Judenmission angeschlossen hat, beträgt gegenwärtig rund 500 Seelen. Die Mission hat ein eigenes Heim im Norden Berlins, Kastanien-Allee 22. Dort finden auch in der „Messiaskapelle" die regelmäßigen Gottesdienste statt. Weiteres über die Geschichte der Gesellschaft ergibt das 1903 erschienene Büchlein „Die Juden vornehmlich" (mit Bildern 0,75 Mk.) Besonders hervorgehoben sei noch, daß die Berliner Mission früher in Jassy, Czernowicz, Stanislau einen eigenen Missionar hatte, daß sie ferner in Lemberg eine eigene hebräische Zeitung für Juden herausgab, diese aber durch Ungunst der Verhältnisse aufgeben mußte. Gegenwärtig wird ein von ihrem Missionar Löwen verfaßtes „Leben Jesu" in Judendeutsch sehr viel verbreitet. Es ist das Büchlein der beste Missionstraktat, der seit langem in dieser Sprache erschienen ist.

Der Erfolg all dieser Veranstaltungen besteht zuerst darin, daß die Juden das Christentum heut besser kennen denn ehedem. Daher auch die bessere Würdigung der menschlichen Schöne Jesu. Er besteht weiter darin, daß der stolze Turm des Rabbinismus je länger je mehr ins Wanken gekommen ist. Er besteht endlich in der Tatsache, daß viele Tausende von Juden im Lauf der Zeit der christlichen Gemeinde zugeführt worden sind. Auf 17520 zählt man allein die Juden, die im 19. Jahrhundert in Deutschland zur evangelischen Kirche übertraten. Über 800 Taufen verzeichnet die Berliner Mission seit ihrem Bestehen. Die Zahl ist wahrscheinlich höher, doch fehlen für die ersten Jahrzehnte die Taufregister. Der größere Teil der Getauften hat seinen Glauben treu bewährt.

Die Judenmission hat immer ihre *Schwierigkeiten* gehabt, und auch *gläubige* Theologen haben ihre *Bedenken* ausgesprochen. Die Tatsachen haben ihr gleichwohl noch immer recht gegeben. Und vielleicht ist unsere Zeit günstiger denn je eine für die Verkündigung des Evangeliums unter den Juden. Jenes Siegesbewußtsein, von dem wir sprachen, ist doch nicht die alles beherrschende Stimmung. Weiten Kreisen im Judentum ist es auch schmerzlich zum Bewußtsein gekommen, daß die Lage sowohl des Volkes wie seiner Religion

alles andere, nur nicht befriedigend ist. Die „Allgemeine Zeitung des Judentums“ veröffentlichte bewegliche Bekenntnisse aus dem „Tagebuch eines Jüngeren“. „Brüder,“ heißt es da, „sagt mir, wer und was ich bin! Gebt mir ein positives Judentum, gebt mir positive Ideale, und ihr werdet meine Seele retten“. Die Stimme ist keine vereinzelte. Auch der Zionismus ist einzig aus der Erkenntnis hervorgegangen, daß die Lage für die Juden unhaltbar geworden ist. Man hat große Hoffnungen auf ihn gesetzt, auch in christlichen Kreisen, wo man von ihm eine Bekehrung Israels erwartete. Mit Unrecht, denn er ist eine rein diesseitige Bewegung und geht den religiösen Fragen absichtlich aus dem Wege. Vergleiche Bieling: Die Judenmission und der Zionismus. Protokolle der Konferenz für Judenmission zu Köln, 1900. Leipzig, Hinrichs 1901. Die Bewegung wächst noch stetig. Aber selbst die Zionisten sind von dem Erreichten nicht so ganz befriedigt. Dem eigentlichen Ziel ist man noch ebenso fern wie zu Anfang, das ist: „Eine öffentlich rechtlich gesicherte Heimstätte für das Volk auf dem Boden Palästinas.“ Ein wehmütiges Zagen will sich der russischen Juden bemächtigen, die vor allem ihre Hoffnung auf den Zionismus gesetzt haben. Ein Zeugnis dafür teilt der Missionar Löwen-Wien aus der russischen Jargon-Zeitung „Der Fraind“ mit, um daran die Bemerkung zu knüpfen: „Das Volk steht am Scheidewege und wagt doch nicht, sich zu entscheiden. Da sollten wir hintreten auf Israels Berge als die Friedensboten und ihm mit erhobenen Finger den zeigen, der da spricht: Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben.“ (Beiblatt 3 zum „Nathanael“ 1904 S. 28 ff.).

Es sind nur kurze Überblicke, die wir geben. Wer den angeregten Gedanken weiter nachgehen will, den möchten wir hinweisen auf den „Nathanael“, Zeitschrift für die Arbeit der evangelischen Kirche an Israel, unter Mitwirkung von P. R. Bieling, P. Billerbeck, Lic. J. de le Roi herausgegeben von Professor D. Hermann L. Strack. 6 Hefte jährlich, mit Beilagen, rund 16 Bogen. 1,25 Mk. Verlag des Christlichen Zeitschriften-Vereins. Berlin.

Das Blatt hat eben seinen 21. Jahrgang begonnen. Heft 1 bringt den Abschluß eines größeren Artikels von Billerbeck über Jüdische Vereinsorganisationen in Deutschland, der trotz seiner trockenen Statistik wertvolle Einblicke in das Leben der deutschen Juden gewährt. Der Verfasser weist nicht zu Unrecht hin auf das mit der strammeren Zusammenfassung der Juden noch mehr erstarkende Selbstbewußtsein derselben, welches die Christenheit nötige, „dem

wissenschaftlich-literarischen Kampfe mehr als bisher ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden." Heft 2 bringt neben einem Lebensbild des Londoner Missionars John Moses Epstein allerlei Notizen aus der jüdischen Welt der Gegenwart. Die nachfolgenden Hefte sollen u. a. enthalten Studien über altsynagogale Theologie und Mitteilungen aus dem Leben Franz Delitzschs. Auch die früheren Jahrgänge des „Nathanael" enthalten manchen wertvollen Aufsatz, Studien über Jüdische Theologie, z. B. speziell „Das System des jüdischen Pharisäismus und des römischen Katholizismus" von Weber Bd. VI; über jüdische Sitte, jüdisches Volkstum, jüdische Geschichte: Schärf, das gottesdienstliche Jahr der Juden Bd. XVII/XVIII; über Beziehungen des Judentums zum Christentum: Laible, Jesus Christus im Talmud Bd. VI. Neujüdische Stimmen über Jesum von de le Roi Bd. XVII. Dazu kommen Materialien für den Unterricht jüdischer Katechumenen, Biographien von Proselyten, Rundschau über das Missionsgebiet. Der Inhalt ist ein ebenso gediegener wie reichhaltiger, der Preis gering. Darum sollte keiner, dem an der durchaus notwendigen Auseinandersetzung des Christentums mit dem Judentum gelegen ist, verabsäumen, davon Kenntnis zu nehmen und, wenn möglich, zu abonnieren. „Nathanael" hält sich geflissentlich vom Antisemitismus fern, weiß aber, wo es not tut, gegen das Judentum eine sehr deutliche Sprache zu reden. Vergl. Bieling: Eine Jüdin über „Jesu wahres Christentum" Bd. XX. Mehr volkstümliche, zum Teil erbauliche Mitteilungen bringt das im Auftrag der Berliner Judenmission beigefügte „Beiblatt". Das neueste enthält neben einer Biographie des Judenchristen und Baptistenpredigers Salin Auszüge aus einem Tagebuch des Missionars Löwen über seine Missionsreise Donau-abwärts von Budapest bis Galatz, dann Nachrichten über die Weihnachtsfeier in der Missionskapelle u. a. Das Beiblatt kann auch im besonderen Umschlag zur Verbreitung in den Gemeinden — als Geschenkblatt — bezogen werden. Die Geistlichen in den älteren Provinzen Preußens werden gewiß gern davon Gebrauch machen, um die Arbeit der landeskirchlichen Berliner Judenmission in ihren Gemeinden bekannter zu machen. Für den Westen Preußens empfiehlt sich das Missionsblatt des Westdeutschen Vereins für Israel, Köln, Moltkestraße 80; für das Gebiet der Lutherischen Kirche: Saat auf Hoffnung und das Geschenkblatt „Friede über Israel", Leipzig, Markt 2.

Die dritte allgemeine studentische Missionskonferenz.

Halle a. S. 26.—30. April 1905.

Alle vier Jahre, für jede akademische Generation einmal, hält der Studentenbund für Mission (S. f. M.) seine Konferenz. Wer die zweite vor vier Jahren mitgemacht hat, wird in der dritten

einen Fortschritt nach verschiedenen Seiten erblicken. Es war mehr Zusammenhalt, mehr Wärme, mehr Zug in der Sache. Dazu hat sicher schon das Heim beigetragen, das die Konferenz diesmal im Evang. Vereinshaus gefunden hatte. Der ausgedehnte alte Bau bot reichlichen Raum für die Versammlungen wie für die gemeinsamen Mahlzeiten: das Bureau, das Vorstandszimmer, die Ausstellung von Missionsliteratur, alles war am rechten Ort. Der Strom hatte sein Bett und konnte sich nicht in den Sand verlaufen.

Die Teilnehmerliste wies 270 Namen auf, darunter etliche dreißig Frauen. Unter den 270 ist zwar eine stattliche Anzahl Nichtstudenten: Professoren, Pastoren, Missionare, Vertreter von Missionsgesellschaften und -Konferenzen, auch einzelne Nichtakademiker. Aber es blieb doch eine große Schar Studenten und Studentinnen, und dieses jugendliche Element gab der Konferenz ihr eigentliches Gepräge. — Die große Mehrzahl kam aus den deutschen Landen. Aber der deutsche Studentenmissionsbund ist ja das Glied eines Weltbundes, und so hätten die Vertreter des Auslandes nicht fehlen dürfen. Hier stellten das stärkste Kontingent die Skandinavier, ein etwas kleineres die Schweizer; auch Großbritannien, Amerika, Frankreich, Rußland fehlten nicht, und die gelbe Rasse vertrat ein chinesischer stud. theol. aus Halle. —

Das Programm der Konferenz hat der Erfolg gerechtfertigt. Man könnte fragen: Warum so wenig Mitteilungen vom Missionsfeld? Aber man setzte die Kenntnisse voraus und faßte das Missionsproblem sofort als persönliche Angelegenheit der Teilnehmer. Der erste Tag wurde, wenn auch ohne äußerliche Geberden, zum Bußtag; er begann mit den Missionsversäumnissen der deutschen Akademiker und endete mit unserem eigenen Anteil an der Gesamtschuld. Dazwischen war der greise Pastor von Bodelschwingh mit seinem Preis der dienenden Liebe und der herzlichen Mahnung zur Demut ganz an seinem Platz. — Der zweite Tag stellte uns unsere heutige Aufgabe vor Augen. Professor Kähler sprach über die Evangelisation der Welt als Gottes Willen, und die einzelnen Begriffe seines Themas gewannen ein gewaltiges Relief im biblischen Lichte. Am Abend führte uns Inspektor Haußleiter von Barmen durch die Missionsfelder und zeigte uns die Aufgabe unserer Generation. — Der dritte Tag zog aus dem zweiten die Folgerungen. Professor Warneck sprach über das Missionsgebet; dann kam das Missions-

studium, und am Abend hörten wir das schlichte, ernste Zeugnis eines aktiven Missionars aus dem S. f. M. über die persönliche Stellung zum praktischen Missionsdienst. — Der vierte Tag, der Sonntag, hatte mehr erbauliches Gepräge. Am Morgen hatten wir unsern Gottesdienst in der Hallenser Studentenkirche, der von den Ruinen der Moritzburg umrahmten Magdalenenkapelle; am Nachmittag schauten wir die mächtige Gestalt von François Coillard an. Am Abend schloß die Konferenz mit kurzen, einfachen Ansprachen von acht oder zehn Mitgliedern des S. f. M.

Das Leben der Konferenz pulsierte aber nicht nur in den allgemeinen Versammlungen, sondern ebensosehr in den engeren Vereinigungen, die sich dazwischen hinzogen. Jeder Tag fing mit gemeinsamem Gebet an, zu dem man sich in Gruppen vereinigte. Es gab besondere Versammlungen für Mitglieder des S. f. M., für Theologen und Philologen, für Mediziner, für studierende Frauen usw. Alles zusammen war ein gut Stück geistiger Arbeit, aber ein frischer Zug hielt bis zum Ende an.

Den Teilnehmern aus der Studentenwelt mag es von Wert gewesen sein, während dieser Tage mit Männern des praktischen Dienstes daheim oder draußen — es sei nur noch Dr. Weitbrecht von Lahore genannt — umzugehen. Wir älteren Teilnehmer freuten uns über den Ernst der Jüngeren, vor allem auch über die ruhige, bescheidene und doch sichere Leitung der Konferenz durch Vikar Gundert und andere jugendliche Freunde. Aber für uns alle sind in Halle die Menschen zurückgetreten hinter dem Herrn, dem wir hier zu begegnen und für den wir zu arbeiten gedachten. Die Leiter der Konferenz haben fast ängstlich alles ferngehalten, was irgend hätte die Gedanken von dem Herrn ablenken können. Daher war auch von Werbetätigkeit im gewöhnlichen Sinne wenig zu spüren. Selten wurde eine Missionsgesellschaft genannt; es war auch nicht darauf angelegt, sofort Missionsentschlüsse zustande zu bringen oder dem S. f. M. Mitglieder zuzuführen. Hingabe an den Herrn, Gehorsam gegen Ihn, das wollte man erzielen.

Hierin sehen wir den bleibenden Wert der Konferenz. In Fragen der Organisation ist kaum etwas Neues zustande gekommen. Der deutsche S. f. M. wird an Zahl nicht viel größer geworden sein. Aber er hat getan, was die Ingenieure im Simplontunnel immer wieder getan haben, wenn sie aus dem Innern

des Berges ihre Instrumente auf den leuchtenden Punkt draußen im Rhonetal richteten — er hat seine Richtung nachgeprüft, die Richtung auf den Herrn Christus und Sein Reich, nach der er nun wieder vier Jahre weiterarbeiten will. Die Richtung ist gut, also wird die Arbeit gesegnet sein. Die Meldungen zum Missionsdienst, die in drei oder vier Jahren von jungen Akademikern einlaufen, werden, so hoffen wir, etwas erzählen können von diesen Tagen in Halle.

Basel. Würz.

Literatur-Bericht.

De Groot: Sectarianism and Religious Persecution in China. A page in the History of Religions, in two volumes, published in Amsterdam by Johannes Müller, 1903.

Der Verfasser dieses lehrreichen und interessanten Buches ist Professor des Chinesischen an der Universität in Leiden. Er kennt China und die Chinesen aus eigener Anschauung und durch jahrelanges gründliches Studium an den verschiedensten Orten im Reiche der Mitte. Zwei ausgezeichnete Arbeiten sind die Frucht dieses Studiums: „Le code du Mahagâna en Chine" und das klassische Werk über die chinesische Religion: „The religious system in China". Vier große, starke Bände sind bis jetzt erschienen; zwei oder drei weitere dürfen wir noch erwarten.

Der Gedanke, über die religiösen Verfolgungen in China zu schreiben, kam De Groot, als er im Jahre der China-Wirren so viel oberflächliches Geschreibsel über die religiöse Toleranz der chinesischen Regierung und so viele gehässige Zeitungsartikel über die „indiskreten, fanatischen Missionare" in China zu Gesicht bekam. Wahrheitsliebe und die Liebe zur Mission drückten dem tapferen Manne die Feder in die Hand. Er stellte sich die Frage: Gibt es denn in China wirklich Religionsfreiheit? Wenn nicht, warum nicht? De Groot hat sich die Beantwortung dieser Frage nicht so leicht gemacht wie jene allzuvielen China-Schriftsteller sich ihr Schimpfen und Aburteilen machten. Drei Jahre hat er an das Buch gewandt. Bändereiche chinesische Geschichtswerke und Gesetzbücher hat er durchforscht und das hergehörige Material im Grundtext und in guter Übersetzung gegeben. Ganze Berge von kaiserlichen Edikten hat er durchsucht, eine große Menge übersetzt und so den Verfolger sich selbst zeichnen lassen.

Im ersten Kapitel gibt er die grundlegenden Prinzipien des Konfuzianismus betreffs der Häresien: Jede religiöse Erscheinung, jede Äußerung, schriftlich oder mündlich, die nicht auf die Klassiker zurückgeführt werden kann,

ist häretisch und staatsgefährlich und muß darum verfolgt und ausgerottet werden. Eine kurze Geschichte dieser religiösen Verfolgungen — besonders des Buddhismus — bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts gibt Kapitel 2. Dann folgen, 30 Seiten lang, Vorschriften für die Klöster und das religiöse Leben der Buddhisten und Taoisten.

Sehr lehrreich, besonders für solche, die immer noch von der religiösen Indifferenz und Duldsamkeit der Chinesen reden und schreiben, ist Kapitel 4: Ein Auszug aus dem chinesischen Strafgesetzbuch: „Gesetze gegen die Häretiker und die Sekten". Für die chinesischen Missionare, für Missionsleiter und Lehrer an Missionsschulen sowie für alle Missionstheoretiker ist dieser Abschnitt von ganz besonderem Interesse, da bis zum Jahre 1858 auch die christliche Mission unter diesem Gesetze stand. Aber auch für Religionsforscher ist dies ein sehr interessantes Dokument. „Dies Gesetz ist die Verkörperung des Konfuzianischen Prinzips des Fanatismus und der Intoleranz, das durch die Jahrhunderte den chinesischen Staat inspiriert hat." Daß dieses Gesetz — wie alle Gesetze in China — nur gelegentlich gehandhabt wird, weiß De Groot auch. Er schreibt auf Seite 250: „Es ist ein Schwert in der Scheide. Gezogen wird es nur, leider allzuoft, von Mandarinen in einer Anwandlung von religiösem Übereifer für Konfuzius. Und das ist im allgemeinen dann der Fall, wenn einflußreiche Gelehrte einen Verfolgungsschrei ausstoßen. Es gibt Zeiten, in denen der Konfuzianische Staatsfanatismus schlummert; die katholische Mission des 17. und 18. Jahrhunderts hat solche Zeiten gehabt. Aber der Sturm kann jederzeit losbrechen." Kapitel 5 bis 8 handeln von den religiösen Sekten in China, und damit schließt der erste Band, 260 Seiten stark, ab.

Der zweite Band gibt an der Hand der kaiserlichen Edikte, der authentischsten Quelle, die wir haben, eine Geschichte der religiösen Verfolgungen unter der jetzigen Dynastie, die 1644 den Thron bestieg. In diesen Edikten stehen die Ketzer: Buddhisten, Mohammedaner, Christen und alle Sekten auf einer Liste mit den Rebellen, Dieben, Räubern, Piraten, Sklavenhändlern, Grabräubern, Salzschmugglern, Spielern und Falschmünzern. Diese Dokumente geben uns einen interessanten Einblick in das religiöse Leben Chinas und sind von unschätzbarem Werte für die Geschichte des Christentums in diesem Lande.

Einige Kapitel in diesem zweiten Teile handeln von 3 großen Rebellionen in den letzten 100 Jahren, deren größte der bekannte Tai-ping-Aufstand ist. De Groot ist der Ansicht, daß alle diese Aufstände durch blutige, grausame, lang andauernde Religions-Verfolgungen veranlaßt worden sind. Hauptursache des Boxer-Aufstandes und der Christen-Verfolgung von 1900 scheint ihm die religiöse Intoleranz der chinesischen Regierung zu sein. Ein Zusammengehen der Konfuzianistischen Regierung mit den häretischen Boxern ist nach seiner Meinung unmöglich. Hier vermögen wir dem kundigen Manne nicht zu folgen. Wir glauben an ein Komplott der Regierung und der Boxer und meinen, daß der Anschlag gegen die Fremden vorwiegend von fanatischem Fremdenhasse eingegeben war und daß das Religiöse damals mehr eine untergeordnete Rolle spielte. Stolz, Unwissenheit und Aberglaube erzeugten, neben andern zufäl-

ligen Ursachen, jenen Fremdenhaß und sind somit, wie wir glauben, die Hauptursachen der China-Wirren.

Das Buch ist allen Missionaren in China, ohne Unterschied des Bekenntnisses, gewidmet. Es zu lesen und zu bedenken, wird allen eine Freude sein. Der Verfasser fordert wiederholt zur Mitarbeit auf, zum Materialsammeln und Bearbeiten der Probleme. Er weiß zu gut, daß es in China manches gibt, das für religiöse Gleichgiltigkeit und Toleranz spricht. Wie sind jene Erscheinungen zu erklären, wie zu reimen mit dem soliden Material dieses Buches, den Edikten und Gesetzen, den hunderten von blutigen Verfolgungen? Darum, wer sich für China interessiert, für das religiöse Leben dort, für die Mission und die Religion im allgemeinen, der kaufe dieses treffliche Buch.

Missionar H. Gieß.



Ernst Röttgers Buchdruckerei, Kassel.

Das Missionsgebet[1]).

Vom Herausgeber.

Das Gebet ist eine Großmacht im Reiche Gottes. Wie viel es ausgerichtet hat und bis heute ausrichtet, das wird in seinem ganzen Umfange freilich erst der Tag offenbaren, der das Verborgene ans Licht bringt. Unterdes sehen wir aber auch schon jetzt etwas davon im Leben und Wirken solcher Menschen, die nach dem Urteile Gottes Beter sind. Von seiner Bekehrung an trug das Leben des Paulus die Überschrift: „Siehe er betet", und wenn man bei dem Versuche, die Missionserfolge dieses außerordentlichen Mannes zu erklären, sein Gebet nicht in Rechnung setzen wollte, so hätte man einen Hauptfaktor außer Ansatz gelassen. Der Apostel, der in aller Demut von sich sagen durfte: „Ich habe mehr gearbeitet denn sie alle", muß eine sehr hohe Meinung von der Macht des Gebets gehabt haben, wenn er ermahnt: „daß man vor allen Dingen zuerst tue Bitte, Gebet, Fürbitte und Danksagung" (1. Tim. 2, 1) und wenn er nicht müde wird, immer und immer wieder aufs andringendste und feierlichste zu bitten, daß die Gläubigen „ihm kämpfen helfen mit Beten für ihn zu Gott", als gelte es eine Schlacht, in der nur durch gemeinsames Gebet der Sieg gewonnen werden kann. (Röm. 15, 30. Ephes. 6, 18 f. Kol. 4, 3. 1. Thess. 5, 25. 2. Thess. 3, 1.)

Diese hohe Meinung des Apostels von der Macht des Gebets ist nur erklärlich aus seiner Glaubensgewißheit, daß Gott tut, was die Betenden begehren. Es wäre eine Beleidigung des Paulus, anzunehmen, daß ihm das Gebet nur eine innere Konzentration bedeute und daß es bloß psychologische Wirkungen habe. Ihm setzt das Gebet des Glaubens Gotteskräfte in Aktion, welche ohne dasselbe nicht in Bewegung gesetzt werden würden. Freilich ist es ein großes Mysterium um das Gebet, daß Gott — menschlich zu reden — sein Handeln durch dasselbe bestimmen läßt. Er ist doch der Herr der Ernte, dem selbst mehr daran liegt als uns, daß die Ernte ein-

1) Vortrag auf der studentischen Missionskonferenz in Halle am 29. April.

gebracht werde; er gibt doch die Arbeiter und macht ihre Arbeit erfolgreich, trotzdem gebietet Jesus: „Bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seine Ernte sende“, als ob das ganz von unserm Gebete abhänge. Wir stehen hier vor einem ebenso anbetungswürdigen wie geheimnisvollen Ineinander von göttlicher Majestäts- und menschlicher Machtwirkung: Ohne Gott können wir nichts tun und ohne uns will Gott nichts tun. Während es uns auf der einen Seite tief demütigt, daß der Erfolg aller unsrer Arbeit ganz von Gott abhängt, erhebt es uns auf der andern Seite, daß Gott durch unser Gebet an seinem Wirken uns teilnehmen läßt. Es ist ihm ein Ernst damit, durch Menschen sein Reich zu bauen, darum fordert er nicht bloß ihre Arbeit, sondern auch ihre Gebete, als ob alles, selbst sein Handeln, auf uns ankäme. Er will uns damit ebenso der Verantwortung voll bewußt machen, die auf uns liegt, wie die Ehre und die Freude uns gönnen, einen aktiven Anteil an dem Baue seines Reiches zu haben. Doch lassen wir das Grübeln über ein Geheimnis, das sich uns erst enthüllen wird, wenn der Glaube Schauen geworden ist, und danken wir lieber unserm Gott, daß er neben das Arbeitsgebot die Gebetsaufforderung gestellt und so es uns ermöglicht hat, die Gaben und die Hilfen beständig von ihm hernieder zu holen, die wir in seinem Dienste brauchen.

Insonderheit in der Mission bedürfen wir der Stärkung, die in dem Gebete liegt; denn angesichts der Großartigkeit des Werkes, das mit dem Auftrage Jesu: „Machet zu meinen Jüngern alle Völker“ in unsre Hände gelegt ist, und der in der kompliziertesten Fülle mit der Ausführung dieses Auftrages verbundenen Schwierigkeiten, wie der ihr entgegenwirkenden Gewalten überkommt uns ein überwältigendes Gefühl von der Unzulänglichkeit aller menschlichen Kraft, das uns entmutigen müßte, wenn neben, ja vor die Arbeit nicht das Gebet gestellt würde. Die Missionsarbeit muß ins Gebet treiben und das Missionsgebet muß die Arbeit tragen, wenn sie erfolgreich sein soll. Darum ist es eine Frage von der höchsten praktischen Wichtigkeit, wie das Missionsgebet beschaffen sein muß, das die Arbeit fruchtbar macht. Diese Frage zerlegt sich in eine persönliche und in eine sachliche. Die persönliche lautet: wie muß der Beter, die sachliche: wie muß das Gebet beschaffen sein, oder: wer ist geschickt zum rechten Missionsgebet und: welchen

Inhalt muß dieses Gebet haben? Über den ersten Teil will ich mich kurz fassen, um bei dem zweiten etwas länger verweilen zu können.

I.

1. Man kann nicht ohne weiteres jedermann zum Missionsgebet auffordern. Es ist viel schwerer für die Mission zu beten als für sie zu geben. An seine „Jünger" richtet Jesus die Aufforderung, den Herrn der Ernte um Arbeiter in die Ernte zu bitten. (Matth. 9, 37) und die „Brüder" bittet Paulus um ihr Fürbittengebet (Röm. 15, 30. Ephes. 6, 10. 1. Theß. 5, 25. 2. Theß. 3, 1). Die Jünger sind Jesusschüler, Jesusliebhaber, Jesusnachfolger, und die Brüder sind Leute, die an Jesum Christum als ihren Herrn und Heiland gläubig geworden waren und den kindlichen Geist empfangen hatten, in welchem man rufen kann: Abba, lieber Vater; die durch die Gemeinschaft am Evangelio Gemeinschaft unter einander hatten, durch diese Gemeinschaft auch mit Paulus verbunden waren und innigen Anteil an seiner Arbeit für das Reich Gottes nahmen; Leute, bei denen es durchschlug, wenn er sie zur Fürbitte ermahnte, „durch unsern Herrn Jesum Christum und durch die Liebe des Geistes". Solche Leute, die durch Jesum Christum den Zugang zur Gnade Gottes gefunden haben und die als Beter wirklich im Heiligtum verkehren — die sind reif für das Missionsgebet. Man kann nur für die Mission wirklich beten, wenn man überhaupt ein Gebetsleben führt, und ein Gebetsleben kann man nur führen, wenn man zu einem Leben in der Gemeinschaft mit Gott gekommen ist. „Wie schwer kommt man doch dazu" — bemerkte einmal der alte Blumhardt — „daß der Vater im Himmel von einem sagt: der betet, wie uns von Kornelius und von Paulus bezeugt wird." Das ist ein beschämendes Zeugnis aus dem Munde eines Mannes, der über das Gebet Bescheid wußte, das uns alle immer wieder zu der Bitte treiben muß, die einst die Jünger taten: „Herr lehre uns beten".

2. Nun ist das Missionsgebet Fürbittengebet und zweifellos ist das Gebet für sich selbst leichter als das für andre. Die Fürbitte, welche fremde Interessen mit solchem Ernst und solcher Freudigkeit vor dem Throne Gottes vertritt, als ob sie die eigenen wären, setzt nicht nur eine Reife im Gebet, sondern eine Reife im ganzen Christenleben, eine Reife sonderlich in der Liebe voraus, die ein priesterliches Herz gibt. Ich kann nur priesterliche Fürbitte

tun, wenn der Gegenstand derselben mir wirklich am Herzen liegt. Daß Gottes Name verherrlicht, daß Gottes Reich gebaut, daß Gottes Wille erfüllt werde, dafür kann ich mit ganzem Ernst nur beten, wenn mir diese großen Bitten persönliche Herzensangelegenheiten geworden sind. So muß mir speziell auch die Mission eine Sache geworden sein, die mich persönlich angeht, für die ich mich nicht bloß lebhaft interessiere, sondern die ich herzlich lieb habe — dann ist die Reife und dann ist der Trieb da zum Missionsgebet. Durch allgemeine Ermahnungen läßt sich dieses Gebet nicht erzwingen; es wird geboren, wenn die wachsende Reife im Christenleben uns ein priesterliches Herz gibt.

3. Und dazu kommt ein drittes, das die Voraussetzung für ein fruchtbares Missionsgebet bildet, nämlich daß ich auch etwas von der Mission weiß. Viele Gebete, nicht bloß Missionsgebete, kranken daran, daß sie so allgemein und darum so farblos sind; oft sind es lange Gebete, aber sie haben keinen realen Inhalt. Ich hörte Moody einmal erzählen, daß in einer Gebetsversammlung eine einfache Frau einen Beter, dessen Gebet kein Ende nahm, mit dem Zuruf unterbrochen habe: „so bitten Sie doch etwas!“ Wer recht beten will, der muß um etwas bitten — das ist eine ebenso einfache wie oft nicht befolgte Wahrheit. Sollen die Missionsgebete nicht inhaltleer und nicht der Gefahr ausgesetzt werden, Phrase zu werden, so müssen wir einige Kenntnis von der Mission besitzen, auch einige Spezialkenntnis, um zu wissen, wofür gerade jetzt gebetet werden muß, um bestimmte Bedürfnisse, bestimmte Nöte, auch bestimmte Personen zum Gegenstand der Bitte und Fürbitte machen zu können; nur solche Kenntnis setzt instand, das Gebet zu konkretisieren und zu individualisieren. Es gibt freilich auch großzügige, allgemeine Missionsgebete, die sich auf biblische Vorbilder berufen können, wie z. B. auf die drei ersten Bitten des Vaterunsers, aber das sind doch mehr Gebetsthemata, die im Blick auf die besonderen Verhältnisse der vielgestaltigen gegenwärtigen Mission konkretisiert behandelt werden sollen. Nachdem Paulus ermahnt hat zu Bitte, Gebet, Fürbitte und Danksagung für alle Menschen, besondert er sofort diese allgemeine Aufforderung auf die Könige und alle Obrigkeit und weist auf das hin, was bezüglich ihrer speziell erbetet werden soll (1. Tim. 2, 2). Ist man nun mit der gegenwärtigen Mission etwas vertraut, so bleibt man wieder nicht bei

dem allgemeinen Thema: Könige und Obrigkeit stehen, sondern macht eine bestimmte christliche oder heidnische Obrigkeit, auf deren Verhalten gerade jetzt viel ankommt, bezw. ihren persönlichen Vertreter zum Gegenstande der Fürbitte. Es ist ebenso mit dem Gebet für die Missionare: es soll sich gleichfalls nicht bloß in der Allgemeinheit halten, sondern auf einzelne, die man persönlich oder aus ihren Berichten kennt, und auf ihre besonderen Bedürfnisse spezialisieren. „Helfet mir kämpfen mit beten für mich", bittet Paulus, und wie oft wird diese Bitte von den heutigen Missionaren wiederholt. Es liegt eine mächtige Stärkung in dem Bewußtsein: man betet für mich, und für den einsamen, oft gefährdeten und angefochtenen Missionar ist es doppelt trostvoll zu wissen, daß für ihn persönlich gebetet wird. Je mehr man betet für einen Menschen, den man kennt, und für besondere Fälle, mit denen man vertraut ist, desto ernster, lebendiger, inniger, andringender und darum auch wirksamer wird das Missionsgebet.

II.

Damit sind wir bereits in die Beantwortung unsrer zweiten Hauptfrage eingetreten: welchen Inhalt soll das Missionsgebet haben? Nach der Anweisung des Paulus: „In allen Dingen lasset eure Bitten im Gebet und Flehen mit Danksagung vor Gott kund werden" (Phil. 4, 6) ist alles was Sorge macht, oder was zur Danksagung Veranlassung gibt, sowohl im heimatlichen Missionsleben, wie auf den Missionsgebieten, ins Gebet einzubeziehen. Aber es gibt doch gewisse Hauptgegenstände, die so zu sagen die großen Grundkategorien des Missionsgebets bilden, und wenn ein Referat über das Missionsgebet sich nicht in endlose Kasuistik verlieren soll, so muß es sich auf diese Weg weisenden und bleibenden Hauptgegenstände beschränken. Wir finden sie, wenn wir bei Jesus, dem Auftraggeber der Mission und bei Paulus, dem typischen Missionar für alle Zeiten, Anfrage halten. Es ist für das Gebetsleben überhaupt die beste Schule, wenn man das Gebetsleben Jesu und Pauli, soweit uns Blicke in dasselbe möglich gemacht sind, sorgfältig studiert. Wie viele Stunden der Einsamkeit, wie viele Nächte hat Jesus im Gebete mit seinem himmlischen Vater zugebracht, und je und je können wir aus dem Zusammenhange ahnen, was er da besonders mit ihm geredet hat. Speziell für die Mission ist uns sein Gebet vor der Apostelwahl und sein hohenpriesterliches Gebet, auch

sein Gebet in Gethsemane lehrreich. Größer ist die Ausbeute, welche die Briefe des Paulus gewähren, durch die sich eine große Fülle von Gebetsanweisungen und Fürbitten hindurchziehen, die fast durchweg voll missionarischer Beziehungen sind. Und mehrfach ergänzt die Apostelgeschichte die apostolischen Sendschreiben.

Soweit ich sehe, sind es fünf Hauptgegenstände, unter welche der Inhalt des Missionsgebets sich befassen läßt: die Missionsarbeiter, die Heidenchristen, die die Missionsgebiete beherrschenden Obrigkeiten, die Widersacher der Mission und die Danksagung.

1. Was die Missionsarbeiter betrifft, so gehören zu ihnen die eigentlichen Missionare, die eingeborenen Mithelfer, die Leiter der Mission und die Träger des heimatlichen Missionslebens. Die auf sie alle bezügliche Bitte ist eine doppelte: die Bitte um Arbeiter und die eigentliche Fürbitte für die Arbeiter. Nach beiden Richtungen hin ist diese Bitte die Missions-Generalbitte. Die Arbeiterfrage ist die Lebensfrage der Mission; denn an den Arbeitern, die sind was ihr Name sagt; an den missionarischen Charakteren, die in sich die Mission verkörpern; an den Geistesmenschen, von denen Leben ausgeht, weil sie Leben in sich selber haben; an den für den Missionsdienst begabten und wohl ausgerüsteten Zeugen — an diesen lebendigen Persönlichkeiten hängt vornehmlich der Erfolg der Mission.

a) Wir können diese Männer und Frauen nicht machen, Gott muß sie geben. Darum hat Jesus selbst gebetet, ehe er die Apostel erwählte (Luk. 6, 12) und seine Jünger aufgefordert: „Bittet den Herrn der Ernte, daß Er Arbeiter in seine Ernte sende"; darum haben die Apostel, als sie die Zwölfzahl ergänzten, gebetet: „Herr, aller Herzenskündiger, zeige an, welchen du erwählet hast" (Akt. 1, 24); darum hat die Antiochenische Gemeinde gebetet, daß der heilige Geist die rechten, von ihm berufenen Männer aussondere für die Epoche machende erste Missionsreise (Akt. 13, 2 f.). Hiermit ist schon angedeutet, daß sich dieses Gebet nicht bloß auf die Anzahl der Missionare beziehen darf. Allerdings setzt es die Klage Jesu: „Wenige sind der Arbeiter" auch in Beziehung auf ihre Anzahl, daß dieselbe im richtigen Verhältnis zur Größe der Ernte stehen möge, und wo das nicht der Fall ist, sind wir natürlich so berechtigt wie verpflichtet, um mehr Arbeiter zu bitten. Wenn aber, wie

es tatsächlich oft geschieht, nur um Vermehrung der Missionare zu bitten aufgefordert wird, als komme es ausschließlich auf die Menge an, und wenn gar die Vermehrung auch auf eine gewisse Zahl und gar innerhalb einer gewissen Zeit normiert wird, so ist das eine mechanische Rechnerei, die vergißt, daß es bei den Arbeitern Gottes nicht auf das quantum sondern auf das quale ankommt. Gewiß: es gibt Missionsgebiete, auf denen wir zahlreichere Missionare brauchen, aber was noch notwendiger ist und zwar überall, das sind mehr durch innere geistliche Qualifikation und durch wissenschaftliche Tüchtigkeit ausgezeichnete, ihrem hohen Berufe voll gewachsene Missionare, unter ihnen auch mehr solche, die durch Begabung und Weite des Horizonts eines Hauptes höher sind als das Durchschnittspersonal, Missionare großen Stils, die zu Führern ihrer Mitarbeiter befähigt sind.

Mit dem Fortschritt der Mission wachsen ihre Aufgaben. Die gemeindliche und kirchliche Organisation, die Heranbildung eines seinem Berufe gewachsenen eingebornen Lehrstandes, die Beschaffung einer guten einheimischen Literatur — um nur diese drei zu nennen — verlangt auch theologisch gebildete Kräfte, und daß die Universitäten in zahlreicherer Weise als bisher sie liefern, das muß ein besonderer Gebetsgegenstand gerade für Sie sein. Wir brauchen mehr Theologen im Missionsdienste; nur kommt es auch bei ihnen auf das quale an. Es müssen Theologen sein, die mit Petrus beides bezeugen: „Wir haben geglaubt und erkannt, daß du bist der Christus, der Sohn des lebendigen Gottes" und: „Herr du weißt alle Dinge, du weißt, daß ich dich lieb habe —" und Theologen mit nicht bloß oberflächlicher, sondern gründlicher wissenschaftlicher Ausrüstung, vor allem gefestete Bibeltheologen, die auch mit dem Entschluß in den Missionsdienst treten, in demselben zu bleiben.

Bei der wachsenden Ausdehnung der Mission, und der immer gebieterischer erforderten Erziehung der heidenchristlichen Kirchen zur Selbständigkeit wird ferner von steigender Wichtigkeit das Gebet um Arbeiter aus den Eingebornen, und zwar auch hier um solche, die mit persönlichem Glaubensbesitz, geistlicher Erfahrung, und sittlicher Festigkeit eine solche Gegründetheit in der Erkenntnis und Klarheit über die christliche Glaubens- und Lebenslehre besitzen, die sie befähigt, die Lehrer und Hirten ihrer Landsleute zu werden. Von der Notwendigkeit eines eingebornen Lehrstandes wird ja jetzt viel

ten Gebet in Gethsemane lehrreich. Grö
die Briefe des Paulus gewähren, durch
Gebetsanmerkungen und Fürbitten hin
voll missionarischer Beziehungen sind
Apostelgeschichte die apostolischen Send

Soweit ich sehe, sind es fünf
der Inhalt des Missionsgebets sich
arbeiter, die Heidenchristen, die
den Obrigkeiten, die Widersach
segnung.

1. Was die Missionsarbe
die eigentlichen Missionare, di
Leiter der Mission und die
sionslebens. Die auf sie alle
die Bitte um Arbeiter und die
Nach beiden Richtungen hin ist
bitte. Die Arbeiterfrage ist d
den Arbeitern, die sind w
rischen Charakteren, die in f
Geistesmenschen, von dener
sich selber haben; an den
wohl ausgerüsteten Zeugen
hängt vornehmlich der Erf

a) Wir können diese
muß sie geben. Darum
Apostel erwählte (Luk. 6,
den Herrn der Ernte, daß
haben die Apostel, als s
aller Herzenskündiger, ze
darum hat die Antioch
Geist die rechten, w
Epoche machende er
angedeutet, daß
Missionare be
„Wenige
daß d

eben beides nicht scharf von einander schei-
auf die eigentliche Fürbitte für die Mis-
Eingehen nötig.
auf welche Paulus das Hauptgewicht legt:
in den Leiden und Anfechtungen des missio-
Freudigkeit. Wie schon die jerusa-
gebetet: „Gib deinen Knechten mit aller Freudigkeit
(Akt. 4, 29), so fordert Paulus auf (Eph. 6, 19):
daß mir gegeben werde das Wort mit freudigem
Mundes, daß ich möge kundmachen das Geheimnis
welches Bote ich bin in der Kette, auf daß ich da-
reden möge, wie sichs gebührt." Zweitens soll für
gebetet werden, daß Gott ihnen Weg und Bahn
der und in die Herzen der Heiden, wie es an die
heißt: „betet für uns, daß Gott uns eine Tür des
und an die Thessalonicher (II 3, 1): „daß das Wort
und gepriesen werde." Drittens liegt es dem Paulus
seine Mitarbeiter durch ihren Wandel „kein Ärgernis
ihr Amt nicht verlästert werde, sondern daß sie sich in
als die Diener Gottes beweisen", deren Leben eine
ihrer Lehre und ein Vorbild für ihre Schüler ist
3 ff.). Und viertens begehrt er Fürbitte um den gött-
deſſen in den mannigfaltigen, selbst ihr Leben be-
Gefahren und Kämpfen, die Missionare so sehr bedürfen,
gegenüber den Gegnern, die sie persönlich bedrängen und
den die empfindlichsten Hindernisse in den Weg legen. So
Paulus auf die Hilfe der Fürbitte der Korinther (II. 1, 8—12),
Gott ihn auch ferner erlösen werde aus den Trübsalen, die ihm
widerfahren sind, da er über die Maßen beschweret war,
über Macht, daß er am Leben verzagte." Und die Römer
31) und onicher (II. 3, 2) bittet er um ihr Gebet,
on den Ungläubigen in Judäa" und von
Menschen", die ihm in Korinth die Arbeit
Akt. 4, 24 ff., 12, 5). Alle diese Fürbitten
die Missionare gesetzt werden, wozu Jesus
die Frucht und zwar bleibende Frucht zu bringen
noch hinzunehmen, was Jesus selbst im
für sie erbittet, daß sie inmitten der W-

geredet, auch viel getan, um ihn heranzubilden; aber ich fürchte, gebetet wird für ihn zu wenig, namentlich für seine religiöse und sittliche Qualität. Die Abschiedsrede des Paulus an die Ephesinischen Ältesten, die Ermahnungen, bezw. Anweisungen, die er dem Timotheus und Titus gibt, und die Anforderungen, die er in den Pastoralbriefen namentlich an die sittliche Beschaffenheit und an die Lehrbefähigung der apostolischen Bischöfe stellt, geben dem Gebete um eingeborne Arbeiter ihren wesentlichsten Inhalt.

Zum dritten sind es die Missionsarbeiter in der Heimat, die ins Missionsgebet eingeschlossen werden müssen. In erster Linie die Leiter der Missionsgesellschaften, auf denen eine so große Verantwortung liegt, da von ihrer Weisheit, Energie, Organisations- und Regiergabe wie von dem Vertrauensbesitz, durch den sie ihren Haupteinfluß üben, sowohl für den gesunden auswärtigen Missionsbetrieb, wie für die willige und kräftige Unterstützung der Mission in der Heimat so viel abhängt. Daß Gott zu diesem Leitungsamte die rechten Männer gebe, wenn es sich um eine Neuwahl handelt, wie daß er die bereits in solchem Amte stehenden Männer mit seinem heiligen Geiste leite und regiere — darum sollte viel mehr und dringlicher gebetet werden, als es wohl geschieht.

Über die Bedeutung, welche einer hinter den Missionaren stehenden, über die Mission unterrichteten, für sie erwärmten, gebenden und betenden Gemeinde in der Heimat zukommt, ist kein Zweifel. Trägt sie doch das ganze Werk; denn aus ihr gehen die Missionare hervor und auf sie ist die Mission bezüglich ihrer Unterhaltungsmittel angewiesen. Daß eine solche Missionsgemeinde da ist, daß sie in der Missionsliebe bleibt, und daß ihre Leistungen mit den steigenden Bedürfnissen der wachsenden Mission zunehmen, damit der Mangel an Mitteln den Lauf des Evangelii nicht aufhalte — welch ein wichtiger Gegenstand ist das für das Missionsgebet! Und dazu sind wieder Arbeiter unentbehrlich. Daß Gott sie gibt, und daß er sie, vornehmlich die Pastoren, die durch ihr Amt die berufensten sind, zu fröhlichen und geschickten Trägern und Pflegern eines heimatlichen wirklichen Missionslebens mache, wie ernst sollte darum gebetet werden.

b) Die bisherige Spezialisierung des Gebets um Arbeiter ist schon wiederholt in eine solche des Gebets für die Arbeiter über-

gegangen. Es läßt sich eben beides nicht scharf von einander scheiden. Doch ist namentlich auf die eigentliche Fürbitte für die Missionare noch ein besonderes Eingehen nötig.

Es sind vier Stücke, auf welche Paulus das Hauptgewicht legt: Erstens auf die auch in den Leiden und Anfechtungen des missionarischen Berufes unentwegte Freudigkeit. Wie schon die jerusalemische Gemeinde gebetet: „Gib deinen Knechten mit aller Freudigkeit zu reden dein Wort" (Akt. 4, 29), so fordert Paulus auf (Eph. 6, 19): „Betet für mich, daß mir gegeben werde das Wort mit freudigem Auftun meines Mundes, daß ich möge kundmachen das Geheimnis des Evangelii, welches Bote ich bin in der Kette, auf daß ich darinnen freudig handeln möge, wie sichs gebührt." Zweitens soll für die Missionare gebetet werden, daß Gott ihnen Weg und Bahn mache in die Länder und in die Herzen der Heiden, wie es an die Kolosser (4, 3) heißt: „betet für uns, daß Gott uns eine Tür des Worts auftue" und an die Thessalonicher (II 3, 1): „daß das Wort des Herrn laufe und gepriesen werde." Drittens liegt es dem Paulus an, daß er und seine Mitarbeiter durch ihren Wandel „kein Ärgernis geben, damit ihr Amt nicht verlästert werde, sondern daß sie sich in allen Dingen als die Diener Gottes beweisen", deren Leben eine Veranschaulichung ihrer Lehre und ein Vorbild für ihre Schüler ist (2. Kor. 6, 3 ff.). Und viertens begehrt er Fürbitte um den göttlichen Schutz, dessen in den mannigfaltigen, selbst ihr Leben bedrohenden Gefahren und Kämpfen, die Missionare so sehr bedürfen, sonderlich gegenüber den Gegnern, die sie persönlich bedrängen und ihrem Wirken die empfindlichsten Hindernisse in den Weg legen. So rechnet Paulns auf die Hilfe der Fürbitte der Korinther (II. 1, 8—12), daß „Gott ihn auch ferner erlösen werde aus den Trübsalen, die ihm in Asien widerfahren sind, da er über die Maßen beschweret war, und über Macht, also daß er am Leben verzagte." Und die Römer (15, 31) und die Thessalonicher (II. 3, 2) bittet er um ihr Gebet, „daß er errettet werde von den Ungläubigen in Judäa" und von den „unartigen und argen Menschen", die ihm in Korinth die Arbeit erschwerten (vergl. auch Akt. 4, 24 ff., 12, 5). Alle diese Fürbitten laufen darauf hinaus, daß die Missionare gesetzt werden, wozu Jesus die Apostel erwählt hat, Frucht und zwar bleibende Frucht zu bringen (Joh. 15, 16). Man kann noch hinzunehmen, was Jesus selbst im hohenpriesterlichen Gebete für sie erbittet, daß sie inmitten der Welt

vor dem Bösen bewahrt und alle eins seien, gleichwie er mit dem Vater ist (Joh. 17, 11. 15).

2. Neben den Missionsarbeitern bilden den wichtigsten und inhaltvollsten Gegenstand des Missionsgebets die Heidenchristen, und ich fürchte, das wird von den Missionsfreunden der Gegenwart noch nicht in dem Maße gewürdigt, wie es der Bedeutung entspricht, die der Heidenchristenheit im ganzen des Missionsbetriebs zukommt.

Wenn wir die zahlreichen Missions-Fürbittengebete des Paulus durchgehen, so finden wir, daß sie zu ihrem Gegenstande nicht die Heiden, sondern die Heidenchristen haben, daß er nicht um die Bekehrung der Nichtchristen, sondern für die Bekehrten betet. Und zwar aus zwei Gründen: 1. weil er aus eigner Erfahrung weiß, daß in den gläubig gewordenen das gute Werk noch nicht vollendet, sondern erst angefangen ist, daß sie in christlicher Erkenntnis wie im christlichen Leben noch Kinder, inmitten ihrer heidnischen Umgebung großen Versuchungen ausgesetzt und darum der tragenden Fürbitte sehr bedürftig sind; und 2. weil sowohl von dem Wort des Zeugnisses, das sie von ihrem Glauben ablegen, wie von dem geheiligten Wandel, durch den sie sich als Licht und Salz für ihre Umgebung erweisen, für die Ausbreitung des Christentums ebensoviel, wenn nicht noch mehr abhängt als von der Arbeit des Missionars. Paulus tut also und aus denselben Gründen dasselbe, was Jesus tut, wenn er im hohenpriesterlichen Gebete — nicht für die Welt sondern — für die bittet, „die ihm der Vater bereits gegeben hat", und für die, „welche durch das Wort der Apostel an ihn glauben werden" (Joh. 17, 9. 20); und wenn er zu Petrus spricht: „Simon, Simon, der Satanas hat euer begehret, daß er euch möchte sichten wie den Weizen; ich aber habe für dich gebeten, daß dein Glaube nicht aufhöre. Und wenn du dich dermaleinst bekehrest, so stärke deine Brüder" (Luk. 22, 31 f.).

Mehr Selbstausbreitung des Christentums durch die Heidenchristenheit und zwar nicht bloß durch berufsmäßige, besoldete eingeborene Lehrer und Pastoren, sondern durch die Gemeinden — das muß auch in der gegenwärtigen Mission ernstlich erstrebt und erbetet werden. Das war das glänzendste Zeugnis für den großartigen Erfolg der apostolischen Mission, daß sie eine Kirche gegründet hatte, die auch als die direkte Sendung von der Mitte des zweiten Jahrhunderts an allmählich aufhörte, sich selbst aus-

zubreiten vermochte. Sie vermochte es, weil christliche Gemeinden da waren, in denen nicht bloß das Wortzeugnis von Individuum zu Individuum, sondern auch eine Tatpredigt im Schwange ging, die durch das Leben der Christen, durch ihre entschiedene Lossage von allem heidnischen Wesen, ihren Heroismus in den Leiden und Verfolgungen, ihre vielseitige Barmherzigkeitsübung und ihre gegenseitige Bruderliebe als eine Werberin für das Christentum wirkte.

Wie durch seine Arbeit so hat Paulus durch seine umfassende, anhaltende, priesterliche Fürbitte (Akt. 20, 32; Röm. 1, 9; I. Kor. 1, 4; Eph. 1, 16; 3, 14; Phil. 1, 3 f. Kol. 1, 9; 1. Theff. 1, 2; II. 1, 11; Tim. 1, 3; Philemon 4) solche in ihrem Glauben fest gegründete und durch die Betätigung desselben das Christentum in Achtung setzende Gemeinden zu erziehen sich angelegen sein lassen, die in Wahrheit Missionsgemeinden zu werden befähigt waren. Lauter Vorbild für uns. Um was hat er für die Christen und für die Christengemeinden seiner Zeit gebetet? Es sind zwei Hauptstücke: erstens um Wachstum in der Erkenntnis, und zwar in einer solchen Erkenntnis, mit welcher Befestigung im Glauben, Wurzelung in der Liebe und Stärkung in der Kraft Gottes verbunden war. So schreibt er an die Epheser (1, 16 ff.), er höre nicht auf, für sie zu beten, „daß der Gott unsres Herrn Jesu Christi ihnen gebe den Geist der Weisheit und der Offenbarung zu seiner Erkenntnis und erleuchtete Augen ihres Verständnisses, daß sie erkennen mögen, welches die Hoffnung seiner Berufung und der Reichtum seines herrlichen Erbes bei den Heiligen sei", und „daß Gott ihnen Kraft gebe, stark zu werden durch seinen Geist an dem inwendigen Menschen, daß Christus wohne durch den Glauben in ihren Herzen und sie in der Liebe gewurzelt und gegründet seien, um zu begreifen, welches da sei die Breite, die Länge, die Tiefe, die Höhe, und zu erkennen die alle Erkenntnis übersteigende Liebe Christi" (3, 16). Und ähnliches erbittet er für die Philipper (1, 9. f.) und die Kolosser (1, 9. 11).

Der zweite Gegenstand seiner Fürbitte ist der dem Evangelio würdige Wandel, durch welchen die Kraft des christlichen Glaubens versichtbart, das Wort Gottes und Gott selbst gepriesen und so eine wirkungsvolle Mission getrieben wird. „Darum bete ich," heißt es an die Philipper (1, 10 f.) „daß ihr seid lauter und unanstößig bis auf den Tag Christi, erfüllt mit Früchten der Gerechtigkeit zum Lobe Gottes"; an die Kolosser (1, 10): „Daß ihr wan-

delt würdiglich dem Herrn zu allem Gefallen und fruchtbar seid zu allen guten Werken", und ähnlich an die Thessalonicher (II. 1, 11; 3, 1). Natürlich ist das Fürbittengebet des Apostels für die einzelnen Christen und die christlichen Gemeinden noch vielseitiger gewesen, als der in den angeführten Stellen umschriebene Inhalt. Alle die Ermahnungen, die sich durch seine Briefe ziehen, z. B. die zur Friedfertigkeit, Bruderliebe, Einigkeit, wie die besonderen Nöte, Ärgernisse, Fragen, welche das Leben der einzelnen Gemeinden, beispielsweise das der Korinthischen, bewegten, wird er auch zum Gegenstand seiner Fürbitte gemacht haben. Je mehr man mit dem Spezialibus der Zustände und Vorgänge in den heidenchristlichen Gemeinden bekannt ist und je mehr priesterliche Sorge man für sie trägt, desto mehr Anregung bekommt man zur Fürbitte und desto inhaltreicher wird sie.

3) Als dritten Hauptgegenstand des Missionsgebetes bezeichnet Paulus „die Könige und alle Obrigkeit" (I. Tim. 2, 2). Das überrascht vielleicht auf den ersten Blick; aber die Regierenden haben nicht bloß für das irdische Wohlbefinden der Menschen, sondern auch für die Förderung des Reiches Gottes in der Welt einen einflußreichen Beruf, darum gebührt ihnen in dem „für alle Menschen" geforderten Gebete der Christen ein bevorzugter Platz. Im Rate der Mächtigen dieser Erde wird ja selten die Stimme der Missionsleute gehört, aber durch ihr Gebet sitzen sie im Rate Gottes, der der König der Könige ist. Alle weltliche Obrigkeit will der Apostel in die Fürbitte eingeschlossen haben, die christliche und auch die heidnische, also neben den Kolonialregierungen der Gegenwart z. B. die afrikanischen Häuptlinge wie die japanischen und die chinesischen Machthaber. Nicht das soll erbetet werden, daß sie mit ihren weltlichen Gewaltmitteln in die Ausbreitung des Christentums eingreifen, sondern daß unter ihrem Regimente ihre Untertanen, sonderlich die christlichen, ein „geruhiges und stilles Leben führen mögen." Dazu sind die Obrigkeiten gesetzt, daß sie Recht und Gerechtigkeit üben, für Ordnung und Sicherheit sorgen, den bösen Werken steuern und den guten Schutz gewähren; ein Mehreres erwartet und fordert der Apostel nicht von ihnen und begehren auch wir heute nicht. Aber welch ein Dienst wird schon dadurch der Mission geleistet, wenn die, in deren Händen auf ihren Arbeitsgebieten die Gewalt liegt, ein gerechtes und friedliches Regiment führen, das Evangelium unver-

boten verkündigen lassen, seine Boten und seine Anhänger unter den Schutz des bürgerlichen Rechtes stellen und so ein ruhiges und stilles Leben in aller Frömmigkeit und Ehrbarkeit ermöglichen. Besonders heut, wo so drohende Wetterwolken am afrikanischen und asiatischen Horizonte stehen, und wo wir in einer kolonialen Ära leben, in der große Teile der nichtchristlichen Welt christlichen Regierungen unterstellt sind — von welcher weittragenden Bedeutung ist da das Gebet, sowohl für die einflußreichen heidnischen wie für die verantwortungsvollen christlichen Obrigkeiten, daß sie ein Regiment führen, unter welchem der Wille Gottes zur Ausführung kommen kann, „daß allen Menschen geholfen werde und sie zur Erkenntnis der Wahrheit kommen."

4) Den vierten Gegenstand des Missionsgebets bilden die Widersacher der Mission. An die Korinther (I. 16, 9) schreibt Paulus von vielen „Widerwärtigen," die ihm in Ephesus entgegenstanden, an die Römer (15, 31) von „Ungläubigen in Judäa," die sein Leben und sein Werk bedrohen, an die Thessalonicher (II. 3, 2) von „unverständigen und argen Menschen," die in Korinth ihm viel zu schaffen machten, und wie reich sind sonst seine Briefe an Hinweisungen auf heidnische, jüdische und judenchristliche Gegner, von denen er und seine Missionsarbeit viel zu leiden hatte. Wie lebendige Menschen daheim und draußen die Hauptförderer der Mission sind, so sind auch lebendige Menschen daheim und draußen die Haupthinderer der Mission, die mehr aufhalten und schaden als alle in den Verhältnissen liegenden Widerstände. Wenn diese Widersacher Heiden sind, so ist das so sehr verwunderlich nicht; sie stehen unter der knechtenden Herrschaft der Obrigkeit der Finsternis und wissen nicht was sie tun; aber wenn getaufte, in der Christenheit erzogene Christen die Ausbreitung des Christentums bekämpfen, so ist das unnatürlich und viel schlimmer als alles, was dem Paulus von den Widersachern seiner Zeit widerfahren ist. Nichts hindert den Erfolg der gegenwärtigen Mission so sehr, als das direkt und indirekt missionsfeindliche Verhalten zahlloser Namenchristen. Welchen gehässigen Angriffen und bösen Verleumdungen seitens derselben ist die Mission daheim ausgesetzt und welche Gegenwirkungen gehen wider sie aus auf den Missionsgebieten von der großen namenchristlichen Weltdiaspora, deren Majorität ein Leben führt, durch welches dem Christentum Schande gemacht wird. Und nicht bloß

wegen der vielen Sünden einzelner Individuen, sondern noch mehr durch die rücksichtslose Selbstsucht, welche fast den ganzen kommerziellen und politischen Verkehr des christlichen Abendlandes mit der nichtchristlichen Welt kennzeichnet. Bedenkt man neben den vielen böswilligen Angriffen auf die Missionare und ihr Werk die Anzweifelungen der christlichen Heilswahrheit, die aus dem Verkehr mit glaubenslosen Christen wie aus der Unglaubensliteratur der Christenheit in Strömen in die Heidenwelt einfluten, so steht man vor einer Phalanx von Gegenwirkungen wider die Arbeit der Mission, die noch energischer an uns als einst an die apostolischen Christen die Paulinische Aufforderung richten: „Helfet kämpfen, ja kämpfen durch euer Gebet," daß ihre Macht gebrochen und die Mission erlöset werde von den feindlichen und argen Menschen. Und noch mehr, auch die Aufforderung: für die Tausende zu beten, die heute in die nichtchristliche Welt hinausziehn, daß Gott ihnen helfe einen rechtschaffenen Wandel unter den Heiden zu führen, daß sie dem Christentum einen guten Namen machen und nicht Widersacher, sondern Mitarbeiter an dem Werke seiner Ausbreitung werden.

5) Aber auch damit ist der Inhalt des Missionsgebets noch nicht erschöpft, es restiert noch ein wichtiger Teil: die Danksagung. Wenn Paulus ermahnt: „Lasset alle eure Bitte im Gebet und Flehen mit Danksagung vor Gott kund werden" (Phil. 4, 6), so hat er selbst auch das in seinem Missionsgebet reichlich getan. Alle seine Gebete beginnen mit Danksagung. Er hat viel zu bitten, zu ermahnen, auch zu rügen, aber zuerst dankt er — eine feine christliche Weisheit! Das Danken erhebt, daß man von dem Schweren, das einen bedrückt, nicht erdrückt wird, und es gibt der Bitte Flügel; das Danken für das Gute, das man an andern sieht, bewahrt vor einseitiger Kritik und nimmt der Zurechtweisung ihren Stachel; das Danken ist auch eine Stärkung des Glaubens und ein Schlüssel zu neuer Barmherzigkeit Gottes: „Wer Dank opfert, der preiset mich und das ist der Weg, daß ich ihm zeige mein Heil" (Ps. 50, 23).

Wofür dankt Paulus? Den Römern (1, 8) schreibt er: „Aufs erste danke ich meinem Gott, daß man von eurem Glauben in aller Welt saget;" den Ephesern: "Nachdem ich gehöret habe von dem Glauben bei euch an den Herrn Jesum und von eurer Liebe zu allen Heiligen höre ich nicht auf zu danken für euch" (1, 15 f. 2, 22; 3, 1. 14 ff.); den Thessalonichern: „Wir danken Gott allezeit

für euch alle und gedenken an euer Werk im Glauben und an eure Arbeit in der Liebe und an eure Geduld in der Hoffnung," besonders in allen euren Verfolgungen und Trübsalen (I. 1, 2 f; 3, 10; II. 1, 3; 2, 13); an Timoth.: „Ich danke Gott und erinnere mich des ungefärbten Glaubens in dir" (II. 1, 3. 5); und ähnlich an Philemon (V. 4 f.); an die Philipper schreibt er: „Ich danke meinem Gott über eurer Gemeinschaft am Evangelio vom ersten Tage an bisher (1, 5) und an die Korinther (I. 1, 4 ff.): „Ich danke meinem Gott allezeit eurethalben für die Gnade Gottes, die euch gegeben ist in Christo Jesu, daß ihr seid durch ihn an allen Stücken reich gemacht an aller Lehre und aller Erkenntnis," auch preist er Gott über ihrer Mildtätigkeit, durch welche nicht allein der Mangel der Heiligen erstattet, sondern ihnen auch zu viel Danksagung Anregung gegeben wird (II. 8, 16; 9, 11—13). Das ist also der Hauptgegenstand der Danksagung des Paulus, daß Gott den Heiden die Tür des Glaubens aufgetan hat (Akt. 14, 27), daß sie im Glauben erhalten und gegründet worden sind, daß ihr Glaube sich betätigt hat im Zeugnis vor der Welt, in Werken der Liebe, in geduldiger Ertragung der Verfolgungsleiden, und auch daß er an allerlei Gnadengaben sie reich gemacht hat.

Nun mögen ja die heidenchristlichen Gemeinden der Gegenwart gegen die der apostolischen Zeit in vielen Stücken zurückstehen, aber wir würden nicht in den Fußstapfen des Paulus wandeln, wenn wir über ihren Schattenseiten den Dank für das gute Werk, das Gott auch in ihnen angefangen hat, vergessen wollten.

Es ist wirklich viel kindlicher Glaube da, vertrauensvolles Gebet, aufrichtige Liebe zu Gottes Wort, ergebungsvolle Geduld im Leiden, Standhaftigkeit in Verfolgungen, Opferwilligkeit, und auch an tatsächlichen Beweisen der das persönliche wie das Gemeinschaftsleben neu gestaltenden Kraft des Evangelii fehlt es nicht. Vergleichen wir, was die Heidenchristen der Gegenwart gewesen sind mit dem, was sie geworden sind, so sollten auch wir mit Paulus sprechen: „Von dem Tage an, da wir es gehört haben, hören wir nicht auf zu danken für euch."

Ja, wir haben noch mehr zu danken als er. Wenn wir die großartige Bewegung sehen, welche der Auftrag Jesu: „Gehet hin", seit den Tagen der Apostel hervorgebracht hat samt ihren Kraftwirkungen auf die Völker der Erde; wie Gott heute die Türen der

Welt aufgetan hat und immer mehr auftut, sodaß sein Wort läuft vom Anfang der Sonne bis zu ihrem Niedergang; wie er in allen christlichen Nationen einen Missionstrieb lebendig gemacht und große Scharen von Evangelisten gegeben hat, die in hunderten von Sprachen die großen Taten Gottes verkündigen; wie er aus der Heidenwelt in vier Erdteilen sich eine Christenheit gesammelt hat, die nach Millionen zählt — da haben wir wahrlich Grund und Inhalt zum danken, wie Paulus beides noch nicht hatte, als er nach der Rückkehr von seiner ersten Missionsreise der sendenden antiochenischen Gemeinde verkündigte, „wie viel Gott mit ihnen getan hatte". Darum kein Missionsgebet ohne Danksagung; es ist recht so und würdig, gibt Gott die Ehre, stärkt uns den Glauben und ermutigt zu neuer Arbeit und Bitte.

Die Mission braucht Arbeiter und braucht Geber, am allernötigsten braucht sie Beter, und zwar solche, deren Gebet anhaltend ist, aus dem Glauben kommt und hinauf kommt in das Gedächtnis vor Gott. Gott stärke uns den Glauben und lehre uns beten im Kämmerlein, zu zweien und dreien und in der Gemeinde, wie es vor ihm gebetet heißt.

Samoa

am Anfange des zwanzigsten Jahrhunderts[1]).

Von R. Grundemann.

Samoa ist seit mehr als einem halben Jahrhundert den Missionsfreunden ein wohlbekanntes Gebiet. Kaum hat das Evangelium irgendwo anders so schnelle und durchgreifende Erfolge gehabt, wie

1) Quellen: Reports of the London M. S. 1895—1904 *(R.)*, Chronicle L. M. S. 1895—1904 *(Chron.)*, King, Rev. Joseph, Christianity in Polynesia, Sydney 1899 *(K.)*, Dr. A. Krämer, die Samoa-Inseln, Stuttgart 1902/3 *(Kr.)*, Dr. Reineck, Samoa, Berlin 1902 *(R.,* NB. mit einer Zahl!) Churchward, W. B., My Consulate in Samoa, London 1887 *(Chw.)*, Decken, R., Manuia Samoa, Berlin 1901 *(D.)*, Troost, E., Samoanische Eindrücke,

dort. Eingehende Schilderungen des heidnischen Lebens, das vom Christentum überwunden wurde, gehörten lange zu der beliebtesten Missionslektüre. Jene alten missionsethnographischen Quellen werden in der Wissenschaft auch noch fernerhin immer hohen Wert behalten. Wir gewinnen aus denselben eine ziemlich deutliche Anschauung von den Zuständen, Sitten und Gebräuchen im heidnischen Samoa. Leider versagen die Quellen, wenn wir von den durch die Mission herbeigeführten neuen Zuständen eine ebenso klare Anschauung zu gewinnen suchen. Zwar finden sich viele triumphierende Berichte über die Siege des Evangeliums und leuchtende Beispiele aus dem Leben der christlichen Samoaner. Es handelt sich aber dabei meistens um Einzelheiten. Schatten in dem lichten Bilde sind wohl angedeutet, aber meist unbestimmt nnd generalisierend. Eine umfassende Darstellung der wirklichen neuen Verhältnisse fehlte. Wir mußten uns begnügen mit der leichten, lichten Skizze auf dem breiten, dunkeln Hintergrund.[1])

Der Missionsliteratur ist in neuster Zeit eine umfangreiche Kolonialliteratur über Samoa an die Seite getreten und zu einer wahren Hochflut angeschwollen. Sie enthält viel von zweifelhaftem Wert und schlimmeres. Schwärmerei für die „Perle der Südsee" verhüllt oft eine bodenlose Unkenntnis. Hat sich doch einer der Schriftsteller nicht geschämt uns aufzubinden, die Samoaner schrieben ihre Sprache mit arabischen Buchstaben![2]) Hier und da zeigen sich auch Spuren gemeiner Lüsternheit (E. 137), die aber gelegentlich

---

Berlin 1901 *(T.)*, Ehlers, Samoa, Berlin 1895 *(E.)*, Churchill, Mrs. L. P., Samoa 'uma, New-York 1902 *(Chl.)*. — Einige andere Quellen, denen ich keine Zitate entnehme, übergehe ich. — Der Einfachheit wegen zitiere ich mit den in Klammern beigefügten Abkürzungen. — Was die Schreibart samoanischer Namen betrifft, sehe ich von der wissenschaftlichen Akribie ab und schreibe wie gesprochen wird, z. B. nicht g sondern ng. Die Samoasprache hat keine Diphthongen. D. V.

1) Es ist doch bemerkenswert, daß in den Berichten der L. M. (Rep. u. Chronicle) in den letzten 10 Jahren, und wahrscheinlich noch viel weiter hinauf, das Wort „Kawa" nicht vorkommt. — Die beste deutsche Schilderung Samoas (von D. Kurze) handelt auf mehr als 80 Seiten von dem heidnischen Samoa und der Geschichte seiner Christianisierung, während nur 25 Seiten den heutigen Zuständen zugeteilt sind.

2) Laverrenz in „Das neue Jahrhundert", Jahrg. IV, Nr. 3.

durch die „Zimperlichkeit“ der jungen Mädchen enttäuscht wird. Gegen die Mission zeigt sich meistens Gereiztheit, wenn auch hier und da den hingebenden Arbeitern Anerkennung gezollt wird. — Es liegt auf der Hand, daß die Berichte solcher Augenzeugen nur mit der allergrößten Vorsicht benutzt werden dürfen.

Die Kolonialära aber hat uns auch gediegene Quellen über Samoa aus der Feder berufener Sachkenner geliefert. **Krämers** Werk ist eine wissenschaftliche Leistung ersten Ranges (cf. diese Z. S. 154 ff.). Auch Dr. **Reinecke** ist in vielen Beziehungen ein glaubwürdiger Zeuge — wenngleich ihn in manchen Stücken (ich möchte sagen) ein fieberhaft erregtes Nationalinteresse selbst gegen bezeugte Tatsachen geradezu blind macht. (Siehe weiter unten.) Von dem Engländer Churchward und auch von der Amerikanerin, Frau Churchill, kann man viel lernen. Besonders der erstere hat die schöne Gabe, an dem lebendigen Beispiel eigner Erlebnisse uns die tatsächlichen Verhältnisse überzeugend vorzuführen, besser als in theoretischer Darstellung. Doch auch solchen ernstzunehmenden Augenzeugen fehlt es an genügendem Verständnis der Mission. Es fehlt an der Beurteilung von dem richtigen Standpunkte aus, so daß nur zu leicht Mißgriffe in der Methode, die eine berechtigte Kritik gestatten, zur Bekämpfung der Mission überhaupt als Anlaß genommen werden.

Haben wir uns nun durch die verwickelte Kolonialliteratur über Samoa hindurchgearbeitet, so steht ein ziemlich deutliches Bild uns vor der Seele, das sehr verschieden ist von dem aus der Missionsliteratur gewonnenen. Daß unter den Kriegen der letzten Jahrzehnte ein gewisses Wiederaufleben des Heidentums stattgefunden hat, wird von allen Seiten anerkannt. Wir werden uns aber nicht irre machen lassen durch das unverständige Geschrei, mit dem die Feinde der Mission diese Erscheinung als einen Beweis ihres völligen Mißlingens deuten. Versuchen wir vielmehr unter gewissenhafter Benutzung der wohlgeprüften Quellen den tatsächlichen Bestand der heutigen Verhältnisse Samoas festzustellen. Dabei müssen wir die Erscheinungen des religiösen und kirchlichen Lebens auf dem gehörigen Untergrunde erfassen, den nur das samoanische Volkstum bilden kann, aber nach der uns von Dr. Krämer treffend an die Hand gegebenen Unterscheidung nicht in bloß ethnographischer, sondern in ethnologischer Betrachtung. — Was die Mission betrifft, so beschränke ich

mich hier auf die Londoner (lotu taïti)[1]), von der allein umfassendere Quellen uns zugänglich sind. Sie hat dem samoanischen Christentum den Stempel gegeben und den weit überwiegenden Teil der Bevölkerung um sich gesammelt.

1. Samoa, ein christliches Land.

Ein herrliches Land! so sagen wir, wenn wir im leichten Boot über die spiegelglatte Lagune gleiten. Durch das klare Wasser blicken wir auf wunderbare Korallengebilde, zwischen denen Fische in leuchtenden Farben dahinhuschen. Zur Linken schweift der Blick weit hinaus auf das tiefdunkle Meer, das durch einen weißen Streifen von dem stillen Wasser getrennt ist. Dort bricht sich die Brandung an dem aus der Tiefe aufgebauten Schutzwall und spritzt in zerstäubendem Schaum empor, während das Rollen der Wogen unablässig im mächtigen Takte herübertönt. Zur Rechten erheben sich die großartigen Bergzüge, deren Kuppen in das mannigfache Grün des Tropenwaldes gehüllt sind; dazwischen deuten dunkle Schatten die tiefen Schluchten an, in denen klare, muntere Bäche ihr Bett haben. Vorgelagert am Strande ist ein ebener Landstrich, meist bestanden mit zierlichen Kokospalmen, hier und da unterbrochen durch die breiten dunkeln Laubkronen der Brotfruchtbäume. Nur diese beiden Bäume brauchen genannt zu werden, um uns eine reiche Fülle von Gaben vorzuführen, die der gütige Schöpfer über diese Inseln ausschüttet. Doch siehe dort an den sanften Abhängen der Vorberge die mit verschiedenem Grün sich abhebenden sauber gehaltenen Pflanzungen. Sie liefern Bananen, Apfelsinen, Taro, Yams und viele andre Nahrungsmittel, die in wunderbarer Üppigkeit gedeihen. Und wiederum hier vor uns auf der flachen Korallenbank sehen wir zahlreiche braune Männer und Weiber emsig bei der mannigfachen, geschickten Fischerarbeit — sie bringen immer reichliche Beute an Fischen und anderen Seetieren heim.

Ich wünschte, ich könnte die Schilderung weiter ausführen. Sie ist nicht überflüssig. Wer den Samoaner verstehen will, muß verständnisvoll sein sonniges, wonniges Heimatland kennen lernen. Norwegen mit seinen Fjorden und Fjelden ist auch schön; ebenso Schott-

---

1) Lotu-Religion. Die von Tahiti gekommene Lond. M. wird l. taïti genannt, die methodistische l. tonga, weil sie von Tonga kam. Bezeichnend heißt die katholische Lehre l. popi, die Papstreligion.

land mit seinem nur allzuoft von Nebel umhüllten Hochlande. Aber weder dies noch jenes könnte die Heimat der Samoaner sein.

Das herrliche Land ist jetzt ein christliches Land, wie wir sofort bei der ersten Rundfahrt bemerken können. Denn jedes der sauberen Dörfer, die dort zwischen den Palmen hervorlugen, hat seine Kirche. Dort erkennst du sie sogleich an dem Turm und dem Dach aus europäischem Wellblech. Aber der landeskundige Führer lehrt uns bald auch die im Landesstil gebauten, mit Zuckerrohrblättern gedeckten (?)[1]) Gotteshäuser kennen.

Gehen wir nicht in Apia ans Land. Dort hat der Weltverkehr vieles umgestaltet und verdorben. In jedem der stillen Stranddörfer werden wir bald dem Pastor begegnen, der zugleich Lehrer ist. Wenn wir ihm keinen Anlaß zur Vermutung geben, daß wir Katholiken oder Mormonen seien, und wenn wir uns bei ihm etwa mit einem Schriftwort als ernste Christen einführen, wird er uns mit großer Liebenswürdigkeit aufnehmen. Wir lernen in ihm einen Mann von gediegener christlicher Bildung kennen. Wir brauchen ihm nur den Namen „Malua"[2]) zu nennen, um eine Fülle schöner Erinnerungen an seine Studienzeit wachzurufen. Etliche räudige Schafe unter der Schar dieser braunen Pastoren sind Ausnahmen, die auch hier die Regel bestätigen. Ein Sonntag in solchem Dorfe würde uns in hervorragender Weise zeigen, daß auch die ganze Bevölkerung christlich ist. Ungetaufte Samoaner gibt es überhaupt nicht mehr. Aber während bei uns viele Getaufte der Kirche aus dem Wege gehen, sind dort alle mit wenigen Ausnahmen regelmäßige Kirchgänger (Chw. 200, 264, T. Chron. 1900, 284), die am Singen und Beten ihre Freude haben und Gottes Wort mit Verständnis hören, denn sie sind fast durchweg bibelfeste Leute. Mehrfach bekennen Kolonialleute, man dürfe sich mit ihnen nicht in eine biblische Disputation einlassen, denn man ziehe immer den kürzeren (Chw. 83). Eine tiefe Liebe zu ihrem lotu zeichnet diese Christen aus.[3]) Die

1) Es ist eine der vielen Lücken in unserm Quellenmaterial, daß uns nirgends eine anschauliche Beschreibung der samoanischen Dorfkirche gegeben wird. Die genannte Bedachung ist für den sam. Baustil charakteristisch.

2) Vergl. A. M. Z. 1899, S. 351 f. und Kurze, Samoa, S. 82 ff.

3) Ihren natürlichen Gefühlen nach sollte man annehmen, daß sie viel mehr durch den prunkhaften Katholizismus angezogen würden. „Man muß

Dorfschulen mögen in mancher Hinsicht zu wünschen übrig lassen; aber ihre Leistungen zur Volksbildung sind erstaunlich. Des Lesens und Schreibens unkundig sind nur wenige. Fast in keinem Hause fehlt Bibel und Gesangbuch und das wöchentlich erscheinende Kirchenblatt, „Sulu", die Samoazeitung, wird in 2000 Exemplaren verbreitet (R. 03, 294). — Hausandachten sind zur festen Sitte geworden.[1]) — In christlicher Freigebigkeit können uns die Samoaner als Vorbild hingestellt werden. Sie bringen ganz bedeutende Summen auf, um sich neue, schönere Kirchen zu bauen und sorgen für den Unterhalt ihrer Pastoren. Ihre Missionsbeiträge für die Nordwest-Inseln und Neuguinea sind immer reichlich, und noch höher anzuschlagen die zahlreichen Männer und Frauen, die im Dienste des Evangeliums auf jene z. T. noch recht gefährlichen Posten ziehen. Nach dem letzten Londoner Jahresbericht brachte das Völkchen im Ganzen für kirchliche Zwecke 94 340 Mk. auf, wobei die Ausgaben für eigne Kirchenbauten in fünf von den sieben Distrikten noch nicht einmal mitgerechnet sind, geschweige der Wert der dabei von den Gemeinden selbst geleisteten Arbeit. Danach stellt sich die Leistung der Londoner Gemeinden für kirchliche Zwecke auf nahezu 4 Mk. auf den Kopf ihrer Angehörigen. Nach anderweitigen Angaben berechnen sich die finanziellen Leistungen direkt für Heidenmission pro Kopf auf 43 Pf. Bemerkenswert ist das freiwillige und fröhliche Geben der Samoaner, das bei dem großen Missionsfeste (Me-May-meeting) deutlich zutage tritt (Chw. 359 ff. Chr. 1900, 286. R. 03, 296).

Eine tiefgewurzelte Liebe der braunen Christen zu ihrem Lotu (Religion) wird nicht bloß von den Missionaren bezeugt, sondern auch Kolonialleute urteilen, daß das Christentum auf Samoa tieferen Boden gewonnen hat als in den meisten andern Ländern, wo die Mission wirkt (R. 234). Die Früchte christlicher Zivilisation fehlen nicht. King führt als Tatsache an, daß nur wenig Vergehen

sich wundern, daß nicht ganz Samoa längst katholisch ist." Aber trotz der eifrigsten, mit allen Mitteln betriebenen Propaganda bleiben sie ihrem lotu taïti treu. (R. 1897, 195. Chw. 204, cf. 316.)

1) Der an einen alten samoanischen Gebrauch anknüpfende feierliche Abendsegen kann gelegentlich selbst einen harten Beachcomber (siehe unter Nr. 4) weich stimmen (R. 166. cf. Chw. 88 u. 120 ff.)

gegen die Sittlichkeit und Fälle von Gewalttätigkeit vorkommen[1]) und sieht darin einen Beweis von der Kraft des christlichen Gewissens. Auch was Dr. Reinecke sagt von dem „äußerst dezenten Verkehr zwischen Geschwistern“[2]), der Achtung vor fremden Eigentum und der „beneidenswerten Immunität gegen den Alkoholteufel“[3]) sind Züge, die in unserm Bilde nicht fehlen dürfen.

Hiernach wird zugegeben werden müssen, daß Samoa ein christliches Land ist, und wir haben reichlich Ursache zu loben und zu danken für diese Erfolge der Mission im Laufe von nur sieben Jahrzehnten. Vergegenwärtigen wir uns die Zustände in unserm Vaterlande zu der entsprechenden Zeit nach Einführung des Christentums, so muß uns der gewaltige Unterschied zugunsten der jungen Christenheit von Samoa sofort in die Augen springen.

2. Fa'a Samoa.

Daß die Feinde der Mission an den dargelegten Zuständen keine Freude haben, darf uns nicht wundernehmen. Dagegen staunen wir, wenn wir hören, daß die Missionare selbst und ihre heimatliche Missionsgemeinde sich nicht in vollem Maße ihrer Erfolge erfreuen. Was wir von ganz Samoa rühmen, entspricht nicht ihren Wünschen. Sie haben nur einen kleinen Kreis ihrer Christen, mit dem sie einigermaßen zufrieden sind, ihre members (die Kommunionberechtigten) 8387 unter 24 164[4]). Unter diesen finden sich christliche Persönlichkeiten, auf die man mit voller Befriedigung schaut, aber auch der members gedenkt man mit Bangigkeit als schwacher Kinder, die nie vor dem Falle sicher sind. Von Tutuila wird gesagt: „Kirchenmit-

1) Jedenfalls mit Ausnahme der Vorkommnisse in den letzten kriegerischen Kämpfen.

2) Ein noch so loser Bruder, der in Gegenwart seiner Schwester ein obszönes oder nur indezentes Wort spräche, würde sich allgemeiner Mißachtung aussetzen (vgl. Kr. I 33).

3) „Man kann ohne Übertreibung sagen, daß 70 % der Eingeborenen noch keinen Schnaps gekostet haben“ (R. 154, Chw. 351).

4) Es richtet viel Verwirrung an, daß in den Londoner Berichten noch immer die letztere Zahl neben der Bezeichnung „Andere Anhänger“ angegeben wird. Danach wären 32 551 Samoaner in Verbindung mit der Lond. Miss. Nun gibt es aber dort rund 6000 Methodisten und 6687 Katholiken. Die Bevölkerung der Gruppe müßte also über 45 000 Seelen zählen, während sie tatsächlich knapp 37 000 hat. Die Rechnung kann nur stimmen, wenn die members in den 24 000 eingeschlossen sind.

gliedschaft bedeutet oft nur ein äußerlich moralisches Leben und der Missionar ist oft betrübt zu finden, wie wenig Einfluß das Bekenntnis zum Christentum auf den Charakter und christlichen Wandel ausübt." Vollends aber im Hinblick auf die breiten Schichten der Namenchristen, die noch außerhalb der Abendmahlsgemeinschaft stehen, vernehmen wir oft Klagerufe, die fast an Verzagtheit streifen. „Der Eingeborene ist . . . so formal in seiner Religion," schreibt ein Missionar (Chron. 03, 17), „. . . . daß einem der Gedanke kommt und das mit einer gewissen Beharrlichkeit — ist es möglich, diese Säuglinge im Glauben zu erbauen? Können ihre Herzen in der Gnade fest werden?" Oder unter der Überschrift: „Was uns am meisten not tut?" wird gesagt (R. 03, 293): „. . . . ein Revival. . . . . Wir müssen von der niedrigen Stufe, auf der wir scheinbar zufrieden leben, erhoben werden . . . ." „. . . . man sieht wenig wirkliche Frucht von seinen Arbeiten zur Bekehrung von Seelen und kommt zeitweise in viel Verzagtheit wegen der Charakterschwäche, von der wir so viel zu sehen bekommen . . . ." (R. 1902, 286). Es versteht sich, das sind vorübergehende Anfechtungen, die, obwohl sie „mit einer gewissen Beharrlichkeit" wiederkehren, überwunden werden. Es ist interessant zu sehen, wie sich die niedergeschlagenen Arbeiter trösten. Es geschieht, indem sie sich auf einen andern Standpunkt stellen als der, von welchem aus die Klage erhoben wurde. Es geht ihnen unwillkürlich der Blick auf für die großen Taten Gottes, wie sie in den bis jetzt erreichten volkskirchlichen Zuständen vorliegen. Da gibts dann auch zu loben und zu danken, z. B. am 1. Sonntage im September, an dem das Jahresfest zum Gedächtnis der Einführung des Christentums gefeiert wird. Aber immer wieder macht sich die große Kluft spürbar zwischen der beabsichtigten „reinen und geistlichen Kirche" (der real christian ch.) und der wirklichen Volkskirche (nominal christianity). Es gilt den Kampf zwischen dem „schlaffen kontinentalen Romanismus"[1]) und dem „strengen schottischen Presbyterianismus" (R. 1901, 298).

Was aber den Sieg der wahren Kirche noch immer hindert,

1) Man möchte fast annehmen, daß ein Druckfehler vorliegt. Wenn nicht, so wollen wir den Ausdruck (der hier doch nicht im Gegensatz zum englischen Romanismus steht, sondern nur die kontinentalen kirchlichen Zustände charakterisiert) damit entschuldigen, daß er in Übereilung gebraucht wurde.

ist die Fa'a Samoa — die samoanische Volkssitte, die in ihren Wirkungen hinderlicher ist, als offener Götzendienst (R. 1904, 298). Diese Macht, unter der die Missionare fortwähreud seufzen, und gegen die sie einen bis jetzt scheinbar aussichtslosen Kampf führen, müssen wir etwas näher ins Auge fassen. Das ist nicht leicht. Denn wir dürfen uns nicht damit begnügen, einzelne Sitten und Gebräuche äußerlich kennen zu lernen, sondern es kommt darauf an, die innere Einheit dieser einzelnen Erscheinungen verstehen und werten zu lernen. Nennen wir sie Volksseele, Nationalcharakter oder sonst wie — es handelt sich um das höchste Problem inbezug auf ein Volk, ein Problem, das auch für die Mission von der allergrößten Bedeutung ist und dessen Mißachtung immer schweren Schaden nach sich ziehen muß. Leider gestatten mir die vorgesteckten Grenzen dieser Arbeit nicht, hier auf diese wichtige Sache näher einzugehen. Kurz andeuten möchte ich jedoch, wie dankenswert es sein würde, das Thema eingehend zu behandeln: „Das ethnologische Verständnis als Grundlage für die missionarische Arbeit."

In bezug auf Samoa kann ich auch nur an einzelnen Zügen darzulegen versuchen, wie so manches Stück der beklagten Zustände in einer bloß ethnographischen Behandlung des Volkslebens seinen Grund hat.

Vor allem sollten wir uns von dem Vorurteil los machen, als hätten wir es auf den Inseln der Südsee mit sogenannten Naturvölkern zu tun, die von manchen noch immer als Wilde betrachtet werden, welche wie der Baumwildling durch Aufpfropfen europäischer Kultur veredelt werden müßten. Die Samoaner dürfen wir getrost als ein Kulturvolk ansehen. Wer's mir nicht glauben will, den möchte ich bitten, Krämers Werk durchzuarbeiten. Denen aber, welchen dazu die Zeit fehlt, möchte ich wenigstens ein kleines Beispiel von Kultur bei sogenannten Wilden anführen, zumal es auch für unsere weitere Betrachtung einige Bedeutung hat.

Die jetzt in die Plantagen Samoas eingeführten Melanesier stehen außerordentlich viel tiefer, als die Samoaner. Dennoch sah Churchward (S. 258) von ihnen eine mimische, kunstvolle Aufführung, welche sehr anschaulich den Gedanken darstellte: „Wenn die Menschen fest zusammenhalten, kann der Teufel sie nicht verderben." Die schließliche Flucht des Satans, der „davon schwebte mit kaum einer bemerkbaren Bewegung der Füße", erfüllte den Beschauer mit

Bewunderung. Da haben wir nicht bloß eine dramatische Leistung, sondern einen geistigen Inhalt derselben, der doch auffallend zusammenklingt mit Petri Mahnung: „Widerstehet dem Teufel, so fliehet er von euch.“ Ich meine, das sei eine gute Probe von nicht geringer Kultur.

Doch zurück zu den Samoanern. Ich wünschte, ich könnte diese hellbraunen Leute mit dem schlichten schwarzen Haar, unter denen manche geradezu schön zu nennen sind, eingehender schildern. Auch wenn man sie nur in kürzerer Begegnung kennen lernt[1], gewinnt man den Eindruck liebenswürdiger, harmloser, gutmütiger, heiterer, reinlicher, geschickter und höflicher Menschenkinder. Wir haben aber das Volk als Ganzes ins Auge zu fassen und finden sofort eine tiefe Kluft zwischen den Edeln und Gemeinen. Diese sind nach der noch heute nicht vergessenen Tradition aus Gewürm entstanden, das sich in verrottetem Schlingkraut bildete, jene sollten von den Göttern abstammen (Kr. I. 22; 397). Zu den Edeln wird in andern Ausdrücken gesprochen als zu den Gemeinen. Hier lag ein Kastenunterschied vor, wie in Indien. Ich finde nur eine Andeutung darüber, wie derselbe auf Samoa im Leben selbst gemildert war, wo die Häuptlingsfrau auf dem Riff an der Seite der Gemeinen dem Fischfang oblag, und so tut sie es noch heute. Wie die Mission hier den Kampf gegen die Kaste geführt hat und mit welchem Erfolge, ist nicht ersichtlich. Nur das steht fest, daß die Edeln ihre Stammbäume mit peinlicher Sorgfalt bewahren und in Ehren halten. Damit sind die umständlichen erblichen Titulaturen verbunden, über deren richtige Anwendung mit einer Sorgfalt gewacht wird, die uns an chinesisches Zeremoniell erinnern könnte. Versehen und Mißachtung der Titel und der damit verbundenen Ehrenbeweisungen haben bis in die neueste Zeit sogar zu Kriegen Veranlassung gegeben (R. 124, 159). Auch die feinen Matten ('ie tonga), die das Großgeld bilden und deren Besitz nur gewissen Rangklassen gestattet ist, deren eine Art ('ie o le malo) eine politische Bedeutung hat und nur zu Staatsaktionen verwendbar ist (einige von ihnen haben besondere Namen und eine ausführliche Geschichte) — sind im samoanischen Volksleben von hoher Wichtigkeit. Das eigentümliche Fa-

1) In Berlin wurde vor etwa 10 Jahren eine Truppe gezeigt. Nach längerem Aufenthalt waren sie leider sehr verdorben.

milienleben, der Zusammenhang der Sippe, der Kommunismus sollen hier wenigstens genannt sein. Wie haben sich nun diese alten Ordnungen unter der Einwirkung der Mission gestaltet? Die Literatur gibt darauf keine Antwort. Es ist ja klar, daß viel heidnisches Wesen mit denselben verknüpft war, das zweifellos von der Macht des Christentums überwunden werden mußte. Aber eine völlige Beseitigung dieser nationalen Gesellschaftsordnungen, um sie zu ersetzen durch Einrichtungen, die auf ganz fremdem Boden gewachsen sind, wäre der Volksseele ans Leben gegangen. Wenn einer an einer Deformation des Herzens leidet, will man nicht das Herz entfernen und dafür ein neues künstliches einsetzen, sondern man versucht durch Heilmittel den Schaden allmählich zu beseitigen.

Ob die Radikalkur auf Samoa direkt versucht worden ist, weiß ich nicht, daß man sie aber indirekt in Angriff nahm, jedenfalls ohne zu wissen, was man tat, steht fest. Mit jenen Ordnungen ist nämlich aufs innigste eine Sitte verwachsen, das Kawatrinken mit seinem Rituell und Zeremoniell. Spezifisch heidnisch war dabei der erste den Göttern geweihte Becher. Im übrigen muß uns dieses wie Seifenwasser schmeckende Getränk, das aus der von Mädchen gekauten Wurzel des piper methysticum bereitet wird, sehr unsympathisch sein. Aber in der Mission kommt es nicht auf den Geschmack der Missionare an, die ja zu der Selbstverleugnung bereit sein sollten, den Samoanern Samoanet zu werden, sondern es handelt sich darum, ob etwas mit dem Christentum unvereinbar ist. Lassen wir zunächst einmal die heidnische Libation beiseite — sie wäre ja von selbst mit dem alten Götterglauben gefallen. Der Kawatrank an sich ist in keiner Weise unchristlich. Man stand wohl früher (wie der Name andeutet) unter dem irrtümlichen Eindruck, daß es sich hier um Berauschung handele, und noch jetzt findet man selbst bei wohlbewanderten Missionsfreunden diese Auffassung. Aber es ist längst erwiesen, daß die Kawa keine Spur von Alkohol enthält. Das Methystizin ist ein Alkaloid, das (so weit meine Kenntnis reicht) mit Koffeïn und Theïn oder vielleicht noch näher mit dem narkotischen Nikotin zusammengehört. Die jetzt in Samoa lebenden Europäer gewöhnen sich fast ausnahmslos an das Getränk (das sich auch bei anderweitiger Zerkleinerung der Wurzel bereiten läßt), ohne daß man nachteilige Folgen an ihnen verspürte. Man rühmt die durstlöschende und erfrischende Kraft.

Hiernach müssen wir, selbst wenn das Kawatrinken nur ein Stück der Volksgewohnheiten gewesen wäre, das Verbot desselben für unberechtigt halten, so wie wir es tun würden, wenn man uns aus religiösen Gründen den Genuß des Kaffees verbieten wollte. Dort aber handelte es sich nicht um ein bloßes Genußmittel, sondern um eine Sitte, die mit den innersten Fasern des Volkslebens verwachsen war, die den Exponenten der festen, vielgegliederten Gesellschaftsordnung bildete. In diesem Falle mußte ein Verbot tief in das Volksleben einschneiden, und solange letzteres noch in Kraft stand, den ernstesten Widerstand hervorrufen. Leider haben sich die alten Missionare dazu verleiten lassen, das Kawatrinken zu einem der Satanswerke zu stempeln, das als unvereinbar mit dem Christentum mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden sollte. Und was ist der Erfolg gewesen?

Darüber schweigt die Missionsliteratur seit langer Zeit. So lange ich meine Kenntnis von Samoa nur daher nahm, war ich der Meinung, es sei der Mission im wesentlichen gelungen, das Getränk zu beseitigen. Jetzt weiß ich, daß es bei den Anhängern der Lond. M. nach wie vor geübt wird. Die christlichen Samoaner, dieselben, die wir als fleißige, andächtige Kirchengänger kennen lernten, trinken ihre Kawa nach alter Weise, nur daß die Libation (falls sie nicht ganz unterbleibt) christlich gestaltet ist. Mit Ausschüttung der ersten Tropfen wird Jehova, der Geber alles Guten, um seinen Segen angerufen (Kr. I, 20).[1] Ob etwa alle Glieder der engeren Kirchengemeinschaft völlig der Kawa entsagt haben, oder ob nicht viele von den Ausschließungen wegen Rückfalles zum Nationalgetränk erfolgen, darüber erfährt man nichts. Jedenfalls ist die Sache nicht zum Vorteil der Mission ausgeschlagen. Die Fa'a Samoa hat sich stärker als sie erwiesen. Unter diesen Verhältnissen lassen sich die angeführten Klagen besser verstehen. (Fortsetzung folgt.)

1) Hier ist allerdings nur gesagt, daß sich die Libation unter Übertragung auf den neuen Gott vielfach erhalten hat. Die obige Fassung fand ich bei einem andern Schriftsteller, habe aber leider das Zitat verloren. Chl. (66) berichtet nur einen Wunsch zum guten Trank ohne Anrufung Gottes.

Nachwirkungen der Johannesburger Missionskonferenz.

Von Karl Axenfeld, Missionsinspektor.

Der amtliche Bericht[1]) der ersten allgemeinen südafrikanischen Missionskonferenz ist jetzt erschienen, ein stattlicher Band von 213 Seiten. Er enthält die Referate und Beschlüsse im Wortlaut, die Diskussion ihrem Hauptinhalt nach. Leider ist er, besonders bei der Schreibung der Namen, nicht arm an Druckfehlern. Wer aber über die gegenwärtige Lage der Mission in Südafrika und ihre Aufgaben sich gründlich unterrichten will, wird an diesen lehrreichen Verhandlungen nicht vorübergehen dürfen. Wichtiger aber noch als durch den Inhalt ihrer Darbietungen scheint die Konferenz durch ihre Nachwirkungen zu werden.

Wie bereits früher an dieser Stelle hervorgehoben wurde (A. M. Z. 1905, S. 13 ff.), stand im Mittelpunkt des Interesses der Konferenz der Äthiopismus. Die Redner waren sich wohl bewußt, welche Verantwortung sie trugen, wenn sie diese gewaltige Bewegung, deren Entwicklung zu Heil oder Unheil für Südafrika niemand vorhersagen kann, einer öffentlichen Besprechung und Beurteilung unterzogen. Daher die Vorsicht und Abgewogenheit der Berichte und Urteile nicht nur in den Referaten und Resolutionen, sondern auch in der freien Diskussion. Die Konferenz wußte wohl, daß nicht nur die englische Regierung und die Presse der Weißen, sondern ebenso sehr die eingeborene Bevölkerung, von den Christen in den Missionskirchen bis zu den Anhängern der verschiedenen äthiopischen Gemeinschaften, ja bis zu gewissen heidnischen Kreisen, gespannt auf ihre Stellungnahme achtete. Und man wollte von diesen allen gehört werden. Die Konferenz wollte den Hetzereien in einer gewissen weißen Presse entgegentreten, die Regierung in ihrer Sympathie für die Erziehung und Hebung der Farbigen bestärken, die Eingeborenen vor den schwarzen Hetzern als falschen Freunden warnen und den aufrichtigeren und ernsten unter den Führern ins Gewissen reden. Nach all diesen Richtungen sind Wirkungen der Konferenz spürbar geworden und vielleicht stärkere, als die Konferenz selbst zu hoffen gewagt hat.

1) Report of the proceedings of the first general missionary conference held at Johannesburg July 13—20, 1904. Johannesburg 1905.

Man stand zu stark unter dem Eindruck des schändlichen Treibens der äthiopischen Hetzer in der Pariser Barotsemission, als daß man dem bescheidenen Telegramm des Presiding Elder der „Äthiopischen Kirche" in der Kapkolonie, Henry Attaway, der zugleich Leiter des Lehrerseminars in Bethel in Kapstadt und Generalsuperintendent über alle Schulen der „Äthiop. Kirche" Südafrikas ist, ganz getraut hätte (vergl. a. a. O. S. 26). Der Mehrzahl der Konferenzteilnehmer war die Persönlichkeit Attaways noch wenig bekannt, und die amtliche Declaration of the bishops of the African Methodist Episcopal Church, welche am 16. Juni auf der Jahresversammlung in Wilberforce veröffentlicht wurde, kannte noch niemand. Ja ich möchte glauben, daß selbst die gedruckten Protokolle der Konferenzen der „Äthiop. Kirche" in Kapstadt seit 1901 nicht genügend beachtet worden sind. Sonst hätte die beginnende Wandelung in der „Äthiop. Kirche," d. h. in der von dem Wesleyaner Mokone 1892 begründeten, seit 1896 an die A. M. E. C. angeschlossenen Farbigenkirche, und die Rolle, welche dabei Attaway spielt, nicht wohl unbeachtet bleiben können. Denn es ist in ihr unzweifelhaft eine bedeutsame Wandelung eingetreten. Es gehört zu den ständigen Erscheinungen in der Geschichte revolutionärer Bewegungen des politischen oder religiösen Lebens die hartnäckige Unkenntnis der Vertreter des Bestehenden über den rasch emporwachsenden Gegner. Erst nach geraumer Zeit pflegt man sich um ein wirkliches Verständnis für seine Ziele, Motive und Mittel zu bemühen. Bei der äthiopischen Bewegung vollends haben die Vertreter des politischen Lebens anfänglich fest geschlafen. Wenn man jetzt aus ihr Angriffe gegen die Mission abzuleiten beliebt, so sollte man zunächst nicht vergessen, daß erst die Missionsarbeiter den Regierenden die Augen für die heranflutende Gefahr geöffnet haben.

Der aufgeblasene und großsprecheriche Bischof Turner war 1898 mit der Losung „Afrika den Afrikanern" in Südafrika eingezogen und hatte sich nicht gescheut zu erklären: „Wir hassen die Weißen" und das amtliche Missionsblatt der A. M. E. C. legte ihm die Worte in den Mund: „God meant the negro to retain South Africa and to build up a Republic of his own." Er war gütig genug, die weißen Missionare nicht gewaltsam verdrängen zu wollen, aber er ließ die Hoffnung durchblicken, daß sie nach dem Eingreifen der amerikanischen Negerchristen deren Vorrecht und die unüber-

brückbare Kluft des Rassenunterschiedes selbst erkennen und freiwillig das Feld räumen würden. Als gegen Ende des Burenkriegs Bischof Coppin kam, war die Tonart schon recht anders. Man hatte gemerkt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, und daß einer kirchlichen Agitation mit revolutionärer Spitze die Regierung ihre Hand schwer auflegt. So versicherte Coppin den unpolitischen Charakter seiner Sendung und Kirche; auch wolle man die weißen Missionen nicht stören; aber Afrika habe doch neben ihrer Arbeit auch Raum für die seiner Kirche.

Man wird mit der Behauptung nicht fehlgreifen, daß schon dieser Umschlag auf den Einfluß Attaways zurückgeht, welcher inzwischen als Seminarleiter nach Kapstadt gekommen war. Er setzte auf der von Coppin geleiteten Konferenz in Kapstadt (Dez. 01) eine Beileids- und Ergebenheitsadresse an König Eduard und den Einschub einer Fürbitte für ihn in das gottesdienstliche Gebet seiner Kirche durch. Ja er erreichte es, daß der Voice of Missions, welche außer dem obigen dictum Turners u. a. die Bemerkung eines Fräulein Robinson, daß hoffentlich bald die Engländer von den Farbigen bis zur Themse zurückgepeitscht würden, gebracht hatte, von der Konferenz verboten wurde, überhaupt wieder soziale und politische Fragen Südafrikas zu besprechen, bis ruhige Verhältnisse zurückgekehrt seien. Und dies, obschon die Leitung der V. of M. unmittelbar den Bischöfen der A. M. E. C. untersteht!

Man darf diese Maßnahmen Attaways nicht aus der Schlauheit des Verschwörers, der um jeden Preis den Schein der Untertanentreue wahren will, weil er mit seinen Vorbereitungen noch nicht fertig ist, erklären wollen. Attaway ist in erster Linie Pädagoge, und seine Programmrede zur Eröffnung des Bethel-College läßt darauf schließen, daß er der erste Schwarze in Südafrika ist, welcher Gedanken des genialen amerikanischen Volkspädagogen Booker Washington auf afrikanischem Boden verwirklichen will. Auch er erkennt, daß Freiheitsansprüche, selbst wenn sie einen Augenblick mit Gewalt zum Siege geführt werden sollten, eine Rasse nicht heben, solange nicht hinter ihnen sittliche Kräfte stehen. So will er nicht zu vermehrten Ansprüchen, sondern zu gesteigerten Leistungen erziehen, und zwar auf allen Gebieten des Lebens. Er sieht eine Gefahr darin, daß das südafrikanische Negertum in fast nur 2 Stände sich zu gliedern drohe: Proletarier

einerseits und Diener der Kirche (eingeb. Prediger, Lehrer, Helfer u. s. w.) andrerseits. Ein gesundes Volkstum bedürfe der Landbau und Gewerbe treibenden Mittelstände und der gebildeten Laienberufe. Daher fordert er Volksschulbildung für jedermann, gewerbliche für möglichst viele, wissenschaftliche nur für die geistige Elite. Jede Ausbildung aber müsse die 3 h's treffen: hand, head and heart: Die Hand zu nützlicher Arbeit, den Kopf zu klarem Denken, das Herz zu christlicher Liebe. Wissen ohne Frömmigkeit mache aufgeblasen, Frömmigkeit ohne Wissen abergläubisch; ein religiöser und kluger, aber fauler und arbeitsuntüchtiger Mensch sei ein unnützes Glied des Volkskörpers. Freude an der Arbeit und die Überzeuguug, daß wertvolle kulturelle Leistungen auch zu größerer Wertschätzung und erweitertem Recht führen müssen, will er seinen Brüdern einflößen.

„Afrikas künftige Kriege müssen gewerbliche und wirtschaftliche sein. Wir müssen unsere Rasse für den Wettbewerb vorbereiten. Der Mann, welcher den meisten millies mit den wenigsten Händen in der kürzesten Zeit auf dem kleinsten Landfleck zu erzielen vermag, ist ein großer Mann. Wir müssen Mechaniker, Handwerker, Farmer, Gärtner, Schneider, Köche ebenso zu erziehen suchen wie Ärzte, Rechtsanwälte, Kaufleute, Prediger und Lehrer. Brüder, wir müssen unser Volk lehren, daß es sich zu einem arbeitsamen Volk erziehen läßt, welches imstande ist, sich eine anständige Lebenshaltung zu erwerben. Für die nächsten hundert Jahre ruht unser ganzer Reichtum in unsern Muskeln. Wir kommen nicht nach Südafrika, um Gecken und Modedamen zu erziehen, sondern Männer und Frauen, und hierfür bitten wir um die Unterstützung aller Gutgesinnten."

Für solche Pläne braucht Attaway Frieden. Ihm, wie Booker Washington, sind die Hetzer unter Weißen und Farbigen im Wege. Zunächst hat er die Bischöfe der A. M. E. C., obschon an ihrer Spitze jetzt Turner steht, auf seine Seite gebracht. In ihrer Deklaration vom 16. Juni 1904 betonen sie, daß sie sich in Südafrika nicht eingedrängt hätten, sondern von den Vertretern einer organisierten, staatlich anerkannten Kirche gerufen seien. Sie versichern, daß sie nicht hindern und stören, sondern helfen, nicht Mißstimmung und Unordnung ausbrüten, sondern zu Gehorsam und Untertanentreue anhalten wollen. Sie wünschten ein Verhältnis brüderlicher Arbeitsgemeinschaft mit allen Denominationen. Mit Politik hätten sie nichts zu tun. Ihre Aufgaben seien civilization, education, christianization. Dabei wird die education wörtlich nach Attaway's Programm bestimmt: education for all, industrial training for the many, college education for the talented few. Endlich weisen die Bischöfe

zum Beweise für ihre Versicherungen auf die Geschichte ihrer Kirche in den Vereinigten Staaten, Kanada, Westindien und Sierra Leone hin und beauftragen den für Südafrika neu ernannten Bischof Smith, diese Deklaration den staatlichen Behörden zu überreichen.

Während so Attaway die Bischöfe der A. M. E. C. für seine Gedanken gewonnen hatte, bestand zwischen ihm und Hetzern vom Schlage der Störenfriede in der Barotsemission ein scharfer Gegensatz. Es ist die erste Wirkung der Johannesburger Konferenz gewesen, daß sie diesen Gegensatz in der „äthiopischen Kirche" zur Ausreifung gebracht hat. Als die Kollegen Attaways in der Oranjefluß-Kolonie und in Transvaal die Johannesburger Konferenz mit ihren Unverschämtheiten überschütteten (a. a. O. S. 28), schien es, als sei Attaways Telegramm als wertlos erwiesen, und es erschien zweifelhaft, welchen Erfolg die tapfere, liebreiche, weise Antwort des offenen Briefes Jacottets haben würde. Jetzt zeigt es sich jedoch, daß Attaway auf der ganzen Linie gesiegt hat. Unter dem 17. November 1904 hat Bischof Smith an Jacottet einen Brief gerichtet, in welchem er im Namen der A. M. E. C. „die zügellose und unchristliche Sprache" jener Ältesten in Pretoria „sehr ernstlich beklagt und mißbilligt" und unter höflichen Dankesworten um 20 bis 25 Exemplare der Jacottetschen Schrift bittet, um sie den Bischöfen seiner Kirche senden zu können. Der Christian Express, welcher den Brief veröffentlicht, fügt den Wunsch hinzu, daß es dem Bischof, welcher den guten Willen habe, nicht an der Kraft fehlen möge, seine Gesinnungen auf die Vertreter seiner Kirche in Südafrika zu übertragen. Wie es scheint, ist das bischöfliche Urteil nicht ohne Wirkung auf jene Ältesten geblieben. Der Berliner Missionssuperintendent Schlömann hatte an den Presiding Elder von Transvaal, Mokone, ein Exemplar der Trümpelmannschen Sepedi-Bibelübersetzung gesandt und erhielt von Mokone ein Schreiben, in welchem dieser in ungekünstelten, bewegten Worten seine dankbare Freude ausdrückt: Eine neue Welt sei ihm aufgegangen, seit er Gottes Wort zum erstenmal in seines Volkes Sprache gesehen habe.

Nach alledem werden wir im Urteil über die „Äthiopische Kirche" vorsichtiger werden müssen. Mit Recht beschwert sie sich darüber, daß von der Presse ihr die Ausschreitungen der rein politischen, außerreligiösen Vigilance Associations, mit denen sie nichts zu tun hat, zur Last gelegt werden. Es empfiehlt sich auch,

daß die Missionare bei öffentlichen Klagen und Anklagen wider die Vertreter äthiopischer Kirchen angeben, von welcher der äthiopischen Gemeinschaften diese Ärgernisse ausgehen. Soweit ich die unserer Berliner Mission erwachsenen Schädigungen nachprüfen konnte, stellte es sich heraus, daß sie nicht von der „Äthiopischen Kirche", sondern von dem unter Dwane an die Anglikanische Kirche angeschlossenen „Äthiopischen Orden" herkamen. Sollten Anhänger der „Äthiopischen Kirche" ferner Anstoß erregen, so empfiehlt sich sofortige Beschwerde bei Bischof Smith oder Attaway. Die äthiopische Bewegung schlägt niemand mehr tot. Wer an einer friedlichen, heilsamen Entwicklung ein ehrliches Interesse hat, sollte besonnene, ernste Männer in ihr wie Attaway zu stärken suchen! Die Aufnahme von Jacottets Brief ist ein ermutigendes Beispiel.

Ebenso deutlich und erfreulich ist die Wirkung der Johannesburger Konferenz auf die Regierung. Mehrfach haben im Lauf des Winters hochgestellte Beamte beim Besuch von Eingeborenenschulen oder Missionsstationen programmatische Reden gehalten, welche unverkennbar ein Echo der Konferenz bilden. Übereinstimmend versichern sie die Sympathie der Regierung für die Hebung der schwarzen Rasse; sie warnen vor politischen Umtrieben — an dem Belegmaterial der Redner ist deutlich zu erkennen, daß sie sich auf die Referate der Johannesburger Konferenz stützen — und vor den Hetzereien amerikanischer Neger, warnen auch vor unzeitigen Selbständigkeitsgelüsten und ermahnen die Farbigen, den Missionskirchen treu zu bleiben und sich von ihren besten Freunden, den Missionaren, willig leiten zu lassen. Am bemerkenswertesten ist die Rede, welche der Gouverneur der Oranjefluß-Kolonie, Sir Hamilton Goold-Adams, ein gründlicher Kenner südafrikanischer Verhältnisse, im Dezember 1904 bei Eröffnung einer Industrieschule in Bloemfontein gehalten hat.

Auch er geht von der Versicherung aus, daß er ein warmer Freund aller Bestrebungen zur Förderung der schwarzen Rasse sei. So verarge er auch der A. M. E. C. nicht, daß sie an der Aufklärung der Farbigen mitarbeiten wolle, wohl aber daß sie — er verweist auf Turner und die V. of M. — revolutionär-politische Ziele verfolge und den Rassenhaß, wie er aus der unseligen Entwicklung der amerikanischen Südstaaten erwachsen sei, auf die afrikanische Negerbevölkerung übertrage. Er wolle nicht bestreiten, daß es in der „Äthiopischen Kirche" auch ernste Männer gebe, welche es darauf absähen,

Seelen für Jesum zu gewinnen. Er aber habe meist beobachtet und höre es durch das Zeugnis der Missionare bestätigt, daß selbst verständige Eingeborene sofort den Kopf verlören, wenn sie sich dieser Kirche anschlössen, deren Agitationsmittel die Schärfung des Rassenbewußtseins sei. Die Störung gerade der Barotse-Mission, in welcher man planvoll und erfolgreich an der Hebung und Verselbständigung der Eingeborenen bereits gearbeitet habe, beweise, daß es den Äthiopiern nicht auf Förderung ihrer Brüder, sondern auf Emanzipation von jeder Leitung und Kontrole durch Europäer ankomme. Das Gegengift gegen dies politische Gift bestehe aber nicht in gewaltsamer Unterdrückung, noch weniger darin, daß man die Bewegung ignoriere. Sie sei ernst, aber nach seiner Überzeugung noch nicht so weit gediehen, daß sie nicht bei festem, zielbewußtem Zusammenwirken aller in Frage kommenden Faktoren gemäßigt und zu einer heilsamen Entwicklung geführt werden könne. Dazu gehöre aber vor allem ein weises Verhalten der Weißen. „An erster Stelle darf nicht vergessen werden, daß die ganze Bewegung ihren Anfang und sicher den Erfolg, welchen sie erreicht hat, der unfreundlichen und hoffnungslos selbstsüchtigen, um nicht zu sagen ungerechten Haltung verdankt, welche die Mehrzahl der Weißen gegen die Eingeborenen, besonders in den Kronkolonien eingenommen hat.“[1]) Die neuerdings gebildeten Vereine Weißer gegen die Farbigen („White Leaguers“, Anti-Colour-Associations und dergl.) trügen nur dazu bei, den farbigen Hetzern eine Entschuldigung und mitunter einen guten Grund für die Verbreitung ihrer Lehren zu geben. Die Eingeborenen der verschiedenen Gegenden Südafrikas seien in ihrem Kulturstand von einander so verschieden wie die Völker Europas. So sei es unsinnig, ihnen allen ohne Rücksicht auf Gesittung und Bildung das gleiche Zwangsgesetz aufpressen zu wollen. „Wer dem hartnäckig entgegentritt, daß Erziehung und Gesittung die Unzuträglichkeiten, welche auf die eingeborene Rasse gelegt sind, ausgleichen und beseitigen, der treibt die wenigen Eingeborenen, die wohl unterrichtet und gesittet sind, zu ihrem Volk zurück, damit sie dort Aufruhr und Unzufriedenheit ausbrüten und auf wilde Mittel sinnen, um mit Waffengewalt die Türe zu erbrechen, welche man vor ihrer Nase so unverständig zuschlug.“ Hamilton rät schließlich den Farbigen, sich von den Amerikanern zu lösen und den weißen Missionaren zu folgen. Die Native Commission in Kapstadt, welche jetzt vorurteilslos und wohlwollend die Verhältnisse der Eingeborenen untersuche, werde hoffentlich Vorschläge zeitigen, durch deren Verwirklichung den Klagen der Eingeborenen aller Grund entzogen werde. Für diese Verwirklichung aber sollten alle einsichtigen Weißen eintreten. „Nur dadurch, daß wir selbst die Eingeborenen zu besseren Verhältnissen führen, können wir verhindern, daß sie sich unheilbringende Fremde ihrer eigenen Farbe zu Führern ersehen.

Eine freundlichere Aufnahme ihrer Anregungen und eine ver-

---

1) Die Sperrungen sind von mir.

ständigere Haltung der Regierung hätte sich die Johannesburger Konferenz nicht wünschen können.

Für die Stimmung, welche in Regierungskreisen Südafrikas gegenüber der Mission jetzt herrscht, sind die beiden Resolutionen bezeichnend, welche die Native Commission „voll von Anerkennung für den Nutzen der Arbeit der Kirchen, welche sich der Pflicht der Evangelisierung der Heiden unterzogen haben", einstimmig beschlossen hat:

1. Die Kommission ist der Überzeugung, daß ein Hauptelement für die Zivilisation der Eingeborenen im Christentum zu finden ist.

2. Die Kommission ist der Meinung, daß regelmäßiger moralischer und religiöser Unterricht in allen Eingeborenenschulen gegeben werden sollte.

Letztere These ist um so bemerkenswerter, als bisher das angloloniale Schulsystem für Religionsunterricht keinen Raum hatte.

Wir haben noch einen besonderen Grund, Hamiltons Urteil über die Entstehung, Verschlimmerung oder Heilung des Äthiopismus hervorzuheben. Es mehren sich in europäischen Zeitungen die Stimmen, welche für die Entstehung des Äthiopismus, und alle seine möglichen Folgen die Mission und ihre angebliche falsche Pädagogik verantwortlich machen wollen. Als Chorführer dieses Reigens ist im „Tag" (1905, Nr. 211) Dr. Karl Peters aufgetreten; er kann den Wunsch nicht unterdrücken, daß, wenn der allgemeine Eingeborenenaufstand ausbreche, recht viele der sog. „Sentimentalisten", d. h. zunächst der Missionare, in Südafrika sein möchten, um die „Herzensgüte des schwarzen Bruders" sich beweisen zu lassen. In Kapstadt hat er einem Reporter erklärt: „Hier, wo wir jetzt sitzen, werden dereinst Schwarze die Abreise des letzten Weißen aus der Table-bay mit ansehen". Noch hat niemand den schwarzen Hetzern einen größeren Dienst getan als er. Denn solche Worte werden von diesen mit Behagen als Weissagungen sicheren Erfolges einer Erhebung verbreitet. Nun fällt es uns nicht ein zu leugnen, daß auch in der südafrikanischen Mission Erziehungsfehler begangen sind. In jedes Menschen und Volkes Erziehung werden Fehler gemacht. Aber es verrät doch eine grenzenlose Oberflächlichkeit des Urteils und einen traurigen Mangel an geschichtlichem Sinn, wenn man eine so gewaltige und komplizierte Bewegung aus einer einzigen Ursache ableiten und ihre politischen Ursachen, von dem alten Au-

tagonismus englischer und burischer Interessen an bis zum südafrikanischen Kriege, und die sozialen, von dem Verhalten der ersten Ansiedler am Kap bis zur Chineseneinfuhr in unseren Tagen, übersehen kann. Da aber auch das oberflächlichste Gerede von der öffentlichen Meinung nachgeredet wird, empfehlen wir das Urteil eines Mannes wie Hamilton, dem selbst Dr. Peters Afrikakenntnis nicht absprechen kann, der Beachtung und Verbreitung. Es ist hocherfreulich, daß sich die Regierung in so kritischer Zeit von den Scharfmachern nicht verleiten läßt, sondern den Werteiner stetigen, wohlwollenden Eingeborenenpolitik und den Wert der Mission für die Erhaltung des Friedens und die Anbahnung eines gesunden Fortschritts so klar erkennt.

Freilich sind die Hoffnungen, welche Hamilton an die Arbeiten der Native Commission knüpfte, zunächst nicht erfüllt. Ihr Report ist als Blaubuch erschienen[1]), eine Fundgrube wertvollen Materials über die Rechts- und Lebensverhältnisse der Eingeborenen des ganzen englischen Südafrika, einer besonderen Behandlung an dieser Stelle würdig und bedürftig. Er ist seiner Tendenz nach unstreitig eingebornen-freundlich; zunächst hat aber seine Veröffentlichung stark aufreizend gewirkt. Am Kap hat der Vorschlag, die Vertretungen der Eingeborenen von den Parlamenten der Weißen durchgängig und grundsätzlich zu trennen, böses Blut erregt. Die Farbigen schließen daraus, daß die Engländer mit ihnen nur ihr Spiel getrieben hätten, als sie ihnen einst Wahlrecht gewährten. Zahlreiche Vorschläge der Kommission, besonders die Beschränkung des Grunderwerbsrechtes, die abweichenden Strafarten und Strafmaße bei Verbrechen Weißer und Schwarzer, Zurücksetzungen im sozialen Leben usw., werden in erregten Versammlungen mit Erbitterung besprochen. Zustände, an welche man sich fast gewöhnt hatte, empfindet man als unerträglich, seit sie durch die öffentliche Diskussion in ihrem Kontrast gegen die Rechtslage der Weißen herausgestellt sind. Im Zoutzansbergdistrikt hat eine von der dortigen Vigilance Association aufgesetzte Petition an König Eduard in wenig Tagen über 30000 Unterschriften gebildeter, d. h. schreibkundiger Eingeborener erhalten. Unter Aufführung der empfundenen Ungerechtigkeiten

1) South African Native Affairs Commission 1903—1905. Report. Cape Town. 1905.

in den Vorschlägen bitten sie ihn, die Regierungsgewalt in Transvaal nicht einem Parlament der Weißen, von welchem sie ausgeschlossen wären, zu übergeben, weil sie sich sonst an deren Willkür ausgeliefert sähen. Die Organisation von Vigilance Associations nach dem Muster der Transvaal Nat. Vig. Ass. macht rapide Fortschritte. Von Januar bis Mai sollen 22 neue Vereine entstanden sein. Auf der Johannesburger Konferenz hatte Bridgman (A. M. Z. 1905, S. 24) es als ein Glück für Südafrika bezeichnet, daß die sprüchwörtliche Uneinigkeit der Schwarzen sich auch an der Zersplitterung der äthiopischen Bewegung bestätige. Erst wenn die Farbigen einig würden, drohe Gefahr. Leider hat die gemeinsame Besprechung der Eingeborenenverhältnisse aller englischen Kolonien Südafrikas in dem Report viel dazu beigetragen, den Farbigen vom Kap bis zum Sambesi ein Bewußtsein von der Gemeinsamkeit ihrer Interessen zu geben und zu deren Wahrung in ihnen ein Solidaritätsgefühl zu erwecken.

Dahin hat auch die Chineseneinfuhr gewirkt. Vor einem Jahr kamen die ersten gelben Randarbeiter an; Frühjahr 1905 wurde ihre Zahl schon auf 32000 angegeben. Sie scheinen ein arges Gesindel zu sein. Die Zahl derer, welche wegen Kontraktbruchs, Schlägereien mit Schwarzen und anderer Ausschreitungen gerichtlich bestraft werden mußten, ist so enorm, daß in der Presse darüber lebhaft verhandelt wird. Neuerdings sollen auch Tätlichkeiten von Chinesen gegen Weiße vorgekommen sein. Die Klage über sie ist allgemein. Um so mehr verletzt es die Schwarzen, daß selbst Gebildete unter ihnen hinter dem gelben Gelichter in einigen Beziehungen rechtlich oder sozial zurückstehen. Als nach einer großen Schlägerei für einige Orte auch den Schwarzen das Tragen nicht nur von Waffen, sondern auch von Stöcken verboten werden sollte, wuchs die Erbitterung bedenklich.

In den meetings der letzten Monate sind mitunter tolle Worte gefallen: „Hätten wir dies voraussehen können, so hätten wir den südafrikanischen Krieg noch um ein Nachspiel bereichert“ oder „Wenn man uns zum Äußersten treibt, wird Johannesburg — es war in den Tagen der russischen Bombenattentate und Volksunruhen — noch ein Petersburg werden.“ Es ist bezeichnend, daß gute Kenner Südafrikas sorgenvoll darauf warteten, welche Folgen der letzte Seesieg der Japaner, welche die Schwarzen als Farbige, d. h. als ihres-

gleichen, zu betrachten sich erlauben, für die äthiopische Bewegung haben werde. Wo so viel Zündstoff liegt, bedarf es freilich nur eines Funkens, um den großen Brand zu entfachen. Ich möchte aber, vorausgesetzt daß nicht außerordentliche Ereignisse hinzutreten, an eine nahe Farbigenerhebung nicht glauben. Wenn in Afrika losgeschlagen wird, sei es im Kraal, sei es im ganzen Stamm, pflegt es vorher lautlos still zu sein. Das laute Raisonnieren und öffentliche Agitieren läßt nicht auf eine ausgebreitete Geheimverschwörung schließen. Die Regierungen scheinen die gegenwärtige Erregung sich in Reden und Zeitungen erst austoben lassen zu wollen und werden dann vermutlich den Report zunächst latitudinarisch behandeln. Ich glaube, daß bei einmütigem Zusammenwirken aller „Gutgesinnten" noch heute die Hoffnuug und das Ziel festgehalten werden kann, welches die Johannesburger Konferenz ins Auge faßte: Die Hinüberführung der großen Aufwärtsbewegung der schwarzen Rasse in Südafrika in die Bahn einer ruhigen, gesunden Entwicklung, welche in sich die Keime einer künftigen selbständigen christlichen Zivilisation trägt.

Hudson Taylor †.

Von F. Hartmann in Paderborn.

Ein Chinamissionsmann von Gottes Gnaden ist zur oberen Heimat abgerufen. J. Hudson Taylor ist nach einem in London angekommenen Telegramm am 3. Juni 1905 in Tschhang-scha, der Hauptstadt der chinesischen Provinz Hunan, gestorben. Da in dieser Zeitschrift häufig (am ausführlichsten Jahrg 1894, 1895, 1896) von Taylor die Rede gewesen ist, so muß hier ein sehr kurzer Überblick über sein Lebenswerk genügen.

Er war von seinen Eltern von Geburt an für die Mission in China geweiht; man kann wohl sagen, daß Gott zu ihren Gebeten sein Amen gesprochen hat. Geboren am 21. Mai 1832 in England fuhr Taylor am 19. September 1853 zum erstenmal nach China ab, als Missionsarzt der „chinesischen Evangelisations-Gesellschaft", von der er sich jedoch schon nach wenigen Jahren trennte durch Auf-

stellung derjenigen Grundsätze, um derentwillen man wohl für seine Mission in besonderer Weise den Namen „Glaubens-Mission“ hat in Anspruch nehmen wollen.

Nach tastenden Versuchen in anderen Provinzen begann er seine Arbeit in Ning-po, der Hauptstadt von Tsche'-kiang. Dorthin sandte er auch fünf Missionare während eines Erholungsurlaubs in England, den er zugleich zur Durcharbeitung des Neuen Testaments im Ning-po-Dialekt verwandte. Dann aber gründete er 1865 die „China-Inland-Mission“, die durch das Wort „Inland“ ihr Ziel auf die nicht vom Meere berührten Provinzen Chinas bekundete, in denen damals noch keine evangelische Missions-Station war, mit alleiniger Ausnahme von Han-khau in Hu-pe', einem dem Weltverkehr geöffneten Jang-ze-Hafen. — Obwohl Taylor nun Missionsdirektor geworden war, so blieb er doch auch Missionar und lebte die meiste Zeit in China, während außer dem „Direktor in China“ auch ein „Direktor in London“ angestellt wurde.

Nicht sofort wurde es möglich, ins Binnenland einzudringen. Aber mit einer Glaubenskraft und einem Heldenmut, die für die ganze Kirche Gottes auf Erden etwas stärkendes haben müssen, drang er mit seiner Schar in eine Provinz nach der andern ein. Heute hat die China-Inland-Mission ihre Arbeit in allen Provinzen Chinas mit Ausnahme von dreien, die von anderen Gesellschaften gut besetzt sind. Während im Jahre 1900 eine größere Zahl von ihren Missionaren ermordet wurde, hat sie jetzt wieder die frühere Zahl erreicht oder noch etwas überstiegen, nämlich 828 Missionare (unter ihnen aber nur 331 männliche) auf 200 Stationen mit 520 Außenplätzen. Die Zahl der Taufen auf diesen Stationen beläuft sich im ganzen auf fast 19000.

Hudson Taylor war in den letzten Jahren völlig erschöpft und hielt sich zur Erholung in der Schweiz auf, bei seiner erzwungenen Untätigkeit doch froh, Söhne, Neffen und Nichten im Missionsdienst in China zu haben und Enkel, die sich dazu vorbereiteten. Im Februar dieses Jahres besserte sich seine Gesundheit so, daß er sich entschloß, mit seinem Sohne, dem Missionsarzt Dr. Howard Taylor, wieder nach China abzureisen. Es erscheint als ein schöner Abschluß dieses gesegneten Lebens, daß er in Tschang-scha sterben durfte, der Hauptstadt derjenigen Provinz, die den nunmehr zwanzigjährigen Bemühungen der China-Inland-Mission, in sie einzudringen, am

längsten, am erfolgreichsten, am erbittertsten widerstanden hat, in der Stadt, von der Tschau-Han's berüchtigte Schmähschriften des Christentums ausgegangen waren, und wo jetzt endlich die Türen der Mission weit geöffnet sind.

Chronik.

Von dem furchtbaren **Erdbeben**, welches am 4. April dss. Js. die Vorberge des westlichen Himalaya heimgesucht hat und bei dem 15 000 Menschen das Leben verloren haben, ist auch die Mission schwer betroffen worden. In **Kangra**, nahe bei Dharmsala im Pandschab, wo sich das Zentrum der gewaltigen Erderschütterung befand, stürzte das Missionshaus zusammen und begrub unter seinen Trümmern den Missionar Rowlands und zwei Missionarinnen: die Witwe des Missionars Däuble und Fräulein Lorbeer. Die letzteren waren vom Morgenländischen Frauen-V. ausgesandt und standen wie Rowlands im Dienste der englischen Kirchen-M.-G. Mit ihnen kamen 35 Knaben ums Leben. In Dharmsala wurde Fräulein Michaelis, auch eine Missionarin des Morg. Fr.-V., auf wunderbare Weise gerettet, aber 14 ihrer Schulmädchen wurden getötet, desgleichen verlor der selbst gerettete eingeb. Pastor Nath seine Frau und mehrere Kinder. Ausführliches im Jnt. 05, 451 ff. In Lahore und Amritsar haben die Missionsbaulichkeiten auch sehr gelitten, doch hat die Mission hier keine Menschenverluste zu beklagen. Ebenso sind im **Westhimalaya-Gebiet** der Brüdergemeine die Menschen unversehrt geblieben.

* * *

Nach Jnt. 05, 374 sind in Indien vom 1. Jan. bis 18. Febr. 190[illegible] 223 690 Personen an der **Pest** gestorben; in Summa seit 1896 nach den offiziellen Berichten 3 352 109.

* * *

Nach dem Jahresbericht der China-Inland-Mission (China's Millions 05, 72) hat sich in China seit der **Katastrophe** von 1900 die Zahl der evangelischen Christen um ca. 50 000 **vermehrt**. In den beiden Jahren 1903 und 04 haben allein auf den Gebieten der China-Inland-M. 1729 und 2387, also 4116 Taufen stattgefunden. Daß ein großes Erwachen durch China geht, bezeugen alle Berichte.

* * *

Während des Krieges hat die evangelische Mission in der **Mandschurei** sowohl in den Lazaretten, wie an den schwer heimgesuchten, die äußerste N[illegible] leidenden Eingeborenen bewundernswerte Samariterdienste getan und dur[illegible] dieselben bei Freund und Feind sich viel Dank und Anerkennung erworbe[illegible] Und dabei hat ihr eigentliches Werk nicht nur nicht gelitten, sondern na[illegible]

innen und außen Fortschritte gemacht, sodaß man im Begriff steht, sogar den nördlich von Charbin liegenden Distrikt zu besetzen, in welchem bereits aus dem eigentlichen China und der südlichen Mandschurei eingewanderte eingeborene Christen dem Evangelio den Weg bereitet haben.

* * *

In **Uganda** ist im Jahre 1904 wieder eine große Ernte eingebracht worden, über 9000 Taufen, unter ihnen mehr als 6000 Erwachsener, haben stattgefunden, sodaß jetzt die Gesamtzahl der evangelischen Getauften 50 000 übersteigt. Von den 717 535 Bewohnern des eigentlichen Uganda — ungerechnet also die Außenprovinzen — haben sich bei einem 1904 stattgefundenen sorgfältigen Regierungszensus 212 669 als römische, 164 241 als protestantische Christen angegeben, während der Rest sich als Mohammedaner (40 346) und Heiden (300 879) bezeichnete.

* * *

Verhältnismäßig viel größer ist die Ernte der Rheinischen Mission unter den **Batakken** auf Sumatra, wo in 1904 4848 Erwachsene und 2738 Kinder getauft worden sind, so daß hier jetzt ein christlicher Gemeindebestand von 61 764 Personen vorhanden ist. Von den anderen deutschen M.-G. sind die Jahresberichte noch nicht erschienen, aber wie es scheint, steht die Rheinische M.-G. mit rund 100 000 Heidenchristen und 10 281 Getauften in 1904 jetzt an der Spitze der deutschen Missionen.

* * *

Aus der Reihe der deutschen Missionare sind zwei verdiente Emeriti gestorben: 1) am 26. November 1904 in der Kapstadt **Dr. Brincker** im Alter von 68 Jahren. „Nach drei Seiten hin hat Br. seine reichen Gaben, die er mit großer Treue und eisernem Fleiße vermehrt hat, in den Dienst der Mission gestellt: als praktischer Missionar in Otjimbingue und Otjikango, als Leiter des Augustineums und endlich nicht zum mindesten als Gelehrter und Sprachforscher.“ Für immer wird sein Name neben dem von Hugo Hahn mit der Geschichte der Hereromission, die ihm geradezu ihre Fortexistenz verdankt, verbunden bleiben. Sein fesselndes Schriftchen: „Aus dem Hereroland. Erinnerungen an Kriegswirren und missionarische Friedensarbeit“ bleibt eine Hauptquelle dieser an Leiden, Geduld und wechselvollen Ereignissen reichen Geschichte und seine zahlreichen Spracharbeiten sichern ihm für immer einen Ehrenplatz unter den afrikanischen Linguisten. Speziell für das Otjiherero ist er die erste Autorität (Rh. M.-Berichte 05, 49). Und 2) starb am 21. März dieses Jahres im 63. Jahre zu Speyer der Basler Missionar **Bohner**, der 34 Jahre lang auf der Westküste Afrikas, erst auf der Goldküste (von 1864—90) und dann in Kamerun (von 1890—98) in fruchtbarer, rastloser Tätigkeit gestanden. Als einfacher Handwerker ausgesandt, hat sich der praktische, geistig begabte, mit viel gesundem Menschenverstand ausgerüstete und in das Verständnis der Eingeborenen tief eingedrungene Mann nach und nach zum hochgeschätzten Leiter der unter nicht geringen Schwierigkeiten übernommenen Kamerun-Mission hinaufgearbeitet und selbst als Missionsliterat und Linguist

wertvolle Dienste getan. Sein Buch: „Im Lande des Fetisch", wie seine verschiedenen missionstheoretischen Aufsätze und der religionswissenschaftliche Essay: „Ist der Fetischismus die ursprüngliche Religion der Neger?" sind respektable Leistungen (Heidenbote 05, 38). Warneck.

Literatur-Bericht.

1. **Sundermann:** „Die Insel Nias und die Mission daselbst." Mit einem Anhang: Niassische Literatur. Barmen. Missionshaus. 1905. 1 Mk. Für die Leser der A. M. Z. bringt dieses Buch allerdings nicht etwas geradezu neues, da es 3 bezw. 4 nach und nach in ihr erschienene längere Aufsätze (neben einigem auch schon anderwärts veröffentlichten Material) aus der Zerstreuung gesammelt und zu einem Ganzen verarbeitet hat; aber eben als geschlossenes Ganzes ist es eine willkommene Monographie, zumal das behandelte Gebiet seit etwa einem Jahrzehnt neben dem unter den Batakken auf Sumatra das fruchtbarste und hoffnungsvollste unter den Arbeitsfeldern der Rheinischen M.-G ist. Und auch das macht das Buch wertvoll, daß es einen Mann zum Verfasser hat, der in einer 30jährigen Dienstzeit an dem Aufschwunge der Niassischen Mission im hervorragenden Maße, speziell durch seine sprachlichen Arbeiten[1]), mitgearbeitet hat und der als der gründlichste Kenner des Niassischen Volkes bezeichnet werden muß. Der Inhalt ist in 2 übersichtlich gegliederten Hauptabschnitten in der Weise behandelt, daß zuerst (auf 88 S.) das Land und die Bewohner, also das Geographische und Ethnologische und mit besonderer Ausführlichkeit die Sitten, Gebräuche, religiösen Vorstellungen u. s. w. zur Darstellung kommen und dann die Geschichte der Mission (auf 100 S.) erzählt wird. Die letztere in 3 Perioden geteilt: in die der Anfangsarbeit (1865—70), die der weiteren Saatzeit (bis 1890) und die der neueren Entwicklung und der Erntearbeit (bis 1904) — alles sehr akkurat, nüchtern und lebenstreu, ohne rhetorischen Schmuck so daß das Buch eine Quelle von bleibendem Wert für Nias und seine Missionsgeschichte bildet. Auch der Anhang, der (auf 69 S.) niassische Gesänge Kinderliedchen, Sprüchwörter, Rätsel und Gleichnisse enthält und aus der mündlichen Überlieferung mit großem Fleiß und sichtlicher Vorliebe gesammelt und schriftlich fixiert worden ist, ist darum eine wertvolle Zugabe, weil er in die Gedankenwelt des Volkes einen sehr instruktiven Blick tun läßt. Die Illustrationen sind nur teilweis befriedigend. Leider fehlt eine Karte, die zur Orientierung sehr wünschenswert gewesen wäre.

1) Soeben ist von ihm wieder ein „Niassisch-deutsches Wörterbuch" erschienen mit einem Anhang für Vergleichung des Niassischen mit andern malaio-polynesischen Sprachen.

2. Witteborg: „Ein früh vollendetes Missionarsleben." Mit 19 (meist guten) Bildern und einer Karte. Gütersloh. Bertelsmann. Geb. 1 Mk. Ein Ausschnitt aus der Geschichte der Niassischen Mission am Faden der Biographie des Missionars Krumm, der berufen war, in der romantischsten Episode dieser Geschichte, in der Aufsehen erregenden Zuwendung der wilden Iraono Huna zum Evangelium, die Führerrolle zu übernehmen und der auf der Höhe seiner nur kurzen aber fruchtreichen Wirksamkeit dem Schwarzwasserfieber erlag, nachdem er vorher den Schmerz erlebt, auch seine treue Gehilfin durch den Tod zu verlieren. Es ist eine in jeder Beziehung ergreifende Geschichte, welche diese mit großer Wärme geschriebene Biographie erzählt — die Geschichte einer Großtat Gottes und eines treuen, hingebungsvollen Arbeiters Gottes, der fortwirken wird, obgleich er gestorben ist.

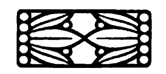
3. Scholze: „Die Wahrheit über die Heidenmission und ihre Gegner." Sonderbeilage der „Deutschen Kolonien." Als Broschüre: Berlin, Süsserott. 1905. 50 Pf. Ein mannhaftes Wort eines 1½ Jahre im Kolonialdienste (in Kamerun) tätig gewesenen Geometers, der es für seine Gewissenspflicht hielt, auf Grund eigner Erfahrungen nicht nur die Missionare gegen die ungerechten und oft geradezu böswilligen wider sie erhobenen Anschuldigungen zu verteidigen, sondern auch die wahren Ursachen der Feindschaft aufzudecken, die unter der weißen Bevölkerung vielfach gegen sie herrscht. Er tut das ohne ein Blatt vor den Mund zu nehmen und immer unter Anführung von notorischen Tatsachen. Es ist betrübend und erschreckend, was der Geometer mitteilt, der selbst nicht wenig deshalb zu leiden hatte, weil er nicht mit den Wölfen heulte. Die sehr instruktive Broschüre sollte in Zehntausenden von Exemplaren verbreitet werden, damit die Wahrheit über die Heidenmission und ihre Gegner in den weitesten Kreisen daheim zu Worte käme.

4. Mott: The Pastor and modern Missions a plea for leadership in world evangelization. Nev York 1904. Ausgehend von der auch unsererseits aufs nachdrucksvollste immer wieder betonten Wahrheit, daß das Maß der Energie der heimatlichen Kirche zur Ausbreitung des Christentums in der nichtchristlichen Welt wesentlich von der Beeinflussung der Gemeinden durch ihre Pastoren abhänge, hat der rührige Führer der studentischen Missionsbewegung, Mr. Mott, in diesem, aus Vorlesungen an verschiedenen nordamerikanischen theologischen Lehranstalten entstandenem Buche einen kraftvollen Appell an die Pastoren gerichtet, der auch in Deutschland die ernsteste Beherzigung finden sollte. Nach einem ersten einleitenden Kapitel, in welchem — allerdings je und je nicht ohne rhetorische Übertreibungen — die in dem gegenwärtigen Zustande der nichtchristlichen Welt, ihrer Offenheit für das Evangelium, ihrer steigenden Besetzung und Beeinflussung durch missionarische Kräfte u. s. w. liegende großartige Missionsgelegenheit der heimatlichen Christenheit als Missionsverpflichtung anschaulich und eindrücklich gemacht wird, zeigt der Verf. in 4facher Beziehung die Aufgabe und die Macht des Pastors, in dem Werke der Welt-Evangelisation; sie liegt in seiner educational, financial, recruiting und spiritual force. In ebenso lebendiger und packender, wie vielseitiger und tiefgründiger Weise wird in Kap. 2—5 ausgeführt, wie der

Pastor vornehmlich durch mannigfaltige Einführung in Missionskenntnis und -Verständnis die Gemeinde zur liebevollen Anteilnahme an der Mission erziehen, wie er den Opfersinn wecken und pflegen, wie er Arbeiter für die Mission gewinnen und wie er die geistlichen Mächte in Aktion setzen soll, in denen die innersten Missionsantriebe und Missionsmächte liegen. Die Einzelausführung dieser — uns ja nicht fremden — Grundgedanken enthält einen solchen Reichtum an praktischen Wahrheiten und Ratschlägen und geschieht in einer so markigen Sprache, daß man über ihr das spezifisch Amerikanische, das je und je unterläuft, völlig übersieht und nur wünschen kann, sie werde recht allgemein in Tat und Leben übersetzt. Da das Buch leicht zu lesen ist, so findet es hoffentlich auch in Deutschland einen großen Leserkreis. Als Anhang ist ihm ein natürlich auf englische Leser berechnetes Verzeichnis derjenigen Missionsliteratur beigegeben, aus welcher der Pastor sich seine Missionsbibliothek bilden soll — auch ein Beweis wie praktisch Mott seine Aufgabe behandelt.

5. **Booker Washington:** Working with the hands. Being a sequel to: „Up from slavery", covering the author's experiences in industrial training at Tuskegee. London 1904. Sehr lehrreich für diejenigen, welche sich für die erzieherische Tätigkeit dieses großen Lehrers seiner schwarzen Landsleute in den V. St. interessieren. Vergl. A. M. Z. 1904, 14.

Warneck.



Die Missionstätigkeit der russischen orthodoxen Kirche.

Von P. Friedrich Raeder.

I.

Was die griechisch-katholische, oder, wie sie sich selbst mit Vorliebe nennt, orthodoxe Kirche Rußlands für die Ausbreitung des Christentums unter nichtchristlichen Völkern bisher getan hat und zur Zeit tut, ist bei uns sehr wenig bekannt. Nun hat ja freilich die russische Kirche seit Jahrhunderten ein in sich völlig abgeschlossenes Dasein gefristet, ohne mit der Christenheit des Westens überhaupt irgendwie in Wechselbeziehung zu treten. Auch die Missionen der russischen Kirche sind, mit wenigen Ausnahmen auf das russische Reich beschränkt und gegen die Außenwelt abgeschlossen und liegen darum außerhalb des Gesichtskreises und der Interessensphäre der evangelischen Christenheit. Nur anf einzelnen Gebieten, wie in Japan und Alaska, kommt die russische Mission mit der evangelischen mehr oder weniger in Berührung. Diese Missionen finden dann auch, allerdings meist nur auf Grund protestantischer Berichte, in denen sie gelegentlich erwähnt werden, häufiger Berücksichtigung in unsrer Literatur. Dagegen erscheint eine Gesamtübersicht über die gegenwärtigen russischen Missionen, geschweige denn ein Überblick über die gesamte Missionsgeschichte der russischen Kirche, durch die Entlegenheit und teilweise Unzugänglichkeit der ausschließlich in russischer Sprache vorhandenen Originalquellen sehr erschwert. Aus diesen Gründen ist es wohl zu verstehen, warum die russisch-orthodoxe Mission uns bis jetzt fast terra incognita ist.[1])

---

1) Über die russische Mission in Sibirien orientiert die auf russischen Quellen beruhende Arbeit eines livländischen Pastors in Allg. M. Z. 1875, 58 ff. 256 ff. 385 ff. 453 ff. (jetzt natürlich längst veraltet). Vgl. auch die Mitteilungen auf Grund des Reiseberichts von Dr. Lansdell in Allg. M. Z. 1883, 441 ff. 498 ff. Über Alaska: Vahl, Alaska: Folket og Missionen. Kopenhagen 1872 (vgl. Allg. M. Z. 1898, 153); Ev. M. Mag. 1886, 23 ff. (Lebensbild des Missionars Weniaminow). Neuerdings hat den Versuch einer kurzgefaßten russischen Missionsgeschichte unternommen der russische Gesandt-

Immerhin ist nicht in Abrede zu stellen, daß die Missionswissenschaft, deren Aufgabe sein soll, die Missionsbestrebungen der gesamten Christenheit zur Darstellung zu bringen, an der Missionstätigkeit einer Kirche, welche wenigstens dem Namen nach mehr als 90 Millionen Bekenner zählt, nicht achtlos vorübergehen darf. Anderseits wird gerade in unserer Zeit die russische Kirche und ihre Missionsarbeit auch bei allen evangelischen Missionsfreunden erhöhtes Interesse beanspruchen müssen. Und zwar nicht bloß aus dem Grunde, weil heutzutage Rußland und russische Zustände überhaupt an der Tagesordnung sind, sondern vielmehr um deswillen, weil Rußland, das zur Zeit mit so wenig Erfolg, aber um so hartnäckiger um die Herrschaft in Ostasien ringt, in seinen Grenzen grundsätzlich keine andere Mission duldet noch dulden will, als allein die der griechisch-orthodoxen Staatskirche.

Bekanntlich ist im russischen Reiche die griechisch-katholische Kirche die herrschende und allein vollberechtigte. Das Staatsgesetz bestimmt:

„In den Grenzen des Reiches hat allein die herrschende Orthodoxe Kirche das Recht, Angehörige anderer christlicher Konfessionen und Andersgläubige zur Annahme ihrer Glaubenslehre zu überreden. Dagegen sind geistliche wie weltliche Personen der übrigen christlichen Konfessionen und Andersgläubige strengstens verbunden, die Gewissensüberzeugung derer, die nicht zu ihrer Religion gehören, nicht anzutasten. Im Übertretungsfall unterliegen sie den in den Kriminalgesetzen bestimmten Strafen".[1])

Jede Missionstätigkeit der sog. „fremden Konfessionen" unter Andersgläubigen fällt demgemäß unter den Begriff der strafbaren Propaganda. Der Übertritt von Andersgläubigen zu einer anderen Konfession, als zu der griechisch-orthodoxen ist zwar nicht verboten, aber doch von einer für jeden einzelnen Fall durch den Minister des Innern nachzusuchenden Allerhöchsten Genehmigung abhängig gemacht. Jede Teilnahme der fremden Geistlichkeit bei dem Nachsuchen

---

schaftsgeistliche in London E. Smirnoff: A short account of the historical development and present position of russian orthodox missions. London 1903. Eine durchaus unkritische und stark panegyrische Arbeit über die russische Mission in Asien und Amerika brachte die engl. Zeitschrift: The East and the West 1904, 143 ff. (vgl. Ev. M. Mag. 1905, 138 ff. 149 ff.). — Vgl. endlich die kurzen Übersichten in Monatsbl. f. öff. M.-Stunden 1894, 145 ff. und in Gunderts ev. Miss. 4. Aufl., 275 ff.

1) Russ. Reichsgesetzbuch Bd. XI, Th. I, § 4.

um die betreffende Erlaubnis ist durch das Gesetz ausgeschlossen. Ohne diese Genehmigung darf auch keine Unterweisung der sich zum Übertritt meldenden stattfinden.

Die für die Mission in Betracht kommenden Gesetzesartikel sind folgende: „Die Aufnahme von Mohammedanern und Heiden, welche den Wunsch dazu geäußert haben, in irgend eine der geduldeten fremden christlichen Konfessionen durch Geistliche derselben wird nicht anders zugelassen, als auf Grund besonderer in jedem einzelnen Falle durch den Minister des Innern einzuholenden Allerhöchsten Genehmigung, mit Ausnahme der in den folgenden Artikeln bezeichneten Fälle“[1]). Die letztgenannten Artikel beziehen sich auf Ausnahmezustände im Kaukasus und auf den Übertritt von aus fremden (an das Reich grenzenden) Ländern stammenden Mohammedanern. Für die Geistlichen der evang.-luth. Kirche gilt die spezielle Gesetzesbestimmung: „Die evang.-luth. Konsistorien, Generalsuperintendenten und Pröpste müssen sorgfältig darüber wachen, daß die ihnen untergebenen Geistlichen, und, soviel es von ihnen abhängt, auch weltliche Personen, der ihnen unterstellten Bezirke sich in keiner Weise erlauben, das gute Einvernehmen mit anderen, im Staate frei bestehenden Konfessionen zu stören, und daß sie weder mit Worten noch auf irgend eine andere Weise die Bekenner eines anderen Glaubens zum Übertritt in ihre Kirche verleiten. Die Prediger sollen die Gesuche von Gliedern einer anderen, im Reiche Schutz genießenden Konfession, sie in den Glaubenslehren der evang.-luth. Kirche zu unterrichten, oder an ihnen irgend eine geistliche Amtshandlung zu vollziehen, oder gar in den Schoß der evang.-luth. Kirche aufzunehmen, ablehnen. Die dazu nötige Erlaubnis kann gesetzlich nur von den Personen der anderen Konfessionen selbst, die ihren Glauben ändern wollen, und ohne alle Teilnahme der Geistlichkeit nachgesucht werden[2]).“ Im Übertretungsfall werden durch das russische Strafgesetzbuch folgende Strafen angedroht: „Geistliche fremder christlicher Bekenntnisse unterliegen für die, ohne besondere Erlaubnis für jeden einzelnen Fall bewerkstelligte Aufnahme irgend eines der andersgläubigen russischen Untertanen in den Schoß ihrer Kirche: das erste- und zweitemal einem strengen Verweise; das drittemal der Entfernung vom Amte auf eine Zeit von zwei Jahren; das viertemal aber der Ausschließung aus dem geistlichen Stande und dem Verluste der mit demselben verknüpften besonderen Rechte und Vorzüge[3]).“

Diese Lage der Mission im russischen Reiche hat auch durch das zu Ostern dieses Jahres erlassene, von allen andersgläubigen Untertanen Rußlands mit Freude begrüßte Toleranzedikt des Zaren keinerlei Änderung erfahren. Ist auch in demselben der harte und unerträgliche Zwang, der bisher alle nominellen Glieder der orthodoxen Kirche an letztere gegen ihren Willen auf immer fesselte, endlich

1) ibid. § 6.
2) Russ. Reichsgesetzbuch Bd. XI, Th. I, § 779.
3) Russ. Strafgesetzbuch § 195.



aufgehoben, so kann doch auch jetzt noch immer nur von Duldung der anderen Glaubensbekenntnisse die Rede sein, nicht aber von einer Gleichberechtigung im Staate. Das Minister-Komitee, welches dieses Toleranzedikt ausgearbeitet und dem Zaren unterbreitet hat, hat sich unmißverständlich dahin ausgesprochen, daß die griechisch-orthodoxe Kirche nach wie vor die herrschende bleiben soll und die Vorzüge, die sie vor den anderen Konfessionen hat, beibehalten muß, nämlich: „Die Zugehörigkeit des Zaren zu ihr, die ihr allein zu gewährende Freiheit der Propaganda und das Recht, die Mittel für ihren Unterhalt aus den allgemeinstaatlichen Einkünften zu beziehen.“ Die orthodoxe Kirche ist und bleibt also auch bei weitergehender Duldung anderer Bekenntnisse die Staatskirche und die allein und ausschließlich missionierende Kirche im russischen Staate. Und wo der russische Doppeladler dauernd zur Herrschaft gelangt, da wird auch fernerhin jede andere Mission weichen und die russisch-orthodoxe das Feld behalten müssen. Darum muß es von Interesse sein, diese in dem russischen Staate alleinherrschende Mission und ihre Arbeitsweise auf Grund der russischen Quellen[1]) genauer kennen zu lernen.

II.

Rußland hat das Christentum von Byzanz aus bekommen. Um 868 haben die Kiewschen Warägerfürsten Askold und Dir, deren Angriff auf Byzanz angeblich dank dem wundertätigen Gewande der Mutter Gottes und einem durch dasselbe erregten Sturm auf dem Meere zu schanden wurde, sich die ersten Missionare aus Konstantinopel erbeten und es wurde die erste christliche Kirche in Kiew erbaut und dem hl. Elias geweiht. Ende des Jahrhunderts wird bereits ein russischer Erzbischof in Kiew erwähnt. Unter dem Fürsten Igor muß die Zahl der getauften Russen schon eine beträchtliche gewesen sein, denn in dem 945 mit Byzanz geschlossenen Friedensvertrage wird ausdrücklich und namentlich der Getauften gedacht, welche den Vertrag „in der Hauptkirche des hl. Elias bei vorliegendem ehr-

1) Außer den im folgenden je an ihrem Ort namhaft gemachten Werken sind für die ältere Mission russische kirchengeschichtliche Werke benutzt worden, hauptsächlich das weitverbreitete Handbuch von Philaret Gumilewski (Istorija russkoi zerkwi. 6. Aufl. St. Petersb. 1895), für die neuere die offiziellen Jahresberichte sowie das eine reiche Fundgrube für die Geschichte der russischen Missionen bildende Organ der Orthodoxen Missionsgesellschaft: Prawoslawny Blagowestnik (erscheint seit 1893 in Moskau).

würdigen Kreuze" beschworen haben. Seine Witwe Olga ist eine eifrige Förderin des Christentums, nachdem sie 955 selbst nach Konstantinopel gereist war, um vom Patriarchen die Taufe zu empfangen. Unter Wladimir dem Heiligen oder Apostelgleichen (978—1015) endlich wird das Christentum Staats- und Volksreligion. Zuerst ein eifriger Götzendiener und durchaus fleischlich gesinnt, entscheidet sich dieser Fürst endlich, unter den verschiedenen Religionen, die ihm nahe getreten waren, für das Christentum griechischen Bekenntnisses, hält es jedoch für seiner unwürdig, friedlich und demütig um die Taufe zu bitten, sondern erobert sich gleichsam das Christentum als Siegesbeute von Byzanz. Er besetzt 988 die Stadt Cherson und erzwingt vom griechischen Kaiser einen Frieden unter der Bedingung, daß ihm die Schwester des Kaisers, die Prinzessin Anna, zur Gemahlin gegeben werde, wogegen er sich bereit erklärt, sich mit seinem Volke taufen zu lassen. So erfolgte nun in Kiew die Massenbekehrung des russischen Volkes: die Götzen wurden zerstört und das ganze Volk zu den Ufern des Dnjepr befohlen, wo sie auf ein gegebenes Zeichen sämtlich getauft wurden[1]).

Es war kein sehr lebenskräftiges Christentum, das Byzanz dem heidnischen Rußland bringen konnte, es war vielmehr ein Christentum erstarrt in Äußerlichkeiten und Formelwesen. Die äußerliche Pracht des griechischen Gottesdienstes, welche den Abgesandten des Wladimir gewaltig imponiert hatte, war es, die den Ausschlag für die Wahl dieser Religionsform gegeben hat. Die Annahme des Christentums durch die Masse des Volkes vollzieht sich in rein äußerlicher Weise. Es fehlt sogar jeder Taufunterricht. Die Unterweisung der Heiden in den Lehren des Christentums, die Angewöhnung an das christliche Leben wird auf die Zeit nach der Taufe verlegt. Da es jedoch an gebildeten Priestern fehlte und die Bildung überhaupt darniederlag, ja während der langen Mongolenherrschaft gar nicht aufkommen konnte, so machte der Christianisierungsprozeß in Rußland nur sehr langsame Fortschritte. Zugleich tritt sofort bei den ersten An-

1) Mit der Geschichte des Christentums in Rußland bis zum Fürsten Wladimir dem „Apostelgleichen" befaßt sich das ziemlich unkritische Werk vom Erzbischof Makari von Charkow (russ., 2. Aufl. St. Petersb. 1868). Verständig und mit Kritik behandelt denselben Stoff E. Golubinski in seiner umfangreichen Kirchengeschichte (Bd. I, Th. I, Moskau 1901). Vgl. auch: Blumhardt, Versuch einer allgemeinen Missionsgeschichte. Bd. III, 2, 227 ff.

fängen des Christentums in Rußland die Verquickung der Religion mit politischen Beweggründen und Absichten in Erscheinung. Leider hat sich die russische Mission bis in unsere Zeit hinein von diesen in der Anfangszeit begangenen Fehlern nicht frei zu machen vermocht. Bis heute noch leidet sie an den Folgen einer voreiligen, unvorbereiteten Einkirchung von Volksmassen und an den Folgen einer ungeistlichen Einmischung des Staates in Missionsangelegenheiten.

Nachdem alle russischen Stämme christlich geworden waren, wurde das Land von den Tataren überflutet und zugleich gewann das russische Christentum bei fortschreitender Erweiterung des Gebietes durch Kolonisation eine Missionsaufgabe an nichtchristlichen Völkern finnischer Abstammung. Die Berührung des Christentums mit den Tataren hatte in der Zeit der Mongolenherrschaft in Rußland nur einzelne Übertritte zur Folge. Im Jahre 1265 kommt es zur Gründung eines Bistums in Sarai, in der tatarischen Horde, aber mehr der zahlreichen gefangenen Russen wegen, als zu Missionszwecken.

Von Mitte des 13. Jahrhunderts an dringt das griechische Christentum in Littauen ein und ringt mit der römischen Kirche um die Herrschaft in diesem Lande. Ein Sohn des christenfeindlichen Großfürsten Mendog wurde Christ und zog sich schließlich in ein russisches Kloster zurück. Russische Priester aus Nowgorod und Pskow wirken unter dem Volk. Unter dem Großfürsten Olgerd (1341—1377) erleiden einige griechische Christen 1347 den Märtyrertod, doch läßt sich auch der Großfürst selbst gegen das Ende seines Lebens griechisch taufen. Als unter Jagello die römische Kirche in Littauen den Sieg erhält, soll in Wilna bereits die Hälfte der Einwohner der russischen Kirche angehört haben.[1])

Im Norden kommt das Christentum durch russische Mönche und Einsiedler zu den finnischen Stämmen der Tschud und Karelen. Auf einer Insel des Kubina-Sees, nördlich von Wologda, wird 1251 das Spasso-Kamenny-Kloster als Missionszentrum gegründet[2]). Auf einer Insel des Ladoga-Sees entsteht 1329 das später in der russischen Missionsgeschichte sehr bedeutende Walaam-Kloster. Um 1393 wirkt auf der Konew-(Pferde-)Insel desselben Ladoga-Sees ein

1) Philaret a. a. O. 201 ff.
2) ibid. 207 f. Krassow, Der heilige Stephan (s. unten) S. 149.

Mönch Arsenius und bekehrt deren Bewohner, die vorher jährlich ein Pferd den Geistern zum Opfer darbrachten, zum Christentum. Auch unter den Lappen auf den Inseln des Onega-Sees wird das Christentum um die Mitte des 14. Jahrhunderts gepredigt.

Einen der bedeutendsten Missionare der russischen Kirche hat dasselbe 14. Jahrhundert hervorgebracht. Das ist der hl. Stephan von Perm[1]), der unter dem finnischen Stamme der Syrjänen im jetzigen Gouvernement Wologda, wie es scheint nicht ohne missionarisches Verständnis und mit gutem Erfolg, tätig war. Die folgenden Bischöfe setzten die Arbeit fort und dehnten diese auch auf Groß-Permien (jetzige Gouv. Perm und Wjatka) aus. Doch bleiben bis in das 16. Jahrhundert und noch darüber hinaus Reste des Heidentums und Götzendienstes in den Wäldern Permiens.

Stephan, aus Ustjug im Gouv. Wologda gebürtig, um 1330, nach anderen 1340 oder gar 1346 geboren, war für seine Zeit ein sehr gelehrter Mann, auch des Griechischen kundig und in der patristischen Theologie wohlbewandert. Nachdem er den Gedanken gefaßt, den heidnischen Syrjänen[2]) das Christentum zu predigen, bereitete er sich zu seinem künftigen Beruf vor, indem er die ihm von Hause aus schon bekannte Sprache dieses Volkes eifrig studierte, Schriftzeichen für diese erfand und die nötigen gottesdienstlichen Bücher übersetzte. Mit der Erlaubnis des Metropoliten Gerasimus und mit einem Handschreiben des Großfürsten ausgerüstet, begab er sich 1378 oder 1379 zu der Hauptansiedelung dieses Volkes an dem Zusammenfluß der Wym und der Wytschegda und erbaute dort eine Kirche. Er hatte mit der Feindschaft der syrjänischen Zauberpriester zu kämpfen und befand sich oft in Lebensgefahr. Einmal soll er dem Volk die Nichtigkeit ihrer Götter handgreiflich bewiesen haben, indem er eine heilige Tanne umhieb. Ein angesehener Zauberpriester soll dem Missionar, um ihn einzuschüchtern, eine Feuer- und eine Wasserprobe vorgeschlagen haben, damit aus dem Erfolg dieses Wagestückes hervorgehe, welche Religion die wahre sei, habe sich aber, als Stephan

1) Hauptquelle: Epiphanius, Bericht über Stephan, den Bischof von Perm (russ.) in: Pamjatniki starinnoj russkoj literatury 1862, IV, 119 ff. Von den zahlreichen Bearbeitungen zu nennen: E. Popow, Leben des hl. Stephan, des Erleuchters der Syrjänen (russ.), Perm 1888. A. Krassow, Der hl. Stephan, Bischof von Perm (russ.) Bd. I, St. Petersb. 1900. Ein Artikel von Jaworski in Prawosl. Blagowestnik 1896 I, 241 ff. 287 ff. Vgl. auch bei Philaret 209 ff. 331 ff.

2) Diese gehören zusammen mit den Permjaken und Wotjaken zum Permischen Zweige der finnischen Völker. Über die Sitten, Gebräuche und religiösen Anschauungen der alten heidnischen Syrjänen Ausführliches bei Krassow a. a. O. Zur Zeit sollen in den jetzigen Gouvernements Wologda und Archangelsk etwa 160000 Syrjänen leben.

das Anerbieten annahm, feige zurückgezogen. Der Gottesdienst wurde in der Volkssprache gehalten, auf die Schularbeit Gewicht gelegt, selbst die Ausbildung eines eingeborenen Klerus in Angriff genommen. Stephan soll den Psalter sowie ausgewählte evangelische Perikopen in das Syrjänische übersetzt haben. Doch scheint davon nichts mehr erhalten zu sein. Er sorgte väterlich für seine Herde, schaffte dem Volke Brot in der Teuerung, reiste selbst nach Nowgorod und Moskau, um die Unterdrückten vor Vergewaltigung zu schützen, zog sogar einmal, als 1385 der wilde Stamm der Wogulen die Syrjänenniederlassungen überfiel, selbst an der Spitze seiner Pflegebefohlenen dem Feinde entgegen. Die Zahl der von ihm Getauften wird von seinem Biographen Epiphanius auf 700 angegeben, was auf eine besonnene Art des Missionsbetriebes schließen ließe. Stephan starb 1396 in Moskau und wurde später heilig gesprochen.

Auch nach dem Tode des Stephan blieb der Ort Ustwymsk, an der Mündung der Wym, Sitz des Bischofs von Permien. Die Mönche des 1397 gegründeten Troitzki-Klosters (ca. 300 km n. ö. von Ustj-Syssolsk) haben sich die Ausbreitung des Evangeliums am Flusse Petschora bis nach Pustosersk eifrig angelegen sein lassen. Es folgte eine Reaktion des Heidentums, und zwei der Nachfolger Stephans, die Bischöfe Gerasimus († 1442) und Pitirim († 1455) wurden von Wogulen ermordet. Der Nachfolger Pitirims, Jona (1456—1470), taufte den Fürsten von Groß-Permien und dessen Volk, die Syrjänen an der Kama, und baute Klöster. Nachdem das Land 1472 in die unmittelbare Verwaltung des Moskowischen Großfürsten gelangt war, wurde nun auch mit weltlicher Gewalt missioniert. Im Jahre 1501 erging an die Permische Geistlichkeit ein strenger Befehl, für die Ausrottung des Götzendienstes und der heidnischen Gebräuche Sorge zu tragen. Darauf flüchtete sich das Heidentum in das Dickicht der Wälder, und Spuren des ehemaligen Götzendienstes und Reste heidnischer Vorstellungen sollen sich, zum Teil sogar in kirchlichen Formen, in dem dem Namen nach christlichen Lande bis heute erhalten haben. So wird berichtet, daß im Frühling an einem kirchlichen Feste vor dem Gottesdienst vor der Kirche ein Tier geschlachtet und zerteilt wird, worauf nach dem Gottesdienst und nachdem der Pope das Fleisch gesegnet und mit Weihwasser besprengt, die Fleischstückchen unter alle Anwesenden verteilt werden. Die Bemühungen einiger verständiger Geistlichen, diese auf heidnische Frühlingsopfer und Opfermahlzeiten zurückzuführenden Gebräuche abzuschaffen, seien bisher vergeblich gewesen![1])

Im hohen Norden wird das Mitte des 15. Jahrhunderts vom hl. Zosimus gegründete Solowezki-Kloster auf einer Insel des Weißen Meeres ein Missionszentrum für die Finnen und Lappen. Das reiche Kloster hatte auch an den Ufern des Weißen Meeres Besitzungen mit Kirchen, von welchen die Kunde vom Christentum zu den umwohnenden Volksstämmen drang. Als die Apostel der Kola-

1) Krassow a. a. O. 129 f.

Halbinsel wurden der Einsiedler Tryphon und der Mönch Theodoret bezeichnet[1]). Schon in das 16. Jahrhundert fällt die Christianisierung des finnischen Stammes Tschud am finnischen Meerbusen im jetzigen Gouv. St. Petersburg, unter welchen noch das finsterste Heidentum und Zauberei herrschten. Im Jahre 1533 sandte der Erzbischof Makarius Priester mit dem Auftrage, die heiligen Bäume und Steine zu zerstören und das Heidentum auszurotten[2]).

Tryphon, 1495 im Nowgorodschen geboren, wo er durch die Korelen etwas von der Existenz der Lappen vernommen haben mag, ließ sich unter diesen am Fluße Petschenga als Einsiedler nieder und predigte unter hartem Widerstand der Götzenpriester, vor denen er sich wiederholt verbergen mußte. Er sah sich genötigt sich auf die Unterweisung der Heiden zu beschränken, da er als Laie nicht taufen zu dürfen glaubte. Er baute den Leuten eine Kirche, wartete aber vergeblich auf die Ankunft eines Priesters, machte sich endlich selbst nach Kola auf, wo er einen Mönchspriester fand, der seine Katechumenen taufte, die Kirche einweihte und ihm selbst die Mönchsweihe erteilte. So durfte er seinen Wirkungskreis erweitern und gründete ein Kloster, dessen Mönche auch nach seinem 1583 erfolgten Tode sein Werk fortsetzten. Gleichzeitig mit Tryphon arbeitete unter den Lappen am Flusse Kola (an der Stelle der jetzigen Stadt gleichen Namens) etwa 1528—48 ein Mönch des Solowezki-Klosters Theodoret, um 1495 in Rostow geboren. Er lehrte die Lappen lesen, übersetzte einige Gebete in ihre Sprache und soll an einem Tage bis 2000 Seelen getauft haben. Er beschloß sein Leben (nach 1563) als Abt eines Klosters in Wologda, von wo aus er noch zweimal in hohem Alter seine geliebten Lappen besuchte.

III.

Im 16. Jahrhundert beginnt mit der Eroberung der tatarischen Reiche Kasan und Astrachan die Tatarenmission, ein Schmerzenskind der russischen Kirche. Nachdem schon der Großfürst Joann III. Wassiljewitsch das tatarische Joch abgeworfen hatte, unternahm es der Zar Joann IV., der Schreckliche, die Mongolenmacht endgiltig zu brechen. Der 1550 unternommene Kriegszug gegen Kasan galt nicht nur als ein patriotischer Befreiungskrieg, sondern zugleich als heiliger Krieg zur Verteidigung und Ausbreitung des Christentums. Darum wurde die Stürmung der Stadt auf das Fest Mariä Schutz und Fürbitte festgesetzt, das Heer bereitete sich durch Beichte zum Angriff vor und der Zar betete um die Zeit, da die gelegten Minen ange-

1) Prawosl. Blagowestnik 1895 III, 9 ff. 246 ff. 295 ff. Vgl. Philaret a. a. O. 333 ff.

2) Philaret a. a. O. 335.

zündet wurden, in seiner Feldkirche. Während der Worte der evangelischen Lektion „und wird eine Herde und ein Hirte sein" ertönte die erste Explosion und bei den Worten des Kirchengebetes: „und alle Feinde und Widersacher wolle der Herr unter seine Füße treten" flog die Stadtmauer infolge der zweiten Explosion in die Luft und begann der erbitterte Kampf. Als der Zar nach Empfang des heiligen Abendmahls sein Streitroß bestieg, wurde ihm bereits die Kunde von der erfolgten Übergabe der Stadt überbracht. Der erste Befehl war, in der eroberten Stadt eine Kirche zu bauen. Viele der Besiegten sollen sogleich, noch während Joann in Kasan weilte, zu ihm gekommen sein mit der Bitte um die Taufe. Von einer vorhergegangenen Unterweisung im Christentum hören wir nichts. Der Tatarenkönig Ediger kam 1553 nach Moskau und wurde dort getauft, der 5jährige Königssohn Utemisch-Girei am Zarenhofe erzogen. Im Jahre 1555 wurde zwecks Ausbreitung des Christentums ein Erzbistum in Kasan gegründet mit einem weiten Jurisdiktionsbezirk, und reiche Geldmittel zu diesem Zweck aus dem Fiskus und aus dem Vermögen der Klöster assigniert. Durchs Los wurde Guri zum Erzbischof gewählt und am 3. Februar 1555 geweiht. Als seine Mitarbeiter gingen mit ihm nach Kasan die Archimandriten German und Warsonofi. Leider wissen wir nicht viel über die Art seiner Wirksamkeit[1]). Doch scheint es, daß man durch weltliche Lockmittel und staatliche Maßregeln das Christentum zu fördern suchte, wofür freilich nicht die Missionare selbst, sondern diejenigen, die sie gesandt, verantwortlich zu machen sein mögen. Guri selbst war ein eifriger Missionar, der auch den Nutzen der Schularbeit wohl erkannt hat, weshalb eine im 19. Jahrhundert zwecks Errichtung von Schulen in der Kasanschen Diözese gegründete Bruderschaft seinen Namen trägt. Die Kirche hat ihn den Heiligen zugezählt. Was den Zustand der gesammelten Gemeinden betrifft, so wird dieser kein glänzender gewesen sein. Unter Guris Nachfolgern traten viele Schäden im Leben der Neubekehrten zu Tage. Der Staat glaubte aber diese Schäden nur dadurch heilen zu können, daß er die Getauften zu isolieren und sie ängstlich vor jedem Verkehr mit den Ungläubigen zu bewahren suchte. Solch ein Treibhaus-Christentum war natürlich nicht geeig-

1) Über den hl. Guri s. einen Aufsatz von N. Tschernawski im Prawoslawny Blagowestnik 1895 III, 112 ff. 162 ff. 205 ff. Vgl. auch Philaret a. a. O. 336 ff.

net, sich selbst auszubreiten. Nach der Eroberung des Tatarenreiches Astrachan 1557 wurde auch dieses Gebiet dem Erzbischof von Kasan unterstellt.

Gregor Rugotin, mit seinem Mönchsnamen Guri genannt, stammte aus einem armen Bojarengeschlecht in Radonesch. Sein Geburtsjahr ist unbekannt. Als Jüngling wurde er infolge einer böswilligen Verleumdung in ein Gefängnis geworfen und nach zweijähriger Haft entlassen. Eine Folge dieser Trübsal war ein Fußleiden, daß er sein lebelang behielt, aber auch eine Vertiefung seines inneren Lebens. Als Mönch des Wolokolamschen Klosters (ca. 110 km w.-n.-w. von Moskau) zeichnete er sich durch strenge Askese aus. Er wurde zum Abt gewählt und 1555 fiel auf ihn die Wahl zum Erzbischof von Kasan. Die Instruktion, die ihm mitgegeben wurde, stellte leider das Werk von vorne herein auf eine schiefe Ebene. Mit allen Mitteln sollte man die Ungläubigen für das Christentum zu gewinnen suchen, nur nicht mit Zwang und Härte. Unter diesen Mitteln war sogar die Erlassung verdienter Strafen gestattet. Wenn ein Ungläubiger ein Verbrechen begangen hat und den Bischof um Schutz anfleht, so soll er, falls er bereit ist sich taufen zu lassen, straflos ausgehen! Es war auch in der Instruktion ausdrücklich vorgeschrieben, die Willigen sogleich zu taufen, und alsdann zu unterrichten[1]). Da ist es denn nicht zu verwundern, daß Guri im Laufe der acht Jahre seines Wirkens Tausende von Mohammedanern und Heiden[2]) hat taufen können. Schon bald griff der Arm der weltlichen Obrigkeit schärfer in das Missionswerk ein. Nach einem 1556 erfolgten Aufstande der mohammedanischen Tataren wurden die Mohammedaner aus Kasan, als aus einer christlichen Stadt, ausgewiesen. Ob Guri der tatarischen Sprache mächtig war, muß auf Grund der Quellen sehr zweifelhaft erscheinen. Sein Mitarbeiter Warsonofi († 1576), der in seiner Jugend unter den Krimischen Tataren als Gefangener gelebt hatte, soll freilich die Sprache gründlich verstanden haben und auch mit dem Koran vertraut gewesen sein, so daß er imstande war, mit den mohammedanischen Gelehrten zu disputieren. Allmählich wurden die numerischen Erfolge der russischen Tatarenmission geringer. Auch die Auffindung des „wundertätigen Bildes der Mutter Gottes von Kasan" 1571 scheint die Zugkraft des russischen Christentums den bilderscheuen Mohammedanern gegenüber nicht erhöht zu haben. Im Jahre 1592 klagt der Erzbischof Hermogen dem Zaren über den traurigen Zustand seiner Herde: „Die Getauften hielten sich zu den Unbekehrten und essen und trinken mit ihnen zusammen und kommen nicht in die Gotteshäuser und tragen keine Kreuze, haben in ihren Häusern keine Kreuze noch Heiligenbilder und rufen die Popen nicht in ihre Häuser und halten sich zu keinem Beichtvater. Auch zu den Wöchnerinnen werden die Popen nicht gerufen, es sei denn, daß der Pope selbst von einer Wöchnerin Kunde erhält und hinkommt, um ein Gebet zu verrichten. Auch lassen sie ihre Kinder nicht taufen, es sei

1) Tschernawski a. a. O. 164 f.

2) Nach Tschernawski (a. a. O. 206) etwa 3000.

denn, daß der Pope sie deshalb zur Rede stellt. Auch die Leichen bringen sie nicht zur Kirche zur Einsegnung, sondern diese werden auf den alten tatarischen Friedhöfen bestattet. Die Männer aber holen sich ihre Bräute nach ihrer tatarischen Weise, und wenn sie auch schon in der Kirche getraut worden sind, so lassen sie sich nochmals trauen in ihren Häusern durch tatarische Priester. Und zu allen Fastenzeiten, selbst Mittwochs und Freitags essen sie verbotene Speisen. Ja, auch viele schändliche tatarische Gebräuche behalten die Neugetauften bei ohne Scham, zum christlichen Glauben aber halten sie sich nicht und gewöhnen sich nicht daran[1])." Es fehlt in den Gemeinden selbst das äußerlichste Christentum. Und was schlägt Hermogen für Mittel vor, das Christentum zu heben? Er bittet den Zaren um Anordnung weltlicher Maßnahmen zum Schutze des Christentums. Und nun wird befohlen, ein Dorf mit einer Kirche zu erbauen, wo alle Neugetauften aus allen Kreisen zusammen angesiedelt werden sollen. Den Mohammedanern wird verboten, Christen in ihrem Dienst zu beschäftigen. Christen sollen ihre andersgläubigen Sklaven entlassen oder taufen. Ehen zwischen Mohammedanern und Christen werden verboten. Auf Erfüllung aller Glaubenspflichten ist strenge zu achten.

Nach Astrachan wurde schon 1558 ein Abt Kyrill gesandt mit dem Auftrage, Kirchen und Klöster zu bauen. Mehrere Tataren der Krimschen und Astrachanschen Horden ließen sich taufen[2]).

Erfolgreicher als unter den mohammedanischen Tataren war die Tätigkeit der russischen Mission unter den Mordwinen in der Kasanschen Diözese (im Kreise Kasan und im Kreise Temnikow des gegenwärtigen Gouvernements Tambow), sowie im Erzbistum Rjasan. Dort wirkte im 15. Jahrhundert der Bischof Jona (1448 zum Metropoliten von ganz Rußland geweiht, später heilig gesprochen). Im 17. Jahrhundert bereits hat der missionseifrige Erzbischof von Rjasan Misael gegen 4200 Tataren und Mordwinen in den Kreisen Tambow und Schazk (die Kreisstadt liegt ca. 150 km n.-n.-ö. von Tambow), fand aber 1655 in der Nähe von Schazk den Tod durch die Pfeile der Heiden[3]).

Werfen wir nun einen Blick auf die weitere Entwickelung der russischen Missionen unter Tataren und Heiden in Kasan und den benachbarten Gouvernements[4]). Das 18. Jahrhundert brachte eine Reihe neuer Regierungsedikte, welche die Mohammedaner in ihrer Freiheit einschränkten und den Bekehrten verschiedene Vorteile in Aussicht stellten. Die Neugetauften erhielten Steuerfreiheit für drei Jahre und Befreiung vom Militärdienst, sowie außerdem noch Ge-

---

1) Tschernawski a. a. O. 208 f.

2) Philaret a. a. O. 340.

3) Philaret a. a. O. 342, 521 f.

4) Philaret a. a. O. 689 ff. Ein Aufsatz von N. Odigitrijewski im: Prawoslawny Blagowestnik 1894 I, 13 ff. 106 ff. 284 ff. II, 115 ff. Für die Geschichte der Mission in der Kasanschen Diözese seit 1827 sehr reichhaltiger Stoff in einer Arbeit von Selenezki im Prawosl. Blagowestnik 1901.

schenke. Besonders unter der bigotten Kaiserin Elisabeth (1741—1762) wurde großer Missionseifer mit Anwendung derartiger Mittel entwickelt. Demgemäß waren die numerischen Erfolge enorm. In den 15 Jahren 1741—56 wurden in Kasan und den benachbarten Gouvernements des europäischen Rußland nicht weniger als 412 961 Heiden und Mohammedaner getauft[1]). Die überwiegende Mehrzahl dieser Neugetauften entfällt auf die heidnischen Tschuwaschen, Tscheremissen, Mordwinen u. a. Gegen 1762 gab es unter den drei genannten Völkerschaften keine offenen Bekenner des Heidentums mehr.

Schon Peter der Große (1689—1725) hatte in einer Reihe von Ukasen[2]) den Nichtchristen den Übertritt begehrenswert machen wollen. Aus seiner Zeit stammt die Zusicherung der Steuerfreiheit im Laufe der ersten drei Jahre nach dem Übertritt und die Befreiung vom Militärdienst. Sodann wurde anbefohlen, den tatarischen Mursen (Fürsten und Großen), die den herrschenden Glauben nicht annehmen wollen, ihre leibeigenen Bauern fortzunehmen. Im Jahre 1732 wurde den Mohammedanern verboten, eingeborene Heiden zum Islam zu bekehren. Besonders interessant ist aber die Instruktion, mit welcher 1740 der Missionspriester Dimitri Setschenow für seine Arbeit in dem Gouvernements Kasan, Nishni-Nowgorod und Woronesh ausgerüstet wurde. Es soll zwar niemand wider seinen Willen zur Annahme des Christentums gezwungen werden, den Willigen aber werden „zum Trost“ Geschenke bestimmt: ein Kreuz, ein Hemd oder Kittel, eine Mütze und ein Paar Stiefel, außerdem in bar jedem Neugetauften männlichen Geschlechts über 15 Jahre 1½ Rubel, den übrigen ½ Rubel! Unter Kaiserin Elisabeth beginnt vollends die Zeit der Massenbekehrungen. Schon die beiden ersten Jahre ihrer Regierung bringen dank den Bemühungen des genannten Setschenow eine Ernte von nicht weniger als 20706 Taufen! Im Jahre 1743 gibt die Kaiserin in einem Ukas ihrer Freude darüber Ausdruck, daß „sehr viele Heiden und Mohammedaner in den Gouvernements Kasan und Nishni-Nowgorod sich zum Glauben an den Herrn Jesum bekehrt haben“ und befiehlt: 1. daß alle Leibeigenen tatarischer Mursen, welche sich haben taufen lassen, oder sich künftig taufen lassen werden, freigelassen werden sollen; 2. daß denen, welche durch Schulden in die Leibeigenschaft geraten sind, falls sie sich taufen lassen, die Zeit ihres Dienstes beim Schuldherrn mit fünf Rubel pro Jahr berechnet werden soll. So brachten denn die Jahre 1743—47 einen Zuwachs von 217 258 Seelen, die Jahre 1748—1760 einen solchen von 192606.

Die mohammedanischen Tataren erwiesen sich aber hartnäckiger und arbeiteten der Christianisierung mächtig entgegen. So nahm

3) Philaret nach den Akten des Synodal-Archivs, a. a. O. 691 f., Anm. 58.

1) Diese Ukase finden sich in der Gesetzessammlung des russischen Reiches; vgl. Philaret a. a. O. 689, Anm. 49. Dem Werke Philarets sind auch sämtliche folgenden Angaben entnommen.

denn die Regierung ihrerseits 1743 den Kampf mit dem Islam energisch auf. Die früher angeordneten Maßregeln zum Schutze der Christen vor dem Abfall, wie die Ansiedelung der Getauften in besonderen Ortschaften, erwiesen sich als wenig zweckmäßig und in anbetracht der großen Zahl der Neubekehrten schwer durchführbar. Nun versuchte man die Macht des Islam dadurch zu brechen, daß man an den Orten, wo die Mohammedaner den Christen gegenüber in der Minderzahl waren, die Moscheen niederreißen ließ. Zeitweilig bestand sogar die Verfügung, daß die unter Christen wohnenden Mohammedaner auswandern mußten und nur in rein mohammedanischen Ortschaften wohnen bleiben durften. Freilich haben auch diese Gewaltmaßregeln den Widerstand des Islam nicht gebeugt.

Die für die Getauften so harte Bestimmung, daß sie sich von ihren ungetauften Verwandten trennen und auswandern mußten, wurde 1743 aufgehoben. Der in diesem Jahr erlassene oben bereits erwähnte Ukas der Kaiserin Elisabeth befahl nun, die in christlichen Ortschaften bestehenden Moscheen niederzureißen. Im Laufe von neun Monaten wurden daraufhin im damaligen Gouvernement Kasan von 536 Moscheen 418 und im Gouvernement Tobolsk von 109 Moscheen 98 zerstört! Im Jahre 1744 heißt es schon: wo Mohammedaner unter Christen wohnen, sind die Moscheen zu zerstören und die Mohammedaner müssen auswandern. Dieser strenge und unduldsame Ukas, der die Mohammedaner aufs äußerste erbittern mußte, wurde bald aufgehoben. Ein neuer des Jahres 1756 sieht zwar von einer Ausweisung der in ihrem Glauben beharrenden Mohammedaner ab, eröffnet aber von neuem den Kampf gegen die Moscheen und sucht wenigstens die in überwiegend mohammedanischen Ortschaften lebenden Christen den Einflüssen des Islam zu entziehen. Nach diesem Ukas dürfen die Mohammedaner an Orten, wo keine Christen sind, je eine Moschee auf 200—300 Seelen besitzen; wo die Zahl der Getauften nicht mehr als 10% der Nichtgetauften beträgt, müssen die Getauften anderswo angesiedelt werden; wo dieser Prozentsatz höher ist, dürfen die Mohammedaner überhaupt keine Moscheen haben! Die Mohammedaner wehrten sich so gut sie konnten. Eine Anzahl Tataren verklagten 1750 den Bischof Lukas Konaschewitsch, daß er sie angeblich gegen ihren Willen getauft habe. Die Klage wurde abgewiesen, aber für die Zukunft wurde den Priestern befohlen, nur auf eine schriftliche Bitte hin zu taufen. In schlimmere Bedrängnis geriet der Bischof, als die vorhandenen Geldmittel nicht mehr hinreichten, um die versprochenen Geldgeschenke auszuzahlen[1]).

Unter Katharina II. (1762—1796) wurden die Gewaltmaßregeln abgeschafft, ebenso auch die Geldgeschenke an die Neugetauften.

---

1) Philaret a. a. O. 392 ff.

Die 1740 in Kasan eröffnete Behörde „für Angelegenheiten der Neugetauften", welche für die letzteren in jeder Weise zu sorgen und ihre Interessen zu vertreten hatte, wurde 1764 aufgehoben, und damit hatte der Ausnahmezustand der Getauften ein Ende. Eine Folge der veränderten Verhältnisse war nun der Rückgang der Taufziffern und die Zunahme des Abfalls zum Heidentum und zum Islam.

Nun hätte man die Mission umgestalten und nach gesunden Grundsätzen energischer fortführen sollen. Das geschah aber nicht. Zwar hatte die Kaiserin Katharina II. 1764 die Fürsorge für die Ausbreitung des Christentums allen Bischöfen, in deren Bezirken Nichtchristen lebten, zur Pflicht gemacht und eine bestimmte Anzahl Missionspriester angestellt: 3 im Gouvernement Kasan, 2 in Tobolsk in Sibirien, je 1 in Nishni-Nowgorod, Rjasan und Tambow. Aber auch diese wenigen Missionsposten wurden 1799 unbegreiflicherweise als „unnötig" eingezogen. Die kirchliche Versorgung der Eingeborenen durch die Gemeindepriester war eine durchaus ungenügende. Mancher eingeborene Christ hatte seine Lebetage keine christliche Kirche und keinen christlichen Geistlichen zu Gesicht bekommen[1]). Mit sehr wenigen Ausnahmen waren die russischen Priester der eingeborenen Sprachen nicht mächtig, und der Gottesdienst in den Kirchen wurde auch dort, wo nur eingeborene Christen vorhanden waren, ausschließlich in der ihnen unbekannten kirchenslavonischen Sprache gehalten. Wenn überhaupt gepredigt wurde, so geschah das in der den meisten Eingeborenen gleichfalls unverständlichen russischen Sprache. Kein Wunder daher, daß die mohammedanische Propaganda durch die Freiheitsluft, welche während der Regierung Kaiser Alexanders I. (1801—1825) in Rußland wehte, begünstigt, auf durchaus fruchtbaren Boden fiel. Zwar die sogenannten „altgetauften" Tataren, die Nachkommen der im 16. Jahrhundert getauften, blieben meist dem Christenglauben treu. Aber die „neugetauften", die Nachkommen der im 18. Jahrhundert der Kirche einverleibten, fielen in Massen ab, besonders seit dem Jahre 1827, in welchem 138 Dörfer getaufter Tataren sich vom Christentum lossagten. Auch zahlreiche Tschuwaschen und Tscheremissen fielen ab. Nur die Mordwinen blieben sämtlich in der russischen Kirche. Harte polizeiliche

1) So Odigitrijewski a. a. O. I 285

Zwangsmaßregeln wurden gegen die Abtrünnigen angewandt, schafften jedoch nur eine äußerliche Abhilfe. Eine Besserung der Verhältnisse trat erst ein, als die russische Kirche sich durch die schlimmen Erfahrungen endlich bewegen ließ, ihre Missionsmethode zu revidieren, und sich entschloß einen neuen Weg zu betreten: den Eingeborenen in ihrer Muttersprache Gottesdienst zu halten, zu predigen, eingeborene Geistliche heranzubilden und Schulen einzurichten, in welchen die Kinder der Eingeborenen in ihrer Muttersprache unterrichtet würden. Diese Grundsätze jeder gesunden christlichen Mission kommen aber erst seit den 50er Jahren des vorigen Jahrhunderts zu planmäßiger Durchführung. Ein eifriger Verfechter dieser Ideen war der Lehrer an der geistlichen Akademie zu Kasan N. J. Ilminski.

Als sich im Jahre 1827 138 Dörfer getaufter Tataren mit dem Bittgesuch an den Zaren wandten, den Islam frei bekennen zu dürfen, bekamen sie vom Heiligen Synod den Bescheid, „ihr Abfall könne nicht anerkannt werden". Der Erzbischof Jona (1826—28) rief die Gouvernementsbehörden zu Hilfe. Die Hauptanstifter der Abfallsbewegung wurden dem Gericht übergeben, zur Verbannung nach Sibirien verurteilt, aber schließlich begnadigt und bloß unter polizeiliche Aufsicht gestellt. Dadurch wurde aber die Bewegung nicht aufgehalten. Im Jahre 1828 kam die Nachricht von einem Massenabfall der Tscheremissen. In einer Novembernacht dieses Jahres versammelten sich in einem Dorf des nördlichen Teils des Gouvernement Kasan, nahe der Grenze von Wjatka, etwa 5000 Tscheremissen zu einem heidnischen Opferfeste, ungeachtet aller Abmahnungen der Priester. Eine eingeleitete Untersuchung ergab, daß diese Leute von Kindheit auf in heidnischen Anschauungen aufgewachsen waren und darin von ihren Zauberpriestern, die im Verborgenen unter ihnen wirkten, bestärkt wurden. Die unwissenden und der Sprache unkundigen Priester waren dagegen machtlos. Man kam zu der traurigen Gewißheit, daß meist auch diejenigen, die äußerlich der Kirche treu geblieben waren, nur aus Furcht vor der Strafe die kirchlichen Gebräuche mitmachten. Der Nachfolger Jonas, Erzbischof Philaret (1828—36), fand auf seiner Visitationsreise überall „grobe Unwissenheit in christlichen Dingen und Neigung zu götzendienerischen Gebräuchen". Eine aufgestellte Statistik[1]) ergab, daß von den 575104 getauften Eingeborenen der Diözese Kasan (Gouvernements Kasan und Simbirsk) nicht weniger als 299314 als abgefallen (an „Irrtümern festhaltend") zu betrachten waren: von 14796 „neugetauften" Tataren 13058 (von 19016 „altgetauften" freilich nur 3251), von 350818 Tschuwaschen 233500, von 66650 Tscheremissen 45096, von 4866 Wotjaken 4409! Nur die 118958 Mordwinen, die sich mehr oder weniger den Russen assimiliert hatten, waren sämtlich treu geblieben. Ungetaufte Eingeborene gab es damals in der Diözese 143284: 137431 Tataren, 5253 Tschuwaschen, 1007 Tscheremissen, 553 Wotjaken und

1) Selenezki a. a. O. I 256.

nur 60 Mordwinen. Auf Mittel zur Abhilfe sinnend, versuchte Philaret den Grundsatz durchzuführen, man solle die eingeborenen getauften Christen durch Angewöhnung an die äußerlichen kirchlichen Gebräuche im Christentum befestigen, sie auf dieselbe Weise zu Christen heranbilden, wie einst die heidnischen Russen zu Christen geworden sind. Er schrieb: „Ich habe den Priestern befohlen, also zu handeln, daß sie auf alle mögliche Weise sich bemühen, die Eingeborenen anstelle ihrer abergläubischen Opfer an die heiligen und heiligenden und erbaulichen Gebräuche unserer Kirche zu gewöhnen, und solches sogar auf die Weise, daß man womöglich weder Zeit noch Ort der heiligen Handlungen verändert[1])". Durch diese Art Substitution christlicher Gebräuche anstelle der heidnischen wurden sogleich in der ersten Hälfte des Jahres 1829 etwa 60000 Tscheremissen wiedergewonnen. Daneben wurde mit polizeilichen Maßregeln vorgegangen. Die hartnäckig in ihren Irrtümern Beharrenden wurden in verschiedene von ihrem Wohnort entfernte Klöster „zur Ermahnung und Belehrung" verschickt, wo sie behalten wurden, bis sie erklärten, sie seien nun überzeugt worden und wollten der Kirche treu bleiben. Einer, der sich durchaus nicht „überzeugen" lassen wollte, wurde noch 1830 zur Verbannung nach Sibirien verurteilt, starb aber noch, ehe das Urteil vollzogen werden konnte! Anderseits aber erkannte der Heilige Synod die Notwendigkeit einer durchgreifenden Reform des ganzen Missionswesens. Diese oberste Kirchenbehörde Rußlands arbeitete schon 1829 ein Projekt aus, welches den Schwerpunkt auf die Unterweisung der zukünftigen Geistlichen in den Volkssprachen legte. Philaret selbst stellte folgende Grundsätze auf: 1. Das Volk muß in seiner Muttersprache unterrichtet werden, der Gottesdienst, wenigstens teilweise (Schriftlektion, Glaube, Vaterunser, Predigt), in der Volkssprache stattfinden; 2. auf den Jugendunterricht und 3. auf die Ausbildung und Anstellung geeigneter Geistlicher muß besonders Gewicht gelegt werden; 4. es müssen besondere Missionspriester angestellt werden. Der folgende Erzbischof Gregor (1848—56) sah sich endlich durch das Andauern der Abfallbewegung gezwungen, die vielen guten Reformen vom Papier in die Tat umzusetzen und fand einen tatkräftigen und verständigen Mitarbeiter in dem gelehrten Baccalaureus der Kasanschen geistlichen Akademie Nikolai Iwanowitsch Ilminski. Nun beginnen unter ihm und seinen Nachfolgern durchgreifende Reformen in Kirche und Schule. Doch gehören diese Reformen, wie die ganze Tätigkeit Ilminskis, sowohl zeitlich als sachlich zu einer Periode der russischen Mission, der wir, ihrer Bedeutung entsprechend, später an passender Stelle eine etwas ausführlichere Besprechung widmen müssen.

---

1) Selenezki a. a. O. I 257.

Samoa

am Anfange des zwanzigsten Jahrhunderts.

Von R. Grundemann.

(Fortsetzung).

Ein anderes Stück, das hierher gehört, ist die Tatauierung. Über die Bedeutung dieses kunstvollen Hautschmuckes sind die Gelehrten noch nicht einig. Die Mission wollte auch dieses „Werk der Finsternis“ ausrotten, und schon in den vierziger Jahren rechnete man auf das Verschwinden der Sitte. Jetzt aber gibt es, wenn man dem Zeugnis Krämers Glauben schenken darf, nur wenige Samoaner, die nicht tatauiert sind. Wer eine höhere Stellung im politischen Leben einnehmen will, kann des Tatau nicht entbehren. Malietoa mußte es nachholen, um König zu werden; aber auch jeder Mann ohne dasselbe ist, namentlich beim weiblichen Teil der Bevölkerung, verachtet und wird verspottet. Mit größter Sorgfalt werden zwar die Zöglinge zu Malua davor bewahrt — manche jedoch sollen es später noch nachholen. Im Jahre 1898 zogen die Jünglinge (einige von ihnen?) nach Tutuila, um sich dort tatauieren zu lassen. Bei der Rückkehr mußten sie je 20 M. Kirchenbuße zahlen (Kr. II. 64). Die meisten Quellen stimmen mit der obigen Darstellung; doch wird in einigen betont, daß jetzt die Tatauierung in aller Stille geschieht, während sie sonst mit öffentlichem Gepränge ausgeführt wurde. — Peinlich ist es, daß auch diese Sache in der Missionsliteratur überhaupt nicht erwähnt wird. — Ähnlich verhält es sich mit der Beschneidung — nicht circumcisio, sondern incisio —, die auch von der Mission verboten, doch noch immer im weiten Umfange vollzogen wird im 10.—14. Lebensjahre. Dem, welchem sie fehlt, wird es schwer, eine Lebensgefährtin zu finden.

Einigemal erfahren wir etwas über den Tanz, der auch verpönt war. Es wird geklagt, daß unter dem Einfluß des europäischen Verkehrs die Nachttänze wieder aufleben. Was in der Südsee unter Tanz verstanden wird ist einem, der die Sache nicht selbst angesehen hat, schwer klar zu machen. Auf alle Fälle sollte man den Begriff, den wir mit dem Worte verbinden, ausschließen. Es handelt sich um eine Kunst der Bewegung, oder um mimische Darstellungen, ähnlich dem oben angeführten melanesischen Beispiele.

Nun gibt es ja Ausartungen der gemeinsten Art. Die Probe davon, wahrscheinlich die am wenigsten anstößige, die man von der erwähnten Truppe in Berlin vorführen ließ, war überaus widerlich anzusehen, obgleich dort selbstverständlich die Kleidung beibehalten war. In der Heimat aber gibt es ein wildes Herumrasen nackter, weiblicher Gestalten, das jeder Beschreibung spottet. Merkwürdigerweise tun sich dabei die alten Weiber hervor, welche die jungen Mädchen weit überbieten. Die letzteren halten sich immer noch in gewissen Anstandsgrenzen (Chw. 230). Es ist überaus betrübend, daß ein deutscher Tourist noch rühmen kann, sein Gastfreund habe Abend für Abend solch siva fa muli pei pei veranstaltet, „bei dem die Tanzenden ausschließlich ihre eigne Haut zu Markte trugen und sich, außer einer möglichst dicken Lage von Kokosnußöl, eine Gêne irgend welcher Art dagegen nicht auflegten“ (E. 136 f.). Das war schon 1895 in der Zeit der Unruhen und Unordnung, die auch zu dem Aufleben dieser Greuel beitrug, nachdem sie durch die Bemühungen der Mission schon lange größtenteils abgestellt waren. Hoffentlich gibt es jetzt unter deutschem Regiment in Apia auch die sehr nötige Sittenpolizei, die für Fremde nötiger sein dürfte als für Samoaner. Ein hoffnungsvolles Zeichen ist die charakteristische Klage aus neuerer Zeit, daß die samoanischen Tänzerinnen recht „zimperlich“[1]) seien (Kr. II. 320).

Es versteht sich von selbst, daß dieses heidnische Unwesen im christlichen Samoa keine Stelle haben kann. Aber es bildet auch gar nicht den Ausdruck des innersten samoanischen Wesens, sondern bezeichnet eine häßliche Entartung desselben. Das ist eine Deformation, die sich heilen läßt. Wie ganz verschieden davon sind die weit überwiegenden anderen Siva! Ich hatte Gelegenheit, mich durch den Augenschein davon zu überzeugen. Die eine Art derselben wird im Sitzen ausgeführt. Die Mädchen machen durchaus den Eindruck der Sittsamkeit — an incarnation of all that is modest sagt Churchward (230). Ein feierlicher Ernst liegt auf den Gesichtern, nicht die Spur von sinnlicher Lust. Es handelt sich ja um die Vorführung der Kunst und die Stimmung der Taupou mit ihrem Gefolge dürfte sich mutatis mutandis vergleichen

1) In diesem Ausdruck liegt für die Erfolge der Mission eine Anerkennung, die kaum hoch genug zu schätzen ist.

lassen mit der, in welcher deutsche Künstler darangehen ein Werk Beethovens vorzutragen; es steckt ein Stück Leben in der Kunstaufführung. Kleine 3jährige Mädchen fangen schon an, diese nationale Kunst zu lernen und zeigen bald bei ihren Vorführungen einen Ernst und eine Würde, „als sollten sie die Ehre der ganzen Familie aufrecht erhalten“ (Chw. 227). In dieser Bemerkung liegt wieder ein Fingerzeig darauf, wie diese Kunst mit den Wurzeln des Volkslebens verwachsen ist.

Der Siva selbst besteht in elastischen Bewegungen des ganzen Körpers in exakter Ausführung. Alles trägt den Stempel anmutiger Grazie und Würde (R. 172). Den begleitenden Gesang und die dürftige Orchesterbegleitung kann ich nur kurz erwähnen. Die andern pantomimischen Darstellungen in aufrechter Stelluug (taualunga? — Chl. 76) sind harmlos, oft ohne einen tieferen Inhalt — Hunde, Katzen, Wettrudern, Kampfesszenen und dergl. werden mit großer Lebenswahrheit vorgeführt, die eine bedeutende Beobachtungsgabe voraussetzt. Ich zweifle aber nicht, daß die Samoaner, die doch viel höher stehen als die Melanesier, auch solche mimischen Darstellungen haben, in denen Gedanken zum Ausdruck gebracht werden.

Es ist sehr zu bedauern, daß die Lond. M. alle diese Darstellungen unter den Begriff Tanz zusammengefaßt und einer einheitlichen Behandlung unterworfen hat. Alles Tanzen wurde einfach als unchristlich verboten. Die Methodisten haben in Viti wenigstens (über ihr Verfahren in Samoa habe ich keine sichere Kunde) den richtigen Unterschied gemacht. Die unzüchtigen Tänze (mekemeke) sind mit Erfolg bekämpft worden; jene andern Aufführungen aber nicht bloß gestattet, sondern durch die Mission befördert worden, indem sie selbst bei den Missionsversammlungen zur Verschönung des Festes verwendet werden. Was ist nun bei den Londoner Christen der Erfolg gewesen? Der, daß die verpönten sogenannten Tänze weit und breit auf Samoa in voller Übung sind und mit zu den Scheidewänden gehören, die Tausenden den Eintritt in die volle Kirchengemeinschaft versperren. Auch in diesem Stücke gewinnt man aus der Missionsliteratur keine klare Kenntnis der tatsächlichen Verhältnisse.

Kleidung und Blumenschmuck verdienten wohl noch eingehender besprochen zu werden. Wenn man die Samoaner am Sonntag sieht, wie sie in Scharen zur Kirche ziehen, so möchte man

glauben, daß die Bemühungen, eine christliche Kleidung einzuführen, vollen Erfolg gehabt haben. Selbst Stiefel und Schuhe werden in der Kirche getragen, die sofort nach der Rückkehr zu sichtlicher Erleichterung abgeworfen werden. Die geradezu unschönen Frauenhüte haben sich so eingebürgert, daß sie selbst bei den übertriebenen Preisen der Händler — eine Quelle sagt bis zu 16 Mk. — reichlichen Absatz finden. Bei der Geschicklichkeit und dem guten Geschmack der samoanischen Frauen würde sich jede kostenlos eine viel kleidsamere Kopfbedeckung anfertigen können. Der alte Baststoff, Siapo (= tapa), wird mehr und mehr durch europäische Gewebe verdrängt. Auch an Wochentagen ist das lavalava, ein vollständigeres Lendentuch als der alte, schmalere Gürtel, allgemein gebräuchlich. Sobald man aber in den Pflanzungen oder im Busch arbeitet, wird mit Wohlgefühl die Kulturkleidung abgelegt und durch eine Ranke oder ein Stück Bananenblatt ersetzt. Man darf dabei nicht unsre Anstandsbegriffe zum Maßstab nehmen. Wer z. B. in Indien Männer und Frauen fast ohne Bekleidung, ohne irgend welche sinnliche Aufregung dicht nebeneinander arbeiten sah, wird sich auch von den entsprechenden Verhältnissen auf Samoa eine zutreffende Vorstellung machen können[1]). Dort aber kommt mit angeborenem Schönheitssinn ein Bedürfnis nach Schmuck hinzu. Blüten und Blätter von verschiedenen Farben werden in einer Harmonie verwendet, welcher selbst ein Böcklin seine Anerkennung nicht versagt haben würde. Unwillkürlich greift das Mädchen nach jeder Blume oder leuchtenden Beere am Wege und weiß sie zum Kranze in die schwarzen Haare oder zur Kette um den braunen Hals zu verwenden. Es will uns jetzt fast unbegreiflich erscheinen, daß dieser Schmuck als unchristlich verboten wurde; oder man erwartet, daß im Laufe der Zeit solches Verbot zurückgenommen sei. Doch davon erfährt man nichts. Es scheint aber nicht mehr ganz so streng gehandhabt zu werden, denn zwei- oder dreimal habe ich auch in der Missionsliteratur die Erwähnung bekränzter Mädchen bei christlichen Feiern gefunden. Das Volk hat sich im weitesten Maße über jenes Gebot hinweggesetzt.

Eine der wichtigsten Stellen im Volksleben nimmt die taupou

1) Das gemeinsame Baden, bei dem das lavalava nicht abgelegt wird, sei nur nebenher erwähnt. Nach vielen Zeugnissen scheint es nicht unsittlich zu wirken (Chw. 88. 319).

ein, die Dorfjungfrau. Jeder Dorf- oder Bezirks-Häuptling ernennt seinen Lieblingssohn zum manaia, d. h. derselbe ist bestimmt als Nachfolger des Vaters seinen Namen, seine Würden und sein Amt zu erben. Er ist der bevorzugte unter allen Jünglingen. Dem entsprechend ist die taupou, die Lieblingstochter, die meist schon im Kindesalter erwählt ist und eine sehr sorgfältige Erziehung genießt. Anmut und Bescheidenheit sollen ihr in besonderem Maße eigen sein, dazu selbstverständlich Keuschheit. In heidnischer Zeit wurde eine gefallene taupou von Angehörigen der eigenen Familie totgeschlagen. Der Fall aber scheint sehr selten vorgekommen zu sein. Sie ist stets von einigen älteren Frauen (soafafine) begleitet, die als Ehrendamen für ihre Reinheit verantwortlich sind. In dem bestimmten Alter übernimmt sie die Führung der Mädchenschaft, umgibt sich mit einem Hofstaat (analuma), etwa acht jungen Mädchen, die eifrig bemüht sind, in Sittsamkeit und Geschicklichkeit ihrer Führerin zu gleichen. Bei allen festlichen Gelegenheiten, bei Übung der Gastfreundschaft usw. hat sie mit ihren Gefährtinnen die Würde der Familie zu vertreten. Sie waltet überhaupt als die Königin und ist Liebling des Volkes — ähnlich wie ons Mintje in Holland.

Diese bedeutsame Einrichtung lernt man aus den Missionsberichten nicht kennen. Soviel ich mich erinnere, ist nur einmal eine taupou erwähnt, die sich, unter Aufgabe ihrer Würde, in die engere Kirchengemeinschaft aufnehmen ließ (R. 1902, 284). Es ist leicht begreiflich, wie sich die Mission ablehnend zu dieser Würde verhält, die mit kava und siva unlöslich verbunden ist und die auch bei dem bedauerlichen Aufleben der Nachttänze nicht unbeteiligt bleiben kann. Leider verschließt sie sich damit den wichtigen Kanal, durch den sie ihren segensreichen Einfluß auf die erwachsene Jugend üben könnte. Im Volksleben aber behauptet die taupou unerschüttert ihren Platz.

Die Eheschließung nach samoanischer Sitte war mit umständlichen Gebräuchen verbunden, unter denen der Hauptakt unserm Empfinden so widerstrebt, daß er in der Literatur meist nur verhüllt angedeutet wird. Dabei bleibt aber der Phantasie Spielraum zu den schlimmsten Übertreibungen. Es dürfte richtiger sein, offen zu sagen, daß es sich um eine öffentliche Defloration handelt, die der Bräutigam mit dem Zeigefinger vollzog, worauf sich die Braut zu ihren Gefährtinnen zurückzog, die sie „umarmen, küßen und vor

Liebe schluchzen, während die versammelte Volksmenge den erbrachten Beweis der Keuschheit mit lärmendem Jubel begrüßte" (Kr. I. 38) — Daß diese Sitte fallen mußte, bedarf keines weiteren Wortes, und sie ist gefallen. Soweit bekannt, ist die letzte Hochzeitsfeier dieser Art 1897 in der Nähe von Apia vorgekommen (Kr. I. 36). Was aber ist an die Stelle getreten? Die von der Mission eingeführte Form der kirchlichen Trauung hat bis jetzt im Volksleben nicht Wurzel fassen können. Man wartete nicht eine neue Form ab, welche die Volksseele unter christlicher Befruchtung wohl hätte hervorbringen können, sondern suchte die fremde, auf nordischem Boden gewachsene Form mit gesetzlicher Macht einzuführen. Der Erfolg ist der, daß eine große Zahl der Christen in wilder Ehe lebt. (Chron. ?, vergl. R. 04, 301). Junge Leute laufen mit einander fort, leben einige Tage im Wald zusammen, kommen wieder, und die Ehe ist geschlossen. Die kirchliche Eheschließung wird meist erst beim Eintritt in die engere Kirchengemeinschaft nachgeholt (R. Chron. 1897, 189).

Unser Raum reicht nicht aus, um die vielen anderen Züge der fa'a samoa zu erwähnen, von denen manche von der Mission nicht angefochten sind[1]), z. B. Kochkunst, Wahl der Nahrungsmittel, die Essenshuldigungen (talolo), die Rechte und Ordnungen der Sprecher bei öffentlichen Versammlungen und vieles andere. Andern Zügen, wie den Massenbesuchen und Besuchsreisen (malanga), sind die Vertreter der Mission nicht geneigt, und manches wird einfach durch fremde Surrogate verdrängt. Besonders kurzsichtig ist das Vorgehen gegen die nationale Baukunst, sowie gegen den nationalen Gesang. Doch darüber müßte man zu genügender Erörterung einen besonderen Artikel schreiben.

Aber nicht allein die Mission kämpft gegen die Volkssitte. Mehr bröckelt allmählich der stille Einfluß des europäischen Verkehrs von den alten Zuständen ab. Ich kann nicht eingehen auf die Träger dieses Verkehrs — in früheren Zeiten die Beachcombers („Strandbummler" — meist fortgelaufene europäische Matrosen), die

1) Manches andere könnte noch nachgetragen werden, dessen Beseitigung jedenfalls angestrebt wird, wie z. B. die Sitte der Frauen zugleich mit ihrem Säugling ihr Lieblingsferkel oder ihr Schoßhündchen zu nähren (Kr. II. 47 R. 135) oder die künstliche Formierung des Schädels des Neugeborenen und dergleichen.

einst Samoa zur Hölle der Südsee machten (Chw. 71), in neuerer Zeit die Händler, Plantagebeamte u. a., deren Verkehr mit den Eingeborenen sich sehr nachteilig gestaltet, obgleich hier dank der Zurückhaltung des weiblichen Geschlechtes (Kr. II. 113. Vgl. I. 39 Fußn.) die Greuel der Unsittlichkeit nicht soviel Verwüstungen anrichten, wie in andern Teilen der Südsee z. B. Hawaii. In diesem Stücke zeigt die fa'a samoa ihre Kraft, indem sie den Fremden nötigt, eine wirkliche Ehe einzugehen und ihn selbst damit unter die ganze Gesellschaftsordnung der Familie und der Sippe bringt, die bei dem herrschenden Kommunismus dem Ehemann sehr lästig werden kann. — Aber alle die europäischen Erzeugnisse, unter denen der Regenschirm, die Petroleumlampe, bedruckter Kattun, die Nähmaschine, die Streichholzschachtel, die Zigarette (auch bei Frauen und Mädchen), die Maultrommel und selbst Konservebüchsen schnell eine große Beliebtheit erworben haben, wirken mit unwiderstehlicher Gewalt mit bei der Zersetzung der alten Formen des Volkslebens. Doch das berührt nur die Außenseite der fa'a samoa; ihrem Kern nach hat sie sich bis jetzt noch in hohem Grade widerstandsfähig bewiesen.

3. Die engere Kirchengemeinschaft.

Das alte Samoa hatte einen kastenartigen Unterschied, welcher Edle und Gemeine als verschiedene Arten von Menschen trennte, obgleich der tägliche Verkehr die Schroffheit der Kluft einigermaßen milderte. Das christliche Samoa hat einen ähnlichen Unterschied zwischen members (Mitglieder der Abendmahlsgemeinde) und adherents (Anhänger). Die letzteren sind Christen zweiter Klasse, die sich an den Gottesdiensten und den Kirchenfesten beteiligen und die reichlich zur Deckung der kirchlichen Bedürfnisse beisteuern (R. 1904, 298), die man aber nur als Namenchristen ansieht. Die ersteren, der Zahl nach nur ein gutes Drittel der Londoner Christen, sind diejenigen, welche sich rückhaltlos den Gesetzen der Kirche fügen und über ein inneres geistliches Leben genügenden Ausweis gegeben haben. Sie werden nach freiwilliger Meldung ein Jahr lang in einer Art Konfirmandenunterricht unterwiesen und, wenn sie sich gut geführt haben, auf ihr öffentliches Bekenntnis in die Abendmahlsgemeinde aufgenommen. Früher wurde der Vorbereitungsunterricht von den Missionaren selbst oder wenigstens unter ihrer Oberleitung erteilt. Nun aber hat die junge Samoakirche schon seit 30 Jahren eine

Organisation nach kongregationalem Muster. Jede Gemeinde ist selbständig. Der braune Pastor unterweist die Katechumenen; er entscheidet über die Reife, und nach Zustimmung der Ältesten zu seinem Vorschlag erfolgt die Aufnahme. Auch die Kirchenzucht liegt im wesentlichen in seiner Hand. Der schottische Presbyterianismus, der auf Samoa mit dem Kongregationalismus verschmolzen ist, erscheint überall durch seine Strenge und Gesetzlichkeit charakterisiert. Wie es aber oft vorkommt, daß Schüler in manchen Stücken über ihren Meister hinausgehen, so übt auch hier die braune Geistlichkeit die Zucht oft mit einer außerordentlichen Schroffheit. — Nun ist ja in vielen Beziehungen von den Schülern des Seminars zu Malua viel Gutes zu sagen. Churchward (80 f.) bezeugt, daß die Zöglinge den hingebenden Bemühungen der Missionare alle Ehre machen. Aber einer der letzteren selbst beklagt die Engherzigkeit, den blinden Eifer (bigotry) und die Selbstgefälligkeit, die ihrer viele charakterisiert. Besonders die jüngeren sind abgeneigt, guten Rat zu suchen und anzunehmen, und es bedarf großer Weisheit und Geduld, die von dieser Seite die Kirche bedrohenden Übel abzuwenden (R. 03, 292 und 291). Vermöge ihrer höheren Bildung eignen sie sich auch in weltlichen Dingen eine Herrschaft an und regieren in ihrem Kreise mit „eiserner Rute“ wie die alten Asketiker des Presbyterianismus (Ch. 81). Oft kommt es vor, daß die Kirchenzucht wegen geringfügiger Äußerlichkeiten verhängt wird. Über die von Kurze[2]) erwähnte Kirchenzuchtordnung habe ich in den angegebenen Quellen nichts gefunden. Aber auch wenn eine solche sich eingebürgert hätte und damit der Willkür brauner Pastoren eine Grenze gesetzt wäre — würde das Gemeindeleben ein uns befremdliches Gepräge von Gesetzlichkeit haben. Viele Angelegenheiten, die gar nicht dem kirchlichen Gebiete angehören, werden durch kirchliche Gebote und Verbote geordnet. So ist das auch bei guten Christen in Schottland sehr beliebte Cricketspiel auf Samoa verboten, weil es zu leidenschaftlich gespielt wird[1]). Ob auch das Tabakrauchen geradezu verboten ist (wie in den Südseemissionen des A. B.), ist nicht ersichtlich. Jedenfalls werden viel Anstrengungen gemacht, um es bei den

1) Samoa S. 90.

2) Aus dem Jahre 1900 wird das Spiel bei einer Schulfeier erwähnt. Vielleicht ist es unter gewissen Verhältnissen freigegeben (Chron. 1900, 169).

members zu verhindern. Meistens jedoch geben die oben genannten alten Volkssitten Anlaß zur Ausübung der Kirchenzucht. Da die fa'a samoa nun einmal den Insulanern noch tief im Blute liegt, so gibt es auch bei den members nur zu oft Gelegenheit, zur Erhebung einer Geldstrafe, zur Suspension oder Exkommunikation. Im Jahre 1903 wurde fast ein Zehntel der ganzen Abendmahlsgemeinde ausgeschlossen[1]) — viele suchen später reuig die Wiederaufnahme. Noch schlimmer war es, als die Kriege tobten. Den members wurde die Beteiligung untersagt und sogar das Waffentragen verboten. Diese Maßregel „ist schwer zu rechtfertigen", sagt selbst der Londoner Jahresbericht (1895, 175). Viele schieden stille aus der Kirchengemeinschaft, so Malietoa, der übrigens auch ein alter Zögling von Malua war. Man konnte es ihm ja wohl nicht verdenken, da er seine Königswürde verteidigen wollte. Im Jahre 1900 war die Zahl der members auf 4600 gesunken. Seitdem hat sie sich wieder auf 8387 gehoben.

Die engere Kirchengemeinschaft, die das Salz der samoanischen Christenheit sein soll, hat sicherlich nicht wenige tiefgegründete, gläubige Mitglieder. Ich bedauere, daß der Raum mir nicht gestattet, den Leser mit solchen lieben Christen, wie den emeritierten Pastor Peniamina oder mit der braven Hausmutter zu Papauta, Leitu, einer Pastorenwitwe, näher bekannt zu machen. Aber oft wird doch auch in den Missionsberichten über die members trotz vieler erfreulicher Züge noch sehr geseufzt. Trotzdem sie durch die beständige Überwachung den Einflüssen der fa'a Samoa entzogen werden sollen, will dies nicht immer gelingen. Männer, auf die man das vollste Vertrauen gesetzt hatte, wurden durch ihre von Alters her ererbten Würden und Titel mit unwiderstehlicher Gewalt zur Teilnahme am Kampfe gedrängt. Sie seien gebunden, so gestanden sie mit Tränen, fast wie durch Eidschwüre (R. 1900, 242). Von den Schülern des Gymnasiums zu Leulumoenga, die meistens members sind, heißt es, daß es dem Einzelnen wegen der Samoasitte sehr schwer sei, kühn für das einzutreten, was er als Recht erkannt habe. Die Stichelei, daß sie besser sein wollen, als die andern, können die Samoaner am

1) Die Quelle sagt: „Hauptsächlich wegen Unsittlichkeit." Es ist nicht ganz deutlich, ob damit lauter Tatsünden gegen das 6. Gebot gemeint sind, oder ob die Beteiligung bei verbotenen nationalen Gebräuchen auch dazu [illegible]net ist.

wenigsten vertragen. Nur wer sie näher kennt, kann diese Tyrannei verstehen (R. 04, 307 f.). Als das Fono, die Generalsynode würden wir sagen, eine Regelung der Eheschließungen sowie der ta'a lolo (distribution of native property) beschlossen hatte, standen nur die Pastoren und ihre Familien sowie die Studenten in Malua zu dem Beschluß (Chron. 96, 208). Selbst von den Pastoren, die sonst als die eigentlichen Herrscher gelten könnten (Kr. II. 101), wird gesagt, daß sie sich um die Gunst der Häuptlinge bemühen, und zwar durch laxere Handhabung der Kirchenzucht (R. 04, 299).

Hiernach wird es klar, daß auch mit der engeren Kirchengemeinschaft bei weitem nicht das Ziel einer reinen Auswahlgemeinde erreicht ist. Was man sonst zu ihrem Ruhme anführt, die Ergebenheit im Leiden, das selige Sterben, die Bereitwilligkeit zum Missionsdienst — wollen wir nicht unterschätzen, dennoch haben sie ihre ernstlichen Fehler, die den Missionaren wohl bekannt sind und viele von ihnen bleiben ihr Leben lang bloße Kinder. Es fehlt ihnen „an der Tiefe der Buße und an der geistlichen Freude begnadigter Gotteskinder" (Chron. 1900, 248 f.). Um uns eine möglichst zutreffende Vorstellung von den tatsächlichen Zuständen zu machen, dürfen wir nicht übersehen, wie von einem Distrikt berichtet ist, daß die Gemeinden größtenteils aus Frauen bestehen, während die Religion bei den Männern „mehr einen zurückhaltenden Einfluß ausübt, anstatt eine Triebkraft zu sein" (R. 97, 189).

Welches sind nun die Mittel, mit denen die Mission an der Förderung dieser Auswahlgemeinde arbeitet? An erster Stelle wird das Wort Gottes treulich gebraucht. Auch Unterricht und Erziehung besonders in den höheren Lehranstalten, die direkt unter der Leitung der europäischen Missionare stehen, werden als wichtige Hebel benutzt zur Erzielung einer dem Ideal mehr entsprechenden Gemeinde. Aber auch dabei steckt man wieder noch engere Grenzen. Es werden besondere Maßregeln zur Erweckung und Förderung wahren Christentums angewendet, durch die sich ein noch kleinerer Kreis aussondert. Vor allem erwartet man viel von den Christian Endeavour Societies, deren Mitglieder ein feierliches Gelübde ablegen, „täglich einen Schriftabschnitt zu lesen, täglich besonders zu beten und täglich Gottes Willen zu tun." Dieses Gelübde wird monatlich wiederholt (R. 1893, 218). Die Versammlungen werden gerühmt wegen einer Inbrunst im Singen und Beten, wie sie sich sonst auf Samoa nicht

finde (R. 1904, 306). Auch eine Nichtrauchergesellschaft unter den Schülerinnen von Papauta wird erwähnt.

Um dem Einfluß der Samoasitte entgegenzutreten, hat man einige Surrogate eingeführt. Anstatt der als Tänze bezeichneten mimischen Darstellungen läßt man die Jungen mit geschmückten Stöcken zu den Klängen einer Groschenpfeife und einer alten Petroleumkanne nach englischen Kommandos exerzieren (Chron. 1900, 169). Bei einer Vergleichung mit den kunstvollen siva vom ästhetischen Gesichtspunkte, dürften solche Aufführungen allerdings ungünstig abstechen. Näher kommt den letzteren vielleicht der von den Mädchen in Papauta vorgeführte Indian club drill (indianisches Keulenexerzitium; R. 03, 300), von dem wir uns schwer eine Vorstellung machen können. Eine ganz fremde Einführung wird bei einer daselbst gefeierten Hochzeit erwähnt, ein altes englisches Hochzeitsspiel hissing and clapping (zischen und klapsen) über das ich vergeblich versucht habe etwas näheres zu erfahren.

Vielleicht helfen diese Züge dem Leser, sich in Verbindung mit den bekannteren Schilderungen ein zutreffenderes Bild von der engeren Kirchengemeinschaft innerhalb der Masse der Samoachristen zu machen. (Schluß folgt.)

Die elfte kontinentale Missionskonferenz in Bremen, vom 29. Mai bis 2. Juni 1905.

Von Gustav Müller.

Nach vierjährigem Zwischenraum hat sich zu ihrer gewohnten Zeit, in der Himmelfahrtswoche, und an ihrem gewohnten, ihr lieb gewordenen Orte, im Gartenhause des Herrn F. M. Vietor zu Bremen, die kontinentale Missionskonferenz zum elften Male versammelt. Vertreter von 26 evangelischen Missionen unsers Kontinents nahmen an ihr teil, aus Frankreich und aus der Schweiz, aus Holland und dem Deutschen Reich, aus Dänemark, Schweden, Norwegen und Finnland, dazu einige Männer, welche der Arbeit in der Mission

und für die Mission sich besonders gewidmet haben, vor allen Prof. D. Warneck und Pastor D. Grundemann. Und es war ein erquickliches brüderliches Zusammensein, eine geschlossene Einmütigkeit in den großen Grundfragen, sowohl in den, welche den apostolischen Glauben, wie in den, welche den praktischen Missionsbetrieb betreffen.

Der Berichterstatter nimmt sich die Freiheit, die Gegenstände der Verhandlungen nach sachlichen Gesichtspunkten zu ordnen, anstatt sie in ihrer Reihenfolge von Tag zu Tag vorzuführen; darum faßt er nach Möglichkeit den Inhalt der Referate und der sich daran anschließenden Besprechungen zusammen, anstatt ihn fein säuberlich auseinander zu halten. Dann ergibt sich folgendes Bild von der Konferenz.[1])

Sie behandelte die gegenwärtige Lage der evangelischen, speziell der deutschen evangelischen Mission (Prof. Warneck), die Gewinnung und Ausbildung der Missionsarbeiter und -arbeiterinnen (Bahnsen, Meinhof, Schreiber), die Missionspredigt (Dahle) und schließlich die Pflege der heidenchristlichen Gemeinden (Miescher und D. Buchner).

1) Die Mission ist die genuine Lebensäußerung der Kirche Jesu Christi. Ihre Lage ist daher jederzeit bedingt durch die jeweilige Lage der Kirche, von der sie ausgeht. Alle kirchlichen Bewegungen schlagen ihre Wellen auch in die Mission hinein. Das zeigte aufs deutlichste das Referat Prof. Warnecks über „Die gegenwärtige Lage der deutschen evangelischen Mission." An den Kämpfen, welche die evangelische Christenheit Deutschlands augenblicklich nach innen und nach außen zu führen hat, ist auch die evangelische Mission lebhaft beteiligt.

Abgesehen von den feindlichen Angriffen, welche aus prinzipiell missionsgegnerischen Kolonialkreisen anläßlich des Aufstandes in Deutsch-Südwestafrika die öffentliche Meinung wider die Mission förmlich verhetzen, ist es eine überkritische Strömung in der Kirche selbst, welche die Fundamente des christlichen Glaubens unterspült und durch ihre destruktive Arbeit auch den Grund erschüttert, auf welchem die Mission ruht, die innerlichsten Antriebe zu ihr lähmt und die Kräfte unterbindet, die ihren Sieg verbürgen. Dieser destruktiven Arbeit kann und darf die Mission nicht untätig gegen-

---

1) Die gesamten Verhandlungen werden demnächst im Druck erscheinen.

überstehen; sie muß in dem Kampfe, der jetzt geführt wird, für die großen Heilstatsachen und die ewigen Heilswahrheiten einstehen, als eine Zeugin, deren Posaune einen deutlichen Ton gibt — wenn nicht ihre Existenz, so doch ihr kräftiger Fortgang und fernerer Erfolg hängt davon ab. Auf dem Evangelium, welcher Gestalt es die Apostel verkündigt haben, beruht die Gründung der christlichen Kirche und die ganze Missionsgeschichte lehrt, daß dies apostolische Evangelium allein die Kraft hat, das Reich Gottes auszubreiten, aus den Heiden Christen und unter den heidnischen Völkern christliche Gemeinden zu gewinnen. Es gilt in dem Kampfe für die Wahrheit des biblischen, des reformatorischen Christentums die Erfahrungen der Mission heranzuziehen; die apologetische Bedeutung der Mission gerade in den Kämpfen der Gegenwart ist bisher noch nicht gebührend gewürdigt.

Auf diesen Punkt kam die Konferenz wiederholt zu sprechen. Namentlich das Referat des Inspektors Bahnsen: „Gewinnung und Ausbildung von Missionaren in der Heimat und auf dem Missionsfelde mit Berücksichtigung der Anforderungen, welche die Gegenwart stellt“, gab dazu Veranlassung. So erfreulich es ist, daß es an Angeboten zum Eintritt in den Missionsdienst nicht fehlt, so läßt doch bei manchen der sich Meldenden die geistliche Quantität zu wünschen übrig, so daß die sorgfältigste Prüfung und Sichtung notwendig wird. Wir können im Missionsdienste nur Arbeiter brauchen, die neben Begabung und wissenschaftlicher Ausrüstung fest gegründet sind im Glauben der Apostel und Reformatoren, die persönliche Heilserfahrung besitzen und Bürgen dafür sind, daß sie das biblische Evangelium bezeugen, neben welchem es kein andres gibt.

Wiederholt wurde auch betont, daß die Mission bei den großen Aufgaben, welche sie gerade gegenwärtig zu lösen hat, akademisch gebildeter Arbeiter bedarf. Gewiß ist es nicht unrichtig, wenn einmal bemerkt wurde, daß bei der augenblicklichen Vorherrschaft der destruktiven Theologie kaum zu erwarten sei, daß in der wünschenswerten Anzahl sich Theologen zum Missionsdienst melden. Beachtenswert war dagegen die von andrer Seite mitgeteilte Erfahrung, daß bei den jungen Theologen, die in dem betreffenden Missionshause vor ihrer Aussendung sich aufgehalten hatten, ein Einfluß dieser Theologie so gut wie nicht wahrzunehmen gewesen sei. Sind es auch nicht viel akademisch gebildete Theologen, die heute im deutschen

Missionsdienste stehen — unter ca. 1000 Missionaren etwa 90 — so muß auch bemerkt werden, daß gerade in den letzten 15 Jahren ihre Zahl gewachsen ist und daß wir einen Studentenbund für Mission haben, aus welchem bereits 25 Missionare hervorgegangen sind, die alle unentwegt auf dem alten apostolischen Glaubensgrunde stehen.

Auch auf die Verbreitung der modernen kritischen Theologie auf einzelnen Missionsgebieten und ihren gefährlichen Einfluß wurde mit großem Ernst von einer Seite hingewiesen und Tatsachen dafür angeführt.

Die Konferenz hat dieser ganzen Sachlage gegenüber ein klares Zeugnis ihres unverrückbaren Glaubensstandpunktes gegeben in der folgenden Kundgebung:

„Die vom 29. Mai bis 2. Juni 1905 in Bremen tagende Missionskonferenz spricht als Vertreterin von 26 evangelischen Missionen des europäischen Kontinents ihr schmerzliches Bedauern darüber aus, daß durch die planmäßige Verbreitung einer Theologie, welche die fundamentalen Heilstatsachen entwertet oder gar leugnet, ja selbst die Einzigartigkeit der Offenbarung in Christo und damit die Absolutheit der christlichen Religion in Frage stellt, die Missionsarbeit daheim und draußen gestört und erschwert wird. Im Blick auf ihre Erfahrung bis zur Gegenwart und auf die Geschichte der christlichen Mission erklärt die Konferenz, daß allein dem unverkürzten, von der heiligen Schrift bezeugten apostolischen Evangelium von dem für die Sünder gekreuzigten und auferstandenen Sohn Gottes die Kraft zur Rettung und Erneuerung der Menschheit innewohnt. Eine Verkündigung, die diese Grundlage preisgibt, setzt sich in Widerspruch mit der Geschichte der christlichen Kirche, verschließt sich die Quelle ihrer Kraft und beraubt sich selbst ihres göttlichen Rechtes gegenüber der Völkerwelt."

Prof. Warneck sprach in seinem Referate weiter von einem nach außen hin zu führenden Kampfe, zu dem die evangelische Mission alle ihre Kraft zusammennehmen muß: der Gegner ist die römisch-katholische Mission. Auch hier zeigt sich, wie die Mission in alle Erlebnisse, Lagen und Bewegungen der heimatlichen Kirche mit hineingezogen wird. Wir sind in den letzten Jahren ja Zeugen gewesen davon, wie lebhaft sich das Gefühl weiter Kreise der deut-

schen evangelischen Christenheit, gegenüber der römischen Kirche nach mehr als einer Seite hin zurückzustehen, geäußert hat, und als wie unerträglich der Zustand empfunden wird, daß um der ausschlaggebenden politischen Stellung des Zentrums willen auf die römischen Wünsche so weitgehende Rücksicht genommen wird, während die evangelische Kirche zum mindesten eine stiefmütterliche Behandlung sich gefallen lassen muß. Ähnliches erlebt die evangelische Mission in unseren Kolonien. Sie hat berechtigten Grund darüber Klage zu führen, daß die katholische Mission mit anderm Maße gemessen wird wie sie selbst nicht nur seitens der Tagespresse und der öffentlichen Meinung, besonders aber seitens gewisser kolonialer Kreise, sondern auch seitens der Kolonialregierung. Die unsern Schutzgebieten drohende Gefahr der Katholisierung wird die evangelische Mission nur abwenden können, wenn sie vor noch weiterer Zersplitterung ihrer Kraft sich hütet und die deutschen Kolonien mit europäischen Arbeitern so stark besetzt, wie es nur irgend möglich ist. Prof. Warneck gab manchen Fingerzeig, wie diese Forderung erfüllt werden könnte. Vor allem legte er es der Konferenz ans Herz, mit allem Fleiß und unermüdlicher brüderlicher Liebe der Gemeinschaftskreise sich anzunehmen, damit diese zu den neun Missionsorganen, die sie schon hervorgebracht haben, nicht noch mehr neue aussendende Vereine ins Leben rufen möchten. Indeß ist mit der stärkeren Besetzung der Kolonien der Kampf gegen die römische Mission allein nicht geführt. Dazu gehört besonders auch, daß wir die römische Mission gründlicher studieren und sowohl über sie wie über die evangelische das heimatliche Publikum so informieren, daß endlich die große Unkenntnis, welche über beide herrscht, einigermaßen beseitigt werde.

Vergegenwärtigt man sich die derzeitige Lage der deutschen evangelischen Mission, so denkt man zunächst an die bedrohliche Finanzlage der verschiedenen Gesellschaften, insonderheit der größeren alten, welche mit einer Ausnahme unter Defizits leiden. Auch Prof. Warneck hat diese leidige Tatsache als das erste charakteristische Merkmal der gegenwärtigen Lage der deutschen evangelischen Mission angeführt. Eins ist an diesem Defizit erfreulich: es hat seinen Grund in dem Wachstum des Missionswerkes, nicht etwa in der Abnahme der Missionsbeiträge. Das Wachstum dieser Beiträge hat nur nicht gleichen Schritt gehalten mit den durch die Ausdehnung

der Mission verursachten Ausgaben. Die Gefahr ist, daß das Defizit chronisch werde, da die Ausdehnung der Arbeit fast unaufhaltsam ist. Wie dem entgegen zu wirken ist, das war die Frage.

Unter den mancherlei praktischen Ratschlägen, die Prof. Warneck gab, sei nur einer hervorgehoben, dem er selber besondere Bedeutung beilegte und der gleich während der Konferenz zu einem praktischen Resultat geführt hat. Sollen daheim die Missionsgaben wachsen in dem Maße, wie das Werk sich ausdehnt, so muß der Missionssinn, die Missionsliebe und das Missionsverständnis systematisch und zielbewußt geweckt und gepflegt werden. Und damit muß bereits in umfassenderem Maße als bisher bei der Kinderwelt der Anfang gemacht werden. Hierzu bieten die Kindergottesdienste die gewiesene Gelegenheit. Wie das für den Gustav Adolf-Verein bereits geschehen ist, muß durch sie auch für die Mission eine Macht gewonnen werden, die zu Gottes Ehre Großes auszurichten vermag. Nach den Vorschlägen Warnecks wurde denn auch eine Kommission bestellt, bestehend aus Pastor Zauleck als Vorsitzendem, auf dessen in seinem auf der Halleschen Missionskonferenz erstatteten Referat gegebene Anregungen der Antrag Warnecks zurückgeht, Insp. Schreiber und Pastor Paul Richter, dem Herausgeber des Jugend-Missionsblattes „Saat und Ernte“. Aufgabe dieser Kommission wird es vor allen Dingen sein, den Leitern der Kindergottesdienste geeigneten geschichtlichen Missionsstoff zu verschaffen, sowie überhaupt die bezüglichen Blätter, und zwar nicht bloß die speziellen Missions-Kinderblätter, mit dem rechten Material aus dem Gebiete der Mission zu versehen. Ob daneben auch nach Art der Gustav Adolf-Kindergabe die Sammlung einer großen Missions-Kindergabe ins Leben gerufen werden soll, muß die Zukunft lehren.

Wenn man den Mitteln und Wegen nachdenkt, die quälenden Defizits zu vermeiden, so muß man den Blick aber auch hinaus auf die Missionsgebiete lenken und hier darauf sinnen, wie die heidenchristlichen Kirchen selbst zu größeren finanziellen Leistungen zu ihrer Selbstunterhaltung erzogen werden müssen. Das liegt keineswegs bloß im Interesse der heimatlichen Christenheit, sondern erst recht in dem der heidenchristlichen Kirchen selbst, um sie nicht im Zustande der Almosenempfänger zu erhalten und sie nicht an Passivität zu gewöhnen. Indem nun Prof. Warneck untersuchte, welches die Gründe sein möchten, daß dies bisher nicht in der ge-

nügenden Weise geschehen sei, gab er der Konferenz Handreichung zur gründlichen Prüfung der Missionstätigkeit überhaupt und zugleich positive Vorschläge zu gesteigerten Aufbringungen auf den Missionsgebieten; und die seinem Referate folgende Besprechung zeigte, welche dankbare Aufnahme gerade dieser Teil seiner Darlegungen gefunden hatte. Hoffentlich hat diese Beratung manches gute praktische Ergebnis.

2) Im Blick auf die Arbeiter, die die Mission braucht, war zunächst die Konferenz darin eines Sinnes, daß nur solche hinausgesandt werden dürfen, welche persönlich die Gnade Gottes in Christo durch den Glauben ergriffen und erfahren haben, und daß demgemäß die Hauptaufgabe bei ihrer Ausbildung sei, „Männer in Christo" zu erziehen. Aber daneben wurde zugleich betont, daß die Missionare, sollen sie anders auf der Höhe ihrer Aufgabe stehen, nicht nur ein festes, christusfrohes Herz, sondern auch einen weltweiten Horizont und eine gründliche Geistesbildung haben müssen, und daß dazu nicht nur eine gute theologische Schulung, sondern auch eine möglichst vielseitige, intellektuelle und humanistische Durchbildung gehört. Nach beiden Seiten hin fanden die Ausführungen Inspektor Bahnsens in seinem bereits oben erwähnten Referat warme Zustimmung. Nur darf man in dem Bemühen, die Ausbildung der Missionare möglichst allseitig zu gestalten, den alten pädagogischen Grundsatz nicht vergessen: non multa sed multum! Denn bei der Menge der Disziplinen, welche schon heute in den Missionsseminaren behandelt werden müssen, muß man in ihrer Vermehrung sehr vorsichtig und zurückhaltend sein.

Und doch läßt sie sich nicht umgehen. Ja, auf die Bremer Konferenz dieses Jahres wird sich vermutlich die Einführung eines neuen Unterrichtszweiges, sei es, daß er selbständig oder in organischer Verbindung mit bereits bestehenden erteilt wird, zurückführen lassen. Denn das Referat Pastor[1]) Meinhofs „Wie treibt ein Missionar am besten die Erlernung der Sprache des Volkes, unter dem er arbeitet?" fand in der Konferenz allgemein das Echo: Wir wollen es nicht bei der bloßen Zustimmung bewenden, sondern die empfangenen Anregungen zur Tat werden lassen. Dies bezieht sich besonders auf den ersten Teil des Referats, in dem Prof. Meinhof die These be-

1) Er ist mittlerweile Professor (am orientalischen Seminar) geworden.

gründete: „Der Missionszögling ist auf das Erlernen der Sprache schon in der Heimat vorzubereiten“, und Fingerzeige hierzu gab. Dabei legte er besonderen Nachdruck auf die Einführung in die Phonetik und auf phonetische Übungen, welche den angehenden Missionar instand setzen sollen, von vornherein die Sprachlaute richtig aufzufassen und richtig nachzusprechen. Als Ziel dieser Vorbereitung aber faßte er ins Auge, daß, nachdem das Arbeitsgebiet für den Missionszögling festgestellt ist, dieser auch in den grammatischen Bau der Sprache desselben eingeführt und so weit gefördert wird, daß er sich einigermaßen in ihr auszudrücken fähig ist. Erleichtert ist die Erfüllung dieser letztern Anregung, zumal für die nach Afrika ausgehenden jungen Missionare, dadurch, daß sie in Berlin am orientalischen Seminar unter Meinhofs Leitung diesen Studien sich widmen können. Verschiedene Missionsgesellschaften machen für ihre Missionare von dieser Gelegenheit bereits Gebrauch.

Im zweiten und dritten Teile seines Referats gab Prof. Meinhof den auch in die Arbeit eingetretenen Missionaren für ihre Sprachstudien eine Reihe praktischer Winke, wie sie die gewonnene phonetische und grammatische Kenntnis unter der Anleitung sowohl sprachtüchtiger älterer Missionare wie eingeborener Lehrer und überhaupt durch Übung in der Sprache im Verkehr mit den Eingeborenen und durch wachsende Einsicht auch in das Problem der Christianisierung der Sprache mit unermüdlichem Fleiß vervollständigen müssen, damit sie wirklich sprechen lernen wie die Eingeborenen sprechen und diese sie auch richtig verstehen.

Was für eine große und schwere Aufgabe den Missionaren gestellt ist damit, daß sie in heidnischen Sprachen das Evangelium zu verkündigen haben, ist der Konferenz durch Meinhofs Referat aufs eingehendste gezeigt. Sie faßt sich kurz darin zusammen, daß jede heidnische Sprache christianisiert, d. h. befähigt werden muß, die christlichen Begriffe sinnrichtig und vollverständlich auszudrücken. Es ist gewiß auf diesem Gebiete bisher schon vieles geschehen, aber noch immer sind wir hier sehr am Lernen und es ist klar, daß die Fortschritte in Zukunft um so größere sein werden als den Missionaren von vornherein nicht nur das Verständnis erschlossen wird für das nach allen seinen Seiten hin so schwierige Sprachproblem, sondern sie auch — was früher nur selten geschehen ist — praktische Anleitung erhalten, wie man

das Sprachstudium nach sprachwissenschaftlichen Grundsätzen richtig betreibt.

Wie auf drei Vorgängerinnen so wurde auch auf der diesjährigen kontinentalen Missionskonferenz die Frage der Frauen-Missionsarbeit behandelt. Es geschah auf Grund des sehr eingehenden von Inspektor Schreiber erstatteten Referats: „Gewinnung, Eingliederung und Verwendung von Missionsschwestern". Die Frauenarbeit ist in den deutschen evangelischen Missionen noch sehr jungen Datums. Kein Wunder also, daß für sie noch keine festen, geschweige denn einheitliche Grundsätze sich haben gewinnen lassen. Dazu fehlt eben noch die nötige Erfahrung. Daher war es auch nicht möglich, daß die Konferenz über die zu Verhandlung stehenden Fragen zu bestimmten Entscheidungen kam. Nur darauf einigte man sich, daß der Ausschuß der deutschen Missionen sich in bezug auf die Ausbildung von Missionsschwestern vornehmlich mit dem Präsidium des Kaiserswerter Verbandes der Diakonissenhäuser in Verbindung setzen möchte.

3) Inspektor Dahle von der Norwegischen Missionsgesellschaft in Stavanger suchte Antwort auf die Frage: „Wie soll die Verkündigung des Evangeliums durch die Missionare beschaffen sein, damit sie Boden bei den Heiden finde?" Will der Missionar mit seiner Predigt bei den Heiden Eingang, zunächst nur Gehör finden, so muß er nach Anknüpfungspunkten suchen. Zunächst bietet sich „das Buch der Natur" dar mit seinem Zeugnis von dem allmächtigen Gott, der Himmel und Erde gemacht hat und der in seinen Werken auch dem Heiden sich erkennbar macht. Ebenso geeignet ist es, das allgemein menschliche Los des Todes zum Ausgangspunkt zu nehmen, weil die Heiden Knechte der Todesfurcht sind und die Aussicht auf ein ewiges Leben etwas Gewinnendes für sie hat. Weiter bietet das auch bei den Heiden vorhandene, oft in großer Friedelosigkeit des Herzens sich äußernde und dadurch sogar zum Selbstmord treibende Gewissen eine Anknüpfung für das Zeugnis von dem, der die Bekümmerten und Beladenen zu sich rufen läßt. Dazu gibt das ahnende Gottesbewußtsein und überhaupt die religiösen Anschauungen und Gebräuche der Heiden vielfachen Anlaß von dem wahren Gott und Gottesdienst zu predigen; insonderheit bieten die heidnischen Opferfeiern Gelegenheit, von dem einzig giltigen Opfer zu zeugen. Schließlich werden allerlei äußere Verhältnisse und Ereignisse, wie

Unglücksfälle, Erdbeben, Krankheit und dergl. Handhaben darreichen, um mit dem Wort der Wahrheit an die Seelen heranzubringen. Der Aufmerksamkeit des Missionars wird es nicht verborgen bleiben, welcher besonderen Anknüpfung er sich im einzelnen Falle am besten zu bedienen hat. Geht er aber aus von der Religion seiner Zuhörer und von dem, was damit zusammenhängt, so hat er in seiner Predigt möglichst jede Polemik gegen das Heidentum zu unterlassen, zumal wo die Heiden mit einer gewissen Pietät an dem väterlichen Herkommen hängen.

Ist durch den Eingang der Predigt das Interesse seiner heidnischen Zuhörer geweckt, so daß sie gern etwas Weiteres von ihm hören wollen, so hat der Missionar ihnen vor allen Dingen die Heilsgeschichte zu verkündigen. Dabei wird er gut tun, dieselbe Geschichte denselben Hörern wiederholt zu erzählen, damit sie mit ihr vertraut werden. Insonderheit bleibt die Geschichte Jesu, speziell die von seinem Leiden und Sterben und von der Auferstehung selten ohne Eindruck auf sie. Nicht zu übersehen ist dabei, daß die Predigt so einfach und so anschaulich wie möglich sein muß; abstrakte christliche Gedanken werden selbst von gebildeten Heiden nicht verstanden, geschweige denn von ungebildeten, während konkrete Darstellungen leicht aufgefaßt werden. Zu solcher Predigt wird der Missionar um so mehr fähig, je vollkommener er die Sprache beherrscht und je tiefer er in die Denk- und Anschauungsweise seines Volkes eindringt. Vor allen Dingen muß der Missionar mit seiner ganzen Person hinter seinem Zeugnis stehen und den Eindruck erwecken, daß, was er sagt, sein Herz ganz erfüllt und daß davon Leben und Tod abhängt. Die sich an diesen Vortrag anschließende Besprechung war reich an lebendigen Illustrationen, die besonders von den anwesenden Missionaren gegeben wurden.

4) Hat der Missionar Boden gefunden für seine Predigt und sind von ihm Seelen für den Glauben an den Heiland gewonnen, so steht er vor neuen wichtigen Fragen. Die nächstliegendste behandelte Pfarrer Mieścher, der Präses der Basler Mission, unter dem Thema: „Die Aufgabe der Mission im Blick auf die verschiedenen Motive des Übertritts“. Um der Kürze der zur Verfügung stehenden Zeit willen schloß sich an dies Referat keine eigentliche Debatte an. Indeß kam doch die Übereinstimmung der Konferenz mit den

Darlegungen desselben zum Ausdruck. Der Gedankengang war nach den Leitsätzen Pfarrer Mieschers etwa folgender.

Die Bereitwilligkeit in die Jüngerschaft Jesu, resp. in die christliche Gemeinde einzutreten, kann aus den mannigfachsten Beweggründen hervorgehen. Das liegt daran, daß auf den einen diese, auf den andern jene Seite des Heilsgutes, das dem Jünger Jesu in Aussicht gestellt wird, besondern Eindruck macht. So wird z. B. der eine gewonnen, weil dies Heilsgut ihm Befreiung von seinem Schuldbewußtsein in der Versöhnung mit Gott anbietet, die durch Christum zu erlangen ist, während den andern bei seiner ihn umtreibenden Furcht vor den bösen Geistern die beruhigende Gewißheit der Liebe Gottes und die Hoffnung eines ewigen Lebens anzieht, die ihm dargeboten wird, usw. Auf die Beweggründe zum Übertritt wirkt aber auch ein die Art des Missionsbetriebes. Es ist z. B. von Einfluß, wenn mit der Heilsverkündigung die Vermittlung von Schulbildung oder von Arbeitsgelegenheit und Erlernung von allerlei Kunstfertigkeit in Industrien und Werkstätten Hand in Hand geht. Auch das ist von Einfluß, ob mit der Annahme des Heilsgutes Opfer oder Vorteile verbunden sind. Endlich liegt die Verschiedenheit der Beweggründe zum Übertritt auch in den Verhältnissen, dem Charakter, der Begabung, der innern Zubereitung des einzelnen wie des Volkes begründet. Wie verschieden nun auch immer die Motive sein mögen in ihrer Art und in ihrem Wert, so ist doch der Spott durchaus unberechtigt, der in jedem Übertritt nur niedrige Spekulation sieht. Dazu kostet in vielen Fällen der Übertritt zu viel. Es gibt Motive der edelsten Art. Es kommen solche, die nur Wahrheit und Heil suchen, entweder schon gesucht haben, ehe sie mit der Mission zusammentrafen, oder durch die Mission und die durch sie hervorgerufenen Wirkungen zu solchem Suchen geführt worden sind. Andere kommen aus Beweggründen, die nicht diesen Wert haben, aber immerhin zu respektieren sind. Sie haben noch kein Verständnis für den Kern der Heilsbotschaft und für das eigentliche Wesen Jesu. Aber sie sehen die Früchte des verkündeten Heils und der Verbindung mit Jesu: Freiheit von allerlei bösem Bann, das geordnete Leben, die Liebe und gegenseitige Fürsorge, die Sterbensfreudigkeit, die höhere Kultur, die mit dem neuen Glauben einzieht. Liegt ihrem Handeln auch nicht ein tieferes religiöses Erlebnis, eine innere Umwandlung, so liegt ihm doch ein vernünftiges Denken zu-

grunde, einen Wahrheitssinn und sittlichen Ernst bekundendes Anerkennen des Guten. — Es ist wiederum kein volles Heilsverständnis, wenn andere kommen, weil sie mit ihren Götzen und Geistern mißliche Erfahrungen gemacht haben und nun — der Hauptsache nach in äußeren Dingen — bessere Hilfe vom Christengott erwarten, oder wenn sie kommen, weil Todes- oder Höllenangst sie treibt. Immerhin ist da ein religiöses Moment vorhanden, insofern der Gott, den die Mission predigt, in seiner Überlegenheit über die Götzen anerkannt ist.

Endlich aber gibt es unter den Kommenden noch eine zahlreiche Kategorie, die nicht auf eine göttliche Macht und Hilfe, sondern eigentlich nur auf die Hilfe und den Schutz der Missionare, auf äußeren Vorteil spekuliert. Hier hat sich im Innern noch keine religiöse und sittliche Wandlung vollzogen. Insofern aber manifestiert sich auch hier ein Sieg des Christentums, als man seinen Vertretern mehr Uneigennützigkeit zutraut, als den eigenen Religionsgenossen und als die christliche Gemeinschaft schon eine Stellung erworben hat, in der sie äußere Vorteile bieten kann.

Wie hat sich die Mission den aus so verschiedenen Motiven Kommenden gegenüber zu verhalten? Als Grundsatz muß gelten, daß sie von vornherein niemand zurückstoßen darf. In allen, die kommen, ist eine Aufgabe zu erkennen, die Gott stellt. Aber zur richtigen Behandlung der Kommenden ist es wichtig, ihre Motive möglichst zu durchschauen, wobei die Mission im Auge zu behalten hat, daß unlautere Spekulation, Heuchelei niemals der Weg zur Jüngerschaft Jesu sein kann. Zurückweisung ist in solchem Falle Liebesdienst und wahre Seelsorge. Ebenso darf die Mission nicht aus dem Auge verlieren, daß die Gemeinde Jesu, besonders die Anfängergemeinde, den hohen Beruf hat, ein Licht zu sein in der heidnischen Finsternis. Sie darf sich daher nie — auch nicht durch Konkurrenzeifer — verleiten lassen, auf Kosten der Aufrichtigkeit und eines ungefärbten Glaubens Zuwachs zu gewinnen. Es ist schon in der Art, wie Mission getrieben wird, alles zu vermeiden, was unlautere Spekulation begünstigen kann.

Unreelle Absichten sind deutlich zurückzuweisen, aber womöglich so, daß ein höheres Verlangen geweckt wird. Es ist auch im Sinne des Wortes: „Die Füchse haben Gruben usw." auf das mit der Jüngerschaft Jesu verbundene Kreuz hinzuweisen, immerhin mit

freudiger Betonung der Gottes- und Heilandsliebe, wie der lebendigen Hoffnung, deren man sich getrösten darf. Wo die Beweggründe aufrichtiger Natur sind, aber doch die äußere Hilfe, die man vom Christengott erhofft, die besseren Lebensbedingungen, welche der christliche Glaube zur Folge hat, im Vordergrund stehen, da sind diese Erwartungen zu vertiefen. Es ist offen zu sagen, daß wichtiger als die äußere Hilfe die innerliche ist, und daß eben darum Gott auch dem Christen nicht immer äußerlich so hilft, wie er begehrt, daß auch an ihm Mangel, Mißwachs, Krankheit, Leid usw. unter Umständen nicht vorübergehen werden.

Von sofortiger Taufe kann darum nicht die Rede sein, jedenfalls in den meisten Fällen nicht, weil die Taufe das Taufbegehren, d. h. das Verlangen, ein Jünger Jesu zu sein, voraussetzt, und dazu nötig ist, daß man weiß, wer Jesus ist und was er will. Wo diese Erkenntnis vorhanden ist, so wie sie bei den Anfängern vorhanden sein kann, sollte die Taufe gewährt werden im Vertrauen auf die Macht des Geistes Jesu, der in seiner Gemeinde wirksam ist und den Anfang im Glauben von Stufe zu Stufe weiterführt.

Schließlich sind die Kommenden in Pflege und Unterricht zu nehmen, damit sie klar wissen, um was es sich handelt. Wo es geschieht, in privater Unterredung, in Predigt und eigentlichem Taufunterricht, ist Rücksicht zu nehmen auf die mancherlei Beweggründe, die vorhanden sein mögen. Es wird aber nur verstanden werden, wenn der Missionar in die Denkweise des Volkes sich hineingelebt hat.

Mit der vollzogenen Taufe ist die Aufgabe in Beziehung auf die Motive des Übertritts noch nicht vollendet. Da diese Motive mit dem Charakter und mit der von Jugend auf eingeatmeten Denkweise im Zusammenhange stehen, wirken sie nach und führen leicht zu Rückfällen ins Heidentum. Man kann nicht bei allen eine in die Tiefe gegangene Bekehrung voraussetzen, durch die alles neu geworden wäre. Darum muß die Mission mit all den Mitteln, die sie hat, den Geist zu beeinflussen, immer wieder auf jene Gedanken zurückkommen, die bei der Annahme des Christentums mitgewirkt haben und doch seiner Höhe nicht entsprechen.

Daß noch eine weitere Fortbildung der Neugetauften, abgesehen von dem, was ihnen die sonntägliche Predigt bietet, wünschenswert wäre, wird von Missionaren oft ausgesprochen. Sie läßt sich jedoch schwer durchführen. Um so mehr sollten einzelne gefördert

werden, daß sie ein Salz der Gemeinde werden. Lebendige Vorbilder sind das wichtigste, Persönlichkeiten, die mit dem rechten Sinn das Christentum ergriffen haben und so auch darin stehen. Sie wirken korrigierend auf das, was noch nicht aus der Wahrheit und aus dem Glauben ist. Zuletzt wird die menschliche und göttliche Kirchenzucht helfen müssen, die Gemeinde wieder zu reinigen von denen, die sich bleibend als solche erweisen, welche nichts haben und nichts annehmen wollen von Christi Geist.

Mit diesem letzten Satze haben wir den Übergang zu dem auf der Konferenz unmittelbar darauf verhandelten Referat D. Buchners: „Prinzipien und Praxis der Kirchenzucht in den heidenchristlichen Gemeinden". Auch hierüber hat nur eine sehr beschränkte Aussprache stattgefunden. Das wurde allgemein bedauert, weil die Konferenz davon überzeugt war, wie wichtig für die evangelische Mission gerade auf dem Gebiete der Kirchenzucht ein Vorgehen nach einheitlichen Grundsätzen ist. Denn wo mehrere Missionen auf demselben Arbeitsfelde oder nahe bei einander an der Arbeit sind, ergeben sich durch eine Verschiedenartigkeit der Handhabung der Kirchenzucht die unangenehmsten Mißstände, — wenn nämlich die eine darin laxer ist als die andere, oder gar es ganz daran fehlen läßt.

Die Regelung der Kirchenzucht hat nun für die Mission darum ihre besondere Schwierigkeit, weil in den heimatlichen Kirchen, abgesehen von der Brüdergemeine im großen und ganzen von der Ausübung einer solchen kaum die Rede ist. Die Missionsleitung muß daher Ordnungen für die Gemeinden draußen aufstellen, ohne dafür an der Praxis und Erfahrung ihrer heimatlichen Kirche eine Handhabe zu haben. Und doch sollte keine Missionsgesellschaft — die auf der Bremer Konferenz tun es auch alle nicht — auf das Mittel der Kirchenzucht zur Erziehung und Pflege der Gemeinden und zum Wohle der einzelnen Christen verzichten. Den Gedanken, mittelst der Kirchenzucht etwa in donatistischer Schwärmerei eine Gemeinde ohne Sünder herstellen zu wollen, schließt zwar der Herr durch das Gleichnis vom Unkraut unter dem Weizen schlechthin aus. Aber dazu muß Kirchenzucht geübt werden, daß gegen die in der Gemeinde bekannt gewordene Sünde Zeugnis abgelegt wird, damit kein laxer Geist in ihr einreißt, daß die Gemeinde gegen die Verführung durch den Sünder nach Kräften geschützt und endlich daß der Sünder selbst gebessert wird. Gerade auch um den letzten Punkt

wird es sich bei allen Graden der Kirchenzucht handeln, auch bei dem sogenannten großen Bann. Denn selbst wo dieser über den unbußfertig in seiner Sünde verharrenden verhängt wird, geschieht das doch in der Hoffnung, daß ihm die Entbehrung der geistlichen Güter der Gemeinde als ein Mangel fühlbar und das Verlangen in ihm wach werden soll, wieder an ihnen teil nehmen zu können.

Fragt man, welche Instanz die Kirchenzucht üben soll, so ist nach Mt. 18 sicherlich die Gemeinde dazu berufen, und doch können verschiedene Instanzen derselben dazu bestellt werden. Denn es ist auf Grund dieser Stelle nicht zu entscheiden, ob die Einzelgemeinde oder die ganze Missionskirche, d. h. die Gemeinschaft der von einer Gesellschaft gesammelten Gemeinden, die Kirchenzucht üben soll. Beide Auffassungen fanden in der Konferenz ihre Vertreter. Auch das wird verschieden geregelt werden können, ob die Gemeinde selbst, oder durch ihre Organe, die Ältesten und den Geistlichen, oder durch letztern allein auf Grund einer Beratung und Beschlußfassung mit den ersteren die Kirchenzucht ins Werk setzen soll.

Viel schwieriger und wichtiger ist die Frage nach der Festsetzung einer Kirchenzuchtordnung, die nicht entbehrt werden kann. Man kann insonderheit bei jungen heidenchristlichen Gemeinden ohne eine gewisse gesetzmäßige Regelung nicht auskommen. Ihre Glieder sind ja noch Kinder und Kinder brauchen das Gesetz. Sie stehen, wie in der Debatte von einer Seite bemerkt wurde, zumeist auf dem Standpunkte: „Was nicht verboten ist, das ist erlaubt.“ Deshalb muß man ihnen sagen, was verboten ist. Aber man muß sich doch auch im Blick auf sie hüten, in der Reglementierung der Vergehungen, die unter die Kirchenzucht fallen, zu weit zu gehen. Es wird und kann nur darauf ankommen, gewisse Richtlinien aufzustellen, nach denen zu verfahren ist, und allgemeine Rubriken von Sünden namhaft zu machen, gegen welche mit der Kirchenzucht vorzugehen ist. D. Buchner empfahl, um bei aller durch die lokalen und nationalen Verhältnisse bedingten Verschiedenheit in der Handhabung der Kirchenzucht zu einer prinzipiellen Einheitlichkeit zu kommen, den auf der Konferenz vertretenen Gesellschaften folgende 5 Klassen von Sünden als unter die Kirchenzucht fallend aufzustellen, welche Warneck in seiner „Evangelischen Missionslehre“ angibt: 1) Wiederteilnahme am heidnischen Kultus; 2) Rückfall in heidnische Sitten; 3) Verfehlungen gegen die gemeine Moral; 4) Widersetzlichkeit gegen die Gemeindeordnung; 5)

Irrlehre. Die Meinung der Konferenz hierüber kam nicht mehr zum Ausdruck, weil die Besprechung bereits vorher abgebrochen werden mußte. So kann denn auch in den folgenden Sätzen nur noch der Gedankengang des Referats angegeben werden.

Dies handelte noch von der Art und Weise, wie die Kirchenzucht im einzelnen geübt, wie sie der Gemeinde bekannt gemacht wird und welche Folgen sie für den Betroffenen hat. In allen diesen Punkten ist die Praxis der Gesellschaften verschieden und darf sie verschieden sein. Darin aber sollten alle übereinstimmen, daß das Ehrgefühl des Sünders nicht unnötig verletzt und jede Vermengung der Kirchenzucht mit bürgerlichen Strafen sorgfältig vermieden wird. Was die Wiederaufnahme des in Kirchenzucht Befindlichen auf Grund aufrichtiger Buße betrifft, so kann sie nur von der Gemeinde geschehen, die ja auch die Kirchenzucht verhängt hat. Dabei wird aber die bereits oben gekennzeichnete verschiedene praktische Exegese von Mt. 18 wiederum verschiedene Organe in Tätigkeit setzen. Für die von manchen Gesellschaften geforderte Ablegung eines öffentlichen Sündenbekenntnisses bei der Wiederaufnahme kann sich D. Buchner nicht erwärmen, weil er befürchtet, es möchte dadurch das Ehrgefühl des Aufzunehmenden zu sehr angetastet werden. Nur in solchen Fällen hält er die Forderung eines solchen Bekenntnisses für zulässig, wo in wirklich grober und öffentlicher Weise der gesamten Gemeinde ein Ärgernis gegeben worden ist.

Noch machte D. Buchner im allgemeinen die Bemerkung, unter speziellem Hinweis auf die Mission der Brüdergemeine in Suriname, daß je mehr ein Missionsgebiet in großem Maßstab christianisiert ist und das Bild einer Volkskirche darbietet, die Übung der Kirchenzucht um so schwieriger sein wird, während ihre Handhabung in neu gegründeten Gemeinden weniger Schwierigkeit bietet, um dann sein Referat mit folgenden Worten zu schließen: „Aus diesem . . . Überblick über die Prinzipien und Praxis der Kirchenzucht auf den Missionsgebieten geht so viel jedenfalls deutlich hervor, daß sich eine bis ins einzelne, für alle Verhältnisse und alle Zeiten gleich bleibende Schablone nicht feststellen läßt. Es wird stets gelten, immer wieder unter Berücksichtigung der vorliegenden örtlichen, nationalen und Entwicklungsverhältnisse das richtige zu treffen und wir werden dabei stets unter dem Bewußtsein arbeiten müssen, daß wir diesen Verhältnissen kaum völlig gerecht werden können, weil sie gar zu verschiedenartig

sind. Und auch die besten Bestimmungen seitens der Missionsgesellschaften und ihrer Leiter werden niemals hinreichen, uns vor Fehlern zu schützen, wenn nicht dem einzelnen Missionar der richtige Takt bei Handhabung der Kirchenzucht innewohnt. Niemals darf die Kirchenzucht herabsinken auf das Niveau einer bürgerlichen Strafordnung, sondern muß stets als ihr Motto behalten: das Geistliche muß geistlich gerichtet sein. In diesem Sinne aber wollen wir die Kirchenzucht als ein Gut festhalten, dessen gewiß, daß, so wir selbst sie geistlich üben, sie auch uns und unseren Heidenchristen ein Segen ist und bleiben wird."

Zweierlei ist den Verhandlungen der Konferenz noch hinzuzufügen. Das erste ist, daß sie, die in der Woche tagte, in welcher in Berlin die Vorbereitungen zur Feier der Vermählung unsers Kronprinzen getroffen wurden, folgendes Glückwunschtelegramm an Se. Majestät den Kaiser gesandt hat:

„Der vom 29. Mai bis 2. Juni zu Bremen tagenden Missionskonferenz, auf der 26 evangelische Missionen des Kontinents vertreten sind, ist es ein herzliches Bedürfnis, Ew. Majestät angesichts der bevorstehenden Vermählungsfeier Sr. Kaiserlichen Hoheit des Kronprinzen ihres fürbittenden Gedenkens zu versichern. Gott schütze und segne Ew. Majestät und das ganze Kaiserliche Haus.

Die elfte Kontinentale Missionskonferenz.
(gez.) D. Oehler. D. Buchner."

Darauf ist folgende Antwort eingetroffen:

„Se. Majestät der Kaiser und König lassen für die freundlichen Segenswünsche anläßlich der Vermählung Sr. Kaiserlichen Hoheit des Kronprinzen bestens danken.

Auf Allerhöchsten Befehl der Geheime Kabinets-Rat
(gez.) von Lucanus."

Sodann hat der deutsche Teil der Konferenzmitglieder noch den Bericht über die seit der letzten Tagung entwickelte Tätigkeit des Ausschusses der deutschen Missionen von dem Schriftführer desselben, Inspektor D. Merensky, entgegengenommen und im Anschluß daran den Ausschuß neu gewählt. Zu allgemeinem lebhaften Bedauern mußte man dabei von der Wiederwahl Prof. Warnecks, der der Anreger [de]s Ausschusses und bis vor vier Jahren sein Schriftführer gewesen

ist, Abstand nehmen. Seine geschwächte Gesundheit, die ihn leider auch nötigte, schon vor dem Schluß der Konferenz abzureisen, machte es für ihn notwendig, von der weiteren Mitarbeit im Ausschuß zurückzutreten.

Es sind reiche Tage gewesen, welche die Mitglieder der Konferenz in Bremen verlebt haben. Auch der die gegenwärtige große Vorwärtsbewegung der evangelischen Mission in 5 Referaten veranschaulichende Gottesdienst am Nachmittage des Himmelfahrtstages war erhebend. Die dankbare Erinnerung wird noch verschönt durch die liebenswürdige und herzliche Gastfreundschaft, welche die Konferenz als solche sowohl wie die einzelnen Teilnehmer auch in diesem Jahre wieder in überreichem Maße erfahren haben. Der König der Mission segne alle die lieben Bremer Freunde für ihre Liebe und lasse gesegnet sein auch die gepflogenen Beratungen samt den durch sie angeregten Entschlüssen sowohl für die Konferenzmitglieder als auch für sein ganzes heiliges Werk!

Chronik.

Seltene Jubiläen dreier Missionare. Hepburn, einer der drei ersten protest. Missionare Japans — er kam dorthin 1859, nachdem er vorher in Singapur und Amoy tätig gewesen war — feierte in Nordamerika, wohin er im hohen Alter als Emeritus zurückgekehrt war, am 13. März dieses Jahres seinen 90. Geburtstag. Kaum ein anderer Missionar steht in Japan in solchem Ansehen als er. Hervorragende Japaner wie Graf Ito und General Oyama unterhielten mit ihm einen geradezu freundschaftlichen Verkehr. An der vortrefflichen Übersetzung der Bibel ins Japanische hatte er den Hauptanteil. Als Hepburn nach Amerika zurückkehrte, widmete ihm die Japan Gazette einen Nachruf, in dem es u. a. hieß: „Das Leben Dr. Hepburns und seiner Mitarbeiter ist es in den ersten Zeiten gewesen, das Japan bewogen hat, die in unser Land kommenden Missionare zuerst zu dulden und darin zu bewillkommnen, und den Missionaren verdanken wir den größeren Anteil an dem gegenwärtigen Fortschritt. An seinem 90ten Geburtstage telegraphierte ihm der japanische Gesandte in Washington, daß der Kaiser von Japan in dankbarer Auerkennung seiner Japan geleisteten schätzenswerten Dienste ihm den Kaiserlichen Orden der aufgehenden Sonne verliehen habe.

Am 21. Mai beging zu Bethel in Kaffraria der Senior der Berliner M. G., der 83jährige Superintendent D. Kropf, in geistiger Frische sein 60jäh-

riges Jubiläum und wurde zu demselben mit dem Roten Adlerorden 3. Kl. dekoriert. Kropf ist wohl der gründlichste Kenner der Kaffern und ihrer Sprache, sein Lexikon eine sprachwissenschaftliche Arbeit ersten Ranges; aber das Hauptwerk seines Lebens ist die Bibelübersetzung, mit deren Revision er zur Zeit beschäftigt ist.

Am 25. Februar 1905 war es dem Missionar der Norddeutschen Mission, dem jetzigen Leiter ihres Seminars in Amedzowe, Bürgi, vergönnt, sein 25jähriges Jubiläum zu feiern, ein darum bemerkenswertes Ereignis, weil es das erste Mal ist, daß ein Missionar in dem klimatisch so gefährlichen Ewelande eine 25jährige Dienstzeit erreicht hat. Die die große Dankbarkeit der Ewechristen, namentlich der alten Schüler des Missionars, bekundende Feier war dadurch höchst charakteristisch, daß der eingeborene Pastor, Lehrer Medenu, als Vertreter der Lehrerschaft zum Zeichen ihrer Achtung und Liebe die Zeichen der afrikanischen Königswürde: Stuhl und Schirm, Sprecherstab mit silbernem Griff und einen Schmuckgegenstand mit silbernen Knäufen überreichte. Er hielt dabei in Ewe folgende sinnige und humorvolle Rede:

„In der vergangenen Woche wählte Herr Missionar Härtter den Lehrer Walter Tunidie, (den eingeb.) Pfarrer Mallet und mich, um in Amedzowe das 25jährige Jubiläum mitzufeiern. Da Pfarrer Mallet nicht kommen kann, soll ich die Lehrer des Hobezirkes vertreten und habe im Namen aller Lehrer ihr Geschenk Ihnen zu übergeben. Dasselbe besteht in dem Königsabzeichen der Eweer. Es freut uns, daß Sie volle 25 Jahre unter uns gelebt haben und immerfort als Lehrer tätig gewesen sind. Wir freuen uns alle über Sie und setzen Sie zum König der Lehrer ein. Wir, Ihre Schüler, haben uns schon lange darüber gefreut, daß Sie unser Lehrer sind. Darum haben wir Sie schon in Keta „Principal of the whole Middle School“ Vorsteher der ganzen Mitelschule) genannt. Heute nennen wir Sie nicht nur so, sondern unsern König.

1. Der Königsstuhl, zikpui, ist das erste Abzeichen des Königs. Wir Eweer haben keine Königskrone, sondern einen Königsstuhl. Als der Stuhl des Eweerkönigs Le, der die Eweer von Notsie ausführte, zurückblieb, setzte er sich auf die Erde bis man ihm seinen Stuhl wiedergebracht hatte. Jetzt konnte er sich wieder niedersetzen wie ein König. So erinnere ich mich, daß Sie in einem Abschiedswort in Bremen gesagt haben, Sie gingen nach Afrika und würden sich auf die Erde setzen, wie das Volk dort. Heute hat Ihnen das Volk einen Stuhl geschnitzt, daß Sie sich darauf setzen wie ein König.

2. Der Stab oder Sprechstab, atikplo alo otsiamiti. Die Alten sagen: „Des Königs Sprecher ist seine Lieblingsfrau.“ Ihr teilt er seine Geheimnisse und wichtigen Anliegen mit und berät mit ihr, wie das Volk zu leiten sei. Ihre Sprecher sind die Lehrer, die Sie ins Zimmer geführt, sie gelehrt und in die Wissenschaften eingeführt haben, damit sie dieselben dem Ewevolk mitteilen. So haben Sie sich eins mit ihnen gemacht in der Lehrtätigkeit. Das hat sich deutlich gezeigt auf Ihrer Reise, die Sie in den Weihnachtsferien gemacht haben. Alle Lehrer, bei denen Sie vorbeikamen, sprachen davon, wie Sie sich um sie gekümmert haben. Jeder konnte sagen: „Herr

Bürgi ist zu mir gekommen und hat sich mit mir eine Stunde lang unterhalten, das hat mich sehr gefreut." Das zeigt, daß Sie Ihre Schüler, welche Lehrer geworden sind, zu Ihren Sprechern gemacht haben.

3. Königsehre oder Herrlichkeit, dzangbe (ein eiserner Ständer mit silbernen oder goldenen Knäufen) ist ein Schmuck, den wir machen ließen, um Sie zu ehren. Sein Glanz bedeutet, daß Sie uns, die wir in der Finsternis waren, durch Ihr Lehren ein Licht haben aufgehen lassen.

4. Königsschirm, dzwouia (dzopa) alo tsi la, ist der Schirm der Könige, welcher über sie gebreitet wird, wenn sie in der Sänfte getragen werden oder zu Fuß gehen. Der Schirmträger darf das Angesicht des Königs nicht sehen lassen. Er tut dies, damit seine Feinde ihm nichts Böses antun können. Folgendes Bibelwort soll Ihnen erklären, was der Schirm für Sie bedeutet: „Er wird dich mit seinen Fittichen decken und deine Zuversicht wird sein unter seinen Flügeln u. s. w. Ja, du wirst mit deinen Augen deine Lust sehen, denn der Herr ist deine Zuversicht, der Höchste ist deine Zuflucht" (Ps. 91, 4—9).

5. Die geschnitzte Figur, amekpapke, die auf dem Schirme angebracht ist, ist das Bild von uns Schwarzen. Wir schämen uns nicht, unsere Gestalt zu zeigen. Aber dieser ist kein dummer Eweer mehr, sondern er ist ein großer Büchermensch geworden. Er hat weiße Europäerschuhe an seinen Füßen und ist schwarz bekleidet und hat einen Helm auf seinem Kopf, wie ihn jetzt die großen Gelehrten tragen. Der Mann (der Schnitzer der Figur) hat allerdings die Figur geschnitten, aber ich muß sagen kunstlos. Nun dieser ist nicht nur im Lesen und Schreiben bewandert, er kann auch musizieren. Er hat auf diesen Festtag ein Lied komponiert, das nicht allein Sie angeht, sondern alle Missionare. Er hat Feder und Papier in der Hand und möchte das Lied schreiben, aber die Zeit erlaubt es ihm nicht mehr. Darum will ich das Lied an seiner Statt singen: „Danket den Bremer Missionaren! Danket den Bremer Missionaren! Wären die Bremer Missionare nicht, wir sehen keine Rettung, wir sehen keine Rettung!"

* * *

Unter den deutschen Missionen hatte die Berliner I Gesellschaft am Ende des Jahres 1904 das größte Defizit: 347 000 Mk. Entstanden war dasselbe nicht nur durch die namentlich in Deutsch-Ostafrika und in Kiautschou notwendig gewordene bedeutende Ausdehnung der Mission, auch nicht nur durch die im Burenkriege erlittenen großen materiellen Verluste, für welche bis jetzt keine Entschädigung geleistet worden ist, sondern noch mehr durch die gewaltige Verteuerung aller Lebensbedürfnisse sowohl in Südafrika wie in China. die die Kosten des Missionsbetriebs um jährlich fast 200 000 Mk. vermehrt hat. Seitens der eifrigen Missionsleitung, besonders des Dezernenten für die heimatlichen Angelegenheiten, ist neben anderen Maßnahmen eine sehr praktische Agitation ins Werk gesetzt worden, um das bedrohliche Defizit zu tilgen, nämlich den einzelnen zum heimatlichen Hinterland der Gesellschaft gehörenden Gemeinden ist der prozentale Anteil einer jeden derselben an der schwebenden

Schuld mitgeteilt und an diese Angabe die Bitte geschlossen worden, durch außerordentliche Sammlungen diesen Betrag aufzubringen. Über 1000 Gemeinden haben daraufhin die betreffenden Anteile ganz oder teilweise, etliche über ihr Deputat hinaus, aufgebracht, sodaß bis zum 21. Juni mit Einschluß noch andrer privater Gaben 97 230 Mk., bis heute vermutlich noch einige 10000 mehr, eingegangen sind und auf eine Tilgung der ganzen Schuld bis Ende 1905 gehofft wird.

Literatur-Bericht.

3. **Meinhof:** „Die Christianisierung der Sprachen Afrikas." Basler Missionsstudien Heft 28. Basel, Missionsbuchh. 1905. 80 Pf. In dem unter der gleichen Überschrift von demselben Verf. in der A. M. Z. (05, 82 ff.) veröffentlichten Aufsatze waren nur die auf dem theologischen Gebiete liegenden Schwierigkeiten eingehend behandelt worden, welche der sinnrichtigen Wiedergabe der christlichen Gedanken in einer Sprache entgegenstehen, der diese Gedanken fremd sind, während die gleichfalls großen auf dem grammatischen und geographisch-historischem Gebiete liegenden Schwierigkeiten nur kurz angedeutet wurden. In ihrem dritten Teile (S. 28—55) ist die vorliegende Broschüre ein unveränderter Abdruck des in der A. M. Z. erschienenen Aufsatzes, dagegen führt sie in ihren beiden ersten Teilen die in diesem Aufsatze nur kurzen Andeutungen weiter aus, welche durch die grammatische und geographisch-historische Beschaffenheit der Sprache an ihre Christianisierung gestellt werden, und zwar tut sie das in derselben konkreten, durch charakteristische Beispiele veranschaulichenden Weise, wie es mit den auf dem theologischen Gebiete liegenden Schwierigkeiten geschehen ist. So bekommt man in der Broschüre einen lichtvollen Einblick in das große missionarische Sprachproblem nach allen seinen Seiten hin. Natürlich hat es die instruktive Arbeit in erster Linie darauf abgesehen, den Missionaren und den Lehrern an den Missionsseminaren einen Helferdienst zu leisten; sie ist zugleich aber auch sehr geeignet, durch das Verständnis für das Sprachproblem in der Mission, das sie den Missionsfreunden zu erschließen versucht, die doppelte Erkenntnis fördern zu helfen: daß ein nicht geringes Maß von Bildung dazu gehört, um in fremden Sprachen das Evangelium sinnrichtig und vollverständlich zu verkündigen, und daß in den Sprachschwierigkeiten Hemmungen und Aufhaltungen der Wirkungskraft der evangelischen Verkündigung liegen, die daheim noch lange nicht genügend gewürdigt werden. Wck.



Ernst Röttgers Buchdruckerei, Kassel.

Die Missionstätigkeit der russischen orthodoxen Kirche.

Von P. Friedrich Raeder.

(Fortsetzung.)

IV.

In der benachbarten Diözese Wjatka sind die heidnischen Wotjaken, welche die Mehrzahl der eingeborenen Bevölkerung dieses Gebietes ausmachen[1]), lange vernachlässigt worden. Viel später als in Kasan, hat man hier den Heiden die Aufmerksamkeit zugewandt, und die um die Mitte des 18. Jahrhunderts beginnende Bekehrungstätigkeit der russischen Kirche unter den Wotjaken darf wohl kaum noch mit dem Namen Mission bezeichnet werden. Bis 1740 fanden nur wenige Übertritte von Eingeborenen zum Christentum statt. Erst ein kaiserlicher Ukas vom 11. September 1740, welcher, in Ergänzung früherer Erlasse, den zur russischen Kirche übertretenden Nichtchristen die Privilegien der Steuererlassung für einen Zeitraum von drei Jahren und die Befreiung von der Wehrpflicht bestätigte, zugleich aber den im Heidentum Beharrenden die Pflicht auferlegte, für den dadurch entstehenden Ausfall an Steuerbeträgen und an Rekruten aufzukommen, brachte eine größere Übertrittsbewegung hervor. Von Heidenpredigt hören wir dabei nichts. Einen ungeheuren Zuwachs an Namenchristen aus den Wotjaken erlebte die russische Kirche im Jahre 1746, in welchem eine große Rekrutenaushebung in Wjatka stattfand. Im Laufe von nur acht Monaten

1) Nach P. Luppow, auf dessen eingehende, auf Archivstudien beruhende Arbeit: „Das Christentum bei den Wotjaken“, russ., 2. Aufl. Wjatka 1901, sich die folgende Darstellung gründet, leben von ca. 380 000 Wotjaken zur Zeit ca. 341 000 im Gouv. Wjatka. Wesentlich niedrigere Zahlen finden wir in einer Tabelle im Prawosl. Blagowestnik 1895 II. 380 f. angegeben. Dort wird die Gesamtzahl der Wotjaken auf 246 800 geschätzt, von welchen 220 000 in der Diözese Wjatka leben sollen. Doch scheint, nach den Quellenangaben zu urteilen, die erstere Schätzung glaubwürdiger. Die südlichen, an das Gouv. Kasan grenzenden Kreise des jetzigen Gouv. Wjatka mit Tscheremissen-Bevölkerung gehörten früher zur Diözese Kasan und sind von dort aus missioniert worden.

ließen sich nicht weniger als 10000 Wotjaken taufen! Die meisten wurden durch Furcht vor dem Militärdienst, nicht wenige auch durch Anwendung von Gewalt seitens weltlicher Beamten, oder gar seitens der Geistlichen selbst, in den Schoß der rechtgläubigen Kirche getrieben. Die Vorbereitung auf die Taufe wurde in wenigen Tagen absolviert oder unterblieb vielfach ganz. Die folgenden Jahre brachten nur wenig Taufen. An den Wotjakenchristen aber erlebte die Kirche sehr wenig Freude. Vom Christentum war meist nicht mehr als der Name bei ihnen zu finden. Die unwissenden Geistlichen erwiesen sich nicht imstande, das vor der Taufe Versäumte nachzuholen und zogen sich dazu noch durch ihre Bemühungen, heidnische Gebräuche in ihren Gemeinden auszurotten, noch mehr aber durch ihre pekuniären Ansprüche an die verarmten Eingeborenen, den bittersten Haß ihrer Pflegebefohlenen zu. Und auch bis heute noch sind trotz dem mehr als anderthalb Jahrhunderte andauernden Russifizierungsprozeß heidnische Anschauungen und götzendienerische Gebräuche unter den Eingeborenen des Wjatkaer Gebietes weit verbreitet.

Während im benachbarten Kasan schon eifrig missioniert wurde, dachten die ersten seit 1657 in Wjatka residierenden Bischöfe noch nicht im geringsten an Heidenbekehrung. Erst Bischof Alexei (1719—1733) bewies einiges Interesse für die Heiden seiner Diözese und ließ 73 Wotjaken auf ihr Gesuch hin taufen. Viel mehr Eifer legte seit 1739 Bischof Weniamin (Benjamin) an den Tag. Er reichte dem Heiligen Synod ein Missionsprojekt ein, in welchem Geldbelohnungen und Steuererlassungen eine wichtige Rolle spielten, die Ausweisung der Heiden aus den Wohnorten der Neugetauften empfohlen wurde, von Schulen aber seltsamerweise kein Wort zu lesen war. Bald kam nun der oben genannte Ukas vom 11. September 1740 den Intentionen des Bischofs entgegen. Im November wurde der Ukas in Wjatka publiziert. Aber bezeichnender Weise beeilten sich die Wotjaken nicht mit der Annahme des Christentums. Erst im Februar und März des folgenden Jahres, als die Rekrutenaushebung begann, strömten zahlreiche Täuflinge herbei und je drückender die Steuerlast der Heiden infolge der sich mehrenden Übertritte wurde, um so zahlreicher wurden die Taufen. Zumal im Jahre 1746, da das Gouvernement Wjatka wieder eine größere Anzahl Rekruten und Dragonerpferde stellen sollte, steigerten sich die Taufziffern ins Ungeheure. Diese Massenflucht von Tausenden in den schützenden Schafstall der Staatskirche wird erklärlich, wenn wir bedenken, daß in jener Zeit der Militärdienst eine lebenslängliche Trennung des Soldaten von seinen Angehörigen bedeutete. Die eingeborenen Rekruten wurden sämlich in entfernte Regimenter gesandt, mußten 25 Jahre im aktiven Dienst verbringen und wurden endlich als Veteranen in den Grenzgouvernements angesiedelt. Nur unheilbare Krankheit gab das Recht zur Rückkehr in die Heimat! Freilich konnte man vom Dienst freikommen, wenn

man einen Ersatzmann stellte, aber ein solcher kam ziemlich teuer zu stehen. Einen bequemeren Ausweg bot der Übertritt zum Christentum. Viele Wotjaken äußerten in ihren Bittschriften ganz offenherzig, sie wollten nicht Soldaten werden, lieber wollten sie sich taufen lassen! Verlangt wurde von den Katechumenen nicht viel. Zwar war im Ukas vorgeschrieben, den zu Taufenden „die christlichen Dogmen und Überlieferungen", drei bestimmte Gebete, das Glaubenssymbol und die Gebote mit Erklärung beizubringen. Aber die Priester begnügten sich mit ein paar Gebeten, oder tauften ohne jede Vorbereitung. So hat z. B. ein Priester Wassili Agafonow getauft am 3. Juni 274 Personen, am 4.: 499, am 8: 332, am 9: 403, am 10: 218, am 11: 281, also in einem Zeitraum von 9 Tagen 2007 Personen[1]). Solche tägliche Massentaufen bedeuten schon an sich eine ganz achtungswerte körperliche Leistung des Geistlichen, zu einer Vorbereitung der Katechumenen blieb wohl schwerlich noch einige Zeit übrig. An die Taufe schloß sich unmittelbar der Genuß des heiligen Abendmahls und die neugetauften Ehemänner wurden mit ihren bisherigen Frauen ehelich getraut, falls sie mit ihnen weiter zu leben gewillt waren; sonst durften sie auch sogleich eine neue Ehe eingehen[2]). Viel Sorge machten dem Bischof die gesetzlich versprochenen Geldbelohnungen, welche von dem „Kontor für Angelegenheiten der Neugetauften" erbeten werden mußten, wegen Geldmangels aber nicht ausgezahlt wurden. Selbst die aus der bischöflichen Kasse zu diesem Zweck verausgabten 1266 Rubel 19½ Kopeken wurden dem Bischof trotz jahrelanger weitläufiger Korrespondenz nicht wiedererstattet[3]). Auch die Erlassung der Steuern stieß des öfteren auf Schwierigkeiten[4]). Als einige Wotjaken 1747 klagbar wurden, weil sie angeblich mit Gewalt getauft worden waren, brachte die Untersuchung unschöne Einzelheiten aus der Bekehrungspraxis ans Licht. Es wurde erwiesen, daß nicht nur Beamte, sondern auch einzelne Geistliche die Widerstrebenden durch rohe Mißhandlungen zur Taufe zu zwingen suchten[5]). Die Getauften lebten auch weiter wie Heiden, mußten aber ihre Opferfeste im Geheimen abhalten, weil die Teilnahme an diesen mit Auspeitschung bestraft wurde[6]). Wie wenig die Geistlichkeit ihrer Aufgabe den Getauften gegenüber gewachsen war, geht schon daraus hervor, daß nicht wenige Popen sich für Geschenke bereit finden ließen, die Anzeige wegen einer veranstalteten heidnischen Opferfeier zu unterlassen, oder gar von den Beteiligten Schweigegelder und Geschenke erpreßten[7]). Ja Luppow behauptet sogar[8]), daß das Bestechungs- und Erpressungswesen bei den Geistlichen keine vereinzelte, sondern eine „mehr oder weniger allgemeine und permanente Erscheinung" gewesen sei und zwar

1) Luppow a. a. O. 172.
2) a. a. O. 181.
3) a. a. O. 181 ff.
4) a. a. O. 185.
5) a. a. O. 173 ff.
6) a. a. O. 243 f.
7) a. a. O. 244 ff.
8) a. a. O. 246.

nicht nur bei den Wotjaken, sondern auch bei andern Eingeborenen. Da ist es denn nicht verwunderlich, daß die Wotjaken ihre Geistlichen vielfach als Blutsauger haßten und gerne die Gelegenheit wahrnahmen, wo sie ihr Mütchen an ihnen kühlen konnten. Während des Pugatschew'schen Aufstandes 1773—74 sind nicht weniger als 20 Geistliche teils auf Veranlassung, teils auch unter Mitwirkung der christlichen Wotjaken getötet worden[1]). Zu Ende des 18. Jahrhunderts bietet die Wotjakenmission ein trauriges Bild. „Die heidnische Religion beherrscht noch völlig das Herz der getauften Wotjaken. Zu ihr nimmt er seine Zuflucht in den verschiedensten Lebenslagen. Das Götzenopfer hält er für das beste Mittel zur Erlangung eines notwendigen Gutes. Will er ein ihm drohendes Unheil abwenden oder eines das ihn betroffen hat loswerden, so bringt er den Göttern Opfer, ohne der Möglichkeit zu achten, dafür Verfolgung oder überhaupt eine Unannehmlichkeit zu erleiden"[2]). Solches war die Frucht der russischen Staatsmission.

Im Gouvernement Astrachan, an der unteren Wolga, sowie im südöstlichen Teil des Dongebiets und im Norden des Gouvernements Stawropol lebt das Nomadenvolk der Kalmücken[3]). Dem westlichen Zweige des mongolischen Stammes angehörig und ursprünglich in der Altai-Ebene heimisch, sind sie um 1630 in das Wolga-Gebiet eingewandert und haben die Wohnsitze der ehemaligen tatarischen „Goldenen Horde" eingenommen. Ihrem Glauben nach sind sie Buddhisten-Lamaiten. Nachdem sie die russische Oberhoheit anerkannt, kamen sie allmählich unter dem Einfluß der russischen Kirche[4]). Schon Ende des 16. Jahrhunderts erfolgten zahlreiche Übertritte. Um 1700 finden wir eine Ansiedelung christlicher Kalmücken am Flusse Tereschka (nord-östl. von Saratow) angesiedelt. Noch unter Peter dem Großen wurde 1724 ein Mönchspriester Nikodim, ein gebildeter und der kalmückischen Sprache kundiger Mann, als Missionar zu den Kalmücken gesandt, dem es 1727 gelang, den Chan Taischim zu taufen. Die Horde Taischims bekam 1737 Land am Fluß Sok mit der Festung Stawropol (an einem Arm der Wolga, im Gouvernement Samara, ca. 60 km n.-w. von Samara[5]) angewiesen und

1) a. a. O. 202 ff. 247 f.

2) a. a. O. 287.

3) Im Prawosl. Blagow. 1895 II. 380 f. wird ihre Zahl auf ca. 192 000 geschätzt, einschließlich ca. 6000 Kalmücken, die im Gouvernement Orenburg jenseits des Ural unter den Kosaken angesiedelt sind. Davon sollen 146 000 im Gouv. Astrachan, 30 000 im Dongebiet und ca. 10 000 im Gouv. Stawropol leben.

4) Vgl. Philarets Kirchengesch. 695 ff.

5) Dieses Stawropol ist nicht zu verwechseln mit der gleichnamigen Gouvernementshauptstadt im Kaukasus. Philaret a. a. O. 696 nennt, wohl

trat bald vollzählig zum Christentum über. In Stawropol wurde 1741 eine Knabenschule für die Eingeborenen eröffnet, die bald 39, und gegen 1770 etwa 50 Schüler zählte. Um 1765 zählten allein die männlichen Kalmückenchristen 8000. Für Anstellung von gebildeten, der kalmückischen Sprache mächtigen Priestern wurde Sorge getragen, und ihnen die geistliche Pflege der Getauften zur Pflicht gemacht. Auch aus anderen Gegenden wurden getaufte Kalmücken dort angesiedelt und an eine seßhafte Lebensweise gewöhnt. Im Gouvernement Astrachan, wo die Hauptmasse der Kalmücken ihren Wohnsitz hat, wurden gleichfalls viele getauft, darunter die Witwe des Chan Dondok-Ombo, im Jahre 1750 mehr als 200 Familien oder etwa 1000 Seelen. Im Jahre 1771 wanderte aber der größte Teil der Kalmücken, welche auf der Wiesenseite (am linken Ufer) der Wolga wohnten, ca. 30000 Familien, nach China aus, und etwa 160 christliche Kalmückenfamilien von der Bergseite (vom rechten Wolga-Ufer) gingen über den Fluß Kuma und fielen in den Lamaismus zurück. Zur Zeit des Kaisers Alexander I. gab es nur noch ca. 6000 Kalmückenchristen, für welche die Russische Bibelgesellschaft 1815 bis 1822 einzelne Teile des Neuen Testaments in kalmückischer Sprache (übersetzt von dem Herrnhuter J. Schmidt[1]) druckte.

Im Kaukasus war das Christentum bereits im Altertum bekannt und ziemlich weit verbreitet. Die Georgier oder Grusier führen die Anfänge ihrer Kirche bis auf die Zeit Konstantins des Großen zurück und verehren in der heiligen Nina die „Erleuchterin Grusiens.“ Auch andere Stämme, wie die Osseten und Uden, sind früher Bekenner des Christentums gewesen. Aber Unterdrückung von seiten der mohammedanischen Türken und Perser hat den Verfall des Christentums herbeigeführt, und ganze Stämme sind dem Islam anheimgefallen oder ins Heidentum zurückgesunken. Indem

---

irrtümlich, das Gebiet des Flusses Tok, des ziemlich weit vom Samaraschen Stawropol entfernten Nebenfluß der Samara, als Wohnsitz der Kalmückenhorde. Es wird wohl der Sok gemeint sein, der ca. 70 km oberhalb Samara in die Wolga mündet.

1) Vgl. Basler Miss.-Mag. 1817, 117. Bliß, Encyclop. of Missions II. 126 s. v. Mongol versions. Über die leider erfolglosen und bald von der russischen Regierung verhinderten Missionsversuche der Brüdergemeine unter den Kalmücken von ihrer Kolonie Sarepta aus vgl. Schulze, Abriß einer Gesch. der Brüdermission, Herrnhut 1901. S. 36 f. 125 ff. mit weiteren Literaturangaben auf S. 318 und 320 f. Vgl. auch Allg. M. Z. 1874, 458.

sich nun diese Bergvölker wiederholt nach Rußland mit der Bitte um Schutz gegen ihre Bedrücker wandten, haben die kaukasischen Christen zugleich die Hilfe Rußlands zur Verbesserung ihrer kirchlichen Zustände angerufen und andererseits ist es zu Missionsunternehmungen der Russen unter den Mohammedanern und Heiden Kaukasiens gekommen. Im 16. Jahrhundert wurden Missionspriester zu den Tscherkessen und Kabardinern gesandt. Um die Hälfte des 18. Jahrhunderts wurde die Missionsarbeit unter den Osseten in Angriff genommen und fand in der äußerlichen Christianisierung dieses Volkes 1824 ihren vorläufigen Abschluß. Die christliche Kirche Grusiens wurde 1783 dem Heiligen Synod in St. Petersburg unterstellt[1]).

Im Jahre 1559 erscheint in Moskau ein Abgesandter der Tscherkessenfürsten und bittet um Entsendung eines Heeres zum Schutz gegen die Moslim und einiger Priester, um das Volk zu taufen. Die Bitte wurde gewährt und die mit den Heerführern Fürsten Wischnewezki und Tscheremissinow gesandten Priester tauften viele Tscherkessen und Kabardiner[2]). Zu den Osseten, welche völlig ins Heidentum zurückgesunken waren und sich nur noch eine verblaßte Erinnerung an ihr ehemaliges Christentum bewahrt hatten, wurde 1745 auf Bitte des grusischen Erzbischofs Joseph vom Synod der grusische Archimandrit Pachomius mit 2 andern gleichfalls der ossetischen Sprache mächtigen Mönchen gesandt. Bis 1767 waren 2142 Osseten getauft[3]). Eine Erneuerung der Mission fand statt, indem eine zweite Expedition unter Leitung des russischen Oberpriesters Lebedew, bestehend aus mehreren grusischen und russischen Geistlichen und einem Dolmetscher, zu den Osseten ging. 1789—1799 war die Stadt Mosdok (am Terek, 80 km nördl. von Wladikawkas) Sitz eines Bischofs. Dort bestand auch eine Ossetenschule. In 20 Jahren 1772—92 wurden 6057 Taufen vollzogen[4]). Nachdem die grusische Kirche schon 1783 der orthodoxen Kirche Rußlands gliedlich einverleibt worden, wurde ihr 1814 die Heidenmission durch einen neuen Erlaß übertragen. Es wurde den Missionaren empfohlen nur mit geistlichen, nicht aber mit weltlichen Mitteln zu missionieren, doch waren Geschenke an Getaufte als „Gaben väterlicher Liebe für die Gehorsamen“ nicht ausgeschlossen. Ferner sollte man sich mit de Taufe nicht übereilen, sondern die Taufbewerber ernstlich auf ihre Aufrichtigkeit prüfen und die Missionsarbeit erst nach erfolgter Erbauung von Kirchen bei

---

1) Philaret a. a. O. 341 ff. 522 ff. 698 f. Im Sammelwerk (von A. S. Sturdza): Gedenkbuch der Arbeiten russischer orthodoxer Missionare 1793—1853 (Pamjatnik trudow prawoslawnych blagowestnikow russkich s 1793 do 1853 goda) Moskau 1857, S. 1 ff.

2) Philaret a. a. O. 341 ff.

3) Sturdza a. a. O. 2.

4) Sturdza a. a. O.

den Neugetauften als abgeschlossen (!) ansehen. Trotz der Warnungen des Synod scheint aber der Exarch von Grusien Theophylakt nicht gerade mit der nötigen Vorsicht ans Werk gegangen zu sein, denn in den Jahren 1817—20 wurden ca. 32 000 Osseten getauft, und die Gesamtzahl der Christen betrug 1820 40 335 Seelen. Aus dem Stamme der Uden, welche ehemals Christen waren und Elisäus, einen Schüler des Apostels Thaddäus, als den Gründer ihres Christentums bezeichnen, waren 130 Familien getauft. Im Jahre 1824 war die Mission beendet[1]).

V.

Unter Joann IV. dem Schrecklichen (1533—1584) beginnt die gewaltige Ausdehnung des Russischen Reiches in Asien. Die Kosaken erobern und kolonisieren Sibirien. Bis Mitte des 17. Jahrhunderts haben die Russen bereits in West-Sibirien festen Fuß gefaßt, und im 18. Jahrhundert reichen ihre Besitzungen bis an das Ochotskische und Bering-Meer und bis an der Amur. Die russischen Ansiedler bringen ihre Priester mit, bauen Kirchen und Klöster. Die Berührung mit dem russischen Christentum hat Übertritte von Eingeborenen zur Folge. Schon Ende des 16. Jahrhunderts findet das Christentum bei den Ostjaken im Gebiet der Ob Eingang und 1620 wird zum Zweck der Glaubensverbreitung das Erzbistum Tobolsk gegründet. Aber bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts bleiben die numerischen Erfolge verhältnismäßig gering[2]).

der Exarchie Tobolsk im Praw. Blag. 1893 XIV. 22 ff. XV. 22 ff. XVI. 14 ff

Als erster soll 1590 ein Häuptling der Konda-Ostjaken[3]) Alatschew getauft worden sein und bald darauf ein Ostjaken-Häuptling in Obdorsk. Der erste Erzbischof von Tobolsk, Kyprian, soll zahlreiche Heidentaufen vollzogen haben und der fünfte, Symeon (1651—64) übermittelte dem Zaren die Bitte von 14 Ostjaken-Klanen um Priester. Daraufhin wurde 1756[4]) an der Ob, unweit der Mündung des Irtysch, das Troizko-Kondinski-Kloster als Missionszentrum gegründet.

Mitte des 17. Jahrhunderts dringt das Christentum auch in Süd-Sibirien ein, besonders in das sogenannte Daurien (Transbaikalien), in die 1649 durch Chabarow eroberten und an die chinesische Mongolei und Mandschurei angrenzenden Gebiete[5]). Im

---

1) Philaret a. a. O. 700. Sturdza a. a. O. 4.

2) Philaret a. a. O. 515 f. Kurzer Abriß der Missionstätigkeit in

3) Die Konda ist ein linksseitiger Nebenfluß des Irtysch.

4) Praw. Blag. 1898 II. 114.

5) Meletius (Bischof von Rjasan), Die Orthodoxie und die Ordnung der kirchlichen Angelegenheiten in Daurien, der Mongolei und China im 17. und 18. Jahrh. (russ.) Rjasan 1901. Philaret a. a. O. 516 f.

Jahre 1671 wird bei Albasin am Amur, an dem äußersten Rande von Ost-Daurien das Spasski-Kloster erbaut. Nach West-Daurien wird 1681 eine Missionsexpedition, bestehend aus 12 Mönchen unter der Leitung des Abtes Theodosius, entsandt. In Selenginsk[1]), Possolsk[2]) und Nertschinsk[3]) wurden Klöster gebaut. Bald nach Gründung der Mission (1684) erfolgte die Taufe eines einflußreichen Tungusen-Häuptlings Gantimur[4]).

Die größten Erfolge erlebte aber die russische Mission in Sibirien im 18. Jahrhundert, unter Peter dem Großen, mit dem Auftreten des missionseifrigen Filofei (Philotheus) Leszcinsky, in welchem die Russen den „Apostel Sibiriens" verehren[5]). Auf seinen weiten Missionsreisen, die ihn bis nach Beresow im Norden und bis nach Selenginsk im Süden brachten, und durch seine Missionare, die er bis nach Kamtschatka und nach China sandte, sollen bis 40000 Ostjaken, Wogulen, Tataren, Tungusen u. a. Eingeborene durch die Taufe der Kirche einverleibt worden sein.

Filofei Leszcinsky, 1650 in Kleinrußland geboren, in der damals berühmten Akademie von Kiew ausgebildet, war zuerst Weltpriester, zog sich aber nach dem Tode seiner Frau in das Kiewsche Petschera-Kloster zurück. Als 1700 der Metropolitensitz von Sibirien erledigt war, beauftragte Peter der Große den Kiewschen Metropoliten eine dafür geeignete Persönlichkeit ausfindig zu machen, welche auch in „China und Sibirien die in Blindheit des Götzendienstes verstockten Menschen zur Erkenntnis des wahren Gottes zu bringen" vermöchte. Der für diesen Posten ausersehene Archimandrit Demetrius (der spätere große Heilige und Wundertäter der russischen Kirche Dimitri von Rostow) trat nach bereits vollzogener Weihe zurück und an seine Stelle wurde Filofei Metropolit von Sibirien. Seine Diözese war damals 300 000 □ Meilen groß und umfaßte außer dem ganzen damaligen Russisch-Asien auch die jenseits des Ural gelegenen Teile der Gouvernements Perm und Orenburg. Seine erste Missionstat war die 1705 erfolgte Entsendung des Archimandriten Martinian nach Kamtschatka. Ende 1706 befahl Peter der Große dem Filofei selbst oder durch andere Missionare die Mission unter den Ostjaken und Wogulen in Angriff zu nehmen, „alle Götzenbilder und Götzentempel, wo man

1) Etwa 90 km nördl. vom Grenzort Kjachta.

2) Am südöstl. Ufer des Baikal-Sees.

3) ca. 220 km östl. von der Gebietshauptstadt Tschita.

4) Meletius a. a. O. 8 f.

5) A. Sulozki, Filofei, Metropolit von Sibirien und Tobolsk (russ.), 2. Aufl. Omsk 1882. Philaret a. a. O. 517 ff. Praw. Blag. 1893 XIV. 24 ff. 1900 I. 109 ff. Vgl. auch Smirnoff Russian orthodox missions (London 1903) 12 f.

sie immer finde, zu verbrennen und zu vernichten, und an ihrer Stelle Kirchen und Kapellen zu bauen und Heiligenbilder aufzurichten, alle Ostjaken und Wogulen, groß und klein, zu taufen, denen, die sich taufen lassen, alle Steuerrückstände zu erlassen und auf Kosten des Fiskus Jacken, Hemden und Brot nach eigenem Ermessen zu verabreichen." Dem Metropoliten und seinen geistlichen Begleitern wurde Schutz und Förderung von seiten der Behörden in Aussicht gestellt. Nur die Anwendung von Gewaltmaßregeln war untersagt[1]). Daraufhin sandte Filofei Missionare zu den Ostjaken nach Beresow, doch der Erfolg war gering. Ebenso erfolglos war eine Mission in die Mongolei, wobei die Missionare den auf chinesischem Gebiete wohnenden Großlama, den Kuthukhtu, besuchten und ihm wertvolle Geschenke überreichten. Die eigentliche Missionstätigkeit Filofeis beginnt aber erst, nachdem er 1709, schwer erkrankt, seine Metropolitenwürde niedergelegt. Nachdem er das Asketengelübde abgelegt (wobei er den Namen Feodor annahm) und sich bereits in ein Kloster zurückgezogen hatte, ließ er sich 1711 vom Sibirischen Statthalter Fürsten Gagarin überreden, als 61jähriger Mann den Rest seines Lebens völlig dem Missionsberuf in Sibirien zu widmen. Im Sommer jenes Jahres reiste er in Begleitung eines Dolmetschers und 10—12 Kosaken, die ihm zum Schutz beigegeben waren, mit einem reichen Vorrat von Geschenken für die zu Taufenden ausgerüstet, auf einem Boot den Irtysch und die Ob hinunter bis nach Beresow und zerstörte und verbrannte überall unterwegs nach vorangegangener Predigt alle Gegenstände des Götzendienstes mit Berufung auf den Befehl des Zaren. Auf einer zweiten Reise 1713 konnte er dann die Ostjaken haufenweise taufen, allein in der Gegend von Atlymsk an 3500 Personen! Die Leutchen sollen gesagt haben: „Wir wissen, daß du ein Priester Gottes bist und kommst, uns zu taufen. Es tut uns zwar leid, unseren früheren Glauben aufzugeben, aber Gott verbietet uns, dir zu widerstreben. Tauf uns!" Die sich nicht taufen lassen wollten, flüchteten, kehrten aber, vom Hunger und von Mücken verfolgt, bald reumütig zurück und ließen sich taufen[2]). Im folgenden Jahr reiste er aus Tjumen (an einem Nebenfluß des Tobol, ca. 200 km s.-w. von Tobolsk) bis Pelym (ca. 300 km nördlich) zu den Wogulen und sodann, nach Tobolsk zurückgekehrt, von dort aus bis nach Beresow, wo auf obrigkeitlichen Befehl Ostjaken aus entfernteren Niederlassungen versammelt waren, und taufte auf diesen beiden Reisen ca. 1750 Personen. Einen Ostjakenhäuptling, der ihn ermorden wollte, befreite er aus der Haft und bereitete ihn zur Taufe vor. 1750 wirkte er am Fluß Konda unter Wogulen, stieß aber auf Feindseligkeit. In demselben Jahre übernahm er wieder die Verwaltung der Diözese als Metropolit und entsandte Missionare zu den Tataren am Flusse Tschulym, nördlich von Tomsk, und in das Gouv. Perm, sogar über den Ural. Trotz seines hohen Alters entschloß er sich 1718 und 1719 auch selbst noch zu weiten Missionsreisen, auf welchen er bis nach Irkutsk kam (in der Luftlinie eine Entfernung von ca. 2500 km von Tobolsk!) und sogar der Gegend jenseits des Baikalsees und der Stadt Selenginsk einen

1) Sulozki a. a. O. 16 f.
2) Sulozki a. a. O. 23.

Besuch abstattete. Im Jahre 1721 zog er sich endgültig in ein Kloster zurück, wo er 1727 im Alter von 77 Jahren starb. Daß die ca. 40 000 Eingeborenen, die Filofei in verhältnismäßig kurzer Zeit für die russische Kirche gewonnen haben soll[1]), nur äußerlich Christen geworden sein können, ergibt sich schon aus den Umständen seiner Wirksamkeit und aus der Art seines Vorgehens von selbst. Die Zerstörung der Götzen auf kaiserlichen Befehl, die Einberufung der Eingeborenen an bestimmte Punkte durch vorangehende Boten, die militärische Eskorte von 10—20 bewaffneten Kosaken waren eine zu nachdrückliche staatliche Empfehlung des Christentums, als daß man die Missionspraxis Filofeis von dem Vorwurf der Gewalttätigkeit freisprechen dürfte, wie das z. B. Sulozki[2]) tut. Für die Neugetauften wurden 37 Kirchen erbaut und Priester eingesetzt, welche wenigstens dreimal jährlich die ihnen anvertrauten Gemeinden zu besuchen hatten. Aber auch von der weltlichen Obrigkeit wurden im Einvernehmen mit der Geistlichkeit besondere „Aufseher" (nadziratelj) eingesetzt, welche über die pünktliche Erfüllung der kirchlichen Pflichten seitens der Neugetauften zu wachen und letztere an der Ausübung heidnischer Gebräuche zu verhindern hatten.

Peter der Große richtete in dem Bestreben, Rußland die Stellung einer Weltmacht zu verschaffen, seinen Blick auch nach dem Sibirien benachbarten China, und als ein geeignetes Mittel zur Geltendmachung des russischen Einflusses erschien ihm die Gründung einer russischen Mission in Peking. Diesen Gedanken des Kaisers zu verwirklichen, war Filofei Leszcinsky eifrig bestrebt, und 1715 gelingt es, eine ständige russische Mission in der chinesischen Hauptstadt ins Leben zu rufen, welche bis 1861 zugleich, wenn nicht hauptsächlich, die diplomatische Vertretung der russischen Interessen in China zur Aufgabe hatte. Denn diese diplomatische Tätigkeit scheint, neben der kirchlichen Versorgung der in China lebenden Russen, lange im Vordergrunde gestanden zu haben, während der Erfolg unter den Chinesen äußerst gering war[3]). Erst in neuester Zeit beginnt eine ausgedehntere Propaganda der russischen Kirche in China.

Im Jahre 1684 wurde die russische Grenzstadt Albasin am Amur von den Chinesen erobert und eine Anzahl Russen samt ihrem Priester Maxim Leontjew wurden als Kriegsgefangene nach Peking gebracht und dort angesiedelt. Ein buddhistischer Tempel wurde ihnen als Gottesdienstlokal eingeräumt und, in eine Kirche umgewandelt, 1689 eingeweiht. Im Gottesdienst wurde fortan in der Fürbitte, und zwar in chinesischer Sprache, nach der rus-

1) Sulozki a. a. O. 39 hält diese von einigen angezweifelte Zahl aufrecht und sucht sie aus glaubwürdigen Quellen zu erweisen.

2) a. a. O. 41 ff.

3) Adoratski, Gesch. der geistlichen Mission in Peking (russ.). Kasan 1887 (mir unzugänglich). Meletius a. a. O. Philaret a. a. O. 519 f.

sischen kaiserlichen Familie auch des Herrschers von China gedacht, „daß er mit der heiligen ökumenischen und apostolischen Kirche vereinigt werden möge, auf daß er teilhaftig werde des ewigen Lebens," und der Metropolit von Tobolsk, der den Gefangenen heilige Geräte für die Kirche sandte, gab im Begleitschreiben der Hoffnung Ausdruck, daß „ihre Gefangenschaft nicht ohne Nutzen für die chinesischen Einwohner sein werde, denn dadurch gehe diesen das Licht des christlichen orthodoxen Glaubens auf." Leontjew soll auch wirklich einige Chinesen und Mandschus getauft haben († um 1700)[1]. Diese russische Kolonie in Peking bot nun die Anknüpfung für die geplante Mission. Filofei Leszcinski sandte seit 1702 wiederholt Priester mit nach China gehenden russischen Handelskarawanen. Wiederholt wurden auf diese Weise Urga (die Residenz des Kuthukhtu, des geistlichen Oberhauptes der buddhistischen Mongolen) und Peking besucht. Endlich bekamen die Russen, die sich bereits selbst dem chinesischen Heidentum zuzuwenden begannen, die Erlaubnis, ständige Geistliche in Peking zu haben. So wurde 1715 der Archimandrit Hilarion Leshajski mit 6 anderen Geistlichen nach der chinesischen Hauptstadt gesandt. Filofei wollte gern zur Erhöhung des Ansehens der Russen, Peking zu einem russischen Bistum erhoben sehen[2]. 1721 wurde Innokenti Kultschizki als Titularbischof von Pereslaw für Peking geweiht und reiste an die chinesische Grenze, die er aber trotz jahrelanger Verhandlungen mit der chinesischen Regierung nicht überschreiten durfte. Es sollen dabei jesuitische Ränke mit im Spiel gewesen sein[3]. So mußte man auf das Pekinger Bistum verzichten, und erst 1902 ist dieser langgehegte Wunsch Rußlands in Erfüllung gegangen. Bis 1737 galten die Glieder der russischen Mission als in Diensten des chinesischen Kaisers stehend und bezogen von ihm ein, wenn auch geringes, Gehalt[4].

Die ungeheure Diözese des Metropoliten Filofei wurde 1727 geteilt, indem in Irkutsk ein selbständiges Bistum für Ostsibirien gegründet wurde[5]. Der später (1805) heilig gesprochene Innokenti (Innocenz) Kultschizki, 1721 zum russischen Bischof für Peking geweiht, wurde 1727 zu Bischof von Irkutsk ernannt. Er gründete in Irkutsk eine Art Missionsseminar, in welchem unter anderen Mongolisch und Chinesisch gelehrt wurde, und unternahm einige Missionsreisen zu den Burjaten und Tungusen Dauriens[6]. Sein

1) Meletius a. a. O. 53 ff.

2) Sulozki a. a. O. 34.

3) Meletius a. a. O. 115 ff.

4) Vgl. auch Prawosl. Blag. 1898 I. 141. 1900 II. 265 f.

5) Nur kurze Zeit (1707—1710) war Irkutsk vorher der Sitz eines Vikarbischofs (Warlaam Kossowski). Vgl. Sulozki a. a. O. 5. Meletius a. a. O. 82 ff.

6) Meletius a. a. O. 124 ff. Philaret a. a. O. 703 f. Praw. Blag. 1899 III. 152 ff.

Nachfolger, Innokenti Nerunówitsch (1731—1747[1]) hatte weitgehende Missionspläne, welche aber nicht zur Verwirklichung gelangten. Er taufte zahlreiche Tungusen, die sich nach ihm Nerunowsche nennen, und reiste bis nach Jakutsk, wo die Jakuten sich seit 1724 dem Christentum zuzuwenden beginnen. Dagegen geriet die Mission im Süden der Diözese, in Irkutsk und Daurien, unter den Burjaten und Tungusen, bald gänzlich in Verfall. Die in diesen Grenzgebieten als Mittelpunkte der Mission erbauten Klöster verloren, nachdem ihnen 1764 ihr Landbesitz und damit ein großer Teil ihrer Einkünfte durch die Regierung entzogen worden war, ihre frühere Bedeutung. Die in demselben Jahr geschaffenen 2 Missionspredigerposten wurden schon 1799 wieder aufgehoben, die Gemeindepriester kümmerten sich aber wenig um Mission.

Ein vereinzeltes Beispiel rühmlichen Missionseifers in der missionslosen Zeit unter Kaiserin Katharina II. hat ein Kleriker Namens Kyrill Suchanow gegeben, der aus eigenem Antriebe die tungusische Sprache erlernte, allein, nur mit einer Reisetasche ausgerüstet, nach Daurien zu den heidnischen Tungusen ging und eine christliche Gemeinde sammelte, die er sodann, zum Priester geweiht, treulich pflegte.

Die Christianisierung des öden und unwirtlichen Gebietes Jakutsk, welches auf einem Flächenraum von nahezu 3564000 qkm ($6^1/_2$ mal so groß wie das Deutsche Reich!) nur etwa 260000 Einwohner zählt, ging freilich sehr langsam von statten. Das rauhe Klima und die nomadische Lebensweise der Bevölkerung erschwerten sie ungemein. Erst im Anfang des 19. Jahrhunderts gelingt es dem Oberpriester Gregor Slepzow, unter den Tschuktschen an den Flüssen Indigirka und Kolym namhafte numerische Erfolge zu erzielen[2]), und um die Mitte des Jahrhunderts nimmt man sich auch der übrigen Nomadenbewohner des Gebiets, der Tungusen, Jakuten, Jukagiren u. a., energischer an. Viel verdankt das Gebiet dem missionseifrigen Bischof von Kamtschatka Innokenti Weniaminow, mit dessen Diözese 1853 Jakutsk vereinigt wurde, und der Priester Dimitri Chitrow (seit 1868, unter dem Namen Dionysius, Bischof von Jakutsk), ein hervorragender Sprachforscher,

1) Philaret a. a. O. 704. Ein Aufsatz von A. Beljajew im Praw. Blag. 1893 VII. 13 ff.

2) Sturdza a. a. O. 327 ff. Philaret a. a. O. 705 f.

hat 1858 den Jakuten die Heilige Schrift und die gottesdienstlichen Bücher in ihrer Sprache gegeben[1]).

Gregor Slepzow bereiste 1799 mit einer Feldkirche das Gebiet der Tschuktschen und taufte. Genaue Zahlenangaben über seine Erfolge fehlen, aber um 1815 konnte er dem Bischof berichten, daß er „nicht wenige Tausende von Ungläubigen zu Christo bekehrt habe.“ Das rauhe Klima (die Kälte erreicht dort bisweilen 50 Grad Reaumur) hat dem Missionar viele Beschwerden bereitet, und einmal wollten die wilden Tschuktschen ihn sogar töten und dem Gott der Erde opfern. Im Jahre 1815 zog sich Slepzow in ein Kloster zurück. Andere Priester setzten die Arbeit fort. Einer von ihnen, Terentius Dytschkowski, ist 55 Jahre in der Mission tätig gewesen und hat in dieser Zeit allein etwa 3000 Heiden getauft. Gegen Mitte des 19. Jahrhunderts gelten die Tschuktschen dieses Gebietes für bereits christianisiert.

Große Schwierigkeiten machte die geistliche Versorgung der fürs Christentum gewonnenen Nomaden, da die Gründung von Gemeinden mit ständigen Kirchen unmöglich war. Im Jahre 1845 wurden daher auf Veranlassung des Erzbischofs Nilus von Irkutsk zwei transportable Feldkirchen in Gebrauch genommen, welche das weite Gebiet regelmäßig zu bereisen hatten, die eine für das Gebiet der Indigirka und Kolym, die andere für das der Lena. Einer der eifrigsten Reiseprediger und Missionare war Dimitri Chitrow (1818 im Gouvernement Rjasan geboren, 1841 nach Beendigung des Seminarkursus nach Jakutsk gesandt), der z. B. auf einer Predigttour zehn Monate unterwegs zubrachte und eine Strecke von 9740 km zurücklegte! Als 1853 Innokenti Weniaminow, der berühmte russische Missionar und Bischof von Kamtschatka, nach Jakutsk kam, berief er neue Missionare aus Rußland, setzte 1855 eine Übersetzungskommission ein und verlegte 1858 sein Missionsseminar von Sitka nach Jakutsk. Dimitri Chitrow verfaßte eine (nach dem Urteil von Sprachkennern vorzügliche) Grammatik der jakutischen Sprache und übersetzte gemeinsam mit den übrigen Kommissionsgliedern das Neue Testament (mit alleiniger Ausnahme der Offenbarung Johannis), 1. Mose und den Psalter, sowie die wichtigsten liturgischen Bücher ins Jakutische und leitete persönlich den (1858 vollendeten) Druck dieser Bücher in Moskau. Am 19. Juli 1859 konnte zum erstenmal der Gottesdienst völlig in der Sprache der Eingeborenen gehalten werden. Nachdem Chitrow Mönch geworden, wobei er den Namen Dionysius annahm, wurde er 1868 zum Bischof-Vikar von Jakutsk ernannt. 1870 wurde die Diözese selbständig. Als Bischof unternahm Dionysius weite Reisen bis in das Gebiet der Tschuktschen. 1883 nach Ufa versetzt, starb er dort am 8. September 1896.

Auf der 1697 von Kosaken für Rußland in Besitz genommenen Halbinsel Kamtschatka haben sich von Tobolsk aus gesandte Missionare und im Lande ansässige Priester die Ausbreitung des Christen-

1) Die Literatur über Innokenti folgt unten bei der Darstellung der nordamerikanischen Mission der Russen. Über Dionysius von Jakutsk siehe einen Artikel von P. Myschkin in Praw. Blag. 1900 III.

tums angelegen sein lassen. Zur Zeit der Kaiserin Elisabeth, um die Mitte des 18. Jahrhunderts, war die Bevölkerung der Halbinsel, meist Tungusen, fast vollzählig getauft. Um diese Zeit zählte man eine Gesamtheit von etwa 10000 Christen, welche aber, durch Seuchen dezimiert und teils ins Heidentum zurückgefallen, zum Beginn des 19. Jahrhunderts auf 2500—3000 Seelen zusammengeschmolzen waren. Von den nördlich von den Tungusen wohnenden we zahlreichen Oljutoren war nur ein Teil getauft, zu den noch nördlicheren Korjaken und zu den Tschuktschen des Anadyr-Gebietes wa das Christentum überhaupt noch nicht vorgedrungen. Der 1840 zum Bischof von Kamtschatka ernannte Innokenti Weniaminow dehnte die Mission auf die Korjaken und Tschuktschen aus, sorgte für kirchliche Pflege der Getauften und für Predigt in der Volkssprache, ver anlaßte auch eine Übersetzung der Evangelien ins Tungusische[1].

Der 1705 von Filofei Leszcinsky nach Kamtschatka gesandte Archimandr Martinianus gründete bei Nishne-Kamtschatsk ein Uspenski-Kloster, kon aber nur wenige Heiden gewinnen. Eine 1728 unter Leitung eines Joann gesandte Missionsexpedition soll dagegen etwa 5000 Eingeborene tauft haben. Der Priester Jermolai Iwanow (1733—1741) hat 878 He getauft. Unter Elisabeth wurde 1742 der Archimandrit Joasaph Chotu zewski mit einigen Mitarbeitern nach Kamtschatka abgeordnet. Es folg wiederum Massentaufen. Um 1744 sollen zwei Drittel der Bevölkerung d Namen nach Christen gewesen sein, und 1760 berichtet Chotunzewski Kaiserin, daß alle Bewohner Kamtschatkas bis auf wenige getauft seien nur noch Priester und Lehrer bedürften. Es gab auch Schulen für die geborenen, welche 1748 von ca. 200 Kindern besucht wurden. Ein Prie Maxim Kasarew, taufte in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts g 100 Oljutoren am Flusse Karaga und am Kap Oljutorowsk. Aber am des Jahrhunderts erfolgte ein trauriger Verfall der Mission. Eine P epidemie raffte 1768 an 5500 getaufte Eingeborene hinweg, die Pest etwa 2000, sodaß zum Beginn des 19. Jahrhunderts kaum 2500—3000 verwahrloste Christen vorhanden waren. Seit 1834 nahm sich der Oberpri Prokopius Gromow der unwissenden und zum Teil ins Heidentum zur gefallenen Eingeborenen an, und 1840 wurde Kamtschatka vom Bistum kutsk abgetrennt und mitsamt den Aleuten und Kurilen zu einem se ständigen Bistum erhoben. Der zum Bischof ernannte Aleutenmissio Innokenti Weniaminow führte einen Aufschwung des Werkes her indem er nicht nur auf Erweiterung der Mission und auf Mehrung der

1) Philaret a. a. O. 702 ff. Praw. Blag. 1897 II. 295. Über Tätigkeit Innokentis in Kamtschatka. Besonders eine Artikelserie von Fiall im Praw. Blag. 18 II. und III.

inde, sondern hauptsächlich auf die Befestigung der Eingeborenen im Christen-
ı bedacht war. Es wurden mehrere Bethäuser erbaut, welche nunmehr
r von den Priestern besucht wurden. Es wurde in den Sprachen der
geborenen gepredigt. Unter den Korjaken wirkte eine organisierte Mis-
von Gishiginsk, unter den Tungusen und Lamuten von Ochotsk aus.
den Tschuktschen des Anadyr-Gebietes wurden bis 1846 etwa 150 ge-
ft, die Christianisierung der Oljutoren wurde um 1850 völlig beendigt.
Tungusische wurden die vier Evangelien übersetzt, jedoch nur handschrift-
den Priestern mitgeteilt, weil nur wenige der Eingeborenen lesen konnten.
h eine tungusische Grammatik und ein tungusisch-russisches Wörterbuch
den verfaßt.

In West-Sibirien, in der Erzdiözese Tobolsk, folgten auf
fei Leszcinskys Massentaufen zunächst stillere Jahre. Die uns be-
s bekannten Lockmittel der Steuererlassungen, Geldgeschenke u. s. w.
n auch hier einige Anziehungskraft aus, aber auch Rückfälle ins
ntum waren überaus häufig[1]). Unter Elisabeth (1741—1762)
n die Übertritte zum Christentum etwas zahlreicher; so fanden
ahre 1753 462, 1754 311 Heidentaufen statt. Der Metropolit
fter (1749—1755) wandte auch besonders der Schularbeit seine
erksamkeit zu und befahl die befähigtesten eingeborenen Schüler
Tobolsk zu senden, damit sie zu Geistlichen für ihre Stammes-
ssen herangebildet würden. Unter Katharina II. erlahmt der
onseifer ganz. Im Jahre 1764 werden für die ganze große
ese nur 2 Missionspriesterposten angeordnet und, nachdem in
n Gegenden unter der eingeborenen Bevölkerung Unruhen aus-
chen waren, wurde den Missionspriestern 1789 das Bereisen
Bezirke untersagt und 1799 die Posten formell aufgehoben.
Missionsarbeit unter den Heiden, wie auch die Seelsorgearbeit
den eingeborenen Christen hörten beinahe völlig auf[2]).

(Schluß folgt.)

1) Praw. Blag. 1893 XIV.
2) Philaret a. a. O. 704. 706.

Samoa

am Anfange des zwanzigsten Jahrhunderts.

Von R. Grundemann.

(Schluß).

4. Feinde und Freunde der Mission.

Feinde der Mission sind auf Samoa, wie auf allen Missionsgebieten, in erster Linie die Feinde des Kreuzes Christi. Allen, die ihr Fleisch nicht kreuzigen wollen, ist die Mission ein Dorn im Auge. Auf Samoa aber scheinen die Angriffe derartiger Feinde sich merklich anders gestaltet zu haben, als auf anderen Feldern. Ich kann darüber nur wenig Andeutungen geben; eine eingehende Untersuchung würde interessant und dankeswert sein. Hier ist es den Beachcombers und ihren Nachfolgern, die selbst dem Branntwein verfallen, den Eingebornen ein böses Beispiel gaben, nicht in dem Maße gelungen, die letzteren zu vergiften, wie es anderwärts zu unsäglichen Verderben geschehen ist. Auch die Unkeuschheit hat hier bei weitem nicht solchen Schaden getan wie da, wo Weiber gekauft und wenn man ihrer überdrüssig geworden ist, vielleicht mit einem kleinen Geschenk weg geschickt werden. In dieser Beziehung ist die fa'a samoa sogar ein Segen geworden. Es werden solche „verkanakerte"[1]) Europäer erwähnt, in deren Hause bei einer zahlreichen Kinderschar sich patriarchalische Zustände finden. Es mögen Ausnahmen sein. Die sittliche Fäulnis, die mit dieser Zeit des europäischen Verkehrs verbunden ist, darf nicht verhüllt werden, und die Mission hat unter diesen Verhältnissen viel zu leiden. Aber sie vergilt Böses mit Gutem. Die Frauen der Missionare nehmen sich jener Frauen und ihrer Kinder besonders an. Und wenn sich unter den Mischlingen liebenswürdige Gestalten finden, so wird das zum größten Teil der Mission zu danken sein.

Es gibt andre Feinde (obwohl keine scharfe Grenze gegen die eben besprochenen gezogen werden kann), von denen es mehr oder weniger gilt: sie wissen nicht was sie tun. Sie kennen die Mission kaum oder gar nicht und es bleibt ihnen jedenfalls der Vorwurf nicht erspart, daß sie auch wenig oder nichts getan haben, um sie kennen zu lernen. Man kann einen doppelten Strom dieser

1) Kanaka, Name für die Südseeinsulaner.

Feindschaft unterscheiden. Ein blinder Nationaleifer sieht in den Missionaren an erster Stelle politische Agenten, selbst wenn gelegentlich ihre hingebenden Arbeiten anerkannt werden. Sehr bezeichnend ist es, wenn Reineke seine langen Ausführungen gipfeln läßt in dem Urteil: „Entweder die Mission wird deutsch — oder sie wird verabschiedet.“ (S. 247). Fast komisch wirkt es, wenn dieser Kämpfer seine Hiebe immer auf die „anglikanische“ Mission führt. Eine solche hat es auf Samoa nie gegeben. Neben dieser sachlichen Unkenntnis zeigt sich aber auch ein völliger Mangel an Verständnis für das Wesen der Mission, ihre Wurzeln und ihre Ziele.

Gegen solche Feindschaft führt die Mission den Kampf in würdigster Weise. Ihre Boten wie ihre Leiter in der Heimat lassen es nicht an der Aufklärung darüber fehlen, daß den ersteren alle Einmischung in Politik amtlich aufs entschiedenste verboten ist. Die Missionare haben sich wohl nichts zu schulden kommen lassen, das ihre Gegner berechtigte, sie als pflichtvergessene Menschen zu behandeln. Man sollte es ihnen glauben, daß sie treu und ehrlich halten, wozu sie durch ihr Amt verbunden sind[1]). — Schon bei den politischen Parteikämpfen wurden sie verdächtigt, ihre Hand im Spiele zu haben. Es leuchtet jedoch ein, daß ihnen die vollste Neutralität am Herzen lag, da die Kämpfenden auf beiden Seiten ihrer Kirche angehörten. Es wäre auf alle Fälle „selbstmörderisch“ (Chron. 99, 131) gewesen, hätten sie die eine Partei unterstützen wollen. Sie taten was in ihren Kräften stand, die Kämpfe überhaupt zu verhindern. — Bei der Deutschen Flaggenhißung überreichten sie eine Ergebensheitadresse (Rei. 98., Chron. 1900, 179) und sehr oft kommt seitdem in den Berichten der Ausdruck der Freude vor, daß mit dem Deutschen Regiment die langersehnte Ordnung und Sicherheit auf Samoa eingekehrt ist. Bei festlichen Gelegenheiten, wie Kaisers Geburtstag, singen sie mit ihren Schülern patriotische deutsche Lieder und sind gewissenhaft bemüht, den Unterricht im Deutschen in ihren Schulen die gebührende Stelle zu verschaffen, wozu Fräulein Schultze die passenden Lehrmittel liefert[2]), die hingebende Missionarin zu Papauta, die ihre Schüler-

1) Vergleiche das Ehrenzeugnis Churchwardens (S. 84): „Leute von bewährtem Eifer und Rechtschaffenheit, die sich in keiner Weise in Angelegenheiten mischen, die jenseits des Gebietes ihrer Tätigkeit liegen.“

2) z. B. eine deutsche Grammatik für Samoaner. (Rep. 02, 290. 292).

innen sicherlich mit gut deutscher Gesinnung zu erfüllen bemüht ist. Die deutschen Beamten haben sich schon oft über die Missionsschulen anerkennend ausgesprochen und ihnen freundliches Entgegenkommen bewiesen. (Rep. 02, 279. 283. 294. Chron. 1900, 250; 01. 202; 04, 297). Die Missionare haben sich möglichst bemüht, deutsch zu lernen und wie willig die englische Leitung ist, allen billigen Wünschen der Kolonialregierung entgegen zu kommen, beweist die kürzlich erfolgte Berufung eines deutschen Theologen vornehmlich für den missionarischen Schuldienst. Für jeden, der sich bemüht, die Mission kennen zu lernen, wie sie ist und sie mit rechtem Verständnis ihres innersten Kerns beurteilt, ist die Anklage deutschfeindlicher Bestrebungen völlig gegenstandlos.

Ein anderer Zweig der Feindschaft greift Einzelheiten aus dem Betriebe der Mission heraus. An Fehlern und Mißgriffen fehlt es in demselben ja nicht, besonders für den, der auf einen ganz andern Standpunkt als die Missionare steht. In einem Stücke aber richten sich die Angriffe gegen einen Punkt, der erst durch Verleumdung geschaffen ist, und mit grober Unkenntnis der tatsächlichen Verhältnisse immer wieder bekämpft wird, ohne daß man sich die Mühe nimmt, sich von seinem Vorhandensein zu überzeugen. Die Missionare sollen in der geriebensten Weise ihre Schäfchen scheeren und als geschickte Finanzleute ungeheure Summen aus den Gemeinden herauslocken. Hier und da begegnet man noch immer der geradezu empörenden Verdächtigung, als wenn die Missionare in unersättlicher Gewinnsucht ihren persönlichen Vorteil suchten. Es ist ihnen jedoch von Amtswegen verboten, Privatgrundbesitz zu erwerben und irgendwie für den eignen Gewinn Handel zu treiben. (Joseph King, Christianity in Polynesia S. 105). Viele der Gegner wollen auch die Missionare persönlich nicht belasten, aber glauben, daß die Gesellschaft durch sie die großen Mittel für ihre Zwecke aus den braunen Christen herausquetschen lasse. Wer sich die Mühe nimmt den wirklichen Verhältnissen nachzuforschen, findet, daß die von vielen mit scheelen Augen angesehenen Summen wesentlich den kirchlichen Bedürfnissen der braunen Gemeinden dienen. Außerdem treiben die samoanischen Christen Mission, um die Bewohner andrer Inseln zu christianisieren, wobei sie sich der Vermittlung der Gesellschaft bedienen. Was sie an Missionsgaben liefern gehört in diese Rubrik. Es sind freiwillige Gaben, ebenso wie die Beiträge, die von den evangelischen Christen Deutschlands für die

Mission aufgebracht werden. Was an ihnen hier und da von Einfluß der Gewöhnung und der Nachahmung beobachtet werden kann, sind Schlacken, wie sie in dieser unvollkommenen Welt selbst den edelsten Bestrebungen anhaften. Richtig kann nur der die samoanischen Missionsgaben schätzen, der die Dutzende von braunen Christen nicht übersieht, die selbst in den Missionsdienst treten; oft, indem sie ihr Leben aufs Spiel setzen.

Ein andrer Strom der Feindschaft hängt sich an wirkliche Mißgriffe, die kein verständiger Mensch bestreiten kann. Hier sagen wir: Wer selbst noch nie einen Mißgriff gemacht hat, der werfe den ersten Stein auf sie. Die Feinde aber fassen die Einzelheit, in der etwas ungeschickt gemacht wird, abgetrennt von dem Ganzen ins Auge. Um den Kern und die Hauptsache bekümmern sie sich gar nicht. Eine Fülle von Vorwürfen und Anklagen richtet sich gerade auf Samoa gegen solche Einzelheiten, die dem, der das Segenswerk der Christianisierung eines heidnischen Volkes in zwei Menschenaltern zu schätzen weiß, nur als unwürdige Nörgeleien erscheinen können.

Den schlimmsten Feind müssen wir leider kurz behandeln. Es ist der Romanismus, über dessen Treiben auf Samoa nur wenig ausführliche und sichere Nachrichten in die Öffentlichkeit dringen. Die glorifizierte Darstellung eines Mataafa in den Katholischen Missionen (1904) trägt zu sehr den Stempel der Tendenz an der Stirne, als daß wir sie zur Darstellung der wirklichen Verhältnisse des Katholizismus auf Samoa verwerten könnten. Lassen wir die Tatsachen reden. Seit 60 Jahren bemühen sich die in das evangelische Arbeitsfeld eingedrungenen Sendlinge Roms mit Anstrengung aller Kräfte Samoa zu katholisieren. Aber von den 37000 Einwohnern sind bis jetzt nicht mehr als 6687 katholisch geworden. (Rep. 02, 282). Bedenkt man, daß 1 Bischof, 20 Priester, 7 Brüder und 12 Schwestern, lauter Europäer, an der Arbeit stehen (neben den braunen Gehilfen: 3 Priestern, 95 Katechisten und 18 Schwestern[1]), so erscheinen die römischen Erfolge recht unbedeutend. Nur da wo sich einmal Protestanten mit ihren Pastoren überwerfen, oder wenn Schüler keine Aufnahme in die höheren Schulen finden, geht

1) Zur Vergleichung geben wir die Zahlen der Londoner: 7 männliche und 4 weibliche europäische Arbeiter, 179 ordinierte Samoaner, 217 Prediger, und 24164 evangelische Christen einschließlich 8387 Glieder der engeren Ge-Gemeinde.

manchmal ein Haufe ins feindliche Lager über. (Rep. 04, 299. 302). Trotz alles Sinnengepränges, das der Naturanlage der Eingebornen sehr ansprechend zu sein scheint, ziehen diese ihre gewohnten puritanischen Kirchenformen vor[1]). Ihre Bibelkenntnis gewährt ihnen dabei einen guten Halt. Selbst das genannte Blatt muß zugeben, daß die Zahl der Katholiken nur langsam wächst. Es tröstet sich damit, daß die einzelnen Bekehrungen gewöhnlich sicherer sind als Massenbekehrungen (1905, 118), ein Grundsatz, der sonst in der katholischen Praxis nicht eben maßgebend ist. — Bitter ist der Kampf besonders dadurch, daß die römischen Gegner den Gebrauch ungerechter Waffen nicht scheuen sollen. (Chron. 99, 236). So verdächtigt man die evangelischen Missionare gern als Gegner des deutschen Regiments und sucht auch in Deutschland die öffentliche Meinung gegen sie einzunehmen. — Über Luther werden gemeine Verdächtigungen verbreitet und als Waffe gegen das Lotu Taïti gebraucht (Rep. 98, 175). Über die Federkriege die zwischen dem „Sulu" und der katholischen Zeitschrift geführt (Rep. 02, 294) werden, kann ich nichts näheres sagen. In einem Stücke aber führt die Londoner Mission den Kampf in echt christlicher Weise. Während die Katholiken Andersgläubigen nur unter der Bedingung des Übertritts ärztliche Hilfe gewähren, stehen die Londoner jedem Kranken bei ohne den Versuch Proselyten zu machen. (Rep. 98, 177).

Und die Freunde? Alle die, welche im evangelischen Sinne den gekreuzigten Christus lieb haben und in herzlicher Dankbarkeit an dem Bau seines Reiches mitarbeiten, sind Freunde der Mission, wie überall, so auch in Samoa. Ihnen ist der innere Kern der Mission die Hauptsache: „daß nur Christus verkündiget werde." Es gibt unter den Protestanten sehr verschiedene Schattierungen. Äußerlich will uns manches an andern Kirchenformen nicht gefallen. Das ist die Außenseite, die aber ganz zurücktreten muß, wo es sich um den Kern handelt, um treue Arbeit für das Reich unseres Heilandes. In diesem Sinne habe ich manchem Baptisten, Methodisten, Anglikaner und wie sie alle heißen, herzlich die Hand gedrückt, und auch die Samoamissionare, mit denen ich bei den Vorbereitungen zu

---

1) Bei den Prozessionen und Festlichkeiten dieser „lustigen Religion" beteiligten sich viele; aber übertreten mögen sie nicht. Vergl. Chw. S. 202. 204.—297. 312 ff.

dieser Arbeit näher bekannt geworden bin, habe ich als Brüder und Schwestern herzlich lieb gewonnen.[1])

Aber die Frucht hat ihre Schale. In Sachen des Reiches Gottes gehört die letztere dieser sichtbaren Welt an mit ihren Wandlungen, in dem durch Ort und Zeit bedingten Werden und Vergehen, dagegen der Kern der unsichtbaren, unwandelbaren und ewigen Welt. In der Mission macht sich beides bemerkbar. Viele ihrer Freunde aber sind kurzsichtig gegen diesen Unterschied. Dann erscheint sie ihnen mit allem, was darum und daran hängt, als ein vollkommenes, unfehlbares Ganze, das über aller Kritik steht, an dem Mißgriffe und Versehen, die einer Beseitigung oder Änderung bedürfen, gar nicht vorkommen können. Solche kurzsichtigen Missionsfreunde gibt es überall da, wo eine eingehende Sachkenntnis fehlt, und durch ein unklares Phantasiebild, wie es z. B. aus vereinzelten Anekdoten gewonnen wird, ersetzt ist. Solche Freunde haben mit ihren verkehrten und unverständigen Wünschen und Erwartungen manchen Missionaren schon oft das Herz recht schwer gemacht. Ich erinnere mich der Seufzer von heimgekehrten Missionaren, die auf Festen zu berichten hatten und doch das, was viele Freunde am liebsten hören wollten, nicht berichten konnten.

Ähnliche Seufzer habe ich jetzt auch von Samoamissionaren vernommen. Mr. Hawker wendet sich (R. 03, 297) gegen die unbilligen Erwartungen, bei denen manche warmherzigen Missionsfreunde mit den heutigen Zuständen auf Samoa unzufrieden sind. „Wir haben," sagt er, „keine Garantie in der Geschichte dafür, daß ein Volk mit einemmale oder auch in wenigen Generationen mit seiner Vergangenheit bricht.[2]) Die Zeit und Gottes Geist wird die samoanische Christenheit, die noch an ihren alten Sitten hängt, reinigen und läutern.

Und Mr. King (S. 101 f.) weist in seinen Ausführungen die ungeduldige Hast der Freunde in die rechten Grenzen, wenn sie schon jetzt die geistliche Reife jener Heidenchristen erwarten, ohne die Gesetze des geistlichen Wachstums zu beachten. Es klingt die Mahnung hindurch: Ein Christ ist ein Mensch, der warten kann.

---

1) Sollten diese Zeilen unsrer Landsmännin, Frl. Schultze, zu Gesichte kommen, so mögen sie ihr einen freundlichen Gruß vom Verfasser sagen.

2) Er glaubt daß dies die törichte Täuschung (fond delusion) dieser Freunde sei.

Leider sind solcher Missionsfreunde, die bei ungenügender Kenntnis der wirklichen Verhältnisse übertriebene Erwartungen hegen und sich jener Ungeduld schuldig machen, viele, nicht bloß in England, sondern auch bei uns. Wir verkennen nicht, daß sie von reiner, tiefer Liebe zu der Ausbreitung des Reiches Gottes erfüllt sind und dieselbe in großer Hingebung und Opferwilligkeit beweisen. Jene Mängel ihrer Missionsfreundschaft betreffen ja auch nur die Außenseite der großen Sache. Und doch kann solche kurzsichtige Freundschaft der Mission viel schaden.

Die beiden Zeugen, die wir gehört haben, stehen dieser Richtung gegenüber. Beide geben an Missionsliebe, Eifer und Hingebung jenen andern nichts nach; an Sachkenntnis sind sie ihnen weit überlegen. Sie sind hier Vertreter einer *andern Art von Missionsfreunden*, die von dem heiligen Werk alle Täuschung fern halten möchten. Sie wollen sich nicht ein idealisiertes Bild machen, sondern nüchtern die Wirklichkeit erkennen. Sie wollen nicht ihre selbstgemachten Pläne verwirklichen, sondern sehen auf das, was Gottes Hand aus unsern Handlangerdiensten macht. Kommen Mißgriffe vor, so fassen sie auch solche mutig ins Auge und *die wahre Missionsfreundschaft wird zur Kritik* ihrer irdisch-menschlichen Außenseite. Darüber werden sie oft verkannt und müssen sich sogar zu den Gegnern der Mission rechnen lassen. Und doch können sie selbst mit ihrer Kritik der großen Sache einen bessern Dienst leisten, als die Kurzsichtigen, denen die Mission auch in ihrer menschlichen Ausführung ein unantastbares, vollkommenes Werk ist.

Die Mission auf Samoa fordert mehr als manche andre zur Kritik heraus, obwohl vieles, was sich auch auf andern Feldern findet, hier nur deutlicher und schroffer zu Tage tritt. Gern würde ich ihr den angedeuteten Freundschaftsdienst leisten. Doch hier ist er überflüßig. In der Samoamission sind die *Tatsachen selber* eine *so gewaltige Kritik*, daß sie keiner Interpretation bedürfen. Sie zeugen laut und rufen: Wer Ohren hat zu hören, der höre. Die Vorführung dieser bei uns nicht oder nur unzureichend bekannten Tatsachen ist auch ein Werk der Freundschaft. Ich habe mit herzlicher Liebe gearbeitet — in manchen Stücken mit betrübter Liebe. Und das nicht am wenigsten darüber, daß uns viele jener Tatsachen aus der Missionsliteratur nicht bekannt werden konnten.

D. Joseph Edkins.

In piam memoriam.

Von Missionar E. Box.[1])

Am Ostersonntage, dem 23. April 1905, ging zu Schanghai, geliebt von allen, die ihn kannten, einer von Chinas Missionsveteranen, der bekannte Gelehrte und Sinologe Dr. Edkins, zu seiner Ruhe ein. Er starb, nachdem er 57 Jahre eines tätigen Lebens im Dienste Chinas zugebracht hatte, im hohen Alter von 81 Jahren.

Joseph Edkins wurde am 19. Dezember 1823 zu Nailsworth in Gloucestershire geboren. Er war ein Pfarrerssohn, sein Vater ein kongregationalistischer Geistlicher und zugleich Leiter einer Privatschule. Früh schon fühlte er den Beruf, ein Prediger des Evangeliums zu werden, und, nachdem unter des Vaters weiser Leitung ein guter Grund seiner Erziehung gelegt war, ging er im Alter von 17—18 Jahren auf die Universität nach London, wo er nach absolviertem Kursus den Grad eines Baccalaureus erlangte. Für seine theologischen Studien besuchte er dann das Coward College, in dem der spätere Leiter des Cheshunt College, Dr. Reynolds, sein Studiengenosse war. Beide wurden lebenslängliche Freunde. Im frühen Alter von 24 Jahren wurde Edkins 1847 im Stepney-Versammlungshaus zu London ordiniert. Nach kurzer pastoraler Tätigkeit in England bot er sich der Londoner Missionsgesellschaft als Missionar für China an. Von dieser angenommen, segelte er am 9. März 1848 dorthin ab und kam — nach einem Aufenthalt von wenigen Wochen in Hongkong — am 2. September in Schanghai an. Die Mitglieder der dortigen Mission waren damals Dr. Medhurst, Dr. Lockhart, Milne, Wylie und Muirhead; sie hießen den noch nicht 25jährigen Mitarbeiter herzlich willkommen. In der Missionsarbeit wird sein Name zum erstenmal erwähnt bei der Gründung einer Kostschule, die Chinesenknaben durch das Medium ihrer eignen Sprache, aber nach erprobten abendländischen Grundsätzen eine nützliche und religiöse Erziehung geben sollte. Obwohl sein Name speziell mit der Schularbeit nicht näher verbunden war, ist es interessant zu bemerken, daß in seinen späteren Jahren sich sein Interesse wieder der Erziehungstätigkeit zuwandte; wir werden hernach noch mehr davon hören.

1) Mit Abkürzungen übersetzt aus dem Chinese Recorder 1905, 282.

Die Tätigkeit von Dr. Edkins erstreckte sich hauptsächlich nach einer doppelten Richtung, auf die Predigt des Evangeliums und auf das Studium und die Darstellung chinesischen Lebens und Denkens. Er war Prediger und Gelehrter, vornehmlich Gelehrter. Schon bald in der Anfangszeit seines missionarischen Lebens läßt sich diese Richtung seines Geistes erkennen. In einem Briefe seiner ersten Gattin heißt es:

„Ihr bittet mich, Euch von Eurem Bruder zu erzählen. Er ist sehr wohl und geschäftig wie eine Biene. Wir frühstücken jeden Morgen nach der Andacht um 8 Uhr. Dann bringt er den Morgen bei seinen Studien zu. Den übrigen Teil des Tages predigt er in der Stadt oder tut Missionsarbeit. Ich habe ihm sein Studierzimmer hübsch zurecht gemacht, und da fühlt er sich am wohlsten. Von 9 Uhr täglich könnt Ihr ihn da in tiefen Gedanken versunken finden, wie er tiefer und tiefer sich versenkt in die Geheimnisse des Buddhismus und Konfuzianismus. Wenn ich ihn so an seinem Studiertische sitzen sehe, erinnert er mich an das Bild „Glücklich wie ein König". Denn so sieht er aus mit all seinen chinesischen Büchern in schönster Unordnung um ihn herum."

Die erste Frucht seiner Studien war der „Chinese and Foreign Concord Almanack," den er 1852 nach wenig mehr als dreijährigem Aufenthalt in China herausgab. Ihm folgte im nächsten Jahre seine Grammatik des Schanghai-Dialekts, eine Arbeit fleißigsten Studiums und reich an wertvollem Material für jeden, der diesen Dialekt erlernen will. Eine Grammatik des Mandarin-Dialekts folgte 1857 und 1859 ein Werk über die Religious Condition of the Chinese. Wir sehen schon hier hinein in die Tätigkeit seines Geistes, den weiten Umfang seiner Studien und seine unermüdliche Energie. In jenen ersten Jahren legte er den soliden Grund seiner umfassenden sinologischen Gelehrsamkeit.

In seiner Bescheidenheit war Edkins der Meinung, daß jeder, der es nur wollte, ihm darin gleichkommen könnte; und als wir ihn einmal erinnerten, „daß es in jenen Tagen in China Riesen gab,"[1]) fügte er hinzu:

„Und diese Riesen hatten Zeit und Muße zum Wachsen. Gegenwärtig mögen die Neuankömmlinge weniger gelehrt sein, denn die drängenden Ansprüche der geschäftigen Zeit machen jene tiefe und umfassende Ausbildung, welche die ersten Missionare zum großen Teil auszeichnen, unmöglich."

In jenen ersten Jahren unternahm Edkins mehrere Touren in das Hinterland von Schanghai; soviel sich Gelegenheit bot, besuchte

1) Einige von ihnen waren seine oben genannten Mitarbeiter und Lehrer in Schanghai.

er und predigte in Sungkiang, Sutschau, Hutschau, Hangtschau und andern Städten. Es muß dazu damals kein geringer Mut gehört haben, da die fremdenfeindliche Stimmung sehr stark war und es überall im Lande von Aufruhr gärte. Aber obgleich von einem milden und sanften Charakter, schien unser Freund völlig furchtlos; diese Furchtlosigkeit entsprang bei ihm einem unerschütterlichen Glauben an die menschliche Natur; und alle widrigen Erfahrungen, die er während seines langen Aufenthalts in China mit den Chinesen gemacht hat, haben ihm diesen Glauben nicht rauben können. Weil er Glauben an Gott hatte, hatte er auch Glauben an seine Mitmenschen.

Nach zehnjähriger Abwesenheit von England stattete er der Heimat den ersten Besuch ab, einmal um die angegriffene Gesundheit wiederherzustellen, sodann um in den Gemeinden von seiner Arbeit Bericht zu erstatten. Bei dieser Gelegenheit fand er auch seine erste Gattin, die Tochter eines presbyterianischen Geistlichen zu Stromneß auf der Orkney-Insel. Sie war eine hochgebildete, feinsinnige Frau; ihre veröffentlichten Briefe legen Zeugnis davon ab.[1]) Gemeinschaftlich kehrten sie 1859 nach China zurück und ließen sich zunächst in Schanghai nieder, wo Edkins seine Studien- und Predigttätigkeit wieder aufnahm. Bald jedoch begann man die Wellen der großen Taiping-Empörung zu verspüren. Im Juli 1860 stattete Edkins einem der Rebellenkönige, der sich Sutschaus bemächtigt hatte, einen Besuch ab. Seine Gattin schreibt darüber an ihre Schwiegereltern:

„Sehen Sie im Geiste Ihren Sohn in jener prunkvollen Halle stehn; der König reich in Gold und Purpur gekleidet auf seinem Throne, umgeben von einer großen Zahl Trabanten, alle in kostbaren Gewändern; unter dem Getöse der Gongs und Musikinstrumente werden er und seine Mitmissionare durch den strahlend erleuchteten Empfangssaal geleitet und zur Rechten des Königs aufgestellt. Dort steht er über volle 20 Minuten und spricht über die Jesus-Religion."

Später sagte ihr einer der Missionare: „Sie haben einen prächtigen Mann. Die Szene, wie er mit dem Rebellenkönige so ungezwungen und freimütig sich unterhielt, war ein Anblick so eindrucksvoll, wie ich kaum je einen gehabt habe." Dieser Besuch war die Veranlassung zu einer Einladung von dem Kan-Wang (dem zweiten

1) Vergl.: „Jane Edkins, ein Missionsleben. In einer Reihe von Briefen", herausgegeben von ihrem Vater. Erster Band der „Lebensbilder aus der Mission." Gütersloh 1871.

im Rang), einem andern Rebellenkönige in Nanking, der auf die Kunde von Edkins Besuch in Sutschau den Wunsch hegte, daß er auch zu ihm kommen und von Jesus und dem Weg des Heils erzählen möchte. Ein zweiter Besuch ward den Rebellen in Sutschau abgestattet. Edkins war diesmal von den Missionaren Burdon, John und Innocent begleitet. Unmittelbar darauf erfolgte der Angriff der Rebellen auf Schanghai im September 1860. Frau Edkins lag zu der Zeit gerade krank im Bett und mußte von da aus den Kanonendonner und das Krachen der Granaten anhören. Ihr Gatte beobachtete die ganzen Vorgänge von der Spitze des Kirchturms und konnte später sehr interessant von der berühmten Schlacht von Muddy Flat erzählen. Kurz darauf wurde Lord Elgins Vertrag unterzeichnet, der das Land dem Fremdenverkehr erschloß. In einem ihrer Briefe schreibt Frau Edkins: „Mein Mann und ich haben uns entschlossen, unter den ersten zu sein, die, sobald der Vertrag unterzeichnet und die Häfen geöffnet sind, ins Innere oder in eine Hafenstadt gehen." Sie ließen sich für nur kurze Zeit in Tschifu, damals in französischem Besitz, nieder. Edkins, der sich zeitlebens für Bibelübersetzung- und verbreitung interessierte, hatte 3000 Bibeln mitgenommen und mußte bald nach Schanghai schreiben, ihm mehr zu schicken. Einmal, als er gerade predigte und Bücher verteilte, sah ihn ein alter Mann eindringlich an und fragte, ob Jesus ein Franzose wäre. Er schien sichtlich erfreut, als Edkins das verneinte; es scheint, daß die französischen Truppen damals sehr willkürlich und grausam gegen die Chinesen waren; daher ihre große Unbeliebtheit. Nach einem Aufenthalt von wenigen Monaten in Tschifu kehrte Edkins anfangs 1861 nach Schanghai zurück, da er mit Griffith John und andern eine Expedition nach Nanking zu begleiten und dem Taipingkaiser einen lang beabsichtigten Besuch abzustatten wünschte. Ein voller Bericht dieses Besuches mit sehr interessanten Einzelheiten von der Taiping-Bewegung und den religiösen Anschauungen ihrer Führer, findet sich in Edkins Narrative of a Visit to Nanking 1863." Die Missionare erhielten die Erlaubnis, in der Rebellenhauptstadt zu bleiben. Häufig predigten sie in den Straßen und fanden viel Interesse bei dem Volke. Nach eingehendem Studium der Bewegung kam Edkins zu folgendem Schlusse: „Wenige besitzen Licht, aber das Licht scheint in der Finsternis und ist nicht imstande, die Begehung der größten Grausamkeiten zu verhindern. Ein

christlicher Ausländer kann die Bewegung nicht unterstützen, weil sie durch unsagbare Verbrechen befleckt ist."

Die Mitglieder der Londoner Mission beschlossen auf einer Konferenz zu Schanghai, die Netze weiter zu spannen. Griffith John begann die Missionsarbeit in Hankau, Edkins erwählte Tientsin als seine Wirkungssphäre. Mit Missionar Innocent und Blodget fing er hier die Missionsarbeit an, aber schon nach zwei Jahren siedelte er mit letzterem nach Peking über, das seit langem das Ziel seines Strebens gewesen war. Vor dieser Übersiedlung jedoch verlor er seine junge, noch nicht 23jährige Frau; sie starb nach kaum zweijährigem Aufenthalt in China an Schiffsbord angesichts der Reede von Taku an Dysenterie. Er führte ihren Leichnam allein in einem Boote 60 Meilen den Peihostrom aufwärts nach Tientsin und begrub ihn auf dem Kirchhof daselbst. Ziemlich 30 Jahre wirkte er nun in Peking, 18 davon in Verbindung mit der Londoner Mission. 1863 heiratete er seine zweite Frau, welche 1877 starb. In Gemeinschaft mit Dr. Muirhead besuchte er 1866 die Mongolei; in demselben Jahre wurde das Neue Testament im Mandarin-Dialekt veröffentlicht, an dessen Übersetzung er einen großen Anteil hatte. Im Jahr 1871 veröffentlichte er Chinese place in philology. Als er 1873 zum zweitenmal über Amerika nach England zurückkehrte, wurde er von der Universität Edinburgh zum Doktor der Theologie ernannt. 1873 erschien sein Buch: Religion in China und 1880 sein großes Werk, die Frucht eines vieljährigen Studiums: Chinese Buddhism. Im letzteren Jahre gab er seine Verbindung mit der Londoner Mission auf, nicht aus Mangel an Missionsinteresse, denn bis an seinen Tod hat er der Sache der Mission treu gedient, sondern wegen Meinungsverschiedenheiten mit seinen Mitarbeitern über Fragen der Missionsmethode. Während er auch fortan, wo immer die Gelegenheit sich bot, als unabhängiger Arbeiter missionierte, trat er in den kaiserlich-chinesischen Steuerdienst und hatte in demselben als Übersetzer zuerst in Peking, dann in Schanghai eine angesehene Stellung inne. In Peking übersetzte er unter anderen Werken noch eine Reihe von wissenschaftlichen Textbüchern für den Schulgebrauch. In Schanghai verbrachte er noch 15 Jahre reich an Arbeit, teils seine Kenntnisse vermehrend, teils sie andern mitteilend. In Ergänzung seiner schon erwähnten Bücher mögen noch folgende Werke genannt werden: Modern China; Evolution of the Hebrew language; Evolution of the Chinese language;

Ancient symbolism; Chinese currency; Chinese architecture; Introduction to the study of the Chinese; Progressive lessons in the Chinese spoken language; Early spread of religious ideas especially in the Far East; Description of Peking; Opium in China. Gegenwärtig sind noch unter der Presse: Banking and prices in China und Studies in Genesis. Mehrere Jahre lang war er Herausgeber des Messenger. Zahlreiche Beiträge schrieb er für Zeitungen und Zeitschriften und unterhielt eine rege Korrespondenz mit manchen großen Gelehrten Europas und Amerikas. Er hatte allmählich einen Weltruf bekommen.

Morgens um 5 oder um 6 Uhr pflegte er aufzustehen und hatte, bevor er in sein Bureau auf dem Steueramt ging, schon ein rechtschaffenes Tagewerk hinter sich, sei es daß er dem Studium oder der Bibelübersetzung obgelegen; er war Mitglied des Revisions-Komitees für die Hoch Wenli Union Version. Die Abende verbrachte er entweder im geselligen Kreise mit Freunden aus aller Welt oder auf öffentlichen Versammlungen, z. B. der Asiatischen Gesellschaft oder des christlichen Vereins junger Männer, der Guild usw. oder wieder still an der Arbeit im Studierzimmer.

Edkins besaß eine außerordentlich ausgedehnte Sprachenkenntnis, er verstand mehr oder weniger perfekt außer englisch: deutsch, französisch, lateinisch, griechisch, hebräisch, assyrisch, persisch, sanskrit, tamil, chinesisch (in seinen meisten Dialekten), japanisch, mandschu, koreanisch, tibetanisch, mongolisch.

Nur gegen zwei Dinge hatte er eine Abneigung (und ich glaube, dies waren seine einzigen Abneigungen), gegen die moderne sog. höhere Kritik und gegen diejenigen Philologen, welche seine Theorien über Wortbildung und Zusammenhänge untereinander ablehnten. Er wandte die Gesetze der Sprachentwicklung nach meinem Urteil richtig an, aber seine Methoden gingen, wie ich bekennen muß, über mein schwaches Begriffsvermögen hinaus. — Im Jahre 1890 verlor er seinen alten Freund Dr. Muirhead, mit dem er innig befreundet war; diese beiden und der ehrwürdige Dr. John, der noch am Leben ist, bildeten ein Trio, das mehr als ein halbes Jahrhundert durch die engsten Bande der Freundschaft und durch die Einmütigkeit ihres Strebens miteinander verbunden war.

Die letzten 4 Jahre hatten wir das Vorrecht, Dr. Edkins jeden Sonntag, nachdem er den Nachmittagsgottesdienst in der Londoner Missionskapelle in Schantung Road gehalten hatte, bei uns

zu haben. Diese Stunden waren sehr interessant, denn reiche Schätze waren in seinem Gedächtnis aufgespeichert, und freigebig teilte er von ihnen mit. Zum letztenmale war er Sonntag den 9. April bei uns, nachdem er mit gewöhnlicher Frische gepredigt hatte; er war wieder voll von Erinnerungen aus seinen ersten Zeiten. Am nächsten Sonntage war er ernstlich krank; und abermals an dem nächsten Sonntage, am Osterfeste, ging er heim.

Die deutsche Kolonialschule zu Witzenhausen.

Von P. Richter-Werleshausen.

Als Ende der 90er Jahre, angeregt wesentlich von der rheinischen Gruppe des evangelischen Afrikavereins, der Plan vor die Öffentlichkeit trat, zur Ausbildung tüchtiger, sittlich gefesteter und christlich gesinnter Ansiedler und Beamten für unsere Kolonien eine Kolonialschule zu gründen, fand dieser Gedanke sowohl in den Kreisen des evangelischen Afrikavereins im Osten als auch in den Missionskreisen fast nur eine zum Teil geradezu ablehnende Aufnahme. Was die Missionsfreunde betrifft, so hatten die wieder und wieder vorkommenden unerquicklichen Vorgänge in den Kolonien sie mit einem gewissen Mißtrauen gegen derartige Unternehmungen erfüllt; man versprach sich von ihnen nicht viel Gewinn und hielt sich darum zurück. Indessen ist seitdem in dieser Stimmung ein Umschwung eingetreten, und dieser Umschwung muß mit Freuden begrüßt werden. Kolonisation und Mission gehen nun einmal draußen neben einander her, sie müssen einander gegenseitig Rechnung tragen. Es wäre unpraktisch und unweise, wollte die Mission darauf verzichten, auf die Kolonisation einen Einfluß zu gewinnen. Sie muß daher diejenigen Bestrebungen, die darauf gerichtet sind, eine gesunde, auf christlichem Grunde ruhende Kolonisation zu schaffen, freudig willkommen heißen. Um deswillen verdient die deutsche Kolonialschule in Witzenhausen unsere rückhaltlose Sympathie.

Erst sechs Jahre sind es her, da wurde am 20. Mai 1898 in Witzenhausen im lieblichen Werratale, in dem alten St. Wilhelmi-

Kloster, die deutsche Kolonialschule eröffnet. Im Mittelalter hatten die Bewohner des Klosters, die Wilhelmiter-Mönche, die Aufgabe gehabt, Christentum und christliche Kultur in der näheren und ferneren Umgegend zu verbreiten. Später war das Kloster in eine Domäne umgewandelt und arg verwahrlost. Nun ist es, wenn auch nicht seiner alten, so doch einer ähnlichen Bestimmung wiedergegeben: es sollen in ihr Pioniere deutscher Kultur ausgebildet werden, um diese dann in die deutschen Kolonien zu tragen, nicht in der Mönchskutte, auch nicht im Talar des Predigers oder Missionars, aber als rechte, gut evangelisch gesinnte, deutsche Kolonisatoren. Die katholischen Missionen haben neben den patres, denen die eigentliche missionarische Arbeit anvertraut ist, die fratres, die Laienbrüder, welche der kulturellen Tätigkeit obzuliegen haben, und es ist bekannt, daß es gerade die Leistungen auf letzterem Gebiete sind, um deren willen sich die katholische Mission bei den Machthabern in den Kolonien des besonderen Wohlwollens und Ansehens erfreuen. Die evangelische Mission kann das nicht in derselben Weise nachmachen. Auch sie tut ja im ausgedehnten Maße Kulturarbeit, selbst abgesehen von ihren zahlreichen Industrieschulen, aber nicht überall fällt sie so in die Augen wie die der katholischen fratres, und der großen Zahl derselben gegenüber ist doch die der evangelischen Laienmissionare gering. Um so dankenswerter ist daher, daß, unabhängig von der eigentlichen Missionsarbeit die deutsche Kolonialschule mit ihrer Tätigkeit gewissermaßen eine Ergänzung deutsch-evangelischer Kulturarbeit schaffen will. Diese Arbeit ist ja ein weltliches Geschäft, aber wenn sie von tüchtigen, christlich gesinnten Laien getan wird, so leistet sie der Mission einen Helferdienst von großer Bedeutung, nicht bloß als Kulturfaktor, sondern, worauf wir besonderes Gewicht legen, weil sie von Persönlichkeiten getragen wird, die zugleich dem Christentum (und dem Deutschtum) einen guten Namen machen.

Von den mancherlei Schwierigkeiten, mit welchen die Kolonialschule in den Anfangsjahren zu kämpfen gehabt hat, soll hier nicht weiter die Rede sein; sie hat sich siegreich durch sie hindurchgekämpft, hat manches Mißtrauen überwunden und je länger desto wärmere und rückhaltslosere Anerkennung gefunden. Erst sechs Jahre hat die Anstalt hinter sich; in denselben hat sie sich mächtig entwickelt. Schon äußerlich drängt sich das auf: das verwahrloste Kloster ist in ein stattliches, imponierendes Anwesen umgewandelt. Beinah Jahr um Jahr

ist es durch notwendig gewordene, zweckmäßige Um- oder Neubauten vergrößert. Der letzte große und herrliche Erweiterungsbau ist erst in diesem Juni in Gegenwart des Herzogs Johann Albrecht, des Kolonialdirektors, vieler Kolonialmänner und der Spitzen der höchsten Behörden eingeweiht worden. Die Zahl der Zöglinge ist von einem halben Dutzend auf 60—70 gestiegen. Man könnte ihrer noch mehr haben, aber die Zahl soll eine beschränkte bleiben, da auf individuelle Ausbildung der höchste Wert gelegt wird.

Die Kolonialschule ist keine staatliche Anstalt, sondern wird lediglich von einem interessierten Freundeskreis unterhalten. Seit einigen Jahren hat der Reichstag eine jährliche Subvention bewilligt, ohne daß dadurch jedoch ihre Selbständigkeit berührt wurde. Die Anstalt wird in deutsch-nationalem und religiös-sittlichem Geist geleitet, wie dies auch schon in der Hausordnung deutlich zum Ausdruck kommt. Demgemäß besuchen die Anstalt fast nur evangelische Schüler, doch sind Katholiken nicht von der Aufnahme ausgeschlossen. Gründer und Leiter ist Direktor Fabarius, bis 1899 Divisionspfarrer in Koblenz, der sich schon früher außer seiner Betätigung als Theologe und Pädagoge viel mit staatswissenschaftlichen, volkswirtschaftlichen, völkerkundlichen, geographischen und missionarischen Studien beschäftigt hat, auch als Schriftführer des Evangelischen Afrikavereins (Rhein. Verband) sehr eifrig gewesen ist. Die Kolonialschule will keine Schule für angehende höhere Kolonialbeamte sein, sondern Ansiedler, Pflanzer, Beamte für Pflanzungen u. s. w. ausbilden. Ihre Zöglinge rekrutieren sich der Mehrzahl nach aus den gebildeten Ständen: in der Regel haben sie die Berechtigung zum Einjährig-Freiwilligendienst. Ihr Alter schwankt etwa zwischen dem 17ten und 27ten Lebensjahre.

Die Ausbildung umfaßt vier Semester; für solche Zöglinge, die in der Landwirtschaft noch gänzlich unerfahren sind, geht der eigentlichen Ausbildung ein Praktikantenjahr voran. Theorie und Praxis gehen in der Kolonialschule überhaupt Hand in Hand. Nach der Methode der Hochschulen werden an ihr Vorlesungen gehalten und nach der Weise der landwirtschaftlichen und ähnlichen Schulen wird eine praktische Ausbildung gegeben. Die Vormittage sind den Vorlesungen, die Nachmittage den praktischen Übungen gewidmet, ein Wochentag ist gänzlich für die Praxis ausgesondert. Der Unterrichtsplan des gegenwärtigen Sommersemesters weist folgende Lehr-

fächer auf: 1. Kulturwissenschaften. (Kolonialpolitik, Die deutschen Kolonien, Grundzüge des Kolonialrechtes). 2. Naturwissenschaften. (Mineralogie, Geologie, Experimentalchemie, Pflanzenphysiologie und -morphologie, Chemische Technologie, Physik, Praktische Übungen). 3. Sonstiges. (Tropengesundheitslehre, Sprachen — Englisch, Französisch, Spanisch, Portugiesisch, Holländisch, Suaheli). Die wirtschaftlichen Lehrfächer zerfallen in landwirtschaftliche, gärtnerische, forstwirtschaftliche und kaufmännische. Endlich kommen dazu technische Lehrfächer (Wege- und Wasserbau, Feldmeßkunde, Baukonstruktionskunde, Planzeichnen, Handwerke). Die mit der Anstalt verbundene Musterwirtschaft Gelsterhof bietet Gelegenheit, die Zöglinge in den praktischen Betrieb der Landwirtschaft einzuführen. In dem stattlichen Gewächshause und dem großen geschützt gelegenen Anstaltsgarten kann im kleinen wenigstens die Kultur tropischer Gewächse gezeigt werden. In einer Reihe trefflich ausgestatteter Werkstätten erlernen die Zöglinge das Nötigste der für ihren Kolonistenberuf einmal erforderlichen Handwerke, als der Schreinerei, Stellmacherei, Sattlerei, Schuhmacherei, Schmiedekunst, Schlosserei und Maurerei. Es ist Grundsatz, daß jeder von der Pike auf dienen muß, und die Tätigkeit soll nicht als eine bessere Spielerei, sondern als ernste Lehrzeit angesehen werden. Es soll kein Pfuschertum und keine oberflächliche Einbildung groß gezogen werden.

Aber die Anstalt beschränkt ihre Aufgabe nicht darauf, ihren Zöglingen eine solche vielseitige theoretische und praktische Ausrüstung mit auf den Weg zu geben, eine Hauptaufgabe sieht sie vielmehr in der Charakterprüfung und -bildung. Das ist ja eben der Krebsschaden in unsern Kolonien, daß unter den Pionieren draußen so viele zweifelhafte und minderwertige Elemente sind. Diesem Schaden will die Kolonialschule nach Kräften abhelfen. Sie will tüchtige, sittlich gefestete Leute in die Kolonien hinaussenden. Darum wird auf Selbstzucht und auf Weckung des Pflichtbewußtseins das größte Gewicht gelegt. Es wird ein edler, guter Korpsgeist gepflegt und eine straffe Disziplin geübt, die Zöglinge müssen Ordnung und Unterordnung lernen. Diese ganze Ausbildung ist in einem ernst christlichen, evangelischen Geist gehalten. Das bringt schon das Wappen der Kolonialschule zum Ausdruck: neben Pflug, Schiff und Reichsadler zeigt es das Kreuz, und seine Umschrift lautet: „Mit Gott für Deutschlands Ehr daheim und überm Meer.“ Ein kleiner,

aber charakteristischer Zug für den durch die Anstalt wehenden Geist: ich fuhr auf der Eisenbahn mit einem Mann, der einen Sohn in der Anstalt hatte. Das Gespräch kam auf die Anstalt, und mein Mitreisender war des Ruhmes über sie voll, nur meinte er, auf die Religion würde zu viel Gewicht gelegt: auch ein Ruhmeszeugnis, wenn auch ein unfreiwilliges, dessen wir uns aber desto mehr freuen.

Daß es in der Tat mit der Charakterprüfung und -bildung ernst genommen wird, davon legt ein beredtes Zeugnis auch das Verzeichnis der bisherigen Schüler ab. Von bisher nicht ganz 240 Zöglingen sind fast 60, also zirka 25 Prozent, vorzeitig wieder ausgeschieden worden oder abgegangen. In anderen Fällen möchte solch starker Abgang Befremden erwecken, hier dagegen kann es nur zur Empfehlung dienen. Es liegt in der Natur der Sache, daß sich manche ungeeignete Elemente zur Aufnahme in die Kolonialschule melden und in sie eintreten. Die einen von ihnen merken gar bald, daß sie hier doch nicht recht am Platze sind, sie können sich nicht mit dem Geist der Anstalt befreunden und so scheiden sie freiwillig aus. Andere werden bedeutet, daß sie besser tun, die Anstalt zu verlassen. Es kommt der Leitung eben nicht auf eine möglichst hohe Frequenz an, sondern daß das Schülermaterial der Höhe der zu stellenden Anforderungen entspricht. Darin werden wir einige Garantie dafür zu sehen haben, daß ihre Zöglinge draußen sich auch einmal bewähren werden. Und so dürfen wir hoffen, daß die Kolonialschule für unsere Kolonien je länger je mehr eine segensreiche Bedeutung haben wird. Wenn die Kolonisation derselben in dem Sinn geschieht, wie er in der Kolonialschule herrscht und ihren Zöglingen eingeimpft wird: wer könnte sich dessen mehr freuen als die evangelische Mission und ihre Freunde![1])

---

1) Eingehend berichtet über die Arbeit der deutschen Kolonialschule ihr Organ: „Der deutsche Kulturpionier", herausgegeben vom Direktor Fabarius, Witzenhausen.

Chronik.

Die 1874 gegründete Edinburger Mission to lepers in India and the East, hat soeben ihren 30. Jahresbericht herausgegeben, welcher folgende Statistik über ihre ausgedehnte segensreiche Tätigkeit veröffentlicht: Bei einer Gesamteinnahme von 3 400 000 Mk. im Laufe der 30 Jahre ihres Bestehens — 400 000 Mk. im Jahre 1903 mit Einschluß der 95 940 Mk. von der indo-britischen Regierung und in Indien erhaltenen Privatgaben — hat es diese Gesellschaft dahin gebracht, daß sie jetzt an 72 Zentralstationen in Indien, Borneo, Ceylon, China, Japan und Sumatra 42 eigene Aussätzigen-Asyle unterhält, 16 andere ganz oder teilweise unterstützt und 20 Heime für Kinder der Aussätzigen versorgt, die von der bösen Krankheit noch nicht ergriffen sind. Sie treibt dieses Werk in Verbindung mit 24 protestantischen Missionsgesellschaften, hat aber auch namentlich in Indien die Regierung lebhaft für dasselbe interessiert und sie zu tatkräftiger Unterstützung willig gemacht. Im ganzen beherbergt sie in diesen zahlreichen Asylen zur Zeit 7000 Aussätzige von denen reichlich 3000 Christen geworden sind; im letzten Jahre allein haben wieder 562 Taufen stattgefunden.

* * *

Die Church of England Zenana Miss. Soc. (C. E. Z. M. S.) hat vor kurzem ihr 25jähriges Jubiläum gefeiert. Schon vor der Konstituierung dieser Gesellschaft war ja die Arbeit der Frauen an den Frauen Indiens, speziell der Besuch der Senanas im Gange, aber seitdem ist ein großer Fortschritt zu konstatieren. Soweit es sich um die Anteilnahme der anglikanischen Kirchenmissionen handelt, stellt sich in Zahlen dieser Fortschritt folgendermaßen dar: Vor 25 Jahren betrieben 38 europäische Damen, unterstützt von 96 eingeb. Frauen auf 17 Stationen diese Arbeit an 1274 Senana-Bewohnerinnen, in 66 Schulen hatten sie 255 Schülerinnen und an einem ersten Hospital war eine Ärztin tätig. Jetzt besuchen auf 65 Stationen 216 Missionarinnen und 386 eingeb. Frauen 15 310 Senanas, in denen 7420 Bewohnerinnen derselben regelmäßigen Unterricht empfangen und in 1650 Schulen haben 608 Lehrerinnen 13 768 Schülerinnen in erziehlicher Pflege. Aus dem einen Hospital sind 17 und 50 Polikliniken, und aus der einen Doktorin 14 geworden. Außerdem sind 22 verschiedene Heime, Industrieschulen und 32 Pensionsanstalten mit 1208 weiblichen Insassen entstanden, die alle von der C. E. Z. M. H. bedient werden.

* * *

Unter den rund 90 000 Seelen zählenden Parsis in Indien ist jüngst eine große Aufregung darüber entstanden, daß einige englische Ladies in ihre Religionsgemeinschaft aufgenommen werden sollten, mit denen sich Parsi-Männer verheiratet hatten. Während die angesehensten Glieder der Gemeinschaft, unterstützt von den Gutachten europäischer Gelehrter, behaupteten, daß der Zend Avesta den Übertritt zum Zoroastrianismus nicht verbiete, stellten die Vertreter des orthodoxen Parsismus das in Abrede und setzten in tumultuarischen Versammlungen den Beschluß durch, daß eine Aufnahme Angehöriger

anderer Religionen in die ihre ausgeschlossen bleibe und jeder ihrer Priester, der zu einer solchen Aufnahme die Hand biete, seines Amtes enthoben werden müsse. Damit ist offiziell der Parsismus zu einer Religion erklärt, der man nur durch Geburt angehören kann.

* * *

Unter den 738 vom Senat der Universität Madras im letzten Jahre Graduierten befanden sich **48 Christen**, d. h. je der 15. derselben war ein Christ, während aus der Gesamtbevölkerung der Präsidentschaft Madras erst der 30te ein Christ ist; der Prozentsatz der Christen unter den wissenschaftlich Gebildeten Südindiens ist also noch einmal so groß wie der unter der Gesamtbevölkerung, ein statistischer Beweis für die verhältnismäßig größere geistige Hebung innerhalb der christlichen Gemeinschaft als in der nichtchristlichen. Die 738 Graduierten, kamen von 21 colleges im Bereiche der Madras-Präsidentschaft, welche auf die Universitätsexamina vorzubereiten das Recht haben, unter ihnen sind 6 Missionsschulen, also mehr als der 4. Teil. Von den 48 Christen unter den Graduierten waren 6 Juristen, 1 Mediziner, 5 Pädagogen, 10 Philosophen, 2 Mathematiker, 13 Physiker, 3 Chemiker, 2 Biologen, 6 Historiker — also die verschiedensten Berufe; künftige Theologen wohl nur unter den als Philosophen und vielleicht als Pädagogen bezeichneten.

* * *

Obgleich die **Witwenverbrennung** in Indien seit 1829 von der englischen Regierung streng verboten ist, kommen immer noch vereinzelte Fälle vor. So vor einiger Zeit wieder in der Provinz Behar in Nordindien. Dort war ein Brahmane gestorben, und seine Leiche sollte auf einem Scheiterhaufen am Flusse verbrannt werden. Doch ehe dieser angezündet wurde, setzte sich die Witwe des Verstorbenen, nachdem sie sich gebadet und wie zur Hochzeit geschmückt hatte, auch mit auf den Scheiterhaufen und befahl ihrem Sohne, denselben anzuzünden, was er mit 4 andern Brahmanen tat. Als die Flammen sie erreichten, bewegte und wand sie sich hin und her, stand endlich auf und kehrte ihr Antlitz der untergehenden Sonne zu. Aber sogleich brach sie zusammen und verbrannte vor den Augen der schaulustigen Menge unter den Rufen: „Sat Ram," „Sita Ram," und unter der Musik eingeborner Spielleute zugleich mit der Leiche ihres Mannes. Die Stimmen der einheimischen Presse bewiesen, daß dieser grausame Brauch immer noch viel Anklang findet unter dem Volk. Doch die englische Regierung tat hier ihre Pflicht und belegte 4 Brahmanen und 3 andere Hindus, die an der Verbrennung mit Schuld trugen, mit Strafen von 9 Monaten bis zu 5 Jahren Gefängnis.

* * *

Überraschend ist der Erfolg der erst 20 Jahre alten, wesentlich in den Händen der Presbyterianer liegenden evang. Mission in **Korea**, die jetzt in ca. 300 größeren und kleineren, mehr oder weniger organisierten Gemeinden 16 233 Kommunikanten, 11 003 Katechumenen und über 40 000 Anhänger zählt. Trotz der Unruhen und Leiden, die der russisch-japanische Krieg über das Land gebracht hat, sind 1903/04 2400 Personen in die volle Kirchenmitgliedschaft aufgenommen worden. Sehr lebhaft war das Verlangen nach

heiligen Schriften: 484 ganze Bibeln, 9136 Neue Testamente und ca. 66000 einzelne Bibelteile wurden in derselben Zeit verkauft. Von allen Seiten wird nicht nur ein großer Zudrang zu den christlichen Gottesdiensten, sondern auch eine rege evangelistische Tätigkeit der eingeborenen Christen, wie eine große Opferfreudigkeit derselben berichtet, sodaß auf diesem Missionsgebiete der Ausblick in die Zukunft ein sehr hoffnungsvoller ist.

* * *

Zahlreich sind die Berichte aus **Japan**, welche über die Arbeit der evangelischen Missionare und Missionarinnen unter den Soldaten, namentlich in den ihnen seitens der Militärbehörden bereitwilligst zugänglich gemachten Lazaretten erfreuliches zu melden haben. Aber auch auf dem Kriegsschauplatz ist der Tätigkeit der evangelischen Mission eine weite Tür aufgetan. Hier ist es wesentlich der aus Japanern bestehende christliche Verein für junge Männer, der in der Front wie in den Lazaretten, fast ausnahmslos von den Offizieren unterstützt, vielseitige Diakonie treibt. Zur Bestreitung der Kosten dieses christlichen Felddienstes hat der Mikado selbst eine Gabe von 20000 Mk. beigesteuert. Auch der Dienst der koreanischen Missionare an den verwundeten Japanern wird seitens der Befehlshaber dankbar anerkannt und auf jede Weise, auch durch Geldgaben unterstützt. So empfing der freischottische Missionar Christie in Mukden von dem ihn persönlich besuchenden Marschall Oyama für das unter seiner Leitung stehende Lazarett die Summe von 2000 Mk.

* * *

Neben der nicht zu bezweifelnden Tatsache, daß augenblicklich dem Evangelio eine weite Tür in **China** aufgetan ist, dürfen doch die Strömungen nicht unterschätzt werden, welche dem alten f r e m d e n f e i n d l i c h e n u n d a n t i c h r i s t l i c h e n S i n n neue Nahrung zuführen. — Schon seit dem Ende des chinesisch-japanischen Krieges und besonders nach dem Boxeraufstand ist eine umfangreiche im beständigen Wachsen begriffene Literatur erschienen, die mit einem durch und durch revolutionären Charakter eine starke Aufreizung gegen die abendländische Welt verbindet, obgleich die Aneignung ihrer Kulturerrungenschaften für geboten gehalten wird. Am fanatischsten ist das jüngst geschehen in einer „Die Alarmglocke" betitelten und angeblich von einem Eingeborenen der Provinz Hunan verfaßten, aber in Japan gedruckten Schrift, die allerdings in Schanghai mit Beschlag belegt worden ist. In einer fulminanten Sprache werden die seitens der Fremden China drohenden Gefahren wie die Fremden selbst weit hinaus über das Maß der wirklichen Versündigungen, deren sie sich an China ja leider reichlich schuldig gemacht, geschildert und die Chinesen aufgefordert: „Wenn die fremden Soldaten kommen, laßt jeden unter uns tapfer sein und sich nicht fürchten. Laßt den Gelehrten seine Feder niederlegen und den Bauer seinen Pflug, den Kaufmann sein Geschäft und den Handwerker sein Werkzeug. Laßt sie schärfen ihre Schwerter, laden ihre Feuerwaffen, trinken ein Glas blutigen Weins und draufgehen mit dem Feldgeschrei: „Tod den fremden Teufeln. Tötet, tötet, tötet." Auch auf die christliche Religion kommt das Buch zu reden und es hetzt nicht gegen dieselbe als Religion; wenn sie andern gutes tut, kann man sie gewähren lassen;" aber wir dürfen nicht er-

lauben, daß die Anhänger anderer Religionen unser Land stehlen. Es gibt Leute unter uns, die die fremde Religion mit Darangabe ihres Lebens ausrotten wollen und Leute, die sie annehmen, die aber dann selbst Fremde geworden zu sein scheinen und vergessen, daß sie Chinesen sind. Sie mißbrauchen die Religion, um uns Chinesen zu unterdrücken und gedenken nicht daran, daß sie von ihren Vorvätern her Chinesen sind. Sie haben ihre Ahnen weggeworfen, wie kann man sie noch als Menschen betrachten? Wenn der Fremde ihr Land verlangt, sie stimmen zu; wenn er ihre Freunde und Verwandten tötet, sie stimmen zu. Gibt es eine solche Religion auf der Erde? Ich habe alle Religionsbücher gelesen und keine gefunden, welche nicht gebietet, das eigne Land zu lieben. Ich weiß, einige unserer Beamten haben euch unterdrückt; aber dürft ihr um der Schuld weniger willen sie alle hassen? Eure Ahnen haben euch nicht beleidigt; dürft ihr sie verlassen um der Bedrängnis eines Augenblickes willen?" Das Buch ist weithin gelesen worden und wenn es auch offiziell unterdrückt worden ist, so ist es doch ein Zeichen einer Stimmung, deren Bedeutung trotz der gegenwärtigen Reformbewegung man nicht unterschätzen darf (Spirit ot Missions 1905, 528). Warneck.

Literatur-Bericht.

Stosch: „Der innere Gang der Missionsgeschichte in Grundlinien gezeichnet." Gütersloh. 1905. Mk. 4,—, geb. Mk. 4,80. — Die Aufgabe, die sich der Verfasser in diesem 275 S. umfassenden, vermutlich aus einer akademischen Vorlesung entstandenen Buche gestellt hat, besteht in der Zeichnung von „Grundlinien" zu einer, bis jetzt vermißten allgemeinen Missionsgeschichte, die „nicht nur Tatsachen referiert, sondern das innere Gesetz des Werdens und der Entfaltung aufzeigt", „die tieferen Gründe des Gelingens und Mißlingens erkennen läßt und die Gesamtentwicklung ebenso unter das Licht des Ausgangs wie des Zieles stellt", um so „durch Hervorhebung leitender Gesichtspunkte, durch Charakterisierung hervorragender Entwicklungsmomente und durch Veranschaulichung der Besonderheit in den Motiven der in die Entwicklung eingreifenden Persönlichkeiten den unter Gottes Walten stehenden Lebensstrom zu zeigen, welcher die Missionsarbeit ihrem Ziele entgegen trägt!" Dies ist eine schöne und große Aufgabe, aber weil sie sehr auf Reflexionen angelegt ist, liegt ihr auch die Gefahr nahe, in Gedankenspiele zu geraten, und man kann nicht sagen, daß Stosch immer dieser Gefahr entgangen wäre. Wie alles, was er schreibt, und er ist literarisch sehr fruchtbar, so ist auch dieses Buch geistvoll, gedankenreich, von vielen feinen Bemerkungen durchzogen, anregend, auch wo man hinter seine Gedankengänge oder Pointen ein Fragezeichen setzen muß; aber an Stelle der auf Grund der geschichtlichen Wirklichkeiten urteilenden Nüchternheit treten auch nicht

selten künstliche Konstruktionen, blendende Paradoxien oder bloße Vermutungen, die keinen genügenden Halt an den historischen Tatsachen haben. Nur einige Beispiele: „Das Wenige, was wir an authentischen Berichten über die Apostelmission besitzen, ist mehr als wenn wir mehr besäßen. Schwerlich ließe sich der innere Reichtum des Vorhandenen durch weitere authentische Schriften überbieten“ (S. 5) — eine Übertreibung, die seitens der Historiker kaum auf Zustimmung rechnen dürfte. „Die Arbeitsmethoden der späteren Perioden, wie sie durch Verhältnisse und Zielbestimmung geboten waren, wurden bereits in der apostolischen Mission in normativer Weise angewendet“ (8) — eine Behauptung, die teils eine gekünstelte, teils eine unrichtige Zeichnung der Geschichte der Missionsmethode zur Folge hat. Die apostolische Mission (im engsten Sinne) wird in 3 Stadien eingeteilt: das „der göttlichen Initiative“ oder das Petrinische; das „der bewußten Propaganda“ oder das Paulinische und das „der kirchlichen Organisation und Konzentration“, und als „der apostolische Träger dieser abschließenden Entwicklung“ wird Johannes bezeichnet (14. 24) — das letztere jedenfalls ohne geschichtlichen Halt, und Paulus war doch wohl ein größerer Organisator als Johannes. Aber am gekünsteltsten ist der versuchte Nachweis, daß die „dem Petrinischen Stadium der Missionsbewegung parallelen Anfänge christlicher Bildungen“ der Reihe nach „in den Heimatsländern“ der in der Pfingstgeschichte aufgezählten „Völker- und Landschaftsnamen“ sich vollzogen haben sollen (29—40)! Nicht der geschichtlichen Wirklichkeit entspricht es, daß „die bischöfliche Pracht des Auftretens Otto von Baumbergs niemanden geblendet habe und nur als das natürliche Kleid für die Geisteshoheit dieses fürstlichen Lebens erschienen sei“ (198); auch nicht, daß aus genuin lutherischen Gedanken das Bewußtsein der Missionspflicht (der evangelischen Christenheit) gereift sei“ (206); ebensowenig, daß „die Motive der ganzen Erweckungsbewegung, die im englischen Methodismus begann, ursprünglich in den Motiven der lutherischen Reformation liegen“ (254). Ungerecht gegen den Rationalismus ist es zu sagen: „er hatte heidnischen Geist, mochte er auch christliche Gedankenformen innehalten“ (233). Das Christentum der der heutigen Heidenchristen allgemein als „eschatologisch geartet“ zu charakterisieren zu behaupten: „die Gemeinden als solche werden vielfach Auswahlgemeinden bleiben und werden zur Brautgemeinde reifen, die unter den Stürmen der letzten Zeit des Herrn wartet“, ist ebenso zu beanstanden, wie „daß die alte und mittelalterliche Kirche solchen Reichtum innerlich erwachsener und gestalteter Individualitäten nicht gehabt habe, wie sie die heutige Mission an ihren Kindern sieht und erlebt“ (262). Und zahlreich sind die Stellen, in denen auf Grund bloßer Vermutungen operiert wird: es wird so und so gewesen sein; so und ähnlich mag er gesprochen haben, ich glaube behaupten zu können und dergl. (S. 29. 40. 43. 132. 139 u. s. w.)

Um den „innern Gang“ der allgemeinen Missionsgeschichte nüchtern und richtig zu zeichnen, ist Voraussetzung, daß man diese Geschichte selbst genau kennt. Nun hat ja unser Verfasser an den selbständig benutzten großen Quellenarbeiten von Harnack über die Ausbreitung des Christentums in den ersten drei Jahrhunderten und von Hauck: Kirchengeschichte Deutschlands für

die altkirchliche und mittelalterliche Mission eine ergiebige Fundgrube gehabt, und für die gegenwärtige sich wesentlich an meinen Abriß angeschlossen, — meine Evangelische Missionslehre scheint er gar nicht benutzt zu haben, obgleich sie voller Beiträge ist gerade über „den inneren Gang" der modernen Mission; — doch ist die geschichtliche Unterlage nicht eine ebenmäßig umfassende. Am breitesten ist sie in dem dritten, von der mittelalterlichen Missionsperiode handelnden Kapitel; nur ist die ganze nachmittelalterliche Mission der Spanier und Portugiesern in Amerika, Afrika und teilweise auch schon in Ostasien völlig übergangen, obgleich sie ebenso ausgedehnt wie charakteristisch gewesen. Nicht allseitig genug ist das Zeitalter der altkirchlichen Mission (Kap. 2) zu seinem Rechte gekommen und vollends die Periode „der universalen Mission", wie die gegenwärtige bezeichnet wird, läßt große Lücken. Weder von ihrem großartigen Umfange noch von der Fülle ihrer eigenartigen Probleme bekommt man einen entsprechenden Eindruck. Ganz oder fast ganz unberücksichtigt geblieben ist z. B. die große Verschiedenartigkeit der heutigen Missionsobjekte und die durch sie bedingte Modifikation des Missionsbetriebs; der Zusammenhang der modernen Mission mit der ganzen neuzeitlichen Weltöffnung, Kulturbeschaffenheit und speziell ihre Verflechtung mit der Kolonialpolitik; der Wandel in ihrer Auffassung der Missionsaufgabe und die aus ihm folgende Veränderung bezw. Erweiterung der Missionsmethode; ihre Stellung zu den amtlichen Kirchen samt der durch sie veranlaßten freigesellschaftlichen Organisation. Auch einigen Einblick hätte man erwartet in die Aufgaben, Schwierigkeiten und Gefahren, die der gegenwärtige Stand des Kampfes mit den großen asiatischen Buchreligionen stellt, in die durch diesen Kampf bewirkte Gärung, in die Beeinflussungen herüber und hinüber, und was wir für die bereits drohende Periode des Synkretismus aus den Erlebnissen, namentlich der ersten Jahrhunderte lernen sollen. Das alles hätte wohl in den „innern Gang" der gegenwärtigen Mission gehört, selbst wenn er nur „in Umrissen" gezeichnet werden sollte. Freilich will Stosch gerade bei der Behandlung der neueren Mission auf die Kennzeichnung der Anfänge das Hauptgewicht legen und die Fortgänge nur andeuten. Die Aufgabe prinzipieller Darstellung lege die Pflicht der Zurückhaltung überall da auf, wo noch im Werden begriffene Entwicklungen nicht erkennen lassen, zu welchem Ende sie führen werden. Aus diesem Grunde seien auch die im Zusammenhange mit der modernen Kolonialbewegung entstandenen Missionsunternehmungen nicht genannt worden" (Vorwort). Abgesehen davon, daß das nicht im Einklang steht mit der bereits zitierten Prophetie S. 262 f., daß die heutigen Heidenchristlichen Gemeinden „zur Brautgemeinde ausreifen werden" — so verlangen wir auch von einer Darstellung „des inneren Ganges" der Mission durchaus keine Zukunftsphantasien, wohl aber eine richtige Beleuchtung des bereits geschichtlich Gewordenen und ersichtlich Werdenden, und für diese Beleuchtung ist die Mission der Gegenwart nachgerade alt genug. Ihre Geschichte hört doch nicht auf mit ihren Anfängen; im Gegenteil: die Entwicklung derselben setzt erst nach den Anfängen ein. Die hervorragenden Entwicklungsmomente zu charakterisieren hatte sich der Verfasser aber gerade zur Aufgabe gestellt und zu

ihnen gehörte beispielsweise doch gewiß die in den Gang der Mission so tief eingreifende moderne Kolonialbewegung. Es ist nur halbwahr, daß „die charakteristischen Züge einer Entwicklung in ihren Anfängen am klarsten hervortreten“ (Vorwort); gerade an der modernen Mission ist deutlich ersichtlich, wie sie sich vielfach anders entwickelt hat als ihre Anfänge gewesen sind.

Nur noch eine Bemerkung. Gewundert hat mich, wie Stosch schreiben kann: Die römischen Missionen der nachreformatorischen Zeit stehen abseits vom wirklichen Strom der Entwicklung und kommen darum für uns nicht in Frage“ (Vorwort) und S. 257: „Nicht die römischen, sondern die evangelischen Missionen tragen in der Gegenwart den entscheidenden Faktor in die Völkerwelt. Darum kann bei der Zeichnung von Grundlinien einer allgemeinen (!) Missionsgeschichte von den römischen Missionsunternehmungen abgesehen werden“. Das ist eine auf auf Unkenntnis ihrer Macht beruhende große Unterschätzung der römischen Mission. Übrigens hätte es wohl zur Charakterisierung der gegenwärtigen Mission gehört, daß es im Unterschiede von den früheren Missionsperioden leider keine einheitliche Christenheit ist, die sie treibt.

Mit diesen leicht zu vermehrenden kritischen Bemerkungen empfehlen wir das vorliegende Buch nachdenksamen und mit der Geschichte der Mission vertrauten Lesern angelegentlich zum Studium. Freilich auf diese letztere Bedingung legen wir Gewicht. Zur Zeit fehlt es leider immer noch sehr an gründlicher Bekanntschaft mit den missionsgeschichtlichen Tatsachen selbst, und darum ist es das größere Bedürfnis, auch für akademische Vorlesungen, zu dieser Bekanntschaft zu verhelfen. Wie erst der, welcher im Besitz eines gründlichen missionsgeschichtlichen Wissens ist, über die Mission theoretisieren und philosophieren kann, ohne mit den historischen Wirklichkeiten in Konflikt zu geraten, so kann auch nur der ein selbständiges Urteil gewinnen über die Richtigkeit von Reflexionen, die über den inneren Gang der Missionsgeschichte angestellt werden, der in dieser Geschichte selbst heimisch ist. Und wenn die vielfach feinsinnige Arbeit Stosch's manchem eine Anregung zu eingehenden missionshistorischen Studien gibt, so ist das vielleich ihr fruchtbarster Dienst.

Warneck.



Ernst Röttger's Buchdruckerei, Kassel.

Die Islamisierung Afrikas.

Von Julius Richter.

I.

Es war im Jahre 632. Der arabische Feldherr Omar stand an der Spitze eines siegreichen Heeres an der Grenze Ägyptens; da traf bei ihm ein Eilbote ein, der ihm die Nachricht vom Tode des Propheten Mohammed brachte und ihm befahl, sofort nach Medina zurückzukehren, wenn er die Grenze Ägyptens noch nicht überschritten habe. Omar gab dem Boten die Depesche zurück, ihm strengstes Stillschweigen anbefehlend; dann ließ er schnell sein Zeltlager abbrechen und zog während der ganzen Nacht westwärts ein gutes Stück über den Grenzbach Ägyptens hin. Am nächsten Tage empfing er den Boten in feierlicher Versammlung seiner Generäle und seines Heeres und ließ die von Medina empfangenen Depeschen verlesen. „Wenn er die Grenze Ägyptens noch nicht überschritten habe, solle er zurückkehren," — der Befehl kam offenbar nach Allahs Willen einen Tag zu spät; für ihn und das siegestrunkene Heer gab es nur eine Losung: vorwärts! nach Westen! Das waren weltgeschichtliche Stunden; sie besiegelten auf ein Jahrtausend das Schicksal Afrikas. Ägypten fiel durch Verrat und Uneinigkeit der byzantinischen Beamten fast ohne Widerstand in die Hände der Araber. Wie eine Sturmflut ergossen sich deren Scharen weiter nach Westen. Um 700 ritt jenseits der Säulen des Herkules der arabische Feldherr bis an den Leib seines Tieres in das Wasser des Atlantischen Ozeans; nur dessen Wogen setzten seinem weiteren Vordringen ein Ziel. Ganz Nordafrika war in zwei Menschenaltern eine Beute des Islam geworden. Diese Gebiete: Ägypten, die Cyrenaica, Karthago und Mauretanien waren damals blühende Kirchenprovinzen. Eine ganze Anzahl der führenden Geister der alten Kirchengeschichte — Pantaenus, Clemens Alexandrinus, Origenes, Tertullian, Cyrill, Arius, Athanasius, Augustin u. a. — waren aus ihnen hervorgegangen. Diese glänzende Epoche der Geschichte des Christentums nahm nun ein jähes Ende. Nur in Ägypten haben sich durch die Unterdrückung von dreizehn Jahrhunderten die freilich verkümmerten Reste der koptischen

Kirche erhalten. Im ganzen übrigen Nordafrika ist von den großen christlichen Kirchen der ersten Jahrhunderte nichts übrig geblieben als hier und da Ruinen von Kathedralen oder in Moscheen umgewandelte Gotteshäuser. Und dieser furchtbare Verlust an blühenden Kirchenprovinzen war noch nicht einmal das verhängnisvollste Übel. Dadurch, daß der breite Gürtel des Islam sich um die ganze südliche Hälfte des Mittelmeeres herumlegte, ward er zu einem unübersteiglichen Grenzwall, der die Kirche von jeder Berührung mit den großen Heidenländern Asiens und Afrikas abschloß. Wir haben hier nicht nachzuweisen, von wie verhängnisvoller Bedeutung die Blutunterbindung für die damalige alte Welt war, als sie durch die arabische Invasion gewaltsam von dem Mittelmeer zurückgedrängt wurde, das ein Jahrtausend lang der Schauplatz der Weltgeschichte gewesen war. Die politische Zersetzung der nördlichen Mittelmeerländer und die Verlegung des Schwerpunktes der Weltgeschichte nach Gallien und Germanien war die Folge dieser Blutstockung. Die christliche Kirche hatte nicht minder zu leiden. Zur Missionierung der Welt ins Dasein gerufen, mit dem Missionsbefehl als ihrer Marschordre ausgesandt, konnte es für sie nur überaus verhängnisvoll sein, daß sie durch den Grenzwall der islamischen Länder gewaltsam von der Missionsarbeit größeren Stils abgeschnitten wurde. Die an den Grenzen des damaligen Weltbildes wohnenden Nestorianer in Ostmesopotamien und Persien konnten noch Jahrhunderte lang eine umfassende Missionsarbeit weithin nach Ostasien und Indien treiben; der Kirche Europas blieb nur ein großes Tätigkeitsgebiet: Germanien und Osteuropa. Es ist bekannt, daß gerade die Kirchenprovinzen, in denen bis dahin die Kraft des Christentums pulsiert hatte: Italien, das byzantinische Reich, Gallien, an dieser großen Missionsarbeit des Mittelalters relativ geringen Anteil hatten. So verlernte die Kirche allmählich, die Mission als ihre Raison d'être aufzufassen, sie richtete sich in ihrem gewaltsam beschränkten Bestande ein. Wie verhängnisvoll diese Stagnation der Mittelmeerländer und -Kirchen während der folgenden sieben Jahrhunderte war, sehen wir am deutlichsten, wenn wir die tatenfrohe Energie weltlicher und kirchlicher Macht vergleichen, die in Spanien und Portugal entbunden wurde, sobald ihr mit der Entdeckung Amerikas ein neues großes Feld der Betätigung gewiesen wurde. Am meisten litt unter dieser Abschließung Afrika. Es wurde für elf Jahrhunderte als ausschließliche

Domäne dem Islam überliefert. In dieser langen Periode konnte der Islam, fast völlig unbehindert von dem Wettbewerb christlicher Missionen beweisen, was er an wirklicher Heidenmission zu leisten imstande sei.

Richten wir zunächst unsern Blick noch auf die ehemals christlichen Ländergebiete Nordafrikas. Sie scheiden mit der mohammedanischen Eroberung vom großen Schauplatz der Weltgeschichte aus und treten in jenes wenig erfreuliche Halbdunkel der Sondergeschichte islamischer Staaten mit dem Intriguenspiel sich befehdender, verdrängender Dynastien; Piratenzüge, umfangreiche Sklaverei, Unterdrückung und rücksichtslose Aussaugung ihrer Gebiete — das ist die Signatur der nordafrikanischen Raubstaaten. Man muß lesen, in welchem Zustande wirtschaftlichen und politischen Verfalls sich Ägypten am Anfang des vorigen Jahrhunderts oder Algier bei der französischen Besitzergreifung befanden, und wie diese Länder unter der Verwaltung europäischer Mächte in wenigen Jahrzehnten aufgeblüht sind, um das ganze Maß von Schuld und Verwahrlosung abzuschätzen, das der Islam über diese ehemals so reichen Kornkammern der alten Welt gebracht hat. Nach einer Seite ist er entschieden erfolgreich gewesen, er hat diese Gebiete von Grund auf islamisiert. Es gehört zu der schroffen Einseitigkeit des Islam, daß Träger seiner Kultur und Wissenschaft nur eine Sprache, das Arabische, sein kann. Wie der Koran in keine andere Sprache übersetzt werden darf, so können nach orthodox-islamischer Anschauung nur in arabischer Sprache die allen Mohammedanern obliegenden täglichen Gebete, das namaz, verrichtet, können nur in dieser Sprache die Disziplinen seiner Theologie und Rechtswissenschaft doziert und gelernt werden. Innerhalb der Welt des Islam ist nur der gebildet, der arabisch spricht. An allen islamischen Hochschulen, in Mekka und Kairo wie in Fez und dem indischen Deoband wird nur arabisch doziert. Man kann in der Regel den Grad der Islamisierung nichtarabischer Völker wie der Perser, der Türken, der Hindu, der Malaien, der Neger danach abmessen, wie weit das Arabische in ihre Sprache eingedrungen ist und sie überwuchert hat. Nirgends ist das vollständiger geschehen als in Syrien und Nordafrika; da hat das Arabische tatsächlich alle Volkssprachen verdrängt und aufgesogen — sogar bei den Gliedern der alten orientalischen Kirchen; der letzte Mönch, der das Koptische als seine Muttersprache redete, ist im ersten Drittel des vorigen Jahrhunderts gestorben. Ganz Nordafrika ist arabisiert.

In wieweit auch das Geistesleben der Nordafrikaner islamisiert ist, beweisen zwei auffallende Erscheinungen in ihrem religiösen Leben, die Derwischorden und der Mahdiaufstand. Die Derwischorden gehören von Anfang an zu den Einrichtungen des Islam; schon Abubekr, Mohammeds Oheim, hat den ersten, die Sidiqija, gegründet (623, im Jahre nach der Hidschra). Im 37. Jahre nach der Hidschra gründete der Einsiedler Uwaisul Karani den Uwaisija-Orden, der sich durch ausschweifende Verehrung Mohammeds hervortat. In den folgenden Jahrhunderten kamen noch einige Orden hinzu, die alle in Vorderasien gegründet wurden und sich vorwiegend dort ausbreiteten. Es ist anzunehmen, daß das Vorbild der christlichen Mönchsorden, deren damalige Hauptsitze — Syrien, die Sinaihalbinsel und Ägypten — in den Händen der Araber waren, von maßgebendem Einfluß auf diese Entwicklung gewesen ist. Erst der große Dogmatiker des Islam Al Ghazali gliederte die Orden organisch in den Bestand islamischen Glaubens und Lebens ein. Neben die Glaubenslehre und die Gesetzeskunde stellte er als dritte große Disziplin der islamischen Wissenschaft die Mystik als den Weg, zur Lebensgemeinschaft mit Allah zu gelangen. Allerdings solle man sich mit dieser schwierigen und gefährlichen Disziplin erst befassen, wenn man durch gründliche Beschäftigung mit den beiden andern Disziplinen einen guten Grund gelegt habe; man könne in den Wirrnissen des geistlichen Lebens eines geistlichen Führers (murschid) nicht entbehren, und die Hilfsmittel der Mystik, Meditation, verschiedene Formen der Askese, Gebetsübungen usw. müßten weise geregelt werden. Auf diesem Grunde haben sich die Derwischorden als die großen Bestrebungen zur Weckung und Pflege persönlichen religiösen Lebens entwickelt. Die Ordensstifter oder -Häupter geben sich als murschids; die besonders von ihnen befolgte Methode der Mystik wurde das Schibboleth ihrer Orden. In diesem Rahmen haben sich für die Orden feste Formen gebildet. Überall steht an der Spitze ein Scheikh, dem alle Ordensglieder zu unbedingtem Gehorsam verpflichtet sind. Die Ordensglieder teilen sich in die Bruderschaft (Ikhwan, Khuan) und die Laien. Die Brüder wohnen in Sawijas mönchsartig bei einander, jedoch nicht in allen Orden und überall ehelos; nicht wenige Orden lassen auch Verheiratete zur Bruderschaft zu. An der Spitze jeder Sawija steht ein Moqaddim (Abt), der dem Scheikh regelmäßig Bericht zu erstatten hat. Un

die Bruderschaft gruppiert sich ein oft sehr zahlreicher Kreis von Laien, welche in ihrem weltlichen Berufe bleiben, aber teils regelmäßig zum Lebensunterhalt der Brüder beisteuern, teils in Zeiten der Gefahr sich um diese scharen. Das spezifische Merkmal jedes Ordens ist sein Dikr (Sikr), das ist die meist äußerst umständliche Form, in welcher die fünf Salats (Moschee-Gebetsübungen) von den Khuan abgehalten werden. Von den älteren Derwischorden sind einige sehr bekannt geworden, so die Rufaija oder heulenden Derwische, 1182 von Ar Rufai in Bagdad gegründet, die sich durch exzentrische Übungen wie Verschlingen von brennenden Kohlen, Glas, Schlangen und dergl. auffällig machen, die Maulawija oder tanzenden Derwische, 1273 von Maulana Dschalal ud Din Rumi gegründet, welche durch ihre mystischen Tänze die Bewegung der himmlischen Sphären oder das Jauchzen der frommen Seele beim Anschauen Allahs versinnbildlichen wollen. Weit wichtiger sind zwei große Missionsorden, der 1165 von Abdul Kadr el Dschilani in Bagdad gegründete Orden der Kadirija und der 1258 von Abu Madian gegründete, später vom Scheikh Schadil weitergebildete Orden der Schadelija (Schazilija). Diese beiden Orden haben sich um die Ausbreitung des Islam in Indien und dem Malaiischen Archipel große Verdienste erworben; sie sind auch in Nordafrika, zumal bis zur ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts geradezu von maßgebendem Einflusse gewesen. Man begegnet ihren Spuren überall, in Ägypten und Nubien, in Tripolis und Tunis, in Algier und Marokko, im östlichen und westlichen Sudan. Die Kadirija besaß am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts einen besonders tüchtigen und tätigen Scheikh, Achmad bin Idris in Mekka, der durch seine Sendboten die Islamisierung von Dongola und Nubien durchgesetzt haben soll.

Das neunzehnte Jahrhundert ist die klassische Zeit der Bildung islamischer Derwischorden gewesen. In ihm stieg ihre Zahl auf 88. Es ist merkwürdig, daß die Mehrzahl der jüngeren Orden in Nordafrika gestiftet ist: Im Jahre 1552 stiftete Ahmadu'l Bakkay, ein Tuareg-Fürst, in Timbuktu am Nigerbogen den Bakkaija-Orden. 1604 wurde in Marokko der Schaikhija-Orden gestiftet. Ebendort gründete 1607 ein Mitglied der königlichen Familie, ehedem ein Moqaddim des Schadelija-Ordens, den Karsasija-Orden. Gleichfalls ein Marokkaner, Yusuf ul Hansali, stiftete 1702 den

Hansalija-Orden. Wieder ein anderer Marokkaner, Si Achmed bin Mukhturu Tidschani, gründete 1787 den Tidschanija-Orden und der Marokkaner Abd ur Rahman 1793 den Rahmanija-Orden. Man sieht, Marokko ist besonders ergiebig an neuen Ordensgründungen; es gehört zu den am intensivsten islamisierten Ländern, wie denn auch seine Universität Fez neben Kairo weitaus der angesehenste Sitz mohammedanischer Gelehrsamkeit in Afrika ist.

Alle diese Ordensgründungen sind aber an Bedeutung weit überholt und in Schatten gestellt durch den jüngsten Derwischorden, die Senussija, gleichfalls ein spezifisch afrikanisches Gewächs und nur auf afrikanischem Boden einheimisch. Si Mohammed bin Si Ali bin Sanussi wurde 1791 (oder 92) im damaligen Bezirk Mostaganem geboren und gehörte dem Stamme der Ulad Sidi Abdallah von den Beni Sanusi aus der Gegend von Tlemsen an; ein Vorfahr, Scheikh es Senussi, war ein berühmter Heiliger und Verfasser bedeutender theologischer Werke gewesen. Unser Sanussi oder Senussi studierte in Fez, Khairuan, in Tripoli, Kairo und Mekka Theologie und ließ sich nacheinander in verschiedene Derwischorden, besonders die Schadelija und die Kadirija aufnehmen. Beim Tode des erwähnten Scheikhs ben Idris von der Kadirija 1833 hoffte er als dessen Nachfolger anerkannt zu werden, vermochte jedoch seinen Anspruch nur teilweise durchzusetzen. Wiederholt kam er mit den Ulama, den Vertretern der traditionellen orthodoxen Theologie in Konflikt. Diese Reibungen veranlaßten ihn, einen eigenen Orden zu gründen, der nach der Gewohnheit von dem Stifter seinen Namen, Senussija, erhielt. Seine erste Sawija baute er am Berge Abu Kobeis bei Mekka 1835, und diese hat auch stets eine gewisse Bedeutung behalten. Im Jahre 1843 siedelte er jedoch nach Benghasi in Tripolis über und gründete dort in der Nähe, in El Beida eine Sawija. Von da an nahm sein Orden einen gewaltigen Aufschwung. Sein Einfluß dehnte sich bald über ganz Tripolis aus und war an Macht und Bedeutung der nominellen türkischen Herrschaft weit überlegen. Um sich vor den ihm unbequemen europäischen Einflüssen noch weiter zurückzuziehen und mehr im Mittelpunkte seiner Einflußsphäre zu weilen, ließ er sich 1855 in der Oase Dschaghbub nieder und gestaltete sie mit großem praktischen Geschick zu einem Kulturzentrum um. Er grub Brunnen und pflanzte Dattelpalmen; er schuf in Dschaghbub eine bedeutende islamische Hochschule und

zog an sie begabte Dozenten, welche er mit seinem Geist zu erfüllen verstand; er organisierte über seine ganze Einflußsphäre hin einen vortrefflich funktionierenden Nachrichtendienst, der ihn nicht bloß über alle Angelegenheiten seiner Sawijas, sondern auch über die für ihn bedeutungsvollen politischen Angelegenheiten auf dem Laufenden erhielt. Ob er auch militärische Kräfte ausbildete — man sagte, es ständen 25000 Fußsoldaten und 1500 Reiter seines Winkes gewärtig — ist von anderer Seite bestritten worden. Im Jahre 1859 starb der alte Senussi, aber sein Sohn Ali bin Senussi el Mahdi, gewöhnlich kurz Scheikh ul Mahdi genannt, setzte sein Werk ganz in seinem Geiste fort. Als von Nordosten her die Engländer, von Nordwesten die Franzosen ihren Einfluß in Afrika immer nachdrücklicher geltend machten, verlegte er seine Residenz von der Oase Dschaghbub fünf Grade südlicher nach der Oase Kufra, auch von dort aus den Depeschendienst in musterhafter Weise organisierend. Als dann durch den französisch-englischen Vertrag vom 21. März 1899 der größte Teil seines Gebietes unter französischen Einfluß gebracht wurde, wechselte er von neuem seinen Wohnort und zog noch weiter nach der Sahara hinein, nach dem Lande Borku, später nach der Oase Guro. Dort oder wenigstens in jener Gegend ist er im August 1903 gestorben. Durch die gemeinsamen Bemühungen von Senussi Vater und Sohn hat sich der Einfluß der Senussia über ganz Nordafrika ausgebreitet: Tripolis ist von Sawijas des Ordens überzogen und von ihm ebenso wirtschaftlich wie religiös und politisch beherrscht; in Ägypten befinden sich 17 ihrer Sawijas: im Hidschas sollen sie von der Muttersawija bei Mekka aus auf die Beduinen einen maßgebenden Einfluß gewonnen haben und die gründliche Islamisierung dieser wilden Nomadenstämme wird ihnen geradezu als ein besonderes Verdienst angerechnet. Weniger bedeutend ist ihr Einfluß in den nordwestlichen Ländern: in Tunis haben sie nur 5, in Marokko nur 3 Sawijas. Der französische Gelehrte Duveyrier berechnet die Ordensglieder der Senussija auf 3 Millionen; sie selbst geben die Zahl sogar auf 8 Millionen an.

Der Senussiorden ist typisch für die Bestrebungen der Derwischorden in Nordafrika. Um sie richtig einzuschätzen, muß man sie unter drei Gesichtspunkten ansehen. Als innerislamische Bewegung sind sie für uns Außenstehende schwer zu beurteilen; ob die Senussija das exzentrisch-mystische Element mancher andern Orden

ausgemerzt und ihren Gliedern dafür mehr die Richtung auf praktische Kulturarbeit gegeben; ob Scheikh Senussi und sein Sohn ihre Ehre darein setzten, neben den anerkannten vier orthodoxen Schulen islamischer Theologie einen fünften Lehrtypus (Madhab) zu schaffen u. dgl., vermögen wir nicht zu entscheiden. Deutlich erkennbar aber sind die Bestrebungen des Ordens nach zwei andern Seiten hin. Es ist nicht zufällig, daß die beiden Scheikhs ihren Wohnsitz immer ferner ab von den Straßen des Weltverkehrs, immer tiefer hinein in die Einöden der Sahara verlegten. Der alte Senussi hatte in seiner Jugend in Mekka mit den Häuptern der Wahabiten verkehrt; dieser intransigente, gegen alle moderne Kultur sich schroff abschließende Islam war sein Lebensodem. Jede Anpassung an modern-christliche Anschauungen, jede Aneignung moderner Kulturerrungenschaften war ihm ein Greuel. Selbst die Türken, die mit den christlichen Mächten paktierten und sich von ihnen Gesetze vorschreiben ließen, hatten in seinen Augen den Glauben verleugnet und verdienten ausgerottet zu werden. Deshalb rief er die frommen Mosleme auf, den Staub der Länder von ihren Füßen zu schütteln, wo sie täglich den Abscheu der Christen sehen und von ihrer verpestenden Nähe verunreinigt wurden. Fern von dem Getümmel des Weltverkehrs, der von den christlichen Mächten beherrscht war, rein islamisches Glaubensleben zu pflanzen und dem Islam dadurch wieder zu einer weltüberwindenden Kraft zu verhelfen, war sein Ziel; in die Herzen aller seiner Anhänger einen glühenden Haß gegen alle Europäer, besonders gegen die Franzosen in Algier und Tunis und die Engländer in Ägypten zu pflanzen, sein Weg. Hand in Hand mit dieser schroffen Abschließung gegen die christlichen Kulturmächte ging ein brennender Missionseifer, die Heiden der südlich an die Sahara angrenzenden Länder zum Islam zu bekehren. Die Oase Farfara in der libyschen Wüste, das Reich Wadai, die Landschaften Ennedi und Borku sind fast ausschließlich durch den Senussiorden islamisiert, und zwar vollständig und von Grund auf. Söhne der Edlen von Wadai bilden seither die gelehrigsten Schüler der Senussihochschule in der Oase Dschaghbub. Wir werden ähnlichen Missionsbestrebungen anderer Derwischorden noch begegnen. Jedenfalls ist die Lebenskraft einer Religionsgemeinschaft, die noch solcher Schöpfungen wie der Senussiorden fähig ist, nicht zu unterschätzen.

Wie unheimlich aber das bei diesem Orden erst im Verborgenen glühende Feuer des Fanatismus auch in Nordafrika bei gegebenem Anlaß auflodern und verheerend ausbrechen kann, hat der Mahdiaufstand gezeigt. Auch die Lehre vom Mahdi gehört zu dem beständigen Inventar des Islam; sie stützt sich auf ein Wort Mohammeds: „Und gedenket wie Jesus, Mariä Sohn, sagte: „O Kinder Israel, in Wahrheit bin ich Gottes Apostel an euch, das Gesetz, welches von mir gegeben war, zu bestätigen, und einen Apostel anzukündigen, welcher nach mir kommen wird, dessen Namen Achmed heißen wird“ (Sure 61, 6). Auf Grund dieser Stelle ist die Lehre von dem Mahdi ausgebildet, welcher am Ende der Tage kommen werde, um der Sache des Islam zum vollen und glänzenden Sieg zu verhelfen und alle seine Widersacher erbarmungslos zu zermalmen. Durch die Jahrhunderte hindurch ziehen sich die Mahdiaufstände. Sie häufen sich im 19. Jahrhundert in dem Maße, als der Islam zerfällt und seine Macht und sein politisches Ansehen im Niedergang begriffen sind. Nur zu leicht bemächtigt sich da der gläubigen Moslim die Anschauung, daß jetzt die Zeit sei, wo der Mahdi kommen müsse, und schafft damit eine erstaunliche Bereitwilligkeit, jedem Abenteurer zuzufallen, der sich für den Mahdi ausgibt. Zu Anfang der achtziger Jahre kam noch der Umstand hinzu, daß nach einer alten, für eine Weissagung gehaltenen Tradition die Weltzeit des Islam 1300 Jahre währen sollte, und dieser Zeitraum war 1883 zu Ende.

Im Sommer 1881 trat im ägyptischen Sudan einige Tagereisen oberhalb Chartum am Nil ein Derwisch aus dem Samaniaorden, Mohammed Achmed, mit dem Anspruch auf, der Mahdi zu sein. Durch die Unfähigkeit und den Leichtsinn der Provinzialbehörden gelang es ihm wiederholt, die gegen ihn gesandten Truppen zu überrumpeln und zu vernichten. Das gab ihm bei der leichtgläubigen, leicht zu fanatisierenden Volksmasse ein solches Ansehen und damit so große Macht, daß er 1883 El Obeid, die Hauptstadt von Kordofan, 1884 Berber, den Schlüssel von Nubien, eroberte. Im Januar 1885 wurde Chartum, die letzte Feste erstürmt und fast vollständig zerstört. In ihren Untergang wurde bekanntlich der tapfere, fromme General Charles Gordon mit verwickelt. Damit war der Mahdi unbeschränkter Herr von Nubien und Dongola nebst den westlichen Oasen Kordofan und Darfor.

Schon am 28. Juni 1885 starb indessen der Mahdi an den Blattern, gerade als er genügend Erfolg errungen, um die Aufmerksamkeit der ganzen islamischen Welt auf sich zu ziehen. Er hatte schon bei Lebzeiten Abdallah ibn Sajjid Mohammed, einen ihm treu ergebenen Kordofaner, zum Khalifa eingesetzt. Dieser wurde demnach sein Nachfolger und dehnte auch noch ein Jahrzent lang sein Reich durch glückliche Kriegszüge aus, machte sich aber durch seine Grausamkeit allgemein verhaßt. Es bedurfte wiederholter Kriegszüge und großer Anstrengungen des englisch-ägyptischen Heeres, bis in den Jahren 1898 und 99 diese mahdistische Bewegung in Strömen von Blut erstickt wurde. Sie ist ein ernstes Memento für alle, welche mit islamischen Ländern, speziell mit Nordafrika zu tun haben. Nubien gehört zu den verhältnismäßig jungen islamischen Gebieten; hat es auch einzelne Trupps nomadisierender Araber schon lange im Lande gegeben, so war doch die gründliche Islamisierung erst in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts erfolgt; sie hatte sich zwanglos angeschlossen und war mächtig gefördert durch die Aufschließung dieser Gebiete von seiten der unternehmenden ägyptischen Regierung. Überall waren die Derwischorden erst die Verbreiter des Islam und hernach die Kanäle des mahdistischen Fanatismus gewesen.

II.

Die ungeheuren Einöden der Sahara waren auch für die erobernden Araber lange ein unübersteiglicher Grenzwall. Es dauerte vier Jahrhunderte, bis der Islam durch sie hindurchsickerte. Im Jahre 1077 gründeten die Tuareg, die Herren der westlichen Sahara, Timbuktu am Nigerbogen. Dieses Datum kann als Anfangspunkt der islamischen Periode des westlichen Sudan bezeichnet werden. Der Islam faßte ziemlich gleichzeitig bei Völkerschaften am Nigerbogen und in der sumpfigen, fruchtbaren Umgegend des Tschadsees Fuß. In letzterer Gegend entstand im zwölften Jahrhundert das halbmohammedanische Königreich Kanem-Borku, das sich durch die Jahrhunderte trotz vieler Wechselfälle bis heute behauptet hat. Im Westen erwies sich besonders der begabte und betriebsame Negerstamm der Mandingo empfänglich für islamische Einflüsse. Der Adel, die Herrscher- und Kaufmannsfamilien des damals aufblühenden Mandingo-Reiches Melle waren Mohammedaner, während die Masse des Volkes überwiegend heidnisch blieb. Auch die östlich angrenzende

Völkergruppe des Sonrhay Neger, die lange den Mandingo untertänig waren, dann aber ein selbständiges Reich gründeten, waren bereits im zwölften Jahrhundert vom Islam ergriffen.

Etwa zwei Jahrhunderte später, genaue Zeitbestimmungen fehlen, wanderte aus den Oasen der mittleren Sahara, besonders der großen Oase Asben ein an Zahl nicht starkes Nomadenvolk, im Sudan ein. Sie waren damals bereits vom Islam ergriffen, doch war erst der kleinere Teil von ihnen Mohammedaner. Sie haben eine grammatikalisch einfache, nach jeder Richtung bildsame Sprache, die Haussa heißt. Nach dieser wurden sie selbst bald benannt (oder es wurde die von ihnen besiedelte Gegend aussa = Nordland im Gegensatz zu der Landschaft garma = Südland, südlich vom Nigerbogen benannt. Da sie sehr intelligent sind und besonders hervorragendes Geschick zum Handel bewiesen, gewannen sie bald großen Einfluß. Ohne eine große politische Macht zu erstreben, wurde ihre Sprache die allgemeine Handels- und Verkehrssprache vom Tschadsee bis zur Guinea-Küste, ja von Tripoli bis Fernando Po und Sierra Leone. Und da in der Regel die Kultur der Sprache folgt, so haben sie im ganzen zentralen Sudan einen maßgebenden Einfluß ausgeübt. Charakteristisch für sie sind die großen Städte, alle zugleich Handelszentra und Kulturmittelpunkte.

Wiederum ein oder zwei Jahrhunderte später, also an der Wende des Mittelalters, wanderten von Nordwesten her Gruppen eines andern Volksstammes, der Felbe oder Fellata an. Sie sind ein hellbraunes Volk, das sich mit Stolz zu den Europäern zählt; sie haben in der Tat mit ihren scharf geschnittenen Gesichtern und ihren Adlernasen etwas Semitisches. Die Ethnologen glauben nachnachweisen zu können, daß sie den Somali nahe verwandt und aus dem Nordosten Afrikas, der Heimat der hamitischen Völker, nach dem Westen ausgewandert sind. Später wohnten sie im südlichen Marokko und kamen dort frühe mit dem andringenden Islam in Berührung. Als sie um das Jahr 1000 an den Senegal auswanderten, scheinen sie bereits überwiegend Mohammedaner gewesen zu sein. Sie zogen als Hirten mit ihren Herden in den westlichen und zentralen Sudan und breiteten sich bis nach Bornu und Adamaua hin aus. Jahrhunderte lang ließen die Negervölker sie als Nomaden ungestört in ihrer Mitte wohnen. Erst im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts begann die politische Rolle der Fulbe. Einer ihrer

Imam namens Osman Dan Fodie, der in der Landschaft Gobir an der Nordgrenze der Haussa lebte, hatte einen Streit mit dem Häuptling des Landes, einem Heiden. Erzürnt darüber, daß die Wahrheit des Islam in seiner Person durch gemeine Ungläubige verkannt sei, begann Osman unter seinem Volk den Dschihad, den Kreuzzug gegen die Ungläubigen zu predigen (1802). Er behauptete, daß eine übernatürliche Erscheinung ihm seine Sendung vorgeschrieben habe. Allah befehle ihm, zugleich dem Ruhme des Propheten und der Größe der Fula-Nation zu dienen. Die reichen Landschaften, welche sie umgeben, die zahllosen Dörfer sollten nur den wahren Gläubigen gehören. Er scharte die Felbe um sich; aus friedlichen Hirten wurde bald eine Armee von Eroberern. Bald dehnte sich vom Niger im Westen bis zum Tschadsee im Osten ein großes Felbe-Reich aus. Aber es war nicht von Dauer. Nach dem Tode Osmans teilten seine Verwandten das Reich: in dem größeren, östlichen Teile, Sokoto, übernahm sein Sohn Mohammed Bekr (Bello), im westlichen Teile, Gando, Abdallah, Osmans Bruder, die Herrschaft. Seitdem ist das Reich durch innere Fehden und Thronstreitigkeiten schnell zerfallen. Der glänzende Erfolg Osmans war das Signal für weitere Staatengründungen der Felbe: 1817 stiftete Seko Ahmadu das Reich Massine westlich vom Nigerbogen; zu Ende der 40er Jahre gründete Amadu den Mandingostaat Wassulu. Als dies Reich nach seinem Tode bald wieder zerfiel, riß der Krieger Samory die Gewalt an sich und eroberte sich ein großes Reich. Im Jahre 1854 machte der Tuculör (dunkelfarbige Felbe) Hddj Omar seine Stammesgenossen zu Herren von Kaasta und vereinigte damit auch noch das Reich Segu. Das gemeinsame Merkmal dieser ephemeren Staatengründungen war, daß meist mohammedanische Religionslehrer, Imam oder Marabat, die Hand dabei im Spiele hatten und der islamische Fanatismus neben der Herrschsucht und Beutegier eine treibende Kraft war. Die Fula haben binnen einem Jahrhundert den Islam zur herrschenden Religionsmacht im westlichen und zentralen Sudan gemacht. Es ist durch sie eine neue, eigentümliche religiöse Lage im Sudan geschaffen worden: Die Fürstenfamilien, die Kaufleute (meist Haussa) und die Bevölkerung der Städte sind fast ausnahmslos Mohammedaner. Die altangesessene Landbevölkerung und damit die Masse des Volkes ist noch vielfach heidnisch. Es ist aber ein schnell fortschreitender Islamisierungs-Prozeß im Gange: Vielfach sind die Felbefürsten von

brennendem Missionseifer erfüllt und lassen den ihnen unterworfenen heidnischen Völkern nur die Wahl zwischen dem Islam und dem Tod: Entschließen sie sich für den Islam, so werden Malam (moh. Religionslehrer) in ihre Mitte gesandt, welche die Scharen beschneiden, ihnen für gutes Geld in Zeugfetzen oder Leder eingenähte Koransprüche als Amulette verkaufen und sie zur äußeren Beobachtung der hauptsächlichsten Religionsgebräuche, besonders der täglich fünfmaligen Gebetsübung gewöhnen. Andernfalls werden ganze Landstriche grausam entvölkert und mit Mohammedanern neu besiedelt. Die Häuptlings- und Adelsfamilien setzen meist ihre Ehre darein, wenigstens in den äußeren Formen und in der Kleidung als Mohammedaner zu erscheinen und damit als „gebildet, zivilisiert" zu erscheinen. Überall ist mit dem Überhandnehmen des Islam Hand in Hand ein schwunghafter Sklavenhandel gegangen; die großen Städte und Handelszentren sind alle auch große Sklavenmärkte und Ausgangspunkte der Sklavenkarawanen gewesen. Vielfach hat diese Verquickung des Islam mit dem Sklavenhandel den Fortschritt des ersteren aufgehalten: die Sklavenjäger hatten ein lebhaftes Interesse daran, reife Gebiete im Heidentum zu erhalten; denn nur so lange waren sie ergiebige Jagdgründe; sobald ein Volk den Islam angenommen hatte, durften seine Glieder nicht mehr zu Sklaven gemacht werden; in der Regel fingen sie bald an, aus Gejagten selbst Sklavenjäger unter ihren im Heidentum verbliebenen Nachbarn zu werden.

Bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts hatten die Mohammedaner völlig freie Bahn im Sudan. Dann fingen zuerst die Franzosen (seit 1860), später die Engländer an, sich in Westafrika große Kolonialreiche zu gründen. Durch den Vertrag von 1899 wurden die Einflußsphären zwischen beiden Völkern abgegrenzt. Auch Deutschland hat sich im Hinterlande seiner Kolonien Togo und Kamerun einen wenn auch relativ bescheidenen Anteil am Sudan gesichert. Durch eine lange Reihe von Expeditionen haben sich diese drei Völker die ihnen zugeschriebenen Ländergebiete auch wirklich unterworfen. Besonders spannend und wechselreich sind die Eroberungszüge der Franzosen, welche den Löwenanteil eingeheimst haben. Um die Jahrhundertwende war die politische Herrschaft der europäischen Mächte in diesem ganzen, weiten Gebiete gesichert; alle einheimischen Reiche sind entweder unterworfen oder haben wenigstens Schutzverträge abgeschlossen, welche sie unter Vormundschaft stellen.

Damit ist zunächst zweierlei gewonnen: der bisher oft geübten gewaltsamen Islamisierung ist ein Riegel vorgeschoben, und der Sklavenhandel mit seinen Greueln wird von allen drei Mächten unterdrückt.

Die christliche Mission, besonders die evangelische, hat bereits seit einem Jahrhundert an der Guinea-Küste Westafrikas eingesetzt und hat allmählig die ganze Küste von der Mündung des Senegal und Gambia bis nach Korisko und dem Gabun mit einem bald dichteren, bald spärlicheren Stationennetz überspannt. Aber nur an einer Stelle, längs des Nigerstromes, hat sie den Versuch gemacht, tiefer in den Sudan, in die Haussa- und Fulastaaten einzudringen; nur eine Missionsgesellschaft, die C. M. S., allerdings die größte aller evangelischen Missionsgesellschaften, hat ihr Angesicht nach dem zentralen Sudan gerichtet. In den Jahren 1887 und 1888 sandte sie ihre ersten Boten an den mittleren Niger, Rev. J. A. Robinson, Gr. Wilmot Brooke und einige weiße und farbige Gehilfen. Aber Robinson starb am 25. Juni 1891, Brooke am 5. März 1892, und der mitgesandte Arzt Dr. Harford Battersby mußte mit gebrochener Gesundheit heimkehren. Damit war der erste Missionsversuch gescheitert. Erst 1901 hat die Gesellschaft unter großen Schwierigkeiten eine neue Expedition nach dem Haussa-Lande gesandt, an deren Spitze der Arzt Dr. W. R. S. Miller steht; sie hat sich vorläufig in Gierku niedergelassen.

Die Aussichten im westlichen und zentralen Sudan sind für das Christentum ungünstig. Der Islam hat einen Vorsprung von mehr als 800 Jahren; die intelligentesten und mächtigsten Völker des Sudan, die Fulbe, Haussa und Mandingo, sind nicht nur selbst Mohammedaner, sondern auch überall die Träger der islamischen Propaganda. Der Islam ist sowohl politisch wie kulturell die herrschende Macht im Lande. Zahlreiche Derwischorden, allen voran die Kadirija und die Tidschanija, haben ihre Sendlinge; sie stellen die malams und die imam, sie gründen die islamischen Schulen und Bibliotheken; sie wissen sich durch einen schwunghaften Amuletthandel überall einzunisten. Timbuktu am Nigerbogen und die Priesterstadt Fugumba im Fula dschallon sind Hauptsitze mohammedanischer Gelehrsamkeit in arabischer Sprache. Alljährlich macht sich eine Karawane frommer Mekkapilger zum Hadsch auf den Weg; wenn von den Ausgezogenen auch kaum der 3. oder 4. Teil wiederkehrt, so sind doch diese Hadschis um so bewußtere und stolzere Vertreter des Islam.

Dazu kommt, daß der Islam an die Neger geringe Anforderungen stellt und sich ihnen dabei gegenüber ihrem haltlosen Paganismus aufs beste empfiehlt: er duldet die Vielweiberei und die Sklaverei, er pflegt den dem einheimischen Fetischismus so nahe verwandten Amuletthandel; er ist auch im Kampfe gegen die Trunksucht gerade in Westafrika äußerst nachsichtig und nachgiebig. Er verlangt von seinen Bekennern zunächst weiter nichts, als gewisse äußere, leicht zu erlernende und abzumachende Formen. Die eigentliche und gründliche Islamisierung besorgen nach und nach die Derwische fast unmerklich. Endlich fällt schwer ins Gewicht, daß die Derwische ebenso wie die Felbe und Haussa, obwohl aus andern Klimaten eingewandert, sich im Sudan leicht und völlig akklimatisieren; sie finden alle zu ihrem Wohlsein erforderlichen Lebensbedingungen und Lebensmittel vor und sind deshalb weder auf den teuren Import auswärtiger Waren noch auf häufige Reisen in andere Klimate angewiesen.

Dagegen das Christentum muß zunächst gebracht werden durch europäische Missionare, denen der Sudan im allgemeinen sehr ungünstige Lebensbedingungen bietet; sie sind vermöge des viel größeren Klimawechsels genötigt, auf ihre Gesundheit stets peinliche Rücksicht zu nehmen; sie brauchen große, gesunde Häuser; ihre Lebenshaltung ist notgedrungen kostspielig; und viele Erholungsreisen oder durch den Tod gerissene Lücken bedingen eine häufige Unterbrechung der Arbeit. Die längs der Küstengebiete gesammelten Gemeinden entstammen fast ausnahmslos den durch den Jahrhunderte langen Sklavenhandel einerseits, den schwunghaften Alkoholhandel andererseits in Grund und Boden verderbten Küstennegern; sie bedürfen deshalb auch als Christen besonders sorgfältiger Pflege und sind für so verantwortungsvolle und schwierige Aufgaben wie die Ausbreitung des Christentums in den vorwiegend mohammedanischen Haussa-Gebieten wenig geeignet. Die politische Oberherrschaft europäischer Mächte ist noch zu jung, um bereits nachhaltige Wirkungen auszuüben; außerdem schließt die französische Herrschaft in weitaus dem größten Teile des westlichen Sudan erfahrungsgemäß jede evangelische Mission anderer Nationalität aus. Also die Aussichten für die evangelische Mission sind trübe. Und doch wäre ihr machtvolles Eintreten gerade in dieser bedeutungsvollen und entscheidenden Zeit von der größten Wichtigkeit. Noch sind in sehr weiten Landstrichen die Massen der Landbevölkerung heidnisch, und sie stehen dem Islam

zunächst noch feindselig oder argwöhnisch gegenüber, weil seine Vertreter ihnen durch Sklavenjagden und erbarmungslose Unterdrückung unberechenbares Herzeleid zugefügt haben. Noch wäre es also Zeit, bei diesen Heidenstämmen einzusetzen und sie für das Christentum zu gewinnen, ehe sie islamisiert werden. Daß letzteres bald geschehen wird, ist leider zweifellos; denn der Neger ist wie ein Kind; er vergißt auch die schwerste Bedrückung, sobald seiner Eitelkeit eine verführerische Lockung vorgehalten wird. Es ist so überaus schmerzlich, daß gerade in der gegenwärtigen Missionszeit die evangelischen Missionsfreunde tatenlos zusehen sollen, wie ein großes und wichtiges Stück Afrikas vor ihren Augen dem Islam zur Beute fällt![1])

III.

An der ostafrikanischen Küste haben die Araber wahrscheinlich schon in alten Zeiten, begünstigt von den mit großer Regelmäßigkeit wehenden Monsunen, Handel getrieben. Bis zum Ende des Mittelalters machte ihnen niemand Ostafrika streitig. Denn während die Hindu eifrig und erfolgreich in dem jetzt holländischen Indonesien und in Hinterindien kolonisierten, scheinen sie niemals in Afrika Kolonien gegründet zu haben. Die Araber benutzten ihre Alleinherrschaft schlecht. Als 1498 Vasco da Gama in den indischen Meeren auftauchte, fand er sie wohl im unbestrittenen Besitz der Schiffahrt; aber längs der afrikanischen Ostküste besaßen sie nur wenige zerstreute Forts; nirgends dehnte sich ihre Macht tiefer ins Innere aus. Die Portugiesen brauchten diese arabischen Küstenorte als Stützpunkte für ihre Kolonialmacht in Indien und Ostasien. Sie verdrängten daher die Araber und setzten sich in das von jenen bereitete Nest. Aber auch sie dachten nicht daran, das Innere Ostafrikas aufzuschließen. Indien und Indonesien boten ihnen soviel günstigere Kolonisations-Bedingungen. Als Portugals Macht zusammenbrach, machten ihre Besitznachfolger, die Holländer und die in Indien heiß rivalisierenden Engländer und Franzosen kaum Versuche, sich der Ostküste Afrikas zu bemächtigen. Die Schiffahrtskunst war inzwischen soweit vorgeschritten, daß man die Zwischenstationen dort nicht mehr gebrauchte. Ostafrika fiel wieder an die Araber, — um von ihnen

---

1) Über die jetzt in Aussicht stehende Mission der C. M. S. wie der amerikanischen vereinigten Presbyterianer in dem englischen Sudangebiete vergl. A. M.-Z. S. 209. Int. i. Mt. 05, 81. D. H.

wieder vernachlässigt zu werden. Bis 1800 kannten auch die Araber von Ostafrika wenig mehr als die Küste und ihr näheres Hinterland; im Innern war der Islam unbekannt. Nur eins hatten die Araber gewonnen, allerdings etwas für die Folgezeit sehr wichtiges. Sie hatten die aus verschiedenen Stämmen gemischte Bevölkerung des Küstenstriches (daher Suaheli = Küstenleute) genannt, zu Mohammedanern gemacht und dadurch in ihr Interesse gezogen. Diese Suaheli sind ein moralisch verkommenes Geschlecht; sie besitzen weder die Intelligenz und das Handelsgeschick der Haussa noch die Tapferkeit und den Bekehrungseifer der Fulbe. Aber sie sind das gefügige Werkzeug der Araber, und als ihre Nachahmer und Gefolgsleute die Träger der arabischen Kultur in Ostafrika, soweit man von einer solchen reden kann, geworden. Am Anfang des 19. Jahrhunderts begannen die Imame von Maskat die Bedeutung der wenigen ostafrikanischen Festen als der Eingangstore ins Innere des dunklen Erdteils zu erkennen. Der Imam Sajjid Said (1804—56) verlegte 1814 seine Residenz nach Sansibar, und nach seinem Tode wurde Sansibar ein eigenes Sultanat. Auch diesen Sultanen von Sansibar lag es zunächst fern, in Ostafrika ein größeres Kolonialreich aufzurichten oder überhaupt erobernd vorzugehen. Sie hatten nur Handelsinteressen, und was sie in Afrika suchten, beschränkte sich fast ausschließlich auf 2 Artikel: Sklaven und Elfenbein. Diese beiden Ausfuhrartikel bedingten sich zugleich gegenseitig; denn die Sklaven waren erforderlich, um die Elfenbeinzähne zur Küste zu befördern. Dieser Handel war durchaus Raubhandel; die Elefanten, die wertvollsten Tiere Ostafrikas, wurden barbarisch ausgerottet, um sich möglichst vieles Elfenbeins zu bemächtigen. Und es ist oft genug beschrieben, mit welcher rücksichtslosen Grausamkeit die Sklavenjagden und der Sklaventransport zur Küste betrieben wurden, wie zwischen den Stämmen Zwietracht gesäet und sie gegeneinander gehetzt wurden, damit die gewissenlosen Händler hernach von dem Sieger möglichst viele Sklaven kaufen konnten. Daß Deutschland und England bei ihrer Besitzergreifung in Ostafrika so heillose Zustände vorfanden — weite, fast ganz entvölkerte Landstriche, Räuberstämme und verschüchterte, zersprengte Reste der gejagten Völker, Verwilderung und Entartung überall, — das war die Folge dieses arabischen Sklavenhandels. Es hing mit diesem Raubsystem zusammen, daß die Araber nur sehr langsam in das Innere vordrangen; erst wenn die näher

gelegene Landschaft ausgeraubt war, nahm man die dahinter liegenden in Angriff. So waren 1856, als Rebmann und Ehrhardt, die beiden einsamen Missionare der C. M. S. bei Mombas, im Calwer Missionsblatt die erste, berühmt gewordene Kartenskizze von Innerafrika veröffentlichten, die Araber nur eben erst bis zu den großen Seen vorgedrungen. Es war eine gnädige Vorsehung Gottes, daß die englischen Reisenden und Entdecker Burton, Speke, Elton, Cotteril, Thomson, Stanley, allen voran der große Menschenfreund Livingstone, den Arabern überall auf dem Fuße folgten und die greuliche, von ihnen betriebene Wirtschaft vor aller Welt offen darlegten. Es war weiter eine gnädige Fügung, daß 1885 im Beginn der kolonialen Ära sich gerade Deutschland und England in den Besitz Ostafrikas teilten. Sie fanden kein arabisches Kolonialreich vor, wohl aber das Land durchziehende Karawanenstraßen, die meist durch die Gebeine der erschlagenen Sklaven leicht kenntlich waren; an den Knotenpunkten des Verkehrs, in Tabora, Udschidschi, am Nordende des Njassa, am oberen Kongo und an anderen Orten feste, wohlverwahrte Burgen, die zugleich die Stütz- und Bergeorte der Sklavenkarawanen waren; und dieser Karawanenverkehr und Sklavenhandel in der Hauptsache in den Händen einiger weniger Araber, von denen manche wie Tippu Tip und Rumalisa wahrhaft fürstliches Ansehen genossen. Zweierlei konnte für die Kolonialpolitiker nicht zweifelhaft sein: daß sie niemals wirklich die Herren der beanspruchten Gebiete würden, solange nicht das Ansehen und der Einfluß der Araber gebrochen war; und daß nicht geordnete Zustände und ein geordneter Handel aufblühen könnten, ehe nicht der Sklavenhandel gänzlich beseitigt war. Es folgte deshalb ein Jahrzehnt (1885—1895), in welchem an den verschiedensten Stellen Ostafrikas Kämpfe mit den Arabern und zur Beseitigung des Sklavenhandels stattfanden: In Deutsch-Ostafrika gab der Buschiri-Aufstand 1888 das Signal dazu; und in den folgenden Jahren beschaffte die mit Hochdruck betriebene Antisklaverei-Lotterie die Mittel, um allerlei abenteuerliche, meist wenig erfolgreiche Züge gegen das Arabertum zu unternehmen. In Uganda kam es zu heißen Kämpfen zwischen der mohammedanischen und der christlichen Partei, wobei die Mohammedaner einen eigenen Gegenkönig aufstellten und der legitime König wie ein haltloses Rohr hin und her schwankte (1888—89). Der Kabarega von Unioro hatte sich ganz den Mohammedanern in die Arme geworfen, wurde aber wegen

seiner Treulosigkeit von den Engländern vertrieben. Am Nordende des Njassa kam es 1887 und 88 zu heißen Kämpfen zwischen den Arabern, welche sich in der Gegend von Karonga festgesetzt hatten, und einer Hand voll tapferer Schotten, zumal von der afrikanischen Seengesellschaft. Am bedenklichsten waren die Kämpfe im Osten des Kongostaates am oberen Kongo und im Westen des Tanganjikasees. Hier sahen die Araber durch einen Zug van Kerkhovens 1890 ihren Elfenbein- und Sklavenhandel bedroht und empörten sich. Hodister mit seinen Gefährten wurde im Mai 1892 niedergemetzelt. Nunmehr rückte Kapitän Dhanis mit verstärkter Truppenmacht ins Feld, schlug die Araber am oberen Lomami und eroberte Njangwe und Kassongo (1893). Auch Rumalisa wurde aus dem Westen des Tanganjikasees vertrieben. Damit war die arabische Gefahr endgiltig beseitigt.

Soweit die Araber überhaupt in Ostafrika vorgedrungen sind, haben sie auch den Islam gebracht. Ihre Religionspropaganda ist überall mit ihrem Sklavenhandel Hand in Hand gegangen. Deshalb ist überall in den seit Jahrhunderten in ihrem Besitz befindlichen Küstenstädten der Islam sehr fest gewurzelt. Die Suaheli haben zwar meist nur die äußerlichen Formen von ihm angenommen; nur die wenigsten verstehen auch nur die täglich zu sprechenden Korangebete; nichtsdestoweniger gibt ihnen schon dieser islamische Kulturfirnis eine große Überlegenheit über die Wilden des Innern; sie werden bewundert und nachgeahmt. Im Inlande sind längs den alten Karawanenstraßen Einflußstriche des Islam, und die alten Burgen der Araber sind dessen Stützpunkte. Sieht man eine Kulturkarte Ostafrikas an, auf welcher die religiösen Verhältnisse berücksichtigt werden, so ist man erschrocken zu sehen, wie die Linie „Südgrenze der Einflußsphäre des Islam“ vom Tschadsee sich westlich durch das Stromgebiet des Kongo zieht und erst in der Gegend von Kilimane die Meeresküste erreicht. Mithin gehört ganz Ostafrika in dem gewöhnlich gerechneten Umfang dazu.

Dennoch liegen die Bedingungen für die evangelische Mission hier weitaus nicht so ungünstig wie im Sudan. Dort sind die fleißigen, betriebsamen Haussa die natürlichen Freunde der Kolonialregierungen, ihren islamischen Bestrebungen wird deshalb kein Hindernis in den Weg gelegt. Hier sind die Träger des Islam, die Araber, die Feinde der europäischen Kolonialherrschaft und erst durch

die Niederwerfung der ersteren konnte die letztere wirksam aufgerichtet werden. Nachdem der arabische Raubhandel gewaltsam beseitigt ist, sind auch die Araber in Ostafrika auf ehrlichen Handel angewiesen; dazu aber haben sie weder Geschick noch Kapital genug; sie haben darin an den indischen Banianen überlegene Wettbewerber. Obgleich sie durch ihre leichtere Gewöhnung an das Klima einen großen Vorsprung vor den Europäern haben, werden sie sich wahrscheinlich mehr und mehr aus Ostafrika zurückziehen. In Deutsch-Ostafrika gab es nach der Statistik vom 1. Januar 1902 nur 2994 Araber. Weit bedenklicher sind für die weitere Entwicklung die Suaheli. Sie scheinen es zu verstehen, sich den neuen Verhältnissen anzupassen und als Unterbeamte, als Jumben, Akiden, Askaris, als Schullehrer oder Moscheevorsteher in höchst primitiven Schulen und Moscheen sich weithin über das Land zu verbreiten, überall für einen noch primitiveren Islam, als sie selbst bekennen, Propaganda machend. Diese Gefahr ist nicht zu unterschätzen; sie macht sich den Missionaren besonders in den näher an der Küste gelegenen Landschaften wie Ostusambara und Usaramo und dort fühlbar, wo Eisenbahnwege leichten Zugang zum Innern gewähren, wie längs der Uganda-Bahn.

Es ist erfreulich, daß in Deutsch- und Englisch-Ostafrika die Missionsarbeit von evangelischer wie katholischer Seite mit weit größerem Nachdruck aufgenommen ist wie im Sudan; noch mehr, daß sich durch Gottes Fügung im Herzen Afrikas, in Uganda und den angrenzenden Landschaften, ein großes christliches Zentrum gebildet hat, welches für die Eroberung Innerafrikas für das Christentum von großer Bedeutung zu werden verspricht. Wenn nicht alle Anzeichen trügen, ist der Aufschwung des Islam in Ostafrika vorüber und damit die Gefahr, daß auch das ganze zentrale Afrika dem Islam zur Beute fallen könnte, nach menschlichem Ermessen beseitigt. Verzweifelt ist die Lage allerdings im westlichen und zentralen Sudan. Aber vergessen wir nicht, daß der Islam einen Vorsprung von 1200 Jahrhunderten hatte, sich Afrika zu erobern. Vergleichen wir, was er in diesem Zeitraum geleistet hat und was dem Christentum in dem einen Jahrhundert gelungen ist, seitdem es auch auf den Plan getreten ist, so haben wir keinen Grund zu verzagen. Und wenn an der Ostküste die Haupterrungenschaft des Islam die ist, daß er die verdorbenen Suaheli zu Trägern seiner Propaganda gemacht hat, so hat denen die christliche Mission zweifellos in den

Missionskirchen längs der Guinea-Küsten einen sowohl an Intelligenz wie an Handelsgeist und Wanderlust weit überlegenen Stamm entgegenzustellen. Und was wir mit dem Suaheli in Ostafrika erleben, weist uns wohl den Weg, wie trotz aller ihrer Mängel die westafrikanischen Küstenkirchen noch einmal für die Christianisierung des weiten Hinterlandes von Bedeutung werden können.

Die Missionstätigkeit der russischen orthodoxen Kirche.[1])

Von P. Friedrich Raeder.

(Fortsetzung.)

VI.

Während gegen Ende des 18. Jahrhunderts auf sämtlichen bisherigen Missionsgebieten der russischen Kirche ein Stillstand eintritt, öffnet sich ihr ein neues Wirkungsfeld in den neuerworbenen **russisch-amerikanischen** Kolonien. Nachdem der Seefahrer Bering durch seine Entdeckungen 1728 und 1741 den Russen den Weg gebahnt, haben russische Seeotterfänger die Inseln des **Aleuten-Archipels** und die Küsten von **Alaska** entdeckt und für Rußland in Besitz genommen. Diese russischen Erwerbungen wurden seit 1798 von einer zu diesem Zweck gegründeten „Russisch-Amerikanischen Kompagnie" verwaltet, bis sie 1867 der amerikanischen Union käuflich

1) Die Leser mögen entschuldigen, daß dieser Artikel länger geraten ist als geplant war. Über der Durcharbeitung der ihm zu Gebote gestandenen umfangreichen russischen Quellen ist der reichlich 4 Jahrhunderte umfassende, jetzt zum ersten Male in der deutschen Literatur im Zusammenhange behandelte Stoff dem Verfasser so gewachsen, daß er glaubte, ihn nicht auf den ursprünglich für ihn bestimmten Raum beschränken zu dürfen. So liefert die vorliegende Arbeit, die sich noch durch zwei Nummern hindurchziehen wird, eine den unter uns bis jetzt wenig bekannten Gegenstand erschöpfende Monographie, der wenig Neues wird hinzugefügt werden können, und darf als eine wertvolle Bereicherung der geschichtlichen Missionskunde gelten. Über den jeweiligen Stand der russischen Mission dürfte in Zukunft etwa von 5 zu 5 Jahren eine kurze Übersicht auf 1/2 Bogen genügen. D. H.

abgetreten und dieser als das Territorium Alaska (1 530 327 qkm) einverleibt wurden.

Die erste Kunde vom Christentum gelangte in diese Gegend durch die russischen Kolonisten, welche auch die ersten Heidentaufen vollzogen haben. Jwan Glotow, der Entdecker der Fuchsinseln, taufte als Erstling den Sohn eines aleutischen Häuptlings. Der Händler Schelechow, der Eroberer der Insel Kadiak, veranlaßte 1793 die Entsendung von Missionaren, welche im folgenden Jahr ihre Tätigkeit auf der genannten Insel begannen[1]). Es waren acht Mönche, sechs aus dem Walaam-Kloster (auf dem Ladoga-See) und zwei aus dem benachbarten Konewski-Kloster. Der Leiter der Expedition war der Archimandrit Joasaph Bolotow, der 1797 nach Irkutsk berufen und dort zum Bischof von Kadiak geweiht wurde, aber auf der Rückreise in seine Diözese 1799 Schiffbruch erlitt und mit zwei anderen Kadiak-Missionaren seinen Tod in den Wellen fand. Einer der Missionare, der Mönchpriester Juvenalis, erlitt 1796 auf der Halbinsel Alaska, am Iliamna-See den Märtyrertod. Am längsten und erfolgreichsten hat von seiner Einsiedlerklause auf der Jelowy-Insel aus der Mönch Germanus[2]) auf Kadiak missioniert, ein frommer Asket, mit dessen Tode 1837 die Mission auf Kadiak erlischt. Kurze Zeit (1805—1807) hatten die Walaam-Brüder einen Gehilfen in dem Petersburger Mönchpriester Gideon, dessen Aufzeichnungen[3]) eine wichtige Quelle für die Geschichte der Kadiak-Mission bilden.

Der Glaubenseifer dieser Walaam-Missionare ist aller Anerkennung wert, dagegen ist ihre Missionsmethode nichts weniger als vorbildlich. Kaum waren acht Monate seit der Ankunft der Missionare auf Kadiak verflossen, da waren schon mehr als 7000 Bewohner dieser Insel getauft! Juvenalis begab sich 1795 nach Nutschek, wo er 700 Eingeborene taufte, und dann taufte er noch im Laufe eines Jahres die meisten Bewohner der Halbinsel Kenai. Maka-

1) Philaret a. a. O. 707. J. Weniaminow, Zustand der orthodoxen Kirche in Russisch-Amerika in Sturdzas Gedenkbuch der Arbeiten russischer orthodoxer Missionare (russ., Moskau 1857) 200 ff. Abriß einer Geschichte der amerikanischen orthodoxen geistlichen Mission, vom Walaam-Kloster herausgegeben (russ.) St. Petersburg 1894 (enthält u. a. die Original-Akten in extenso). A. P. Lopuchin, Ein Jahrhundert orthodoxer Missionsarbeit in Nordamerika 1794—1894. (russ.) St. Petersburg 1895. Vgl. auch J. Vahl, Alaska, Folket og Missionen, Kopenhagen 1872.

2) Vgl. Praw. Blag. 1901 I. 11 ff.

3) Abriß 195 ff. Praw. Blag. 1894 II. 349 ff.

rius bereiste 1795—96 den Aleuten-Archipel und taufte sämtliche Eingeborene auf den Fuchsinseln (einschließlich Unalaschka) und den Vier-Berge-Inseln. Die Gesamtzahl der im Laufe von zwei Jahren von den Walaam-Brüdern getauften wird auf etwa 12000 geschätzt![1]). In noch eigentümlicherem Licht erscheint diese Mission, wenn wir erfahren, daß mit Ausnahme der Kadiak-Insulaner alle Neubekehrten nach ihrer Taufe drei Jahrzehnte lang keinen Priester mehr zu Gesicht bekommen haben. Das Christentum, das sie sich in dieser Zeit bewahrt haben, bestand ausschließlich darin, daß sie ihre Kinder entweder selbst tauften oder von den russischen Ansiedlern taufen ließen. Von sprachlichen Arbeiten wird nur eine Übersetzung des Vaterunsers in den Kadiak-Dialekt durch Gideon erwähnt, der auch in seinen Aufzeichnungen einige aleutische Sprachproben mitteilt.

Bemerkenswert ist, daß die Mission in Russisch-Amerika sich nicht, wie sonst auf russischem Gebiet, der Gunst und Mitwirkung der weltlichen Obrigkeit zu erfreuen hatte. Der Kolonie-Chef Baranow, ein nach Geist und Gemüt ungebildeter und roher Mensch, herrschte 1798—1818 über das Land als unbeschränkter Despot und bereitete den Missionaren viele Unannehmlichkeiten. Die Veranlassung zu manchem ärgerlichen Auftritt bot der Umstand, daß die Missionare ihre Pflegebefohlenen gegen Mißhandlung und Unterdrückung von seiten der Kolonialbeamten in Schutz zu nehmen suchten. Es scheint doch nicht ganz den Tatsachen zu entsprechen, wenn in dem bekannten „Handbuch der Geographie" von Daniel[2]) das ehemalige russische Regiment in Alaska im Gegensatz zu dem gegenwärtigen amerikanischen so sehr gerühmt wird. „Die Eingeborenen", heißt es da, „wurden von den Russen menschlich und gütig behandelt, und die Kompagnie hat durch Anlegung von Kirchen, Schulen und Hospitälern . . . und viele andere Einrichtungen gezeigt, daß sie keine Opfer scheut, um den Zustand der Eingeborenen zu bessern." Wenigstens in der ersten Zeit der Kompagnie-Herrschaft ist es nicht so gewesen. Der oben genannte Mönchpriester Gideon behauptet, daß die „freundliche und gütige Behandlung" der Eingeborenen „nur auf dem Papier, nicht aber in der Tat" bei der Kompagnie zu finden war. Die Eingeborenen wurden unter Bedrohung mit geladenen Gewehren und Kanonen und unter Anwendung von Peitschen, Stöcken und dergl. zur Teilnahme an den Jagdexpeditionen gezwungen, selbst Kranke wurden nicht verschont. Viele starben unterwegs infolge von Hunger und Kälte. Auch bei Sturmwetter wurden die armen Leute trotz alles Flehens aufs Meer hinausgetrieben, und viele fanden ihren Tod in den eisigen Fluten. Um die Habgier der Kompagnie zu befriedigen, mußten die Eingeborenen selbst darben und viele sind tatsächlich verhungert. „Selbst bei den entfernten umwohnenden Völkern", bezeugt Gideon, „ist der Name der Russen verhaßt geworden. Die Weiber töten ihre Kinder bereits im Mutterleibe, und zuweilen nach der Geburt, um sie vor den Peinigungen der Kompagnie zu bewahren." Die Geistlichen wurden in ihrer Eigenschaft als Fürsprecher der Aleuten, welche zuweilen zu ihnen ihre Zuflucht nahmen, oft

1) Abriß S. 74.

2) 6. Aufl., bearb. von Prof. Dr. B. Volz (Leipzig 1895) I, 1027.

geschmäht nnd verfolgt. Im Jahre 1800 wurde ihnen sogar jeder Verkehr mit den Eingeborenen untersagt. Später mag das Verhältnis der Kompagnie zu den Eingeborenen ein gerechteres und besseres geworden sein.

Im Jahre 1821 wurde der Russisch-Amerikanischen Kompagnie zur Pflicht gemacht, in den Kolonien „eine genügende Anzahl von Geistlichen" zu unterhalten. Infolgedessen wurden seit 1823 russische Priester auf Unalaschka, Kadiak und Atka stationiert, wie schon 1816 auf der Insel Sitka. Zunächst hatten diese Geistlichen sich der bestehenden Gemeinden, der Russen wie Eingeborenen, anzunehmen, aber ihre Tätigkeit diente doch auch der weiteren Ausdehnung und Befestigung des Christentums unter den Eingeborenen. Ein trefflicher Missionar war der Priester Joann Weniaminow, der spätere Bischof von Kamtschatka und zuletzt Metropolit von Moskau Innokenti. Eine hochbegabte, liebeswarme, tatkräftige Persönlichkeit, von brennendem Missionseifer beseelt und von verständigen und, soweit das auf dem Boden des russischen Christentums möglich ist, der evangelischen Auffassung nahe kommenden Missionsgrundsätzen geleitet, kann Weniaminow wohl der bedeutendste Missionar der russischen Kirche genannt werden. Seine Wirksamkeit hat viel zur Belebung der russischen Mission überhaupt beigetragen, wie er denn in seiner späteren hohen Stellung als Metropolit von Moskau als Gründer und Präsident der Orthodoxen Missionsgesellschaft die Missionssache zu einer Angelegenheit aller gläubigen russischen Christen zu machen bestrebt war[1]).

Joann Weniaminow oder, wie er eigentlich ursprünglich hieß, Iwan Popow, wurde am 26. August 1797 im Dorfe Anginskoje im Gouv. Irkutsk als Sohn eines Küsters geboren und auf Kronskosten im Priesterseminar zu Irkutsk erzogen. Hoch gewachsen, von kräftigem Körperbau, ernst und würdevoll in seinem Benehmen, begabt und fleißig, lenkte er als Seminarist die Aufmerksamkeit seiner Oberen auf sich. Neben seinen theologischen Studien beschäftigte er sich gerne mit mechanischen Experimenten und erfand sogar eine

1) J. Barssukow, Innokenti, Metropolit von Moskau und Kolomna (russ.) Moskau 1883 (grundlegende, treffliche Arbeit). Innokentis Gesammelte Werke. (Von diesen besonders wichtig für die Landeskunde von Alaska: Weniaminow, Über die Inseln des Bezirks Unalaschka (russ.), St. Petersburg 1840/41). Eine Artikelserie von W. Fialkin: Innokenti, Metr. von Moskau und seine Missionstätigkeit im Praw. Blag. 1897, 1898 und 1899. Artikel von N. Komarow im Praw. Blag. 1895 I. 81 ff. 137 ff. 189 ff. und 1897 II. 332 ff. Smirnoff, Russian orthodox missions. S. 21 ff. „Ein Lichtbild aus der russ. Mission" im Ev. Miss.-Mag. 1886, 23 ff.

Wasseruhr und eine Taschen-Sonnenuhr. Nach Beendigung seiner Studien wirkte Weniaminow zuerst als Diakon, dann als Priester an einer Kirche in Irkutsk. Da wurde 1823 ein Priester für Unalaschka gesucht und, nachdem alle Geistlichen, an die die Anfrage des Bischofs gelangt war, die Berufung nach Amerika abgelehnt hatten, und auch Weniaminow zuerst aus Rücksicht auf seine Familie den Ruf ausgeschlagen hatte, meldete er sich schließlich freiwillig für diese Stelle. Wie er selbst bezeugte, haben ihn dazu die Erzählungen eines aus Amerika zurückgekehrten Mannes bewogen, der von dem „Eifer der Aleuten zum Gebet und Worte Gottes" berichtete, und nun ließ er sich durch nichts abhalten. „Es war, als ob ein Feuer in meiner Seele brannte," sagte er, „und leichten Herzens schied ich von der Heimat und empfand nichts von den Beschwerden der anstrengenden Reise." Nach 14 monatlicher Reise über Jakutsk und Ochotsk erreichte Weniaminow am 29. Juli 1824 Unalaschka. Die Aleuten, die er dort vorfand, waren sämtlich getauft, besaßen aber eine äußerst geringe Kenntnis des Christentums. Sie beteten, wie Weniaminow selbst sich ausdrückte, eigentlich den „unbekannten Gott" an. Die alten heidnischen Laster, Trunksucht, Rachsucht, Unzucht, Vielweiberei, sogar Vielmännerei herrschten auch unter den Getauften. Weniaminow baute sich eigenhändig ein Wohnhaus, und die Eingeborenen bauten unter seiner Aufsicht und seiner persönlichen Mitwirkung eine Kirche. In der richtigen Erkenntnis, daß ein Missionar nur vermittels der Volkssprache den Zugang zu den Herzen finden kann (eine Erkenntnis, welche die meisten russischen Missionare vor ihm nicht besaßen), erwarb sich Weniaminow eine gründliche Kenntnis der aleutischen Sprache, in welche er alsbald den Katechismus, ein biblisches Geschichtsbuch, das Matthäus-Evangelium, einen Teil des Lukas-Evangeliums und die Apostelgeschichte übersetzte. In derselben Sprache verfaßte er auch einen Traktat: „Anzeigung des Weges zum Himmelreich"[1]). Selbst alte Leute begannen nun lesen zu lernen. Nachher verfaßte Weniaminow eine Grammatik der Fuchsinsel-Mundart des Aleutischen (welche 1841 von der St. Petersburger Akademie der Wissenschaften gedruckt worden ist). Der Drang, Heiden zu bekehren, trieb ihn 1829 über die Grenzen seines Kirchspiels hinaus, nach Nuschagak auf dem Festlande, wo er den Heiden predigte und einige „nach gebührender Prüfung und Ermahnung" taufte. Die Verabreichung von Geschenken an die Täuflinge, und sei es auch nur eines Taufgewandes, verwarf er grundsätzlich, „damit die Hemden, die ihnen die Paten schenken wollten, nicht den anderen Wilden als Lockmittel zur Annahme der Taufe diente." Nach zehnjähriger Wirksamkeit auf Unalaschka wurde Weniaminow auf die Insel Sitka versetzt, wo er sich mit demselben Eifer der Bekehrung der heidnischen Koloschen widmete. Eine Frucht seiner Sprachstudien waren seine „Bemerkungen über die Koloschen- und die Kadiak-Sprache" mit einem Glossar von etwa 1000 Wörtern (gleichfalls von der Akademie der Wissenschaften herausgegeben). Eine gründliche Untersuchung lieferte er in

1) Dieser Traktat fand auch in russischer Sprache eine weite Verbreitung: es erlebte 1839—81 22 Auflagen.

dieser Zeit „Über die Inseln des Bezirks von Unalaschka“[1]). Im Jahre 1839 reiste er nach Petersburg, um dem Heiligen Synod ein von ihm ausgearbeitetes Missionsprojekt zu überreichen und die Drucklegung seiner Arbeiten zu veranlassen. In Petersburg und Moskau machte Weniaminow einen ausgezeichneten Eindruck. Er wurde zum Oberpriester ernannt, und, nachdem 1839 die Nachricht von dem Tode seiner Frau eingetroffen war, wurde er zum Mönch geweiht (wobei er den Namen Innokenti annahm) und zugleich zum Archimandriten befördert. Und da der heil. Synod beschlossen hatte, für Russisch-Amerika und Kamtschatka ein Bistum zu errichten, wurde der Archimandrit Innokenti 1840 vom Kaiser Nikolaus I. zum Bischof von Kamtschatka, der Kurilen und Aleuten ernannt. Am 15. Dezember 1840 erfolgte seine Weihe. Ende Januar 1841 reiste er über Sibirien nach Amerika. Ein hübscher Zug, charakteristisch für Innokenntis Demut, wird uns von seinem Besuch in Irkutsk, wo er einst seine Ausbildung erhalten hatte, berichtet. Als einer seiner ehemaligen Lehrer, ein ehrwürdiger Oberpriester, zu ihm herantrat und nach russischer Sitte vor ihm niederkniete, um den bischöflichen Segen zu empfangen, hob ihn Innokenti sogleich auf und sagte: „Nicht Sie sollen vor mir knien, sondern ich vor Ihnen; Ihnen verdanke ich ja meine gegenwärtige Stellung“, und kniete selbst vor dem Greise nieder. Als Bischof der neu gegründeten Diözese versuchte Innokenti die gesamte Mission in Russisch-Amerika auf gesunderer Grundlage zu reformieren. Er veranlaßte jüngere Geistliche zu eingehenderen Sprachstudien und zu literarischen Arbeiten. Die Bewohner von Kadiak erhielten 1849 durch Elias Tyshkow das Matthäus-Evangelium und einen kurzen Katechismus nebst Gebeten in ihrer Mundart. In die Sprache der Koloschen übersetzte Innokenti selbst die evangelischen und apostolischen Perikopen, das Vaterunser und das Glaubenssymbol, ein Geistlicher namens Nadeshdin veröffentlichte 1855 das Matthäus-Evangelium und verschiedene liturgische Stücke. Die Missionspriester wurden vor übereilten Taufen gewarnt, und um dem Mangel an Missionsarbeitern abzuhelfen, gründete Innokenti ein geistliches Seminar in Sitka. Er hoffte hauptsächlich aus den Mischlingen geeignete Missionare heranzubilden, machte aber mit diesen keine besonders günstigen Erfahrungen und urteilte über sie, sie könnten nur „sub altero et baculo“ arbeiten. Neue Missionen wurden 1842 in Nuschagak, 1845 in Kenai (wo das seinerzeit vom Mönch Juvenalis gepflanzte Christentum fast spurlos verschwunden war) und in Ikogmut am Kwikpak oder Yukon-Fluß gegründet. Gleichzeitig bemühte sich Innokenti um die Hebung der Mission in Kamtschatka und 1852 kam noch das riesengroße Gebiet Jakutsk hinzu, weshalb Innokenti 1853 seinen Bischofssitz nach Jakutsk verlegte. Unterdessen gewann seine Diözese eine immer weitere Ausdehnung durch die russischen Gebietserwerbungen am Amur. 1855 war das ganze nördlich vom Amur gelegene Gebiet russisch, und durch den Vertrag von Aigun 1858 wurde auch das Land zwischen dem Ussuri und dem japanischen Meer an Rußland abgetreten. So sah sich Innokenti veranlaßt, nachdem 1859 Sitka und 1860

1) St. Petersburg 1840 f. 3 Bde. Neu abgedruckt in der Gesamtausgabe seiner Werke, Bd. III. Moskau 1888.

Jakutsk mit Vikarbischöfen besetzt waren, seinen ständigen Wohnsitz in Blagoweschtschensk am Amur zu nehmen. Auch im Amurgebiet faßte unter Innokenti die russische Mission Boden. Unter den tungusischen Stämmen der Negdalen, Samogiren, Golden und Giljaken arbeitete vornehmlich sein Sohn, Gabriel Weniaminow. Innokenti selbst unternahm wiederholt Predigtreisen in diesem Gebiet, zuletzt noch 1867 als 70jähriger Greis. Er hatte auch die Absicht, die Mandschurei für die russische Mission in Beschlag zu nehmen und, um den vordringenden Katholiken zuvorzukommen, sprachkundige, auch in der Heilkunde ausgebildete Missionare möglichst tief ins Innere des Landes zu entsenden. Aber diese Pläne scheiterten am Mangel an geeigneten Leuten. Die eifrige Missionstätigkeit Bischof Innokentis wurde durch hohe Ordensauszeichnungen belohnt und trug ihm schon 1850 die erzbischöfliche Würde ein. Nachdem Innokenti schon das 70. Lebensjahr überschritten hatte, begann er sich mit dem Gedanken zu tragen, sein arbeitsreiches Amt niederzulegen und sich in irgend ein Kloster in Moskau zurückzuziehen. Da starb aber der Moskausche Metropolit Philaret, und zu seinem Nachfolger wurde 1868 der durch seinen Missionseifer berühmt gewordene Innokenti ernannt. Diese Beförderung des greisen Missionars kam der russischen Mission sehr zugute. Denn eine der ersten Taten des neuen Metropoliten war die Gründung der „Orthodoxen Missionsgesellschaft", deren feierliche Eröffnung am 25. Januar 1870 in Moskau erfolgte. Zwecks Heranbildung geeigneter Missionare wurde das Pokrow-Kloster in Moskau in eine Art Missionsanstalt umgewandelt. Besonders eifrig bemühte sich Innokenti, weitere Kreise des Volkes mit der Mission bekannt zu machen und zur Mitarbeit heranzuziehen. Demselben Zweck diente nicht nur die Gründung der Missionsgesellschaft, deren Mitgliedschaft von Geistlichen wie Laien durch einen Jahresbeitrag erworben werden konnte, sondern auch die gleichfalls auf Innokentis Anregung zurückzuführende Veranstaltung von Missionspredigten und Missionskollekten in den Kirchen. So wirkte Innokenti im Interesse der russischen Mission bis an sein Lebensende, das er am 31. März 1879 im Alter von 82 Jahren erreichte. Kein anderer russischer Geistlicher hat so viel für das Missionswesen getan, wie Innokenti Weniaminow, und indem er, im Gegensatz zu der bisher in Rußland herrschenden Anschauung von der Mission als von einer staatlichen Veranstaltung die allgemeine Missionspflicht der Christen betonte, indem er im Gegensatz zu der bisherigen russischen Missions- und Taufpraxis die Predigt in der Volkssprache und eine gründliche Unterweisung des Katechumenen vor der Taufe als durchaus notwendig hinstellte und alle weltlichen Lockmittel für verwerflich erklärte, indem er endlich auf die Verbreitung der heiligen Schrift unter den Christen großes Gewicht legte[1]), — hat Innokenti Grundsätze aufgestellt,

1) Eine ausführlichere Darlegung der Misionsgrundsätze Innokentis enthält die von ihm um 1840 verfaßte „Instruktion für einen Priester, der zur Bekehrung von Andersgläubigen und Unterweisung der Bekehrten im christlichen Glauben bestimmt ist" (russ.) Moskau 1881. Dieselbe auch in der Gesamtausgabe seiner Werke I. 239 ff. und im „Prawoslawny Blagowestnik" 1895 II. 205 ff. 258 ff. 315 ff. 356 ff.

die zwar uns evangelischen Christen ganz selbstverständlich erscheinen, auf dem Boden des russischen Christentums dagegen einen gewaltigen Fortschritt bedeuten. Wenn alle russischen Missionare im Sinne Innokentis gearbeitet hätten und arbeiteten, so würde es nicht so traurig um die russische Mission stehen.

Nachdem die russischen Besitzungen in Nordamerika 1867 an die Vereinigten Staaten verkauft worden waren, geriet die russische Alaska-Mission ganz in Verfall. Es fehlte an Geld und an geeigneten Arbeitern, denn wegen Geldmangels begnügte man sich mit den gerade verfügbaren einheimischen Kräften. Die Seelenpflege in den vorhandenen Gemeinden war äußerst mangelhaft. Durch die 1872 erfolgte Verlegung des Bischofssitzes von Sitka nach San-Francisco wurde die Mission der bischöflichen Aufsicht ferner gerückt. Erst 1900 nahm die Orthodoxe Missionsgesellschaft die amerikanische Mission unter ihre Fürsorge, und 1903 erhielt sie wieder einen Vikarbischof in Sitka.

Einen interessanten, aber nichts weniger als erfreulichen Einblick in die Verhältnisse der russischen Mission in Amerika gewährt ein Reisebericht des 1891 zum Bischof der Aleuten und von Alaska ernannten Nikolai[1]). Das Personal, mit welchem die russische Kirche und Mission in Alaska arbeiten muß, meist aus Mischlingen von der Kategorie der „sub altero et baculo“-Arbeiter bestehend, ist mehr als ungenügend. Der Bischof klagt über die Unwissenheit, die Lauheit und Unbotmäßigkeit seiner Geistlichen[2]). Es sind geradezu unglaubliche Priestertypen, die der Bischof teils mit gutmütigem, teils mit etwas grimmigem Humor seinen Lesern vorführt. Da ist ein Priester, der seine geistliche Laufbahn als Kirchendiener angefangen hat, ein halber Analphabet, der sich vor dem Bischof entschuldigt, er „habe den Katechismus nicht studiert und kenne ihn darum auch nicht“. Da ist ein anderer, ein früherer russischer Landpolizist, der die bischöfliche Visitation der Kirchenbücher und Rechnungen geradezu als persönliche Beleidigung auffaßt, den Bischof kaum ausreden läßt und schließlich, mit der Faust auf den Tisch schlagend, erklärt: „Sie sind nur gekommen, Händel anzufangen!“. Einige Priester sind dem Branntwein nur zu sehr ergeben. Wie es unter der Leitung solcher Geistlichen in den eingeborenen Gemeinden aussehen mag, wird man sich wohl denken können. Kein Wunder auch, wenn sich die Russen über erfolgreiche Konkurrenz der protestantischen und katholischen Missionare beklagen müssen.

VII.

Wir wenden uns nun wieder nach Sibirien. Im Jahre 1826 erhält die Diözese Tobolsk einen gebildeten und geistlich ge-

1) Bischof Nikolai, Aus meinem Tagebuch (russ.), St. Petersburg 1893.

2) Nikolai a. a. O. 40 f.

sinnten Leiter in dem Erzbischof Eugenius Kasanzew (1826—1831). Sogleich nach seinem Amtsantritt fand er Gelegenheit, die traurige Lage der eingeborenen Gemeinden seiner Diözese kennen zu lernen, und er trug sich sogar mit dem Gedanken, nach Filofei Leszcinskys Vorbild, die erzbischöfliche Würde niederzulegen, um „mit den Ostjaken, Wogulen und Samojeden zu leben, ihre Sprachen zu lernen, die gottesdienstlichen Bücher in dieselben zu übersetzen und ihre Kinder Lesen, Schreiben und Religion zu lehren.“ Wenn er auch diesen Gedanken aus verschiedenen Erwägungen sehr bald wieder fallen ließ, so ersuchte er doch den heil. Synod um die Erlaubnis, in seiner Diözese eine Mission, oder vielmehr zwei Missionen, eine im Norden, die andere im Süden, gründen zu dürfen, was ihm 1828 auch zugestanden wurde, denn die russischen geistlichen und weltlichen Oberbehörden begannen, durch die Abfallbewegung unter den Tataren im Gouv. Kasan[1]) beunruhigt, gerade damals der Mission mehr Aufmerksamkeit zuzuwenden. Eine Informationsreise, die Eugenius im Sommer 1829 in seinem Bezirk bis nach Obdorsk im Norden unternahm, brachte ihm die traurige Gewißheit, daß die Massentaufen im 18. Jahrhundert nur ein Namenchristentum schlimmster Art gezeitigt hatten, und die Missionsarbeit wieder von vorne angefangen werden mußte. Auf seiner ganzen Reise von Tobolsk bis Obdorsk fand Eugenius lauter getaufte Eingeborene, denen aber zum Teil selbst der Name Christi unbekannt war! Doch gelang es ihm trotz aller Bemühungen nicht, eine geeignete Persönlichkeit für die Mission im Norden der Diözese zu gewinnen, dagegen entstand im Süden die von den Russen vielgerühmte und geradezu als mustergiltig angesehene Altai-Mission (seit 1835 zu der neugegründeten Diözese Tomsk gehörig), deren Begründer, der Archimandrit Makarius Glucharew, ein gebildeter und verständiger, dabei herzensfrommer und evangelisch gesinnter Mann, neben Innokenti Weniaminow zu den besten und bedeutendsten Missionaren gehört, welche die russische Kirche hervorgebracht[2]).

1) S. oben, S. 364.

2) Aus der reichen Literatur über Makarius nenne ich: D. Fil-now (Filimonow), Materialien zu einer Biographie des Gründers der Altai-Mission, Archimandriten Makarius (russ.), Moskau 1888. J. Jastrebow, Kurze Nachrichten über das Leben und die Wirksamkeit des Archimandriten Makarius (russ.), Bijsk 1893. P. Ptschow, Archimandrit Makarius, im Praw. Blag.

Als Erzbischof Eugenius Missionare für seine Diözese suchte, wurde ihm 1829 Archimandrit Makarius, der sich für den Missionsdienst in Sibirien gemeldet hatte, zur Verfügung gestellt. Im Anfang wurde Makarius für die in Obdorsk zu gründende Mission in Aussicht genommen, lehnte aber diese Berufung aus Rücksicht auf seine schwächliche Gesundheit ab. Der Plan, ihn zu den Kirgisen zu senden, wozu er Lust hatte, scheiterte an dem Verbot der Regierung. So wurde er 1830 mit der Begründung einer Mission im Altai-Gebiet, in den jetzigen Kreisen Bijsk und Kusnezk des Gouv. Tomsk, beauftragt. Es ist ein rauhes Gebirgsland, zumal in seinem südlichen Teil, wo einige Gipfel von ewigem Schnee bedeckt sind. Die Bevölkerung, ein Gemisch aus verschiedenen Stämmen (Tataren, Kalmücken, Teleuten) werden als dem Trunk ergeben und gewalttätig geschildert, andrerseits aber auch als kindlich-offenherzig, ehrlich und gastfreundlich gerühmt. Ihrer Religion nach sind sie Schamanisten.

Michael (als Mönch: Makarius) Glucharew wurde am 8. November 1792 in Wjasma im Gouv. Smolensk als Sohn eines Priesters geboren. Begabt und fleißig, wurde er bald nach Beendigung des Priesterseminars in Smolensk 1814 zwecks weiterer Ausbildung in die russische theologische Hochschule (Geistliche Akademie) in St. Petersburg berufen, welche er 1817 als Magister der Theologie absolvierte. Er wurde sodann Inspektor und Professor der Kirchengeschichte und der deutschen Sprache am geistlichen Seminar zu Jekaterinoslaw und sodann Rektor des Seminars in Kostroma. Im Jahre 1818 hatte er die Mönchsweihe empfangen und wurde 1821 Abt eines Klosters und Archimandrit. Bezeichnend für die Richtung des Makarius war es, daß er sich neben dem Studium der griechischen und der lateinischen Sprache mit viel Eifer dem des Hebräischen gewidmet und sich eine gründliche, bei russischen Theologen ganz ungewöhnliche Kenntnis dieser Sprache angeeignet hatte. Er empfand das Bedürfnis, die Heilige Schrift Alten Testaments nicht nur in der von der russischen Kirche als autoritativ anerkannten Septuaginta-Übersetzung, sondern in der Ursprache zu studieren. Das Schriftstudium war ihm das liebste. Eine ziemlich genaue Kenntnis der deutschen sowie der französischen Sprache machte ihm auch die theologische Literatur des Westens zugänglich. Es war damals gerade eine Zeit, in welcher die gebildeten Kreise in Rußland große Empfänglichkeit für religiöse Dinge und besonders für europäischen Mystizismus an den Tag legten. Eben war (1813) die Russische Bibelgesellschaft auf englische Anregung gegründet worden. Schriften von Johann Arndt, Jung-Stilling, Jakob Böhme, Madame Guyon u. a. wurden im Original und in russischen Übersetzungen viel gelesen. Auch Makarius war dieser Richtung nahegetreten, zuerst, als er im Hause eines reichen Edelmannes als Hauslehrer tätig war, sodann auf der Akademie, und unter diesen Einflüssen gewann sein Christentum an Tiefe und an Weitherzigkeit. Er konnte, obgleich

1897 und 1898 (Buchausgabe: Moskau 1899). Makarius Briefe sind 1851 und 1860, sowie neuerdings von K. Charlampowitsch (1905) herausgegeben worden. Auszüge aus seinem Tagebuch 1830—33 bei Sturdza a. a. O. 87 ff. Über die erste Zeit der Altai-Mission: Praw. Blag. 1900 I. u. II.

er an den Dogmen seiner Kirche sein Leben lang festhielt, mit den Quäkern Allen und de Grellet, welche ihn in Jekaterinoslaw besuchten, Gebetsgemeinschaft pflegen, und die Quäker hatten von ihm den Eindruck, daß „er sich durch die zahlreichen äußerlichen Zeremonien im Gottesdienst der griechischen Kirche und die übermäßige Verehrung der Heiligenbilder bedrückt fühlte" und „daß seine Anschauungen über Taufe und Abendmahl den ihrigen scheinbar sehr nahestünden"[1]). Er konnte, nachdem er einmal mit dem lutherischen Oberpastor Dittrich in Moskau mehrere Stunden lang in lateinischer Sprache über theologische Fragen disputiert hatte, sich von ihm mit einem herzlichen Bruderkuß verabschieden und auf dem Heimwege seinem Begleiter vorschwärmen, wie schön es doch wäre, wenn man ein dreiteiliges Gotteshaus erbauen könnte, in welchem alle drei christlichen Kirchengemeinschaften unter einem Dach Gott anbeteten (!)[2]). Diese Weitherzigkeit machte Makarius bei seiner Obrigkeit verdächtig und wenig beliebt. Auffallend ist es, daß er schon 1824, als 32 jähriger alle seine Ämter niederlegte, wie es hieß: „krankheitshalber", und sich in ein Kloster in Kursk zurückzog. Als aber 1829 Missionare für Sibirien gesucht wurden, meldete sich Makarius bei seinem Bischof und wurde angenommen. In der Ferne glaubte man den ketzerisch angehauchten Mystiker doch noch ganz gut brauchen zu können. Wie bereits erwähnt, wurde er 1830 vom Erzbischof Eugenius in Tobolsk für die zu gründende Altai-Mission bestimmt und reiste im August mit zwei Zöglingen des Tobolskischen Priesterseminars an den Ort seiner Bestimmung ab. Es kam 1831 zur Gründung einer festen Missionsstation in Maima unweit der Kreisstadt Bijsk, und seit 1835 wird das etwa 10 km davon entfernte Dorf Ulala Zentrum der Mission. Wir können uns denken, daß ein Mann wie Makarius, für den das Christentum nicht bloß eine äußerliche Lebensordnung bedeutete, sondern eine Herzenssache war, eine von der bisherigen Taufpraxis verschiedene Missionsmethode in Anwendung bringen mußte. Er ist in der Tat recht vorsichtig in der Erteilung der Taufe gewesen. Er hat die Beweggründe der Taufbewerber geprüft und niemand ohne vorhergehende Unterweisung im Christentum getauft. Die Gesamtzahl der in 14 Jahren (1830—44) Getauften beträgt 675. Die Neugetauften hat er treulich gepflegt und sich besonders der Kinder mit viel Liebe angenommen. Sogar die Notwendigkeit besonderer Veranstaltungen zur Gewinnung der heidnischen Frauenwelt für das Christentum hat Makarius erkannt und zu diesem Zweck die Gründung eines Konvikts für Missions-„Diakonissen" energisch betrieben, konnte jedoch bei der geistlichen Obrigkeit, der die Sache zu fremd war, damit nicht durchdringen. Immerhin gelang es ihm zwei Frauen für die Mission zu gewinnen, die ihn in der Unterweisung und Pflege der eingeborenen Frauen und Kinder mit Erfolg unterstützten[3]). Makarius war bemüht, die getauften Eingeborenen unter den dauernden Einfluß einer christlichen Umgebung zu bringen und sie, die teilweise noch No-

1) Fil-now a. a. O. 17 ff.

2) a. a. O. 215 f.

3) Über eine derselben, Sophie de Valmond, eine frühere Katholikin, siehe Praw. Blag. 1904, I. 20 ff.

maden waren, zur Arbeit zu erziehen. Er suchte die Neugetauften bei ihren Paten unterzubringen, damit sie dort Ackerbau, nützliche Handwerke und dgl. lernten. Den Taufpaten, die solche Fürsorge für die Neugetauften übernahmen, kam er gern mit Unterstützungen aus der Missionskasse zu Hilfe. Auch selbst studierte er fleißig Landwirtschaft, Gartenbaukunde usw., um seinen Pflegebefohlenen besser raten zu können. Es kam auch vor, daß er etwa ein Weib veranlaßte, sogleich in seiner Gegenwart den schmutzigen Wohnraum in Stand zu setzen und selbst in dieser Zeit die Kinder wartete. Seine Sprachengabe ermöglichte es ihm, sich eine gründliche Kenntnis der verschiedenen im Altai-Gebiet gesprochenen Dialekte anzueignen und ein vergleichendes Wörterbuch dieser Dialekte anzufertigen, sowie die Evangelien, ausgewählte Stellen aus den andern neu- und alttestamentlichen Schriften, den Katechismus, biblische Geschichten usw. in die Sprache der Eingeborenen zu übertragen. Dabei setzte er seine theologischen Studien fleißig fort und begann eine bedeutsame Arbeit: die Übersetzung des Alten Testamentes ins Russische aus dem Urtext. Durch seine persönliche Anwesenheit in St. Petersburg und Moskau 1839—40 gelang es ihm, bei der Obrigkeit und bei Privatleuten das Interesse für die Altai-Mission zu beleben und ihren Fortbestand zu sichern. Nachdem er noch vier Jahre am Altai gearbeitet, erwirkte er 1844 seine Entlassung und wurde zum Abt eines Klosters in Bolchow (ca. 60 km nördlich von Orel ernannt. Hier entfaltete er eine eifrige Lehr- und Seelsorgetätigkeit unter den unwissenden Bewohnern dieser russischen Kleinstadt. Er hielt ihnen schlichte, herzliche Predigten und unterredete sich mit den Leuten einzeln nach dem Gottesdienst. Das Volk hing an ihm wie an einem Vater. Er verschied am 18. Mai 1847, nur 55 Jahre alt, mit den Worten: „Das Licht Christi erleuchtet alle."

Im Zusammenhang mit der Missionswirksamkeit des Archimandriten Makarius darf auch seine russische Bibelübersetzung nicht unerwähnt bleiben. Indem Makarius seit 1835 sich an die Aufgabe machte, in Fortsetzung und Ergänzung der Arbeiten der 1825 aufgelösten Russischen Bibelgesellschaft das Alte Testament aus dem hebräischen Urtext ins Russische zu übersetzen, hatte er u. a. auch die Interessen der Mission im Auge. Einerseits beabsichtigte er dadurch die vollständige Bibel allen des Russischen mächtigen eingeborenen Christen in den russischen Missionen zugänglich zu machen. Andererseits hielt er gerade im Hinblick auf die Missionsaufgaben der russischen Kirche eine religiöse und sittliche Wiedergeburt des russischen Volkes auf Grund der Heiligen Schrift für eine unabweisbare Notwendigkeit. Aber Makarius durfte seine Bibelübersetzung nicht drucken lassen und seine Bemühungen um die Bibelsache trugen ihm nur kränkende Maßregelungen ein.[1]) Makarius ist auch der

1) Fil-now a. a. O. 102 ff. Ptochow a. a. O. 120 ff. Makarius'

erste, der den Gedanken einer russischen Missionsgesellschaft ausgesprochen hat. Dieser Plan blieb unausgeführt und unbeachtet. Die Schrift, in welcher Makarius diesen Gedanken entwickelt, „Gedanken über Mittel zu erfolgreicherer Verbreitung des christlichen Glaubens unter Juden, Mohammedanern und Heiden im Russischen Reiche", ein umfassendes und eingehendes Missionsprogramm, ist bei Lebzeiten ihres Verfassers im Staube der Archive vergraben geblieben und erst in neuester Zeit veröffentlicht worden[1]), nachdem mancher der darin enthaltenen Wünsche seine Verwirklichung gefunden hat.

Da die Bibel in kirchenslavonischer Sprache der großen Masse des russischen Volkes unverständlich ist, unternahm die Russische Bibelgesellschaft 1816 die Übersetzung der Heiligen Schrift in die russische Umgangssprache. Es erschien eine russische Übersetzung des Neuen Testaments und des Psalters. Gleichfalls waren übersetzt und fertig gedruckt aus dem Alten Testament die fünf Bücher Mose, die Bücher Josua, Richter und Ruth. Aber ehe noch die gedruckten Exemplare des Alten Testaments in die Öffentlichkeit gelangt waren, trat 1825 mit dem Sturz des Hauptratgebers des Kaisers Alexander I., des Fürsten Galitzyn, in der Stimmung der Regierung ein völliger Umschwung ein zugunsten eines extremen Orthodoxismus. Allen Neuerungsbestrebungen auf kirchlichem Gebiet, ja jeder freien Meinungsäußerung in Glaubenssachen wurde der Kampf erklärt. Zumal die Bibelverbreitung galt nun als protestantisierende Neuerung. Die Bibelgesellschaft wurde geschlossen, die weitere Übersetzungsarbeit eingestellt und das russische Neue Testament aus dem Verkehr gezogen, ja es wurden sogar die fertiggedruckten Exemplare des russischen Alten Testamentes vernichtet! Das Lesen der Bibel, hauptsächlich des Alten Testaments, wurde den Laien als gefährlich widerraten. Man trug sich sogar mit dem Gedanken, den kirchenslavonischen Text zu kanonisieren, wie es die römische Kirche mit der Vulgata gemacht hatte! Indem nun Makarius gerade in dieser kritischen Zeit den Gedanken faßte, das Alte Testament ins Russische zu übersetzen, und zwar nicht auf Grund des als kanonisch geltenden griechischen Septuaginta-Textes, sondern aus dem Hebräischen, trat er, zuerst unbewußt, dann im Bewußtsein der Gerechtigkeit seiner Sache, in Gegensatz zu seiner Obrigkeit. Alle seine Bittschriften, die er in Sachen der russischen Bibel an den Heiligen Synod und an den Kaiser richtete, blieben unberücksichtigt, und die Manuskripte wanderten ins Archiv. Und da Makarius trotzdem in der Hoffnung auf besseren Erfolg seine Bemühungen unverdrossen fortsetzte, verwies ihm der Heilige Synod in einem sehr ungnädigen Schreiben vom 11. April 1841 seinen „unbedachtsamen Eifer" und befahl seinem vorgesetzten Bischof, ihn auf drei bis sechs Wochen in Hausarrest und Kirchenbuße zu

Bibelübersetzung wurde in der Zeitschrift „Prawoslawnoje Obosrenija" 1860 bis 1867 und separat (Moskau 1863 und 1868) gedruckt.

1) Praw. Blag. 1893 und 1894 und als Buch: Moskau 1894 (mit Vorwort von S. Strachow).

nehmen! Nachdem Makarius schon in Bolchow war, bat er um Urlaub zu einer Reise ins Heilige Land und hatte augenscheinlich die Absicht, seine Bibelübersetzung im Auslande drucken zu lassen, aber der Tod verhinderte ihn an der Ausführung dieses Planes.

Eine andere Arbeit des Makarius, welche dem russischen Volk die Schrift in ihrer Sprache zugänglich machen sollte, war das „Bibel-Alphabet", eine Sammlung von unter dogmatischem Gesichtspunkt geordneten Bibelsprüchen. Aber auch dieses Werk fand keine Gnade vor den Augen des Heiligen Synod: 1. weil darin alle auf der Tradition beruhenden Lehren der orthodoxen Kirche fehlten; 2. weil der Wortlaut der Texte, als in russischer Sprache wiedergegeben, von der im kirchlichen Gebrauch üblichen Form abwiche; 3. weil manche Sprüche, wie Röm. 4, 5, ohne beigefügte Erklärung leicht mißverstanden werden könnten. Der Verfasser erhielt eine neue strenge Verwarnung![1]

Die missionstheoretische Schrift des Makarius, seine „Gedanken über Mittel zu erfolgreicherer Ausbreitung des christlichen Glaubens" enthält einen bis ins kleinste, zuweilen freilich bis ins kleinlichste, ausgearbeiteten Entwurf zu einer Neugestaltung des russischen Missionswesens. Sehr bemerkenswert ist es, daß der Verfasser von der Voraussetzung ausgeht, daß die Heidenmission Sache des ganzen Volkes ist, daß daher vor allen Dingen Rußland selbst im lebendigen Christentum tiefer gegründet werden müsse. Zu diesem Zweck empfiehlt er Verbreitung der vollständigen Bibel in der russischen Volkssprache und Einrichtung von Schulen, besonders auch für Mädchen. Die Organisation der Missionstätigkeit unter Nichtchristen (aber auch unter russischen Sektierern) sowie zugleich die Fürsorge für Gründung von Dorfschulen für russische Kinder, die Verbreitung der Bibel und die Veröffentlichung von apologetischen Schriften, möchte er einer russischen Missionsgesellschaft übertragen sehen. Mitglieder dieser sollten Angehörige aller Klassen der Bevölkerung, Männer wie Frauen, werden können. Auch die Herausgabe einer Missionszeitschrift wird ins Auge gefaßt. Großes Gewicht wird auf die Ausbildung von Missionaren gelegt. Eine besondere Missionsanstalt mit umfassendem (12jährigem!) und vielseitigem Lehrplan, mit einer in der Art des Klosterlebens geordneten Lebensgemeinschaft soll dieser Aufgabe dienen. Eine ähnliche Missionsanstalt für Frauen soll weibliche Hilfskräfte für die Mission, Missionarsfrauen und „Diakonissen" heranbilden. Weitere Vorschläge betreffen die Anlegung von Missionsstationen, das Verhältnis der Missionen zu einander usw. Erscheinen auch die Missionspläne des Makarius in manchen Einzelheiten wenig praktisch und geradezu undurchführbar, so sind doch die Grundgedanken gut und beachtenswert. Manche sind späterhin verwirklicht worden, während andere noch der Verwirklichung harren.

Nachdem Makarius vom Altai abgegangen war, wurde einer seiner Mitarbeiter, der zum Priester geweihte und bald zum Oberpriester ernannte Stephan Landyschew[2]), sein Nachfolger in der

1) Ptochow, a. a. O. 176 ff.

2) Auszüge aus Landyschews Briefen bei Sturdza, a. a. O. 167 ff.

Leitung der Altai-Mission (1844—1865). Wesentliche Fortschritte haben aber unter der Leitung des Archimandriten Wladimir (Petrow), dem späteren Erzbischof von Kasan[1]), stattgefunden. Während bis dahin im liturgischen Teil des Gottesdienstes nur die den Eingeborenen unverständliche kirchenslavonische Sprache zur Anwendung kam, wurde seit 1866 mit Genehmigung des Heiligen Synod der gesamte Gottesdienst in altaischer Sprache abgehalten. Sodann wurden außergottesdienstliche Unterredungen mit den Gemeindegliedern eingeführt und 1867 eine Zentral-Missionsschule in Ulala zur Heranbildung von Lehrern und Nationalgehilfen gegründet. Als die Altai-Mission 1870 unter den Protektorat der neugeschaffenen Orthodoxen Missionsgesellschaft kam, waren acht Stationen mit 7268 Getauften[2]) und zwölf Schulen vorhanden.

Während der ursprünglich nach Obdorsk bestimmte Archimandrit Makarius in das Altai-Gebiet geführt wurde, fanden sich für die Mission unter den Ostjaken und Samojeden im Norden der Diözese Tobolsk nicht so bald Arbeiter[3]). Zwar wurde 1832 ein Mönchpriester, der gleichfalls den Namen Makarius trug, mit einem der ostjakischen Sprache mächtigen Seminarzögling nach Obdorsk gesandt, aber schon im folgenden Jahr kehrten sie, durch allerlei Schwierigkeiten abgeschreckt, nach Tobolsk zurück. Daraufhin wurde das Kondinsk-Kloster[4]) 1836 zum Missionszentrum ausersehen und 1844 offiziell in ein Missionskloster umgewandelt, aber außer der Eröffnung einer Ostjakenschule im Kloster ist auch hier für die Mission nicht viel geschehen. Erst 1854 wurde wieder eine Mission in Obdorsk[5]) stationiert und einige (zuletzt drei) Missionspriester angestellt, die das weite Gebiet bereisten. Im Jahre 1871 gab es im Arbeitsgebiet dieser Mission, im Kreise Beresow, neben 7877 Heiden 11967 Getaufte[6]), die aber „als „schlechte Christen", die „meist noch an

1) J. Jastrebow, Wladimir, Erzbischof von Kasan und Swijashsk (russ.), Kasan 1898.

2) Jahresbericht der Orth. M.-G. 1871, Beilage S. 33.

3) Vgl. zum Folgenden: Praw. Blag. 1893, XIV. 29 ff. XV. 11 ff. 1905 I. 26 ff. 63 ff.

4) Vgl. einen Artikel von K. Nossilow im Praw. Blag. 1898, II. 112 ff. 164 ff.

5) Eine Geschichte dieser Mission (vom Mönchpriester Irinarch) erscheint im Praw. Blag. 1905.

6) Jahresbericht der Orth. M.-G. 1871, Beilage S. 74.

ihrem früheren Aberglauben und heidnischen Gebräuchen festhalten“, bezeichnet werden[1]). Neben der Obdorsk-Mission bestand noch seit 1867 eine zweite in Surgut (an der Ob, ca. 450 km nordöstlich von Tobolsk). Bis 1871 waren bereits sämtliche Eingeborene dieses Kreises (5676 Seelen[2]) getauft.

Im benachbarten Gouvernement Jenisseisk bestand gleichfalls zur Zeit der Gründung der Orthodoxen Missionsgesellschaft eine neuere Mission in Turuchansk[3]), über deren Geschichte aber sehr wenig bekannt ist. Unter den etwa 7000 Eingeborenen waren 1871 schon 3711 Getaufte vorhanden.

Besser organisierte Missionen gab es im Gouvernement Irkutsk und in Transbaikalien (Daurien). Wir haben oben gesehen, wie die hier im 18. bezw. im 17. Jahrhundert begonnene Heidenmissionstätigkeit gegen Ende des 18. Jahrhunderts zum völligen Stillstand gelangte. In den Jahren 1818 bis 1841 haben evangelische Missionare, Sendboten der Londoner Missionsgesellschaft, in Transbaikalien (in Selenginsk und Onagen-Dome) unter den Burjaten arbeiten dürfen, bis sie durch die Unduldsamkeit der russischen Regierung vertrieben wurden[4]). Eine 1840 erschienene Übersetzung des Alten Testamentes ins Schrift-Mongolische und eine 1846 gedruckte revidierte Übersetzung des Neuen Testamentes in dieselbe Sprache waren fast die einzige Frucht ihrer jahrzehntelangen treuen Arbeit.

Nach dem Zeugnis der Russen[5]) haben die fanatischen buddhistischen Lamas die Exemplare der mongolischen Bibel fleißig gesammelt, um sie zu vernichten, sodaß sie nur noch in wenigen Exemplaren erhalten ist. Das Stallybraß'sche Handexemplar der hebräisch-griechisch-lateinischen Polyglottenbibel, welche als Grundlage für die mongolische Bibelübersetzung gedient hat, mit Randnotizen des Missionars, sind vor kurzem von einem russischen Priester zufällig in der bischöflichen Bibliothek in Irkutsk entdeckt worden[6]). Das russische Urteil über die Übersetzung lautet: „Die Übersetzung dieser Missionare ist so sorgfältig ausgearbeitet und so gut geeignet, den Burjaten ein Verständ-

1) Praw. Blag. 1893, XV. 12 f.

2) Jahresber. der Orth. M.-G. 1871 a. a. O.

3) Etwa 900 km n.-n.-w. von Jenisseisk, am Turuchan, unweit dessen Mündung in den Jenissei.

4) Lovett, History of the L. M. S. (London 1899) II, 585 ff. Allg. M. Z. 1892, 570 ff. Auch Ev. Miss.-Mag. 1875, 491 ff.

5) Praw. Blag. 1902, Beilagen II. 17 ff.

6) Praw. Blag. 1901, II. 191.

nis für die erhabene Ausdrucksweise der Bibel beizubringen, daß sie bis jetzt keine würdige Nachahmung gefunden hat"[1]).

Um 1821 wendet aber auch der russische Erzbischof Michael II. der vernachlässigten Burjatenmission[2]) seine Aufmerksamkeit zu. Zunächst wurden einzelne Gemeindepriester im Nebenamt mit der Missionstätigkeit betraut, so ein Priester Michael Bobrownikow, der auch eine mongolische Grammatik verfaßte. Zu eigentlichen organisierten Missionen kommt es aber erst unter dem missionseifrigen Erzbischof Parthenius. Die Mission im südlichen Teil des Gouvernements Irkutsk unter Burjaten und Tungusen hatte bis 1861 eine einzige Missionsstation in Gushirsk, in dem an die Mongolei grenzenden Bezirk Tunkinsk. Im Jahre 1866 waren bereits zehn Stationen vorhanden. Die Zahl der Getauften wurde 1868 auf 21108 berechnet, neben 92022 Heiden. Geringere numerische Erfolge waren der Mission in Transbaikalien beschieden, welche, seit 1862 von einem eigenen Bischof-Vikar (Weniamin) von Selenginsk geleitet, bis 1870 auf elf Stationen anwuchs. Immerhin sind in den sechs Jahren 1862—1868 unter Bischof Weniamin 1850 Burjaten, meist Schamanisten, getauft worden. Ein Haupthindernis für die Ausbreitung des Christentums bilden die in Irkutsk und besonders in Transbaikalien sehr zahlreichen buddhistischen Lamas, und die russischen Missionare, deren geistliche Waffen im Kampfe wider diese Gegner versagen, werden nicht müde, die Regierung zum Kampf gegen den Lamaismus mit weltlichen Mitteln aufzurufen.

Die Stellung der buddhistischen Priester in Ost-Sibirien ist 1853 durch ein Staatsgesetz „über die lamaitische Geistlichkeit" geregelt worden[3]). Dieses

---

1) a. a. O.

2) Hauptwerk über die Missionen im Gouv. Irkutsk und in Transbaikalien: „Arbeiten der orthodoxen Missionen in Ost-Sibirien" (russ.) Irkutsk 1883—86, 4 Bde. (mir unzugänglich). Über die Mission in Irkutsk: Die Arbeit von T. Beresin im Praw. Blag. 1896. Über die in Transbaikalien: Arbeiten von T. Beresin im Praw. Blag. 1893, XXII. 19 ff. XXIII. 11 ff. XXIV. 5 ff., von E. Kusnezow im Praw. Blag. 1901, III. und von W. W. N. im Praw. Blag. 1903, I.

3) Über dieses Gesetz und dessen Einfluß auf die Lage der Mission siehe besonders: Weniamin. (Erzb. v. Irkutsk), Lebensfragen für die orthodoxe Mission in Sibirien (russ., St. Petersburg 1885) S. 45 ff. Meletius, Die Orthodoxie und die Organisation der kirchlichen Angelegenheiten in Daurien (russ., Rjasan 1901) S. 134 ff. Bericht der Irkutski-Mission 1902 im Praw. Blag. 1904, Beilagen S. 46 ff.

Gesetz setzt einerseits der Willkür der Lamas gewisse Grenzen, indem ihre Pflichten und Rechte genauer präzisiert werden, verleiht aber andrerseits den Lamas manche Vorrechte, die vorher nur die Geistlichen christlicher Konfessionen besaßen, wie z. B. Befreiung von staatlichen Steuern und Abgaben, das Anrecht auf staatliche Belohnungen durch Medaillen und Orden und dgl. Die Regierung übernahm durch dieses Gesetz den Protektorat über die buddhistischen Tempel, regelte die Einkünfte der Priester und übernahm die Kontrolle über deren Tätigkeit nach Maßgabe der Vorschriften der buddhistischen Religion, indem sie das Verbot des Privateigentums und der Ehe der Priester usw. in das Staatsgesetz aufnahm. Diese von der Voraussetzung der Religionsfreiheit ausgehende Legalisierung des buddhistisch-lamaitischen Kultus in Rußland will den russischen Missionaren natürlich nicht gefallen, denn ihre Tätigkeit wird dadurch bedeutend erschwert. Sie sehen sich den Lamaiten gegenüber von der staatlichen Hilfe verlassen und allein auf geistliche Waffen angewiesen. Solchem Kampf aber fühlen sie sich nicht gewachsen. Die Lamas sind nicht zu verachtende Gegner. Sie sind sehr zahlreich: außer den etatsmäßigen, deren Zahl vom Staat geregelt ist, gibt es eine unkontrollierbare Zahl von „außeretatsmäßigen" Lamas, die sich sogar größerer Bewegungsfreiheit erfreuen, als die ersteren, indem sie nicht an die „Dazan" (Klöster) gebunden sind. Diese Lamas verstehen es vortrefflich, ihre durch das Gesetz gewährten Rechte auszunutzen und den russischen Missionaren entgegenzuarbeiten. Sie wissen es sehr gut und verbreiten es unter ihren Pflegebefohlenen, daß es auch in Europa Leute gibt, die im Buddhismus die Religion der Zukunft erblicken, und Sir Arnolds „Leuchte Asiens" findet in russischer Übersetzung ihren Weg auch in die Hütten der Burjaten [1]). Dagegen ist das Bildungsniveau der russischen Missionare ein recht niedriges [2]) und nur wenige von ihnen sind der burjatischen Sprache mächtig. Sie sind auf unwissende Dolmetscher angewiesen, da die Burjaten meist kein russisch verstehen [3]). Sie beklagen sich in ihren Berichten, daß die Burjaten auf ihre Mahnung, sich taufen zu lassen, sich darauf berufen, daß der Lamaismus „vom Zaren bestätigt" sei [4]), daß die Heiden sich häufig überhaupt weigern, christliche Predigten anzuhören [5]) usw. Selbst unter den Getauften ist der Einfluß der Lamas, die zugleich ärztliche Praxis ausüben, nicht gering und infolgedessen schwanken die meisten Burjatenchristen beständig zwischen einem äußerlichen Formenchristentum und buddhistischem Götzendienst.

---

1) Praw. Blag. 1898, Beilagen II. 117.

2) Praw. Blag. 1900, Beilagen S. 164.

3) Praw. Blag. 1897, Beilagen S. 23. Jahresbericht der Orth. M.-G. 1895, 39. 1897, 52 (in den Beilagen zum Praw. Blag.)

4) Jahresbericht der Orth. M.-G. 1871, 22.

5) Praw. Blag. 1895, Beilagen II. 91.

Eine chinesische Ehescheidungsgeschichte.

Persönliche Erklärung von Chung-Yung-Kuang.[1])

Aus dem Chinesischen übersetzt von Missionar J. Genähr.

Am 5. Februar des laufenden Jahres fand meine Scheidung von meiner Nebenfrau Tang-Chu-i vor der versammelten Gemeinde der Londoner Mission in Hongkong statt. Die chinesischen Zeitungen Kantons und Hongkongs haben diesem Ereignis Leitartikel gewidmet; von dem bitteren Schmerz, den es den Beteiligten verursacht hat, konnten sie aber selbstverständlich nichts sagen. Ich fühle darum das Bedürfnis, mich über diese Angelegenheit öffentlich auszusprechen[2]).

Seit ich mich der christlichen Lehre angeschlossen habe, habe ich dafür gehalten, daß die Einrichtung der Polygamie der Stellung des Weibes zum Manne nicht gerecht wird. Jedesmal, wenn mich Freunde oder Verwandte nach dem Befinden meiner Frauen fragten, bedeckte Schamröte mein Angesicht, und ich blieb die Antwort schuldig. So reifte nach und nach in mir der Entschluß, mich von meiner Nebenfrau zu trennen. Leider ist das Gefühl der Abhängigkeit der Frau vom Manne bei uns Chinesen sehr tief. Nachdem man jahrelang miteinander verbunden gewesen ist, plötzlich für immer voneinander zu scheiden, das mag wohl dem Manne sehr einleuchtend und vernünftig erscheinen, dem Weibe dagegen, das nicht gelernt hat, auf eigenen Füßen zu stehen, kann das nur tiefen Schmerz verursachen. So kann unter Umständen dieselbe Handlung, die darauf ausgeht, die Vollmacht des Weibes zu erweitern, den Anschein der Tyrannei annehmen. Alle diese Erwägungen verursachten mir viel Kopfzerbrechen. Ich war aber entschlossen, meinen Plan allen noch so scheinbaren Entschuldigungsgründen zum trotz durchzuführen. Weil Frau Tang noch jung war und sich ihr viel Möglichkeiten boten, so überredete ich sie mit freundlichen Worten, in eine der presbyterianischen Missionsschulen in Kanton zu gehen und sich für einen zukünftigen Beruf vorzubereiten. Es dauerte nicht lange, da hatte sie die Wahrheit begriffen und mit den alten Angewohnheiten ihrer Vorvergangen-

1) Herr Y. K. Chung ist ein angesehener Gelehrter (Graduierter 2. Ranges) in Kanton und Professor der chinesischen Abteilung im dortigen „Christian-College“.

2) Ist in der Aprilnummer des Leng Hok Schang Kai, S. 50 ff. geschehen. Meine Übersetzung stammt dorther.

heit auch das neuerdings bei chinesischen Frauen und Mädchen hin und wieder wahrzunehmende emanzipierte Wesen abgelegt.

Das ließ mich hoffen, daß der Plan, den ich seit Jahren mit mir herumtrug, sich werde ausführen lassen. Unser Verhältnis blieb nach wie vor dasselbe, und um ihre Gefühle zu schonen, wollte ich es nicht in einer abrupten Weise lösen. Ferner, da Heirat und Scheidung die beiden großen Pole sind, um denen sich das Leben von Mann und Frau abspielt, so war mir daran gelegen, die Scheidung nicht ohne Zeugen vorzunehmen. Ich bat darum Frau N., die Vorsteherin der Schule, in der sich meine Nebenfrau befand, deren Ansichten für mich zu sondieren. Bald darauf erhielt ich von Frau Tang einen Brief, in dem sie mich um eine Unterredung in der Schule bat. Seit Jahren war sie dort ununterbrochen tätig gewesen und befindet sich bis auf den heutigen Tag noch dort. Unsere Gefühle beim Wiedersehen waren gemischter Art. Wehmut beseelte uns beim Gedanken an die bevorstehende Trennung, und Freude, wenn wir uns vergegenwärtigten, wie sich die Wahrheit siegreich Bahn zu brechen weiß.

Nachdem wir uns über die Trennung geeinigt hatten, sagte ich zu Frau Tang: „Früher waren wir beide Mann und Frau, fortan sind wir Bruder und Schwester. Nachdem die Grenzen festgelegt sind, sind wir gegenseitig frei und der alten Bande ledig. Wenn es dir beliebt, dich zu verheiraten, so werde ich dich bis ans Ende als eine vielgeliebte Schwester behandeln usw." Zu diesen Worten wurde ich gedrängt, weil ich nicht wünschte, daß Frau Tang durch das frühere Verhältnis sich irgendwie beengt fühlen sollte, noch den Gedanken etwa Raum gebe, sie habe ihrem früheren Gatten die Treue nicht gehalten.

Da sie jedoch in einer umnachteten Gesellschaft geboren und aufgewachsen war, und einem autokratischen Staatswesen angehörte, das die einzelnen systematisch bevormundet, so war anzunehmen, daß sie kaum eine Ahnung davon hatte, wie gering Nebenfrauen und solche, die eine (geschiedene) Nebenfrau kaufen, von der öffentlichen Meinung eingeschätzt werden. Angenommen aber, sie wäre sich dessen vollständig bewußt gewesen, so wäre bei dem niederen Stand der Moral in China zu befürchten gewesen, daß wenn plötzlich jemand eine Ausnahme von der Regel macht und sich aus Gründen der Vernunft von seiner Nebenfrau trennt, diese den Verdacht der

Unkeuschheit auf sich laden würde, als ob sie darum von ihrem Manne ausgestoßen worden wäre. Oder aber man würde vermuten, sie habe mit der Hauptfrau im Unfrieden gelebt und ihrem Manne das Leben so schwer gemacht, daß ihm keine andere Wahl geblieben sei, als sich von ihr zu trennen. Auf diese Weise wäre nicht nur der gute Name von Mann und Frau geschädigt worden, sondern man hätte auch denen, die am Alten festhalten, Anlaß zu Redereien gegeben, und damit den aufkeimenden Sprossen, die die auf Erweiterung der Frauenrechte hinzielende Bewegung in China schon getrieben haben, die Wurzeln abgegraben.

Ich beeilte mich darum, mein Anliegen den Predigern und Ältesten der Gemeinde vorzutragen, und bat um die Erlaubnis, die Scheidung in der Kapelle der Londoner Mission in Hongkong vornehmen zu dürfen. Ich wählte diesen Ort, weil wir beide hier zur Taufe zugelassen worden waren. Nachdem die Gemeinde die Erlaubnis erteilt hatte, wurde vereinbart, daß die Scheidung am Sonntag, den 5. Februar, veröffentlicht werden solle. Frau Tang hatte sich in einem Brief an mich bereit erklärt, nach Hongkong zu kommen. Da jener Sonntag mit dem chinesischen Neujahrsfest zusammen fiel, so war die Kapelle gedrängt voll.

Nachdem Missionar Pearce von der Londoner Mission seine Predigt beendet hatte, legte der Älteste Au Fung Chi[1]) mit wenigen Worten die Verhältnisse dar und forderte mich dann auf, mich selbst darüber auszusprechen. Darauf erhob ich mich und richtete folgende Worte an die versammelte Gemeinde:

Vor 7 Jahren habe ich hier an dieser Stätte die wahre Lehre angenommen. Im Rückblick auf diesen Zeitraum, der an allerlei Erlebnissen teils freudiger, teils widriger Art reich gewesen ist, muß ich bekennen, daß Gottes Gnade mich auf Schritt und Tritt begleitet hat. Indem ich im Gedanken daran heute meinen Blick gen Himmel richte, empfinde ich eine Freude, die sich nicht in Worte fassen läßt. Gleichsam als Gegengewicht fühlte ich aber in dieser Zeit einen Stachel, der mir beständig ins Herz drang, und den ich dem „Pfahl im Fleisch" vergleichen möchte, von dem der heilige Paulus sagt, daß er ihm gegeben sei. Ich bin nämlich mit der Schmach behaftet, zwei Frauen zu haben. Für diese von den Vätern ererbte Sitte haben selbstverständlich meine Freunde und Verwandte, die das Wort der Wahrheit noch nicht vernommen haben, kein Wort des Tadels; im Gegenteil, sie beruhigen sich dabei, daß es eben so Sitte sei. Und die Brüder und Schwestern

1) Herr Au war früher einige Jahre Lehrer am Orientalischen Seminar in Berlin.

in der Gemeinde, die darum wissen, decken den Mantel der Liebe darüber, weil ich die Nebenfrau geheiratet habe, ehe ich Christ wurde. Einer war aber da, der für mich keine Entschuldigung hatte und mich fortwährend mit Anklagen überhäufte. Und wer war das? Mein eigenes Gewissen. Es gibt Leute, die sagen, man könne sich auf das Gewissen nicht verlassen. Daran mag wohl etwas Wahres sein. Ich habe gehört, daß es in Tibet Gegenden gibt, wo Polyandrie an der Tagesordnung ist.[1])

Diese Sitte wird von den Beteiligten nicht für schimpflich gehalten. Bei uns Chinesen kommt es häufig vor, daß hohe Staatsbeamte mehrere Frauen haben, und das wird nicht nur nicht als Schande angesehen, sondern vielmehr als eine Ehre und Freude. Christus aber lehrt uns, darin eine schwere Verletzung der Wohlordnung zu sehen. Weil nun die Angewöhnungen verschieden sind, so macht das Gewissen mancherlei Wandlungen durch. Alles in der Welt entwickelt sich aber vom Niederen zum Höheren. Welche Umgestaltung zum Besseren die Einrichtung der Ehe in China noch erleben wird, braucht hier nicht erörtert zu werden, da das weiter nicht zur Sache gehört. Was aber gesagt werden darf, ist, daß von dem jetzt lebenden Geschlecht, einerlei ob Christen oder Nichtchristen, die Einehe als Norm angesehen und hochgehalten werde. Während mich der Gedanke umtrieb, mich von meiner Nebenfrau zu trennen, beschäftigte mich gleichzeitig der Gedanke, wie ich ihr behilflich sein könnte, auf eigenen Füßen zu stehen. Ich ermahnte sie, in eine Frauenschule zu treten und sich auf einen Beruf vorzubereiten. Beim Abschied legte ich ihr den Namen Chu-i bei und gab ihr damit zu verstehen, daß sie sich auf den Herrn zu verlassen habe (dies die Bedeutung des Namens: Chu: Herr; i sich verlassen auf), um selbständig zu werden. Im Anfang trat sie in die Chau-Kwong-Schule als Schülerin ein, jetzt befindet sie sich in der nach Luther genannten Frauenschule von Frau Dr. Norpes in Kanton. Im ganzen mögen darüber 6 Jahre vergangen sein. Die Gedanken, die ich ihretwegen nun schon seit Jahren gehabt habe, drängten aber auf Veröffentlichung. Im vorigen Monat suchte ich durch die Vorsteherin der Frauenschule, Frau Dr. Norpes, die ahnungslose Frau Tang auf das Bevorstehende vorzubereiten.

1) Das gilt von Luhul, einer der 2 tibetischen Provinzen am Südabhang der Hauptkette des westlichen Himalaya, die unter indobritischer Herrschaft stehen. Es ist in dortiger Gegend durchaus nichts Seltenes, daß sämtliche Söhne einer Familie, 2 bis 3 oder mehrere, ein Weib gemeinschaftlich nehmen. Der älteste Sohn als der künftige Hausherr wählt sie, und seine Brüder müssen damit zufrieden sein. Sie haben die Frau durchaus zu gleichen Teilen und die in solcher Ehe gezeugten Kinder werden als gemeinsames Gut betrachtet. Die Kinder kennen ihre Väter nur als: Der große, der mittlere, oder der kleinere Vater. Gemildert wird die Anstößigkeit dieser Sitte in der Praxis zum Teil dadurch, daß häufig die meiste Zeit nur einer der Brüder anwesend ist, während die andern auf Monate anderswo ihren Geschäften nachgehen. Auch in dem felsigen Ladak, westlich von Kaschmir, hat Professor Emil Schmidt Polyandrie vorgefunden. Weiber seien verhältnismäßig selten, darum herrsche Vielmännerei vor. Vgl. A. M.-Z. 1874, 447. 1895, 526.

Von Anfang an habe ich den tatkräftigen Beistand dieser Dame erfahren dürfen. Nachdem das geschehen war, sprach ich persönlich mit Frau Tang und wir einigten uns. Nachdem dieser Schritt geschehen war, brauchte und durfte mit der für beide Teile schmerzlichen Trennung nicht länger gezögert werden. Heute stehe ich hier und möchte ein zweifaches aussprechen. Ich bezeuge hiermit vor Gott und Menschen, daß Frau Tang-Chu-i, früher meine geliebte Nebenfrau gewesen ist, und daß sie von heute an von mir wie eine geliebte Schwester angesehen werden wird. Von diesem Augenblick an kann sie frei über sich verfügen, ohne daß ihr von mir dareingeredet werden würde.

Ferner bezeuge ich, daß Frau Tang einen tadellosen Charakter hat, daß sie ein musterhaftes Familienleben geführt und ihr auch nicht das Geringste nachgesagt werden kann. Der Grund, warum wir beide uns heute trennen, ist kein anderer, als die uns zu mächtig gewordene Wahrheit Jesu Christi, die sich wie an der in der Welt herrschenden Vernunft, so auch an unserem eigenen Gewissen legitimiert hat. Noch eines hätte ich (wörtlich: „Der kleine Bruder") zu bemerken. Die vor mir sitzenden Brüder und Schwestern sind alle mit mir derselben allererhabensten Lehre teilhaftig geworden. Ich wünsche, daß Gott sie auch darin befestige. Ich wünsche ferner, daß ihr in festem Vertrauen auf die angenommene Lehre die von den Vätern ererbten Unsitten überwindet, ohne zu fallen und in solche schmerzlichen Umstände hinein zu geraten, wie ich sie persöhnlich durchzumachen hatte. Sollte jemand schon in sie hineingeraten sein, so suche er mit aller Macht sich daraus zu befreien. Gott wird einem solchen gewiß die Hilfe nicht versagen usw."

Als ich ausgeredet hatte, gab Herr Missionar Pearce der Frau Tang das Wort. Diese erhob sich und sagte mit vernehmlicher Stimme:

„Die näheren Umstände unserer Trennung hat Herr Chung schon klar dargelegt, sie brauchen darum von mir (wörtlich: „kleine Schwester") nicht wiederholt zu werden. Nur das eine möchte ich die hier anwesenden Brüder und Schwestern wissen lassen, daß mein heutiger Schritt nicht die Folge von Unfrieden in der Familie, auch nicht die Folge von Meinungsverschiedenheit mit Herrn Chung ist. Im Gegenteil, wir haben uns von Anfang bis zu Ende lieb gehabt, und nur im Gehorsam gegen Gottes Gebot zu diesem Entschluß verstehen können, und sind damit zu einem menschenwürdigen Dasein zurückgekehrt, indem wir aufgehört haben zu leben wie die Tiere."

Viele von den Anwesenden, deren Zahl wohl mehrere Hundert betragen mochte, Chinesen und Europäer, Männer und Frauen klaschten bei diesen Worten mit den Händen und sprachen ihren Beifall aus.

Ich habe stets dafür gehalten, daß die Beziehungen der einzelnen Person zur Gesellschaft von der allergrößten Bedeutung sind. Wenn in diesem Punkte nicht Wandel geschafft wird, so wird dadurch der Fortschritt der Gesellschaft unendlich erschwert und aufgehalten. Auf Kreuz- und Querwegen bin ich endlich dahin gelangt,

das auszuführen, was ich jahrelang mit mir herumgetragen habe und was in mir ungestüm nach einer Ausgestaltung verlangte. Die Gemeinschaft zwischen Mann und Weib sollte die hier beschriebene sein. Wenn es dagegen in das von Liebe und Haß abhängige Belieben des Mannes gestellt wird, wie er sich zum Weibe zu verhalten hat, so wird er sich heute eine Frau nehmen und morgen sie wieder verstoßen. Ja, er kommt vielleicht dahin, ein Nachahmer der Alten zu werden, die nach Belieben ihre Nebenfrauen entließen oder verschenkten und dabei noch meinten, wunder wie großmütig zu handeln. Wo bleibt da die dem weiblichen Geschlecht, als gleichberechtigtem Teil, schuldige Ehrerbietung?

Eine Behauptung des apostolischen Präfekt Nachtwey von Deutsch-Südwestafrika, die der Aufklärung bedarf.

Wie die „Deutsche Kolonialzeitung", das Organ der deutschen Kolonial-Gesellschaft, 1905, S. 376 berichtet, hat der apostolische Präfekt in Deutsch-Südwestafrika, P. Nachtwey, in der zweiten öffentlichen Generalversammlung des Katholikentags zu Straßburg über die katholische Missionstätigkeit berichtet und „dabei seines eigenen hartgeprüften Missionssprengels gedacht, wo achtjährige treue Missionsarbeit so gut wie verloren sei und wo vier der besten Missionare in der Blüte der Jahre, der letzte unter den Kugeln der Aufständischen, gefallen seien." Zur Zeit steht mir der authentische Bericht noch nicht zu Gebote, aber es darf wohl angenommen werden, daß das in der „Deutschen Kolonialzeitung" Mitgeteilte dem wirklich Gesagten entspricht.

Nach diesem Organe hat der apostolische Präfekt u. a. folgendes gesagt:

„Die Wohlfahrt dieser Kolonie, das viele Blut der deutschen Soldaten und Ansiedler, das in den langen Kriegesmonaten vergossen sei, fordere gebieterisch, daß wir die Eingeborenen erzögen, d. h. durch die Arbeit wahre Christen aus ihnen machten, Christen, die nicht bloß getauft seien, sondern denen die Lehre und die Übung des Christentums in Fleisch und

Blut übergegangen sei. Man verurteile mit Recht die Grausamkeiten der Eingeborenen gegen die Deutschen, und dennoch wage er, Redner, sie zu verteidigen und den Schutz der Versammlung für sie anzurufen. Die Eingeborenen müßten ja erst zu Christen erzogen werden. Wie bei uns die Furcht vor dem Gefängnis, vor Zuchthaus und Schaffot nicht hinreicht, um Ordnung und Sittlichkeit aufrecht zu erhalten, so werde auch bei den Wilden nicht die Furcht vor der Peitsche und den Kanonen genügen, um gute Untertanen aus ihnen zu machen. Wenn Redner auch mit Wehmut und Trauer auf die zerstörten Stationen in der katholischen Mission schauen muß, so erhebt ihn doch der Gedanke: die katholischen Missionen haben nicht umsonst unter den ihrer Obhut anvertrauten Negern gearbeitet und gepredigt. Nicht nur hat keiner der katholischen Eingeborenen einen Farmer ermordet, ein Farmhaus niedergebrannt oder gegen die deutsche Regierung die Waffe ergriffen, sondern alle waffenfähigen Männer sind treu gestanden auf deutscher Seite. Sie blieben sich dessen bewußt, was im Katechismus steht: „Du sollst nicht töten — du sollst nicht stehlen." Christen seien sie auch geblieben in den Tagen des Aufstandes; unsere deutschen Soldaten könnten davon erzählen. Redner teilte dann einige Episoden aus verschiedenen Stationen Deutsch-Südwestafrikas mit. Die christlichen Frauen hätten gebetet, während die Soldaten im Kampfe standen. Unser Kaiser habe denn auch der katholischen Mission seine Anerkennung nicht versagt."[1])

Ich lasse den ersten Teil des Zitats auf sich beruhen, obgleich auch in ihm einige Punkte zu einer Beleuchtung herausfordern, und beschränke mich nur auf die Schlußsätze, deren Tendenz deutlich erkennbar ist. Nach dem in dem Organ des Afrika-Vereins deutscher Katholiken „Gott will es" (1905, S. 46 ff.) enthaltenen offiziellen Berichte haben die Oblaten der Unbefleckten Empfängnis in ganz Deutsch-Südwestafrika folgende Stationen: 1. Windhuk mit 35 schwarzen Katholiken und 250 Katechumenen, in denen jedenfalls die 53 Schüler eingeschlossen sind. Ob unter den erwachsenen farbigen Katholiken sich Herero befinden, ist nicht ersichtlich; wenn es aber der Fall sein sollte, so ist jedenfalls ihre Zahl so gering, daß von einer katholischen Hererogemeinde selbst in Windhuk nicht wohl geredet werden kann. 2. Klein-Windhuk wird nur mit 12 Schülern angesetzt. 3. Epukiro, im Nordosten gelegen und erst 1903 begründet, soll vor der Zerstörung bereits 115 getaufte Schwarze und eine große Zahl von Katechumenen, jedenfalls wieder mit Einschluß der 50 Schüler gehabt haben[2])

1) Der Sperrdruck gehört der zitierten Quelle an.

2) Wahrscheinlich sind unter den 115 Getauften auch die 90, welche

— aber es waren, wie die katholische Quelle selbst sagt: „meist Betschuanen." Vermutlich war kein einziger Herero unter ihnen. Die Betschuanen waren aus dem englischen Gebiet herübergekommen und sollen zum großen Teil frühere evangelische Christen gewesen sein. 4. Swakopmund. Farbige Katholiken werden hier nicht angegeben, vermutlich weil keine da sind, jedenfalls keine Herero. 5. Aminuis, im Osten in der Nähe von Gobabis gelegen, etwas älter als Epukiro. Hier sind 8 erwachsene Getaufte, 12 Katechumenen und 70 Schüler — lauter Betschuanen, denn es heißt in unserer Quelle ausdrücklich: „Wir hatten die Betschuanensprache soweit inne, daß wir schon seit lange (?) ohne Dolmetscher fertig werden." Hierher wurden die Flüchtlinge aus dem zerstörten Epukiro gebracht.

Von einem bedeutenden Ergebnis[1]) des sehr zahlreichen katholischen Missionspersonals (nach „Gott will es" 1905, S. 22: 14 patres, 15 fratres und eine nicht bezifferte Anzahl von sorores) kann also kaum geredet werden. Nun besteht aber die sehr geringe Zahl der erwachsenen farbigen katholischen Christen Deutsch-Südwestafrikas nicht aus Herero, sondern wesentlich aus Betschuanen, die als Fremdlinge im Lande von vornherein an dem Aufstande der Herero kein Interesse hatten, vielmehr von diesen als Feinde behandelt wurden, wie die Zerstörung Epukiros beweist — wie kann also der Herr Präfekt aus der Nichtbeteiligung der wenigen katholischen erwachsenen Farbigen einen Ruhm für die katholische Mission machen? Die zahlreichen evangelischen Bergdamra haben sich auch nicht oder doch nur vereinzelt, wenn sie gezwungen waren, an dem Aufstand beteiligt — warum hat der Herr Präfekt der evangelischen Mission das nicht gleichfalls zum Ruhme angerechnet? Es kann aber weder in dem einen noch in dem anderen Falle überhaupt von einem Ruhme die Rede sein, denn die Nichtbeteiligung beider an dem Aufstande hat ihren Grund im Rassengegensatze, wie das bezüglich der Bergdamra die Rheinische Missions-Gesellschaft mit aller Offenheit erklärt hat.[2]) So hätte auch Herr

---

Pastor Watterott „mitten im Kugelregen" auf einmal taufte, als die flüchtigen Betschuanen gegen die sie verfolgenden Herero sich zur Wehr setzten (S. 48).

1) Der „Deutsche Kolonialkalender" (1905, S. 234) gibt in Summa (also mit Einschluß der Kinder) 165 farbige katholische Christen an.

2) Die Rheinische Mission und der Hereroaufstand. 3. Heft, S. 19, Anmerkung.

Nachtweg sagen sollen: „Die katholische Mission befand sich dem Aufstande gegenüber in einer günstigen Lage, denn 1. zählte sie überhaupt nur wenige erwachsene Christen und 2. bestanden diese Christen nicht oder doch nur vereinzelt aus Herero, es fehlte ihnen also jede volkliche Solidarität mit diesen." Sollte es sich nicht so verhalten haben, so wird er hiermit gebeten zu veröffentlichen, ob beim Beginn des Aufstandes die katholische Mission auch nur eine einzige wirkliche Hererogemeinde gehabt hat und aus wie viel erwachsenen waffenfähigen Gliedern sie bestanden bezw. anzugeben, wie viel männliche erwachsene Herero sich unter den katholischen Christen Deutsch-Südwestafrikas befanden? Warneck.

Berichtigung

bezüglich der Bezeichnung einiger Führer der japanischen Armee und Flotte als Christen.

Von Herrn Missionar Ostwald ist mir aus Tokyo folgende Zuschrift zugegangen, die ich mich beeile zu veröffentlichen, um einen Irrtum zu berichtigen, der aus der von mir benutzten Quelle in die A. M.-Z. (05, 249) aufgenommen und von ihr aus weiter verbreitet worden ist. Diese Quelle ist das offizielle Organ des Executive Committee of foreign missions of the Presbyterian Church in the United States: The Missionary (05, 106), wo es wörtlich hieß: „Admiral Togo is a member and Vice-Admiral Uriu is an elder in the Presbyterian Church. It is also stated that General Kuroki and General Oku are members of the Presbyterian Church and their prominence as victorious commanders does not overshadow their prominence as true Christians and men of righteous living. It is said that Field Marchall Oyama, while not a member of the church personally, is in hearty sympathy with it, contributes to it generously and is always ready to say a good word for it and to help it forward. His wife is a very ardent Christian woman. She graduated from Vassar College some years ago and was marked by her religious life while in this country." Ich hielt diese presbyterianische Quelle natürlich für glaubwürdig und bedauere lebhaft, daß ich mich in dieser Annahme geirrt habe[1]).

1) In der mir bei der Korrektur zugehenden Nummer dieses Blattes (Sept. p. 435) heißt es zu meiner nicht geringen Überraschung wörtlich: „So eminent an authority as Prof. Warneck of Germany is given for the

Herr Ostwald schreibt:

„In der Mainummer der „Allgemeinen Missions-Zeitschrift“ findet sich in der „Chronik“ eine Notiz, nach welcher die Admirale Togo und Uryu, ferner die Generale Kuroki und Oku eifrige Christen sein sollen; es werden sogar die verschiedenen Kirchen angegeben, denen obige Männer angehören sollen. Diese Nachricht, von der es mir leider nicht möglich gewesen ist, die englische oder amerikanische Zeitungsquelle festzustellen, bedarf einer starken Berichtigung. In Wahrheit ist nur Admiral Uryu Christ; wie mir D. Greene von der amerikanischen Kongregationalisten-Mission, den ich darüber befragt, mitteilt, ist er früher ein sehr eifriges, tätiges Mitglied der amerikanischen Presbyterianer-Kirche gewesen, in welcher er lange Zeit das Amt eines Ältesten bekleidet hat. In wie weit dieses Lob auch heute noch zutrifft, wagte D. Greene nicht zu beurteilen. — Admiral Togos Berichte über die Seesiege lassen auch nicht den geringsten Zweifel, daß er sich **nicht** zum christlichen Glauben bekennt, da sie sich durchaus in religiösen Ausdrücken bewegen, die der japanischen Staatsreligion, dem Shintoismus, entsprechen. Das gleiche gilt von den Generalen Kuroki und Oku, die wie Togo der alten Schule angehören, d. h. der Zahl der Alten, welche mit der Restauration in Japan zugleich dem Shintoismus zu neuem Leben verhalfen, weil er ihnen der kaiserlichen Würde und Hoheit am nachdrücklichsten im Volke Boden und Sicherheit zu geben schien. — Die Frau des Marschall Oyama ist Christin; sie hat ihre Erziehung vollkommen in Amerika genossen und ist dort auch getauft worden. —

Auf eins muß ich in diesem Zusammenhange besonderes Gewicht legen. Die Berichte von den Siegen zu Wasser und zu Lande haben den Führern der japanischen Armee und Flotte des öfteren Gelegenheit geboten, auf die „Hilfe des Himmels“ hinzuweisen, ohne welche so unerwartet große Erfolge nicht errungen worden wären. Mündliche Berichte von der Front stellten weiter den Soldaten das Zeugnis aus, daß das Fragen und Suchen nach einer friedengebenden Religion vor und in den Schlachten immer größer geworden sei. Man darf sich getrost darüber freuen, auch wenn dieses Fragen und Suchen zunächst sich mehr dem Buddhismus, als dem Christentum zugewendet haben. — Etliche der überhaupt nur noch lebendig zu nennenden japanischen buddhistischen Sekten, besonders der Zensekte hat der Krieg einen

---

statement that Admiral Togo is a Christian. One would not infer that this is a fact from reading his address to the emperor, in which he attributes his success in the great naval battle to the help of the „Spirits of our ancestors.“ Vice-Admiral Uriu is a Christian and a Presbyterian. The statement has been made that Generals Kuroki and Oku are both members of the Presbyterian church. We have sought for satisfying evidence of this fact, but have notyet been able to find it.“ Der Herausgeber muß entweder ein sehr vergeßlicher Mann sein, daß er nicht mehr weiß, was er S. 106 in der Märznummer — die betreffende Notiz der A. M.-Z. steht in der Mainummer — geschrieben hat, oder er muß den Irrtum bemänteln wollen, der ihm passiert ist.

neuen Ansporn zur Seelsorge und zur Missionstätigkeit gegeben. So hat die Zensekte kurz nach der Einnahme Port Arthurs dort eine Missionsstation eröffnet.

Den Christen im japanischen Heere wird von ihren Offizieren hohes Lob gespendet, worüber man sich mit Recht sehr freuen darf. Nach Briefen, die sie selbst an ihre Gemeinden gerichtet haben, lassen sie keine Gelegenheit für Bezeugung ihres Glaubens vorübergehen, treiben auch auf stille Weise Mission unter ihren Kameraden. Unter den jüngeren Offizieren gibt es eine ganze Anzahl Christen, unter den älteren sehr wenige, ja, man darf getrost sagen, daß unter diesen noch immer ein starkes Vorurteil gegen das Christentum vorherrscht und sich auch hie und da im geheimen fühlbar macht. — Der „Christliche Verein junger Männer" ist hinter der Front durch Einrichtung besonderer Lesehallen und Unterhaltungsräume tätig gewesen. Der Zuspruch zu diesen Hallen von Seiten der Soldaten, die hier vielerlei freigebig dargebotene Gaben wie Briefpapier, Bücher, Spiele 2c. vorfinden, ist sehr groß. Über den Wert dieser Art Mission wird natürlich verschieden geurteilt je nach dem Standpunkt, den man überhaupt zur Mission einnimmt. — In Japan selbst wird von vielen Seiten unter Verwundeten und ausfahrenden Leuten Mission getrieben. Die Verteilung von Bibeln, Traktaten 2c. ist weithin organisiert; die Verwundeten greifen besonders gern nach allem Lesbaren, was ihnen geboten wird.

Die Arbeit des Christlichen Vereins junger Männer wurde vom Kaiser durch eine einmalige Gabe von 10000 Yen — 20000 Mark unterstützt, wie er auch andere christliche Anstalten, besonders Waisenhäuser, durch größere Gaben aus seiner Privatschatulle ausgezeichnet hat. — Über die Wirkung des Krieges auf das Wachstum und die Gestaltung des Christentums in Japan hoffe ich in nächster Zeit ausführlicher werden zu können an anderer Stelle."

Chronik.

Drei führende Geister Jungindiens. In Kalkutta sind kurz nacheinander drei Führer der Geister in dem Ringen mit der neuen Kulturwelt gestorben. Im Januar ging Iswar Tschandra Vidyasagar heim, einer der Vorkämpfer der sozialen Reform. Im Jahre 1820 als Sohn des Thakur Dass Banerdschi in Birsingha, einem Dorfe des Hugli-Distrikts geboren, wurde dieser hochbegabte Bengale 1846 zum obersten Pandit an der englisch-indischen Hochschule Fort William Kollege in Kalkutta ernannt. In den folgenden zwölf Jahren nahm er mehrere bedeutende und einflußreiche Stellungen im bengalischen Unterrichtswesen ein. Zu jener Zeit begann er auch seine literarische Tätigkeit und richtete sein Hauptaugenmerk auf die Bekämpfung des Verbots der Witwenheirat und der Mißstände des Kastensystems. Wegen seines

ausgedehnten Wissens erhielt er von seinen bewundernden Landsleuten den Titel Vidyasagar, Ozean des Wissens; durch die Eleganz seines bengalischen Prosastils galt er als der beste Klassiker dieser Sprache.

Am 20. Januar starb in Kalkutta Debendra Nath Tagore, um die Mitte des letzten Jahrhunderts einer der gefeiertsten Führer der religiösen Reform. Im Jahre 1817 als Sohn des berühmten, reichen Großkaufmanns Dwarka Nath Tagore, des Mitbegründers der ehedem bedeutenden Firma Carr, Tagore u. Co., geboren, wandte sich sein Interesse frühe den religiösen und philosophischen Problemen zu und schloß er sich schon als Jüngling dem edlen Radscha Mohan Roy an. Nach dessen frühem Tode 1833 erlangte er in der von ihm begründeten religiösen Gesellschaft, dem Brahma Samadsch oder Gottesverein, bald eine führende Stellung. Er sah seine Aufgabe hauptsächlich darin, im Gegensatz zu der durch den Einfluß der evangelischen Missionare hervorgerufenen Strömung, den Verein möglichst auf dem Boden der Veden und der brahmanischen Überlieferung zu erhalten. Aber er hatte das Schicksal aller Reformer, welche auf halbem Wege stehen bleiben; er wurde überholt. Unter der Führung des feurigen, beredten und religiös veranlagten Babu Keschab Tschander Sen spaltete sich der Brahma Samadsch, und weitaus der größte Teil wandte sich dem glänzenden, aufgehenden Sterne zu. Debendra Nath Tagore begründete zwar mit dem ihm treu bleibenden Reste (1858) den Adi Samadsch, den „echten oder ursprünglichen Verein"; aber es gelang ihm nicht mehr, diesem und seinen Anhängern zu größerer Bedeutung zu verhelfen. Er starb im Alter von 87 Jahren, von seinen Freunden als der Mararschi, der „große Prophet", gepriesen; ein Leichenbegängnis wie seine Verbrennung soll das gegenwärtige Geschlecht Kalkuttas nicht erlebt haben.

Am 27. Mai starb in Kalkutta der auch in Europa bekannt gewordene Babu Protap Tschander Mozumdar. Auch er entstammte einer vornehmen und reichen Familie Bengalens und war der begeisterte Freund des eben erwähnten Babu Keschab Tschander Sens, des bedeutendsten und genialsten religösen Reformers, den Indien im 19. Jahrhundert hervorgebracht hat. Er ist auch der verständnisvolle Biograph seines fast abgöttisch verehrten Freundes geworden. Nach dem Tode Keschabs 1884 ging die Führung der von diesem gegründeten religiösen Partei an Protap Mozumdar über, und durch seine gewinnende, würdevolle Erscheinung, seine vollendete abendländische Bildung und seine religiöse Wärme genoß er besonders in den Kreisen der englischen Gebildeten in Bengalen hohes Ansehen. Er stand dem Christentum im Grunde seines Herzens sympathisch gegenüber und hing besonders mit schwärmerischer Liebe an dem Bilde Jesu Christi, in dessen Leben und Vorbild er sich immer von neuem versenkte und das er seinen Landsleuten mit feurigen Worten anpries. Aber er war keine Kampfesnatur. Der Staub und Aufruhr der Tageskämpfe war seiner Seele im Grund zuwider. Deshalb zog er sich 1902 vom öffentlichen Leben zurück mit einer damals viel besprochenen, elegischen Erklärung. Die drei Heimgegangen sind edle Geister; sie haben das Beste ihres Volkes gewollt und haben Jahre ihres Lebens in den Dienst des Volkswohls, wie sie es verstanden, gestellt. Aber alle drei haben nur eine

kurze Periode der Öffentlichkeit, die sich trotz ihres langen Lebens bei keinem über zwei Jahrzehnte ausdehnt. Dann zogen sie sich, als sie heftige Widerstände fanden und die Entwicklung nicht nach ihren Wünschen verlief, enttäuscht in die Muße eines behaglichen Privatlebens zurück. Und doch knüpft sich an diese drei glanzvollen Namen eine Epoche der indischen Geistesgeschichte.

Jul. Richter.

* * *

Die große **Erweckungsbewegung in Wales**, über welche die Kirchenzeitungen reichlich berichtet haben (vergl. auch Öhler: „Die religiöse Bewegung in Wales." Stuttgart. 1905. Gundert.), zieht ihre Kreise immer weiter über ihr ursprüngliches Gebiet hinaus, nicht bloß in England, wo sie die diesjährige bekannte Keswick Konvention beherrschte, in Schottland und an verschiedenen Orten des Kontinents, besonders in Skandinavien und auch in Deutschland ebenso in Nordamerika, sondern sie ist bereits auch auf mehrere Missionsgebiete übergesprungen (Miss. Rev. 05, 678). Zunächst nach Assam, wo in den Khasi-Bergen die Walliser Calvinischen Methodisten eine erfolgreiche Mission betreiben (Ebd. 614. 713), aber auch zu den Telugu in Vorderindien und nach Madagaskar (Chron. 05, 266); an anderen Orten wird sie erwartet. Diese ganze Bewegung ist unverkennbar ein Werk aus Gott, wie die Lebensumwandlung bezeugt, welche sie bei zahlreichen Erweckten bewirkt hat, und man kann nur mit Freude und Dank sie begrüßen und Gott bitten, daß ihre belebende Kraft sich auf immer weitere Kreise in der heimatlichen Christenheit wie in der Missionswelt erstrecken möge. Freilich soll man aus der Geschichte der Erweckungen auch die heilige Nüchternheit lernen: die begleitenden ekstatischen Erscheinungen und psychischen Erregungen nicht zu überschätzen, die zu überschwänglichen Ausdrücke, zu welchen die begeisterte Anfangsfreude leicht verleitet, zu mäßigen und vor jeder Künstlichkeit, die Bewegung nachmachen zu wollen, sich zu hüten. Je geistlich gesunder eine Erweckung behandelt wird, desto mehr Frucht bleibt.

* * *

Welche bedeutenden finanziellen Leistungen die nordamerikanischen Sonntagsschulen für die Mission, allerdings mit Einschluß auch der sog. Domestic Mission, aufbringen, zeigt u. a. eine Angabe im Spirit of Missions (05, 620), dem Organ der Prot. Episcopal Church in the u. St. of Am., nach welcher im Jahre 1904 innerhalb dieser ca. 700000 volle Kirchenglieder zählenden Kirchengemeinschaft in 3276 Sonntagsschulen 454452 Mk. gesammelt wurden. Wie dürftig sind dagegen die Sammlungsergebnisse in den deutschen Sonntagsschulen!

* * *

Nach dem Int. (05, 688) soll eine Petition an das Erziehungs-Departement in Peking abgegangen sein, welche um die Errichtung eines kaiserlichen Kollege für die besondere Ausbildung buddhistischer Mönche nachsucht, und das Monatsblatt der Norddeutschen M.-G. (05, 83) berichtet sogar von der Begründung eines „ostasiatischen Kulturbundes zur Stärkung der nationalasiatischen Kräfte." „Ein umgestalteter Buddhismus soll das Bindeglied zwischen

den asiatischen Völkern, und dieser buddhistische Kulturbau der christlichen Kultur des Westens gegenüber gestellt werden. Zu diesem Zweck fanden in Tokyo Zusammenkünfte buddhistischer Würdenträger aus Japan, China, Indien und Siam statt; japanische Buddhisten bereisten Ost-, Süd- und Mittelasien, um ihren Bestrebungen den Boden zu bereiten. Einer dieser Agitatoren schlug vor, in Japan eine große konfuzianisch-buddhistische Universität zu gründen und im Zusammenhange mit ihr eine Akademie, die der geistige Mittelpunkt der ganzen buddhistischen Welt Asiens werden soll." Auch aus Ceylon wird ein Aufleben des Buddhismus gemeldet (Ev. Miss.-Mag. 05, 249).

Wir werden dieser Bewegung besondere Aufmerksamkeit widmen müssen; sie ist ein charakteristisches Zeichen der Zeit und stellt der christlichen Mission einen ernsten Kampf, wenn nicht gar eine Verfolgung in Aussicht.

* * *

Dagegen kommen fortgehend erfreuliche Nachrichten, wie aus der Mandschurei, wo man jetzt ernstlich die Errichtung eines Seminars zur wissenschaftlichen Ausbildung eines eingeborenen Lehrstandes erstrebt (Unit. Free Ch. Rec. 05, 411. 419), so auch aus **Korea**, wo die verschiedenen Religionsorgane, 4 presbyterianische und 2 methodistische, einmütig beschlossen haben, sich zu einer einheitlichen „protestantisch-christlichen Kirche" (Tâ Hän Jesu Kyo whol) zusammenzuschließen und zunächst ein gemeinschaftliches Gesangbuch und Kirchenblatt herauszugeben, die Erziehungsanstalten und Hospitäler zusammenzulegen und eine Generalkonferenz zu berufen, in welcher das Unionswerk weiter gefördert werden soll (Miss. Rev. 05, 689).

* * *

Wie der Sekretär des For. Mission Board of the National Baptist Convention in der Miss. Rev. (05, 599) mitteilt, zählen zur Zeit in den Vereinigten Staaten die **baptistischen Negerchristen** 2110269 members in 16544 Gemeinden, also fast 250000 mehr als in der 8. Auflage meines „Abriß" (S. 221) angegeben ist. Leider ermöglichen es die amerikanischen Quellen bis heute noch nicht, die Gesamtzahl der christlichen Neger in den Vereinigten Staaten mit statistischer Sicherheit anzugeben, aber jedenfalls ist diese Zahl eher zu niedrig als zu hoch, wenn man sie, wie mein „Abriß" tut, auf 7¼ Million berechnet. Wie die angeführte Quelle mitteilt, treiben die baptistischen Neger auch außerhalb der Vereinigten Staaten selbständige Heidenmission, nämlich in Südafrika, wo sie mit der dortigen (englischen) Baptist Union Gemeinschaft pflegen und mit der äthiopischen Bewegung unverworren zu bleiben suchen. Sie zählen hier (mit Einschluß von Natal) 5500 getaufte Glieder. Ferner sind sie tätig in Westafrika (1400 members), in britisch Ost-Zentralafrika (105 m.), in britisch-niederländisch Guyana und in Westindien (1300 m).

Literatur-Bericht.

The Encyclopedia of Missions, descriptive, historical, biographical, statistical. Edited under the auspices of the bureau of missions by Dwight, Tupper and Bliss. 2. edition. Funk and Wagnalls Comp. New-York and London 1904. 25 sh. Während die erste 1892, 197 ff., in dieser Zeitschrift besprochene Ausgabe dieser Enzyklopädie 2 starke Bände mit 661 + 679 Quartseiten in kleingedruckten Doppelkolumnen umfaßte, ist die zweite auf einen Band von 851 Seiten in demselben Format und Druck reduziert und durch diese Kürzung fast ein neues, viel billigeres und handlicheres, aber nicht durchweg wertvolleres Buch geworden. Allerdings sind manche Inkorrektheiten und Defekte der ersten Ausgabe, z. B. bezüglich der deutschen Missionen in dieser zweiten richtig gestellt bezw. ergänzt, sodaß sie nach dieser Seite hin als eine verbesserte bezeichnet werden darf, wie überhaupt der Fleiß alle Anerkennung verdient, mit welchem möglichste Zuverlässigkeit der Angaben erstrebt worden ist; auf der anderen Seite aber haben Weglassungen, z. B. der Bibliographie, stattgefunden, die einen Verlust bedeuten.

Am befriedigendsten ist die große Reihe derjenigen Artikel, welche der Titel als descriptive bezeichnet. Sie umfaßt die geographischen, ethnologischen und linguistischen Beiträge, die teils selbständig behandelt, teils in die geschichtlichen Übersichten über die einzelnen Missionsgebiete eingewebt und soweit ich Stichproben angestellt habe, meist korrekt, wenn auch nicht immer charakteristisch genug sind. Besonders zahlreich sind die Missionsstationen bezw. solche Orte in den nichtchristlichen Ländern vermerkt, welche für die gegenwärtige Mission von Bedeutung sind (ca. 5000); sie sind wohl meist dem betreffenden Index in Beach: Geography and Atlas of Protestant Missions entnommen, denn wiederholt finden sich nicht nur die Namen in derselben unrichtigen Schreibung, welche schon die Besprechung dieses Atlas in der A. M. Z. (1903, 288 f.) notierte, sondern auch dieselben unrichtigen Angaben sind aufgenommen, welche Beach bei verschiedenen Stationen gemacht hat, z. B. daß Tai-ping-fu in der Provinz Kwangsi eine Station der Rheinischen Mission sei. Hätten die Herausgeber Gundert's „Evangelische Mission", 4. Auflage, gekannt, so würde ihnen das ebenso umfangreiche wie zuverlässige Register dieses Buchs mit seinen auch etwa 5000 geographischen Namen eine wertvollere Hilfsquelle geworden sein als Beach.

Die historischen Beiträge umfassen außer den Übersichten über die evangelischen Missionsgesellschaften und den an die Beschreibung der Missionsgebiete angeschlossenen geschichtlichen Mitteilungen — 5 größere Artikel: die Ausdehnung des Christentums über die Welt in den verschiedenen Perioden; die apostolische und altkirchliche; die mittelalterliche; die gegenwärtige evangelische und die katholische Mission. Die Mission der russisch-orthodoxen Kirche fehlt, obgleich sich ein Artikel über Rußland findet. Auch die religionsgeschichtlichen Aufsätze können zu dieser Rubrik gerechnet werden. Was die Missionsgesellschaften anbetrifft, so sind die englischen und amerikanischen sämtlich als selb-

ständige Artikel behandelt, während die übrigen meist unter dem Namen des Landes, dem sie angehören, zusammengestellt sind, was den doppelten Vorteil gewährt, 1) daß man sie leicht findet und 2) daß man sofort eine Übersicht über die gesamte Missionsleistung des betreffenden Landes erhält, während bezüglich der englischen und amerikanischen Gesellschaften beides nicht der Fall ist, ein Mangel, der auch durch die übrigens auch sonst wenig genügende Tabelle A im Anhang nicht ersetzt wird. Im großen und ganzen sind die missionsgesellschaftlichen Beiträge korrekt, nur sind die einzelnen Missionsorgane nicht im Verhältnis zu ihrer Bedeutung ebenmäßig behandelt, ein Fehler, der sich überhaupt durch das ganze Werk hindurchzieht, und unter den Gesellschaften sind manche aufgeführt, die nicht selbständig aussendende Missionsorgane sind. Die allgemeinen Übersichten mögen mit Rücksicht auf die für sie gebotene Kürze genügen; am wenigsten ist es der Fall bei der über die moderne protestantische Mission, der die großen Gesichtspunkte fehlen, und bei der katholischen Mission, die im Verhältnis zu der Ausführlichkeit, mit welcher ihre ältere Geschichte behandelt wird, die neuere über das Knie bricht. Ganz irreführend sind über dieselbe die statistischen Angaben, besonders in Appendix VI, weil in ihnen keine Rücksicht genommen ist auf den von dem evangelischen unterschiedenen katholischen Missionsbegriff. Vergl. meinen „Abriß" 8. Aufl.: „Anhang über die katholische Mission" S. 169. Überhaupt ist in dem ganzen Werke, vornehmlich in den Tabellen des Anhangs, die Statistik übel bestellt. Und das kommt daher, daß das voluminöse Buch weder einen Artikel über den Begriff „Mission" — was S. 562 beiläufig bemerkt wird, genügt nicht — noch einen über „Missionsstatistik" enthält, der die Grundsätze derselben normiert. Vergl. meine Bemerkungen zur ersten Ausgabe 1892, 199 f. Auf einzelnes einzugehen verbietet der Raum. Nur ein paar summarische Zahlen aus der Tabelle B. zu Appendix V seien angeführt. Für China werden 144238, für Indien 699874, für den indischen Archipel mit Einschluß der Philippinen und Neuguinea 85753, für Ozeanien 103527, für Gesamt-Amerika — noch dazu mit Einschluß von Mexiko mit 22000 — 177187 professing Christians angegeben, darunter für Westindien 69932!! Vergl. die entsprechenden Zahlen in meinem „Abriß" 8. Aufl.: 210000; 1100000; 415000 (allein Niederländisch-Indien); Ozeanien: 293000. Amerika: 8422500, darunter Westindien 840000. Das sind doch exorbitante Unterschiede.[1]) Vergebens suchte

1) Während ich dies schreibe, erhalte ich die August-Nummer der Miss. Rev. of the World, die unter andern einen von Rev. Dwight also einem Mitherausgeber der Enzyklopädie, verfaßten Artikel bringt: The distribution of missionary forces in Africa, der gleichfalls eine total unrichtige afrikanische Missionsstatistik bringt, die noch dazu in starkem Widerspruch steht zu der in der Enzyklopädie gegebenen; sie gibt nämlich als Gesamtsumme der professing Christians auf dem afrikanischen Kontinente 527790 an, während Tafel B des Appendix V der Enzyklopädie 731591 berechnet. Ich hebe nur eine Einzelheit heraus, um zu zeigen wie unzuverlässig diese statistischen Angaben sind; für die Kapkolonie gibt die Miss. Rev. 64660 farbige evangelische Christen an, während in Wahrheit ihre Zahl über 400000 beträgt. In der Tafel B. der

ich in der neuen Auflage nach einer Angabe der Zahl der christlichen Neger und der Indianer Nordamerikas. Über die letzteren enthält diese zweite Auflage überhaupt keinen Artikel und über die Christianisierung der Neger gibt die Unterabteilung: The American negro in dem Artikel: Negro race keine Auskunft. Nur zerstückelt finden sich einige statistische Angaben gelegentlich der Übersichten über einige der unter den Negern arbeitenden Missions-Gesellschaften. Auch diese nicht zu rechtfertigende Unterlassung beruht auf einem falschen Missionsbegriff (vergl. meine Bemerkungen zu der Missionsstatistik von Dennis, A. M.-Z. 1902, 330 f.), der die Enzyklopädie folgt. Auch über die ärztlichen und die Frauenmissionen habe ich vergeblich nach befriedigenden Gesamtübersichten und nach Gesamtstatistiken gesucht. Ebenso sind die literarischen Angaben sehr lückenhaft und unebenmäßig, über die Gesamt-Missionsgeschichte, wo man sie unter dem Artikel: History erwartet, fehlen sie ganz; desgleichen sind die missionsgeschichtlichen Monographien über die Hauptmissionsgebiete nur sporadisch genannt. Eine Enzyklopädie muß aber doch über die betreffende Literatur allseitige Auskunft geben.

Biographische Artikel sind zahlreich vorhanden, aber der Hauptanteil derselben, weit mehr als die Hälfte, entfällt auf amerikanische Missionare, was uns Europäern, die wir mit manchen unter diesen vielleicht wenig bekannt sind, ja willkommen, aber doch nicht eine ebenmäßige Verteilung ist. Besonders stiefmütterlich sind die kontinentalen Missionare behandelt, von denen z. B. um nur einige zu nennen: Riedel, Hugo Hahn, Ernst Faber, Riis, Hebich, Mögling, Christaller, Kropf, dessen Name sogar unter den Bibelübersetzern nicht genannt ist, Casalis, Mabille, Coillard ganz übergangen sind. Wie es scheint, sind grundsätzlich noch lebende Missionare nicht aufgeführt, obgleich vielleicht gerade für sie die Leser der periodischen Missionsliteratur ein besonderes Interesse haben. Auch einigen Frauen und eingeborenen Missionsarbeitern ist die Ehre einer biographischen Behandlung zuteil geworden. Rech- ungleichmäßig sind die um die Leitung der Mission wie um die Weckung und Pflege des heimatlichen Missionslebens verdienten Männer behandelt; einige werden gelegentlich der Übersicht über die Gesellschaften, denen sie zugehörten, kurz erwähnt, aber wenn man sie unter dem Anfangsbuchstaben ihres Namens sucht, so fehlen beispielsweise Männer wie Ch. Simeon, Pratt, H. Venn, Anderson, Kalkar, Vahl, Heldring, Wallmann, Spittler, Josenhans, L. Harms, Graul, Fabri, Wangemann, Zahn.

Endlich enthält die Enzyklopädie noch eine stattliche Reihe von Artikeln, die man als missionstheoretische bezeichnen kann, nur sind die Stichworte, unter denen sie stehen, nicht immer so gewählt, daß man leicht findet, was man sucht. Die Übersicht über diese Artikel und ihre Auffindung wäre sehr

---

Enzyklopädie werden allein auf die South Afr. Wesl. Miss. Soc. 209627 verrechnet! In eben dieser Tafel, um das noch nachzutragen, werden für die afrikanischen Inseln insgesamt 49614 professing Christians angegeben, es kommen aber allein auf Madagaskar 280—290000! Solche mit der Wirklichkeit im krassen Widerspruch stehende Differenzen sind mir unerklärlich.

erleichtert worden, wenn ein General-Artikel unter dem Stichwort „Mission" in etwa folgender systematischer Ordnung sie rubriziert und auf sie verwiesen hätte: Begriff der Mission. Biblisch-theologische, ethnologische und religionsgeschichtliche Begründung der Mission. Organe der Mission. Objekt der Mission. Aufgabe der Mission und Stellung derselben zu den großen sozial-ethischen Problemen. Die Missionsmittel: das Sprachproblem (die Christianisierung der Sprache); die Missionspredigt; die missionarische Schule; die missionsliterarische Tätigkeit; die Frauenmission; die ärztliche und industrielle Missionstätigkeit; die Taufe; die Erziehung zur Selbständigkeit der eingeborenen Christen und Kirchen; der eingeborne Lehrstand; die finanzielle Selbstunterhaltung; die gemeindliche und kirchliche Organisation — also etwa nach der Disposition meiner „Evangelischen Missionslehre", die den Herausgebern nicht bekannt zu sein scheint. Nicht alle diese Gegenstände sind behandelt worden. Es finden sich Spezialartikel über Zweck, Motive und Unterhaltung der Mission; über ihre Organisation; über die Qualifikation der Missionare; über die Stellung der Mission zur Sklaverei (nicht aber zur Polygamie, Kaste und dem Ahnendienst); über erzieherische, literarische, ärztliche und industrielle Missionstätigkeit; über Mitarbeit der Eingebornen und kirchliche Organisation; über Missionshöflichkeit (comity) usw., außerdem ein 7 Spalten langer Artikel: Methods of missionary work, der aber auf Grund seiner unzureichenden Teilung der Methoden in evangelistische und pastorale, die großen Grundprobleme des Missionsbetriebs teils gar nicht, teils nur sehr oberflächlich berührt.

Auf die Appendices[1]) ist viel Sammelfleiß, aber nicht durchgängig genug Kritik verwendet, so daß ihr Wert nur ein relativer ist. Als Ganzes ist das Werk trotz der reichlichen Ausstellungen ein nützliches Nachschlagebuch, das unter der Fülle seines vielseitigen Inhaltes ein reichliches Maß brauchbaren Missionswissens bietet. Warneck.

1) Es sind ihrer 6: I. Directory of foreign missionary societies. II. Chronological table of the extension of Prot. missions from the time of Carey. III. List of Bible versions. IV. Missionaries' who have made translations or revisions of holy scripture. V. Statistical tables: A. The operations of Prot. missionary societies in non Christian lands. B. The foreign missionary fields of the Prot. societies — (in beiden sind aber auch katholische Länder miteingeschlossen, in denen Evangelisationsarbeit getrieben wird). C. Prot. missions to the Jews. VI. Roman cath. foreign missions.



Ernst Röttgers Buchdruckerei, Kassel.

Die Bedeutung Hudson Taylors.

Von P. F. Hartmann-Paderborn.

Wir bezeichneten Hudson Taylor in dem kurzen Nachruf unmittelbar nach dem Eintreffen der Todesnachricht (A. M. Z. 1905, S. 342 ff.) als einen Chinamissionsmann von Gottes Gnaden, dessen Heldenmut und Glaubenskraft für die ganze Kirche Gottes auf Erden etwas Stärkendes haben müßten. Für genauere Nachrichten über ihn und sein Werk konnten wir auf frühere Jahrgänge der A. M. Z. verweisen. Aber schon die wenigen in der Julinummer mitgeteilten Zahlen über die China-Inland-Mission geben ihrem Gründer eine solche Bedeutung für die Missionsgeschichte, die der A. M. Z. die Pflicht auferlegt, noch einmal auf ihn ausführlicher zurückzukommen. Es wird die Leser interessieren, manches zu hören aus den bedeutsamen Kundgebungen über Hudson Taylor, die nach seinem Tode erfolgt sind in der Presse und in Gedächtnisfeiern in Schanghai und andern Orten Chinas, wie außerhalb Chinas, vor allem in London. Es ist sehr bemerkenswert, daß sich an diesen Kundgebungen in hervorragendem Maße auch Vertreter von anderen Missionsgesellschaften beteiligt haben, darunter solche, die Taylor persönlich wenig oder gar nicht gekannt hatten. Eine Anerkennung möge zuerst erwähnt werden von einer Seite, wo es überraschen konnte. Ich meine nicht von der „Times" und anderen politischen Blättern, denn daß diese auch hervorragende Missionsmänner würdigen, ist man in England gewöhnt, sondern von einem Bischof, der zu der hochkirchlichen Partei der Kirche von England gehört, und der in der Pfingstwoche, also sofort nach Ankunft der Todesnachricht, im „Guardian", dem Organ dieser Partei, Taylor einen sehr ehrenden Nachruf gewidmet, und darin u. a. gesagt hat, jedermann würde anerkennen, daß sein Werk das Werk des heiligen Geistes sei.

Ausführlich sei ein Artikel aus dem Chinese Recorder wiedergegeben von Dr. Goodrich, einem Missionar des Am. Board, der seit 40 Jahren in China arbeitet, Taylor nicht persönlich nahe gestanden oder etwa ihn mit den Augen eines schwärmeri-

schen Verehrers angesehen hat. Der Artikel ist überschrieben: „Das Geheimnis der Macht, eine Betrachtung über das Leben von J. Hudson Taylor." Es heißt da nach einer Einleitung über 2. Kön. 2, 12:

„Der feurige Wagen ist nach China gekommen und hat einen Propheten aus unserer Mitte zum Himmel geholt. Wir schauen ihm nach und rufen auch: „Mein Vater, mein Vater, Wagen Israels und seine Reiter." Ein halbes Jahrhundert lang hat Hudson Taylor sein bestes Lebensblut China gewidmet. Vierzig Jahre lang hat er sein Leben dargegeben, um die China-Inland-Mission auszubauen und dieses ganze Land, das ein Erdteil sein könnte, zu bekehren. Diese Arbeit war gleicher Weise sein Gebet und sein Gesang, seine Last und seine Lust. Mehr als ein Vierteljahrhundert lang hat er vor den Kirchenkreisen dreier Erdteile und Australiens in hellem Lichte dagestanden. Und jetzt, wo er geschieden ist, trägt der elektrische Funke die Nachricht mit Blitzesschnelle nach jeder Hafenstadt Chinas, nach London, Philadelphia, Toronto und Melbourne. Die ganze englischsprechende Welt (und wir können hinzufügen: auch die evangelischen Christen anderer Sprachen) hat es vernommen, daß dieser schwer arbeitende, müde Bruder, seine Ruhe und seine Krone erlangt hat.

Worin bestand nun das Geheimnis von Hudson Taylors Größe? Denn daß er ein außerordentlicher Mann war, können wir nicht bezweifeln.

Machte eine hervorragende Begabung seine Größe aus? Gewiß besaß er Gaben nach verschiedenen Seiten hin, wie uns vor einigen Tagen so gut gezeigt wurde. Aber man hatte niemals den Eindruck, daß seine geistigen Fähigkeiten so hervorragend glänzend waren, daß nicht viele seiner Mitarbeiter es darin ihm hätten gleich tun können. Er war keineswegs ein Wunder der Gelehrsamkeit oder des Talentes oder der Fähigkeit irgend welcher Art.

War er ein geborener Führer? Vielleicht, doch machte er einem nie den Eindruck eines Führers. Er schien so still, so anspruchslos und demütig, daß man sich ihn nicht ganz leicht als den Gründer und Leiter eines großen Getriebes denken konnte, bis zu dessen fernsten Grenzen er seinen Einfluß fühlbar machte. Ein Draußenstehender hatte nie von ihm den Eindruck eines Mannes, der zum Herrschen geboren ist.

Hatte seine persönliche Erscheinung etwas Gebietendes? Kaum. Er war so unscheinbar und bescheiden, obwohl das Werk, das er ausführte eine so achtunggebietende und bedeutsame Erscheinung in der Evangelisation der Welt ist.

Besaß er ganz hervorragende Weisheit? Zweifellos hatte er ein gesundes Urteil und gute Unterscheidungsgabe. Daß er einen offenen Sinn hatte und im Lauf der Jahre, beim Wachsen der Mission vieles zugelernt hat, ist augenscheinlich. Er wurde weiser in der Aus-

wahl der Menschen, in der Missionsmethode, in der Vervollkommnung der Organisation, in der Fürsorge für die Missionare wie in ihrer Erziehung und in der weiten Ausdehnung seines Einflusses. Alle diese Dinge zeigen seine wachsende Weisheit, dennoch lag nicht in ihr das Geheimnis seiner Kraft.

Worin lag nun dieses Geheimnis? Wie kam es, daß H. Taylor angesichts übermenschlicher Schwierigkeiten der von ihm geleiteten Mission eine Ausdehnung gab, bis sie geradezu einem Riesenkraken glich, der seine Fangarme bis zu den entferntesten Grenzen Chinas ausstreckte, mit Einschluß der Stämme der Ureinwohner und bis nach Tibet hinein? Manches kommt einem in den Sinn, was zu seiner Macht beitrug.

1. Die Rettung Chinas war bei ihm eine Leidenschaft.

Er hätte sagen können, was jemand von sich schrieb: „Ich habe nur eine Passion." Ich wiederhole: Diese Arbeit war gleicher Weise sein Gebet und sein Gesang, seine Last und seine Lust. Wo er auch war, was er auch tun mochte, „dies Eine" war immer auf dem tiefsten Grunde seines Herzens. Man wird erinnert an den dreimal wiederholten Notschrei des John Knox, der aus dem Walde erscholl: „Gib mir Schottland, oder ich sterbe!" Das Verlangen nach der Missionierung Chinas war, wie das Wort beim Jeremia, wie ein Feuer in seinen Gebeinen. Es trieb ihn fort und fort bis zum Ende. Und schließlich, als seine Lebenskräfte erschöpft waren, als der Todesengel schon nach seinem Herzen fühlte, da trieb es ihn über die weiten Strecken von Land und Meer nach China hin. Er mußte die Provinz sehen, für die er so lange gebetet hatte und über die junge Kirche dort seinen Segen hauchen. Ich nenne

2. Seine Hingabe an den Herrn.

Manche hier wissen von den Anfechtungen und Kämpfen seiner Jugend und auch von seiner sich opfernden Selbsthingabe, wie er sich auf den Altar legte und wie das Feuer auf die Gabe fiel: Nichts Geringeres als solch eine Selbsthingabe kann ein so großes Werk erklären. „Fortan lebe ich, doch nicht ich." Erst dann leben wir wahrhaft, wenn wir nicht uns selbst leben. Es schrieb mir ein gesegneter, frommer Mann, mein Lehrer auf der Hochschule: „Ich glaube, daß es seine Wahrheit hat mit dem Worte: „Ach, laß mich, Herr Jesus, in gar nichts zerfallen, Auf daß du allein mögst sein alles in allen!"

Dieses Verschwinden des eigenen Selbst ist die Offenbarung der Kraft Gottes. Hierin liegt die Zubereitung Taylors und eines der wichtigsten Geheimnisse seiner Macht.

3. Taylor verband sich mit dem Throne.

Seht dort den Straßenbahnwagen mit der emporgerichteten Stange. Die Stange hat in sich selbst keine Kraft, doch wenn sie den Draht berührt, wird sie plötzlich mit Kraft geladen und treibt den Wagen, so schwer er auch beladen ist und so steil auch die Straße hinaufführt. Und doch berührt sie nur den Draht, stellt nur eine Verbindung her, weiter nichts, aber das ist genug. Das ist keine neue Geschichte. „Ich lasse dich nicht!" war der leidenschaftliche Ruf Jakobs. Das ist es, worin Moses seine Macht als Führer fand, Macht und Demut zugleich. Wie betete er! Welche Freudigkeit, welches Losgehen gerade aufs Ziel, welche Insbrunst, welche Ehrfurcht, welches kindliche Vertrauen, welche Liebe zu seinem Volk, welches Verschwinden des eigenen Selbst. Es gipfelte in dem Ruf: „Vergib ihnen ihre Sünde! wo nicht, so tilge mich auch aus deinem Buch!" Als Moses mit Gott redete, wurde sein Angesicht glänzend.

Vor drei Tagen stand ich an der See, und als ich hinabschaute in ihre Tiefe, sah ich die Sonne. Es schien dieselbe zu sein, die ich am Himmel sah und so hell, daß ich meine Augen abwenden mußte. Was hatte die See getan, um die Sonne herabzuziehen an ihren Busen? Sie hatte nur ihr Angesicht der Sonne zugewandt, weiter nichts. Ja und die See wußte nichts davon, daß die Herrlichkeit der Sonne in ihr war und von ihr ausstrahlte. „Moses wußte nicht, daß die Haut seines Angesichts glänzte davon, daß er mit Gott geredet hatte."

Einige Griechen kamen zu Philippus mit der Bitte: „Herr, wir wollten Jesus gerne sehen." Tag für Tag müssen wir Jesum sehen, und zuerst Jesum sehen. So redete Taylor mit ihm und jeden Morgen schaute er ihm ins Antlitz. So kam die Kraft für die schweren Lasten, Weisheit für die schwierigen Fragen und Aufgaben, dazu Friede und Freude und eine Erneuerung des Lebens der Seele.

4. Taylor hielt es nur mit Einem Buche.

Ich habe sagen hören, daß seine Auslegungen der Bibel zwar ganz einfach, aber doch ganz einzig und außergewöhnlich waren

in ihrer Frische und Schönheit, und daß unter seiner ehrfürchtigen und liebevollen Behandlung die Schriftstellen einen neuen Sinn, neue Lieblichkeit und Kraft gewannen. Kam dieses Eindringen in das Herz der Schrift durch Verstandesschärfe? Nicht so kommt solche Kraft, sondern durch tägliches, liebendes, betendes, empfängliches Sichversenken in das Wort. Man sagt von Mc. Cheyne, daß er nach Perlen zu suchen schien, wenn er bei der Familienandacht die Schrift las. Nicht umsonst hatte Taylor die Geschichten von Jakob, von Mose, von Elias, von Daniel, von Hesekiel und zuletzt oder richtiger immer zuerst von Jesus gelesen. Gebet und Bibelstudium sind die goldenen Angeln, auf denen sich die Tür der Reformation öffnete. Glückselig der, welcher den Geist der heiligen Schrift erfaßt hat, wer lange und liebend, den Bienen gleich, in diesem Garten bleibt und den Honig findet, der in jedem goldenen Blütenkelche verborgen ist.

5. Taylor beschäftigte sich mit dem Worte, um sich danach zu richten.

„Deine Zeugnisse sind wunderbarlich, darum hält sie meine Seele." „Ich eile und säume mich nicht zu halten deine Gebote." Mir hat ein Ausspruch des Tscheng fuze in seiner Einleitung zu der Blütenlese über Konfuzius großen Eindruck gemacht. Er schreibt: „Heutzutage verstehen die Leute nicht, zu studieren. Was sie vor dem Studium waren, bleiben sie auch nach demselben, eben weil sie nicht recht studiert haben." Der Philosoph verstand unter dem Studium etwas, was einen umwandelnden Einfluß auf Herz und Leben der Menschen hat. So meinte es auch der Psalmist, nur in einem noch tieferen Sinne: „Ich behalte dein Wort in meinem Herzen, auf daß ich nicht wider dich sündige." In ähnlichem Sinne scheint der Lieblingsschüler des Konfuzius Jen Hui nach der Wahrheit geforscht zu haben.

Taylor richtete sich nach der Erleuchtung, die er empfing, sei es vom Himmel, sei es aus der Bibel. Er schritt hinaus auf die Verheißungen, auch wenn das hieß: ins Meer hinausgehen. Erinnern Sie sich, welche Erklärung der Mäßigkeitsapostel John B. Gough vom Glauben gab? Ich hörte ihn einst herausplatzen: „Was ist Glaube? Glauben heißt aufs Wasser treten und dabei erwarten trockenes Land zu finden." Taylor trat hinaus aufs Wasser und fand immer den festen Fels unter seinen Füßen.

Wenn ich an Taylor denke, so scheint mir das oben Gesagte wesentlich zu seinem Erfolge beigetragen zu haben. Um es kurz zusammenzufassen: Er hatte Eine Leidenschaft: die Rettung Chinas, des ganzen Chinas, von Kanton bis zur Mongolei, vom gelben Meere bis nach Tibet. Sein Leben war diesem Einen Werke gewidmet. Hierfür fuhr er hin und her über das Weltmeer, hierfür machte er weite Reisen ins Innere. Hierfür arbeitete er emsig an seinem Schreibtische, beantwortete zahlreiche Briefe und suchte einen Ausweg aus schwierigen und unmöglichen Lagen. Hierfür trat er in mancher Versammlung auf in der ganzen englisch sprechenden Welt und hatte überall viele Besprechungen mit solchen, die in den Missionsdienst eintreten wollten. Er machte eine Art Kompagniegeschäft mit Gott, indem er alle Lasten auf ihn wälzte und alle Verheißungen, die er wie nach Sicht zahlbare Banknoten ansah, für sich in Anspruch nahm. Alle seine Sorgen, die größten und die kleinsten, befahl er ihm. Und er fand eine Menge Zeit für das Studium des Wortes Gottes, in dessen Freude er lebte. Und so war er stark; so verrichtete er ein bedeutendes Lebenswerk. Und nun steht er vor dem Throne und hat eine glänzende Krone auf seinem Haupte. Doch sieh, er faßt seine Krone und legt sie dem lieben Meister zu Füßen. Und horch, horch! Er bricht aus in einen Lobgesang und es ist mir, als hörte ich einige Bruchstücke daraus: „Nicht uns Herr, nicht uns, sondern deinem Namen gib Ehre! Heil sei unserm Gott und dem Lamm!“ Ei du frommer und getreuer Knecht, lebe wohl, bis wir nachmals in der lieben Heimat uns wiedersehen.

Ich schließe mit einigen Erwägungen:

1. Wir haben den Eindruck, was Gott mit einem Menschen ausrichten kann, wenn er ganz von ihm Besitz nimmt. Das bezeugt Elias, von dem uns nur einige hervorragende Ereignisse berichtet sind. Das bezeugt das Leben des John Knox, der für Schottland mehr war, als Könige, Hofleute und Herren. Durch seinen unerschütterlichen Mut, durch seinen feurigen Eifer für Gott und die Wahrheit wurde die Reformation geboren, die Schottland für alle Zeiten verwandelte. Das bezeugt ein Luther, dessen Leben und Taten den Strom der Zeit änderte.

2. Man beachte ferner, daß es kein Patent auf geistige Größe gibt. Ohne Zweifel wählt der Herr Werkzeuge aus, die irgendwie besonders zubereitet und geeignet sind, aber er wählt auch oft Leute mit hervorstechenden Mängeln, wie um die größere Fülle seiner Macht und Gnade zu zeigen. Der Pfad zu wahrer Größe steht immer weit offen für die,

welche ihn gehen können, und der Himmel droben ist gefüllt mit mächtigen Kräften für den, der bereit ist, sie zu empfangen.

3. Wir sollen nicht übermäßig trauern, wenn ein großer Mann hinweggenommen wird, als wenn nun alles Licht aus der Welt geschwunden wäre. Gott erschöpft sich niemals in der Erschaffung eines Menschen. Auf einen Elias folgt ein Elisa und führt sein Werk auf eine höhere Stufe der Entwickelung, indem er eine Gemeinschaft von Männern vorbereitet, in das heilige Amt einzutreten. Die China-Inland-Mission ist eine weit verzweigte Organisation geworden. Aus der Einzelzelle, sozusagen, hat sich ein Wesen von weit verzweigtem und fein gegliedertem Bau entwickelt. Viele Männer — königliche Männer — tun die Arbeit in China, in England, in Kanada, in den Vereinigten Staaten und in Australien. Aber obgleich die Missionsgesellschaft so hoch organisiert und so weit verzweigt ist, so steht sie, was Glauben und Gebet betrifft, doch noch so da wie zuvor. Dürfen wir nicht mit aller Ehrerbietung sagen, daß ihr Gründer erst dann hinweggenommen ist, als seine Arbeit vollbracht war? Und wer kann sagen, ob sein Mantel nicht auf andere fallen mag, die an vielen Orten das Werk mit vermehrter Kraft fortsetzen werden?

4. Es ist ein Segen, wenn uns die Augen geöffnet werden, um Menschen und Dinge nach ihrem rechten Werte einzuschätzen. Plötzlich blitzte im Geiste des Elisa, wie später im Geiste des Joas, der hohe Wert eines solchen Lebens auf. Gold und Diamanten, Kronen und Königreiche sind nicht die wahrhaft wertvollen Dinge. Liebe, Wahrheit, Reinheit, Freundlichkeit und Demut, das sind die königlichen Diamanten des Himmels . . .

5. Das beste kommt noch. Gott hat unsere Augen nicht in den Hinterkopf gesetzt, als läge unser goldenes Zeitalter in den Tagen von Jao und Schun. Sind die Zeiten erstaunlich böse? Dennoch werden aus diesen selbigen Zeiten Männer aufstehen, welche die Kirche Gottes zu einem besseren Leben führen werden. Ich glaube das, weil ich an Gott glaube. Der Himmel ist mit Segen geladen. Wie Bunyan sagt: „Gott hat ganze Säcke voll Gnaden, die noch niemals entsiegelt und aufgemacht sind." Die besten Zeiten für die Kirche werden zweifelsohne noch kommen. Laßt uns die Siegesgewißheit alle Zeit im Herzen tragen. Unentbehrliche Männer sterben und gehen dahin. Aber der Herr lebt, er lebt für sein Reich. In diesem fröhlichen Glauben wollen wir arbeiten bis er kommt."

Soweit Goodrich. Die folgenden Zeugnisse sind ebenfalls von alten China-Missionaren, die nicht zur China-Inland-Mission gehören.

* *
*

In der September-Nummer von Chinas Millions ist ein Bild von Hudson Taylor, das nur acht Tage vor seinem Tode bei

seiner Durchreise durch Hankau aufgenommen wurde und ihn darstellt zusammen mit dem einstigen Missionar Dr. Martin, der jetzt Rektor der kaiserlichen Universität Wutschhang ist, und mit dem hervorragenden Missionar der Londoner Mission: Dr. Griffith John. Die drei hatten sich daran erinnert, daß sie jetzt nach dem Tode von Dr. Edkins (A. M. Z. 1905, 419) die ältesten evangelischen Missionare in China seien (während die noch älteren Lechler und Ashmore in Deutschland bezw. Amerika weilen).

Martin, der bedeutende Werke über China geschrieben hat, wies bei einer Gedächtnisfeier in Wutschhang darauf hin, daß er schon in seinem Cycle of Cathay seine hohe Wertschätzung Taylors ausgesprochen habe und nannte ihn den Loyola der protestantischen Missionen in China, womit er ihn wohl als den hauptsächlich treibenden Geist bezeichnen wollte. Griffith John, der schon lange mit Taylor sehr befreundet war, sprach auch bei einer Trauerfeier in Wutschhang und widmet außerdem Taylor einen längeren Nachruf im Chinese Recorder, wo er u. a. sagt:

„Durch Taylors Tod hat China einen seiner besten Freunde und größten Wohltäter verloren. Er liebte die Chinesen mit einer christusmäßigen Liebe und rieb sich für sie auf mit einer christusmäßigen Hingabe. Er lebte für China und er starb für China. Die Sorge für Chinas Heil hatte sich ihm aufs Herz gelegt und er trug diese Last in rühmlicher Weise. Vom Anfang bis zum Ende war sein einziges großes Ziel, dieses große Volk zu Christo zu führen..... Alle Missionen in China sind der China-Inland-Mission zu großem Danke verpflichtet, denn sie hat mehr getan als die andern alle, einesteils, um China aufzuschließen, andernteils um auf die geistliche Not Chinas aufmerksam zu machen..... Es war unmöglich, in nähere Berührung mit Taylor zu kommen, ohne zu fühlen, daß er kein gewöhnlicher Mensch war und daß er als Christ hoch über die meisten Menschen hervorragte. Was mir an ihm am meisten Eindruck machte, war folgendes: Er war ein Mann von unbegrenztem Glauben. Gott und seine Liebe, Christus und sein Kreuz, das Evangelium als das einzige Heilmittel Gottes für China und die ganze Welt waren für ihn ganz wesenhafte Dinge. Sein Gottvertrauen war unbedingt und mit ganzer Seele gründete er sich auf das Sühnopfer Christi. Was für Zweifel er in seiner Jugend auch gehabt haben mag, so lange

ich ihn kannte, war keine Spur davon zu entdecken. Er war ein Mann des Gebets. Er lebte in der Luft des Gebets. Es war sein Lebensodem, seine Heimatsluft. Er glaubte nicht nur, daß Gott Gebete erhören könnte, sondern daß er es täte. Und wie sollte er auch nicht? Denn er selbst hatte oft und viel von Gott erbeten und Gott hatte ihn nie im Stich gelassen. Er liebte und verehrte das Wort Gottes. Ihm war die Bibel das inspirierte Wort. Er nährte seine Seele damit. Sein Geist war durchsättigt mit ihren gesegneten Wahrheiten, und auf ihre Verheißungen baute er, wie auf einen ewigen Fels. Er lebte in der innigsten Gemeinschaft mit Christus. Die Lehre von der unio mystica, der geheimnisvollen Vereinigung Christi und des Gläubigen, war für Taylor eine Sache eigner Erfahrung. Er lebte in Christo und Christus lebte in ihm. Über dieses Thema sprach er gern. Er war ein sehr freundlicher Mann. Sein Herz war voll Liebe, nicht allein zu Gott, sondern auch zu den Männern, Frauen und Kindern, von denen er umgeben war. Seine Liebe zu den Chinesen war allen kund und sie wußten es, daß er sie lieb hatte. Sein Einfluß auf die Menschen und besonders auf die Mitglieder seiner Gesellschaft war sehr groß, und das kam zum großen Teil von seiner Herzensgüte, seiner Demut und Selbstverleugnung. Er war der Diener aller, obwohl das Haupt der Mission. Er verlangte niemals etwas von einem andern, was er nicht bereit war, selbst zu tun oder zu erdulden. Dann war er auch ein Mann von vollendet gesundem Menschenverstand. Er hatte die menschliche Natur genau beobachtet und kannte sie gut. Er wußte, wie er die Menschen behandeln mußte, er verstand es, das Beste aus ihnen herauszuholen. Seine Arbeitsfähigkeit war erstaunlich. Und die Krone von allem war die Einzigkeit seines Ziels. Er vergeudete seine Zeit und seine Kraft nicht mit hunderterlei Dingen. Gott hatte ihm dieses Werk gegeben und er tat es. „Dies Eine tue ich", das war sein Wahlspruch. So war der Hudson Taylor, wie ich ihn kannte. Er erschien mir wie ein Mann Gottes, von Gott zu einem großen Werk erweckt und diesem ihm von Gott gegebenen Werk völlig hingegeben." Soweit D. Griffith John.

* *

*

Von Missionaren endlich noch ein Wort eines der in Taylors eigener Mission von Anfang an mit ihm zusammen gearbeitet hat. J. W. Stevenson sagt in einer „Würdigung“ Taylors u. a.: „Der große, hervorstechende Zug in seinem Charakter war die innige Liebe und Teilnahme, die er allen zuwandte, die mit ihm in Berührung kamen. Er hatte eine wunderbare Kraft, die tiefen Gefühle seines Herzens auszudrücken, ebenso wie die Bereitwilligkeit zu jedem möglichen Opfer, um denen zu helfen, die in Not waren. Ganz unwillkürlich wandten sich die Bekümmerten und besonders Geprüften an ihn, und wenige verließen ihn ohne ein Gefühl der Erleichterung, ohne ein völligeres Vertrauen auf den Gott alles Trostes. Die große Demut, die ihm besonders eigen war, machte ihn in hervorragender Weise liebenswürdig, freundlich und höflich in seinem Benehmen gegen alle und diese Eigenschaften wurden in entsprechender Weise erwidert durch Zuneigung und Vertrauen.“

Während jeder, der etwa nur die Artikel über Taylor im Jahrgang 1894 der A. M. Z. gelesen hat, den Eindruck bekommen haben wird, daß er schon in jungen Jahren in ganz besonderer Weise ein Beter war, ist es doch sehr bemerkenswert, daß Stevenson gerade in bezug hierauf sagt: „In meinem Verkehr mit Taylor seit beinahe einundvierzig Jahren hat mir nichts mehr Eindruck gemacht, als das allmähliche Wachsen und Sichentfalten seines Charakters. Wahrlich, er ging von Kraft zu Kraft. Da sein Leben genährt wurde durch beständigen Verkehr mit Gott, so führte ihn die Erfahrung von der Treue Gottes in kleinen Dingen zu dem größeren Glauben, den Gott ihm in späteren Jahren gab. Das Geheimnis des Herrn ist bei denen, die ihn fürchten. Gott gewährte seinem Knechte, der ihm vertraute, Gesichte, wie den alten Propheten. Das Gesicht der Millionen Chinas, die ohne den Heiland dahin starben und dessen, was dem Glauben möglich sei, der sich auf seine Verheißungen verläßt, bewirkte in seiner Seele jene Leidenschaft, die sich ganz zum Opfer an Gott hingab. Als Anführer und Organisator war er sich der Gefahren, über denen andere zu Fall gekommen waren, wohl bewußt, aber er war ein überlegter Optimist und ein überzeugter Enthusiast, der die einzigartige Gabe, seinen Optimismus und Enthusiasmus anderen mitzuteilen in einem Maße besaß, wie sie

wohl selten vorgekommen ist. Aber sein Optimismus und Enthusiasmus waren nicht von der luftigen Art, die bald verschwindet."

* *
*

In London fand am 13. Juni ein Gedächtnis-Gottesdienst statt; an dem Vertreter nicht nur von der China-Inland-Mission, sondern auch von vierzehn andern Missionsgesellschaften teilnahmen.

Aus dem vielen Guten, was da gesagt wurde, müssen wenige Auszüge genügen.

R. Wardlaw Thompson, der Direktor der Londoner Missionsgesellschaft, hatte wenig persönliche Berührung mit Taylor gehabt, aber als Vertreter der ältesten evangelischen Missionsgesellschaft in China wollte er gern der größesten und erstaunlichsten Missionsorganisation in jenem Lande bezeugen, wie hoch er die Gnade Gottes schätze, die sich in dem großen Manne, dem Leiter und Gründer der China-Inland-Mission, erzeigt habe. Er bezeugte, daß auch diejenigen, welche mit Taylor verschiedener Meinung gewesen seien und seine Missionsmethode scharf kritisiert hätten, in zunehmendem Maße den Mann und die Macht der Gnade Gottes in dem Manne anerkannt hätten, und daß jede in China arbeitende Missionsgesellschaft heute in der erstaunlichen Entwickelung der China-Inland-Mission das Werk Gottes sähe und Gott dafür priese.

Der bekannte Sekretär der großen „Kirchlichen Missionsgesellschaft" (C. M. S.) Eugen Stock stellte sein Wort unter den Spruch: „Er erhöht den Niedrigen und Demütigen."

Er habe sich verschiedene Bahnbrecher im Werke der Mission vor seinem geistigen Auge vorübergehen lassen, um sich zu fragen, wem Taylor wohl gliche. „Ich habe an John Eliot und Hans Egede gedacht, an Ziegenbalg und Carrey und Duff, an Morrison und William Burns und an Gilmour. Ich dachte an John Williams und Samuel Marsden und Patteson und Allen Gardiner. Ich habe an Moffat und Krapf und Livingstone gedacht, manche von ihnen große Leute, wie die Welt sagen würde, viel größer als unser lieber Freund. Aber ich finde unter ihnen keinen, der ihm genau gleich gewesen wäre. Doch ich möchte wohl glauben, daß wir, wenn der Herr noch verzieht, zu kommen, im Laufe der Jahre erkennen werden, daß er ihm ein Werk zu tun verstattet hat, das nicht geringer war, als das eines der Genannten, wenn nicht gar in mancher Hinsicht größer. Taylor hat durch Gottes Gnade ein gewaltiges Werk für China und auch für die Kirche daheim getan." Die folgenden Anführungen aus der Rede Eugen Stocks sollten vor einem Mißverständnis des oben angeführten Wortes über die einzige Passion für China bewahren. „Er lehrte uns alle, die Sache Jesu und

der dahinsterbenden Heidenwelt weit über die Sache einer besonderen Gesellschaft stellen. Es war nicht die China-Inland-Mission, für die Hudson Taylor in seinen Gebeten eintrat. Ich habe ihn oftmals beten gehört. Es war China und nicht nur China, sondern die ganze Welt. Er freute sich gerade so sehr, wenn Missionare nach Afrika oder nach Japan, nach Indien oder Persien, nach Südamerika oder Ozeanien gingen, als wenn sie nach China gingen. Er verlangte die Welt für Christum, und daß Christus der Welt gepredigt würde." Als Beispiel für Taylors Weitherzigkeit und Selbstlosigkeit führte er Folgendes an. Als G. Pilkington, der später die Bibel in die Sprache von Uganda übersetzte, im Dienste der Kirchenmission abgeordnet würde, war Taylor mit seiner Frau ohne Stocks Wissen in der Versammlung anwesend gewesen, und als er beim Ausgang aus dem Gebäude zufällig ihn traf, sagte Taylor zu Stock: „Gott schenke Ihnen noch recht viele solche Männer, wie diesen!" Stock wußte aber damals noch nicht, was Taylor wußte, nämlich, daß Pilkington erst in die China-Inland-Mission hatte eintreten wollen, so daß der Segenswunsch eine große Selbstlosigkeit in sich schloß.

Taylor wirkte in der liebevollsten Weise und ohne Schwierigkeit mit Leuten der verschiedensten Kirchengemeinschaften zusammen, nicht allein mit solchen die der C. I. M. angehörten, sondern auch mit solchen aller andern Missionsgesellschaften. Bekanntlich hatte er stark ausgeprägte Ansichten über das Kommen des Herrn. Das hinderte ihn aber nicht an der innigsten Gemeinschaft mit dem Bahnbrecher der engl. Presbyterianer-Mission in China, William Burns (vgl. A. M. Z. 1894, 471), der darüber andere Ansichten hatte, worauf in dem Gedächtnisgottesdienst u. a. der zweite Direktor der C. I. M. W. B. Sloan aufmerksam machte.

Ihm hatte Taylor auch öfter gesagt: „Der Herr hat es nicht nötig, daß sein Werk immer nur in der Weise der China-Inland-Mission getan wird. Er wirkt durch andere in verschiedener Weise und sein Segen sei über ihnen!" Von Taylors Demut erzählte derselbe noch zwei charakteristische Züge. Als einst in Glasgow ein Ältester, Cumming, der mit ihm allein in einem Wagen fuhr, ihm sagte, es habe vielleicht keiner der Lebenden eine größere Ehre, als Gott sie ihm zuerteilt habe durch die Gründung der China-Inland-Mission, da erwiderte Taylor mit zitternder Stimme: „Ich habe manchmal gedacht, Gott müsse sich in verschiedenen Ländern und Orten umgesehen haben nach einem, der schwach genug wäre, um solches Werk zu tun, ohne daß der Mensch selbst die Ehre davon haben würde, und daß er dann über ihn gesprochen habe „dieser Mensch ist schwach genug, mit ihm wird es gehen." Das andere Beispiel ist folgendes: Taylor kam eines Abends in China in seiner gewöhnlichen Kleidung an einen Fluß und rief den Fährmann von der anderen Seite herüber. Dann kam aber ein in Seide gekleideter Chinese, wollte das Fährboot

für sich in Anspruch nehmen und schlug Taylor, den er in der Dämmerung nicht als Ausländer erkannte, so an den Kopf, daß er in den Schmutz fiel. Einen Augenblick kam Taylor der Gedanken, den Mann niederzuschlagen, aber auch nur für einen Augenblick. Als der chinesische Herr in das Boot treten wollte, sagte der Fährmann: „Nein, dieser Ausländer hat mich herüber gerufen!" Erstaunt wandte jener sich um und sagte: „Wie? Sie sind ein Ausländer und haben sich das ruhig von mir gefallen lassen?" Inzwischen war Taylor in das Boot getreten und erwiderte dem Chinesen: „Dieses Boot gehört mir, aber ich will Sie an Ihr Schiff bringen." Auf dem Wege dahin predigte er ihm das Evangelium in solcher Weise, daß ihm die Tränen über das Gesicht liefen und Taylor die Hoffnung hatte, daß es nicht vergeblich gewesen sein möchte, obwohl er den Mann nie wieder sah.

* *
*

Endlich zur Ergänzung des Bisherigen noch eine kurze Anführung aus der Ansprache des ersten Direktors der C. I. M. bei einer Feier. Nachdem er eine Charakteristik Taylors gegeben hatte, hatte, sagte er:

„Taylor hatte ein ganz hervorragendes Organisationstalent. Er widmete auch den Einzelheiten die größte Aufmerksamkeit. Er war außerordentlich genau darin, daß die Gelder der Mission in der sparsamsten Weise verwandt und daß die Rechnungen darüber mit der peinlichsten Genauigkeit geführt würden. In seinem eigenen Leben, in seinen persönlichen Ausgaben daheim und in China gab er jedem Mitgliede der Mission ein Beispiel selbstverleugnender Sparsamkeit, immer bereit, sich etwas zu versagen zum besten der Mission und der Missionare. Er hatte mit ganzem Herzen sich selbst, seine Zeit, seine Talente, sein Vermögen in den Dienst seines lieben Herrn und Meisters hingegeben. So war Gott mit ihm und seine Arbeit wuchs und gedieh ihm unter den Händen."

* *
*

Der Leser, der uns bis hierher gefolgt ist, verlangt naturgemäß noch etwas über das Lebensende dieses Gottesmannes zu hören. Es war in der Julinummer schon erwähnt, daß nach den vielen Jahren angestrengtester Arbeit eine völlige Erschöpfung eingetreten war, die ihn genötigt hatte, die Leitung der Mission in andere Hände — die des Herrn D. E. Hoste, der, ehe er Missionar wurde, Offizier in einem der vornehmsten Regimenter gewesen war (A. M. Z. 1896. Bbl. S. 79.) — zu legen und sich zur Erholung nach der Schweiz zu begeben. Dort mußte er den großen

Schmerz erleben, seine zweite Frau zu verlieren, die ihm in gesunden und kranken Tagen eine große Stütze gewesen war.

Anfang 1905 fühlte er sich wohl genug, mit seinem Sohne Dr. Howard Taylor und seiner Schwiegertochter, der Verfasserin der Geschichte der China-Inland-Mission, wieder nach China aufzubrechen. Um die große Hitze des roten Meeres zu vermeiden, reiste er über Amerika.

Am 17. April landete er in Schanghai. Nach nur zwei Tagen reiste er weiter nach Jangtschau am Kaiserkanal nicht weit vom Jang-tse-kiang, wo die Ausbildungsstätte für die Missionarinnen ist. Dort sprach er am Ostersonntage bei aller Schwachheit noch mit großer Kraft. Unter dem Liede: „Bis Er kommt" traten ihm die Tränen in die Augen und er sagte: „Manchmal will einem die Zeit lang dünken, doch ist es ja eigentlich nur eine kurze Zeit." Bald ging es zurück nach Tschin-kiang und von da den Jang-tse aufwärts nach Han-kau. Dann kam eine Art Reise, wie sie Taylor für China neu war, nämlich mit der Eisenbahn, die von Han-kau nach Peking 1200 km lang gebaut wird, und bis auf eine Strecke nördlich und südlich vom Huang-ho jetzt vollendet ist. Sie fuhren durch Hupe und dann durch einen langen Tunnel nach Honan hinein, im ganzen 380 km weit. Dann ging es wieder in der alten chinesischen Art mit Sänfte und Boot zum Besuche von fünf Stationen. Auf einer derselben „hielt er eine Predigt, die zwei Meilen lang war." Um den Sänftenträgern die Sonntagsruhe nicht zu rauben, ging er nämlich in aller seiner Schwachheit, auf einem mitgenommenen Stuhle oftmals ausruhend, den eine englische Meile langen Weg vom Missionshause nach der Kapelle zurück. In Tschen-tschau-fu wohnte er der Taufe von fünf Leuten bei. In Tai-kang feierte er am 21. Mai seinen dreiundsiebenzigsten Geburtstag. Dann ging die Reise zurück über Hankau, wo das erwähnte Zusammentreffen mit Dr. Martin und Dr. John stattfand, und dann mit einem Dampfschiff ein Stück den Jang-tse aufwärts und weiter durch den Tung-ting-See und den Siang-kiang aufwärts nach Tschhang-scha, der Hauptstadt der am längsten fest verschlossenen Provinz Hu-nan, in der jetzt die China-Inland-Mission (wie nach ihr auch andere Missionen) ein großes Anwesen erworben hat, wo ein Sohn und eine Tochter des für seine christenfeindlichen Schandtaten jetzt im Kerker schmachtenden Tschou Han sonntäglich den Gottesdiensten beiwohnen.

Am 1. Juni kam Taylor in Tschhang-scha an, am 2. Juni konnte er noch einen Aussichtspunkt besuchen, wo man die Stadt überschaute. Am 3. begrüßte er morgens noch eine Versammlung von chinesischen Freunden und am Nachmittag eine solche von dreißig Missionsleuten der Stadt, von sieben Missionsgesellschaften.

Obwohl er schon auf der ganzen Reise äußerst schwach gewesen war und der liebevollsten Sorgfalt bedurft hatte, so kam es doch seiner Um-

gebung unerwartet, daß er noch an demselben Tage, abends um 9 Uhr, sanft entschlief. Als der Herzenswunsch seines Lebens in Erfüllung gegangen war, als er mit seinen Augen in der verschlossensten Stadt Chinas eine Christengemeinde von Eingeborenen gesehen hatte, da konnte er sprechen: „Herr nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren."

Rührend waren die Äußerungen mancher Chinesen nach seinem Tode. Ein junger Evangelist, der mit seiner Frau von einer fernen Außenstation etwas zu spät gekommen war, um Taylor noch lebend zu sehen, streichelte die Hand des Verstorbenen und sagte zur Verwunderung der beiden anwesenden Verwandten: „Du lieber, alter Pastor. Wir lieben dich von Herzen. Wir sind heute gekommen, dich zu sehen. Wir hatten solches Verlangen, dein Angesicht zu schauen. Wir sind deine kleinen Kinder. Alter Pastor, du hast uns den Weg zum Himmel aufgetan. Du hast uns so lange Jahre lieb gehabt und für uns gebetet. Du lächelst, dein Gesicht ist ruhig und friedlich. Du kannst heute Abend nicht mit uns reden. Wir wollen dich nicht zurückrufen, aber wir wollen dir folgen. Wir werden zu dir kommen, alter Pastor, und dann wirst du uns willkommen heißen."

Die Chinesen von Tschhang-scha besorgten auf ihre Kosten einen kostbaren Sarg, in welchem die Leiche noch in derselben Nacht auf den Dampfer gebracht wurde. Begraben wurde er am 9. Juni 1905 in Tschingkiang neben seiner ersten Frau, wie er es gewünscht hatte, wenn er in China sterben sollte.

Die Missionstätigkeit der russischen orthodoxen Kirche.

Von P. Friedrich Raeder.

(Fortsetzung.)

VIII.

Mit dem Jahre 1870 beginnt eine neue Periode in der Geschichte der russischen Mission. In Moskau wurde eine Orthodoxe Missionsgesellschaft für ganz Rußland gegründet, und die Missionssache, welche bis dahin nur Sache des Staates und des Kirchenregiments war, tritt mehr an die Oeffentlichkeit. Es macht sich das Bestreben geltend, die Mission zur Volks- und Gemeindesache zu gestalten. Der Gedanke, eine Missionsgesellschaft

als ein Zentrum für alle Missionsbestrebungen der russischen Kirche zu schaffen, war bereits von dem Archimandriten Makarius ausgesprochen, begründet und mit Wärme vertreten worden. Aber Makarius war ein schlichter Mönch ohne hohen Rang und Würden, dazu auch wegen seiner Weitherzigkeit und Bibelfreundschaft keine persona grata bei dem heil. Synod, und darum fehlte ihm der nötige Einfluß, um mit seinem Gedanken durchzudringen. Im Jahre 1865 entstand nun in St. Petersburg eine „Missionsgesellschaft zur Förderung der Ausbreitung des Christentums unter den Heiden", doch hatte diese Gesellschaft, deren Leitung schon bald im Anfang ungeeignete, zum Teil auch unwürdige Männer an sich gerissen hatten, nur eine kurze und ruhmlose Geschichte. Es mußte sich eine Persönlichkeit der Sache annehmen, welche wie der Metropolit Innokenti von Moskau, der frühere Aleuten-Missionar, warme, uneigennützige Liebe zur Mission und hervorragende organisatorische Gabe mit einem berühmten Namen und einer hohen, einflußreichen Stellung vereinigte. Ihm gelang es denn auch auf den Trümmern der durch russische Korruption zu Grunde gegangenen St. Petersburger Missionsgesellschaft einen solideren Neubau, eine allrussische „Orthodoxe Missionsgesellschaft" aufzurichten.

Der Mann, dem die erste russische Missionsgesellschaft in St. Petersburg ihre Entstehung verdankte, war der Archimandrit Wladimir, den wir als Leiter der Altai-Mission bereits kennen gelernt haben[1]). Er war damals Inspektor der Geistlichen Akademie in St. Petersburg und hatte schon früher als Seminar-Inspektor in Irkutsk und sodann in Tomsk Gelegenheit gehabt, durch persönliche Berührung mit Missionaren die Missionssache kennen und lieben zu lernen. Die Pläne, die seinerzeit der Archimandrit Makarius entwickelt hatte, waren Wladimir nicht unbekannt, den äußeren Anstoß aber zur Gründung einer Missionsgesellschaft gab die Ankunft eines Kaufmanns vom Altai, eines gewissen Athanasius Maljkow, in Petersburg, der in der russischen Reichshauptstadt als Kollektant für zwei am Altai zu Missionszwecken zu errichtende Klöster aufgetreten war. Die Notwendigkeit, für die russischen Missionen neben den staatlichen Fonds neue materielle Hilfsquellen zu erschließen und die über alles Erwarten günstige Aufnahme, welche die Bemühungen Maljkows in Petersburg fanden, weckten bei dem Archimandriten die Überzeugung, daß nun die Zeit gekommen sei, eine dauernde Hilfsorganisation

1) Vgl. zum Folgenden: J. Jastrebow, Wladimir, Erzbischof von Kasan und Swijashsk (russ., Kasan 1898), S. 80 ff.

für das russische Missionswesen zu schaffen. Nachdem er sich der Zustimmung des Petersburger Metropoliten und der sibirischen Bischöfe versichert hatte, gelang es ihm, den gewandten und ehrgeizigen Malzkow für seinen Plan zu gewinnen, der nun die Sache völlig in seine Hände nahm. Archimandrit Wladimir, der eigentliche Urheber des Gedankens und der Verfasser der Statuten der zu gründenden Gesellschaft, hielt sich im Hintergrunde, und sein Name wurde in Verbindung mit der Angelegenheit garnicht genannt. Vielmehr galt Malzkow allgemein als der eigentliche Urheber und Gründer der Gesellschaft, welche unter dem Protektorat der Kaiserin am 21. November 1865 in St. Petersburg ins Leben trat. Wladimir wurde um dieselbe Zeit zum Vorsteher der Altai-Mission ernannt und reiste mit Malzkow nach dem Ort seiner Bestimmung ab. Da stellte sich bald heraus, daß Malzkow ein abgefeimter Betrüger war und daß sein eifriges Kollektieren, angeblich für die Altai-Mission, aus sehr eigennützigen Beweggründen hervorging. Die Tätigkeit der neugegründeten Missionsgesellschaft gereichte aber der Mission, der sie dienen sollte, viel mehr zum Hindernis, als zur Förderung. Denn schon im Februar des folgenden Jahres gelang es einigen Agitatoren den bisherigen Vorstand zu sprengen und die Wahl eines neuen Komitees durchzusetzen, das ausschließlich aus Laien bestand und in dem Parteigänger Malzkows und ausgesprochene Gegner Wladimirs und der Geistlichkeit überhaupt die Majorität bildeten. Dieses neue Komitee ernannte den betrügerischen Malzkow zum „Kurator der Altai-Mission und ständigen Mitglied des Vorstandes der Missionsgesellschaft“ und begann die Altai-Missionare auf verschiedene Weise zu schikanieren. Malzkow selbst gebärdete sich auf dem Missionsgebiete wie ein Diktator. Die Presse bemächtigte sich der Angelegenheit und es entstand eine erbitterte Preßfehde, die über zwei Jahre währte. Verschiedene Mißstände in der Verwaltung der Missionsgesellschaft, Unterschlagungen von Missionsgeldern seitens der Komiteemitglieder und dergl., kamen ans Tageslicht. Die Missionsgesellschaft wurde mit großem Skandal aufgelöst, und die Kaiserin beauftragte den eben zum Metropoliten von Moskau ernannten Innokenti mit der Bildung einer neuen Missionsgesellschaft.

Die Eröffnung der „Orthodoxen Missionsgesellschaft“[1]) erfolgte am 25. Januar 1870 unter dem Präsidium des Metropoliten Innokenti in Moskau. Dem heil. Synod untergeordnet, und von einem Vorstande geleitet, dessen Vorsitzender immer der jeweilige Metropolit von Moskau ex officio ist, hat die Gesellschaft die Aufgabe, die Missionstätigkeit der russischen Kirche unter Nichtchristen innerhalb des Reiches zu fördern, indem sie den Missionen

1) A. Nikolski, Die Orthodoxe Missionsgesellschaft (russ.), Moskau 1895 (zuerst erschienen im Prawosl. Blagowestnik 1893, 1894 und 1895).

Geldmittel darreicht, die Gründung neuer Missionen anregt, für Beschaffung eines geeigneten Missionspersonals Sorge trägt und in jeder Weise die Interessen der Mission vertritt. Eine eigentlich aussendende Tätigkeit, sowie die Leitung der Missionen steht ihr nicht zu. Die Mitgliedschaft, mit der für die Mitglieder männlichen Geschlechts das Stimmrecht auf den Generalversammlungen und das Recht, in den Vorstand gewählt zu werden, verbunden ist, wird durch einen jährlichen Beitrag von 3 Rubel (ca. Mk. 6,50) oder die Stiftung eines entsprechenden Kapitals erworben. In den einzelnen Diözesen werden Zweigvereine, sog. „Eparchial-Komitees der Orthodoxen M.-G.", unter dem Vorsitz der örtlichen Bischöfe gebildet und haben das Missionsinteresse innerhalb des betreffenden Bezirks zu pflegen.

Sogleich im ersten Jahr des Bestehens der Orthodoxen M.-G. wurden in 13 Diözesen Zweigvereine gegründet, nach Verlauf der ersten 25 Jahre bestanden solche in 44, im Jahre 1904 in 55 Diözesen. Die Zahl der Mitglieder der Gesellschaft (einschl. der Zweigvereine) betrug 1870: 6647, 1880: 7636, 1890: 12 929, 1900: 16 368, 1904: 16 932. Entsprechend diesem Wachstum stiegen auch die Einnahmen. Im ersten Jahr betrugen diese (einschl. aller Zweigvereine) 218 600 Mk., 1880: 317 812 Mk., 1890: 603 481 Mk., 1900: 1 407 742 Mk., 1904: 1 410 889 Mk. Die einlaufenden Gelder werden in drei Kategorien eingeteilt. Alle Summen, welche zur Sicherstellung des Jahresbeitrags einmalig eingezahlt werden, bilden ein „unantastbares Kapital" der Gesellschaft, alle einmaligen Beiträge, sowie Überzahlungen der Mitglieder werden einem „Reserve-Kapital" zugeführt, welches nur im Notfall angegriffen werden soll. Zur Bestreitung der laufenden Ausgaben dienen die regelmäßigen Mitgliedsbeiträge und die Zinsen der Kapitalien. Verausgabt wurden in den ersten 25 Jahren 6 693 450 Mk.

Die Gründung dieser Gesellschaft bedeutet für die russische Mission unstreitig einen wesentlichen Fortschritt. Weitere Kreise werden für die Sache interessiert. Kann auch bei dem griechisch-katholischen Kirchenbegriff von einer aussendenden Gemeinde nicht die Rede sein, so wird doch durch die Bestrebungen der Orthodoxen M.-G., soweit möglich, Ersatz dafür geschafft. Denn abgesehen von der Werbung von ordentlichen Mitgliedern, die sich zu dem oben erwähnten Jahresbeitrag verpflichten, hat die Orthodoxe Missionsgesellschaft von Anfang an sich zur Aufgabe gemacht, auch die weniger begüterten Volksklassen zur Beisteuer für das Werk heranzuziehen und die Kenntnis von der russischen Mission in weiteren

Kreisen zu verbreiten. Der erste Urheber und die Seele dieser Bestrebungen war Metropolit Innokenti. 1)

Außer den Jahresberichten, welche seit 1870 in 10 000 und mehr Exemplaren verbreitet wurden, suchte die Orthodoxe M.-G. auch durch andere Veröffentlichungen die Missionssache bekannt zu machen. Schon 1870 wurde die Herausgabe eines „Missionsbüchleins", welches Mitteilungen über alle in Rußland arbeitenden Missionen bringen sollte, sowie einer Missionskarte von Rußland geplant²). Diese Pläne scheiterten an der Schwierigkeit, das nötige Material zu erlangen. Dagegen wurde 1872 mit der Herausgabe einer „Sammlung von Notizen über die orthodoxen Missionen" begonnen und 1874 ein wöchentliches Organ der Gesellschaft, „Der Missionar" („Missionér"), begründet. Aber diese Veröffentlichungen fanden nur wenig Anklang. Von der „Sammlung" erschienen daher nur zwei Lieferungen und „Der Missionar" stellte schon 1879 sein Erscheinen wegen Abonnentenmangels ein. Lange Zeit beschränkte man sich auf Missionsmitteilungen in den „Moskauer Kirchlichen Nachrichten", bis endlich 1893 der zweimal monatlich erscheinende „Orthodoxe Evangeliumbote" („Prawoslawny Blagowestnik") ins Leben gerufen wurde.

Bei der großen Zahl von Analphabeten in Rußland kann man aber durch das gedruckte Wort nur die wenigsten erreichen, und so sah sich die M.-G. genötigt, auf andere Mittel zu sinnen, um die Missionssache der großen Masse des Volkes nahezubringen. Darum erwirkte Metropolit Innokenti vom heil. Synod die Erlaubnis, die Feier des Tages der Slavenapostel Kyrill und Methodius von einem Wochentage auf den folgenden Sonntag zu verlegen und als ein Fest der Mission zu begehen. Außerdem sollte ein Sonntag im Kirchenjahr, und zwar der sog. „Sonntag der Orthodoxie", welcher, als der erste Sonntag in den großen Fasten, besonders große Scharen von Andächtigen in die Kirchen zieht, in ganz Rußland als spezieller Missionssonntag begangen werden, indem an diesem Tage die Priester ihren Gemeindegliedern eine Missionspredigt halten bezw. vorlesen und eine Kollekte zum Besten der Mission veranstalten sollten, — ein um so erfreulicherer Gedanke, als in der russischen Kirche bekanntlich die Predigt keineswegs einen notwendigen Bestandteil des Gottesdienstes bildet! Und dieser Gedanke wurde vom Synod gebilligt, und zunächst den einzelnen Bischöfen anheimgegeben, derartige Missionspredigten für ihre Sprengel zu verordnen³), bis endlich 1888 die Missionspredigten und Missionskollekten am Sonntag der Orthodoxie vom Synod in allen Kirchen als obligatorisch anbefohlen wurden. Es wurde nun sogar vorgeschrieben, zur Vorbereitung auf diese Kollekten am vorhergehenden Sonntag in den Kirchen Flugblätter zu verteilen. Die Missionsgesellschaft stellt wie diese Flugblätter, so auch gedruckte

1) Nikolski a. a. O. 45 ff.

2) Jahresber. der Orth. M.-G. 1870, 19. Nikolski a. a. O. 47 ff.

3) Jahresb. d. Orth. M.-G. 1870, 20 ff. 1872, 18 ff. Nikolski a. a. O. 53 ff.

Musterpredigten den einzelnen Priestern zu eventueller Verwertung zur Verfügung[1]). Der Ertrag der Kirchenkollekten am genannten Sonntag belief sich 1887 auf 8824 Mk., stieg dagegen 1888, als die Kollekte auf ganz Rußland ausgedehnt wurde, auf 194 977 Mk. Außerdem sind in allen Kirchen Opferbüchsen zur Aufnahme von Gaben für die Mission ausgestellt, welche gegen 70 000 Mk. jährlich einbringen. Im Jahre 1880 wurde eine Kapelle in Moskau erbaut, deren gesamte Einkünfte (1891: 20 771 Mk., 1892: 31 540 Mk., 1893: 29 885 Mk.) der Mission zugute kommen[2]).

In dem Bestreben, den Bischöfen der russischen Missionsdiözesen brauchbare Missionsarbeiter zu verschaffen, hat die Orthodoxe M.-G. mit Einwilligung des heil. Synods ein Moskauer Kloster (das Pokrow-Kloster) in den Dienst der Missionssache zu stellen versucht. Man erkannte zwar die Notwendigkeit einer speziellen Ausbildungsanstalt für Missionare, sah aber fürs erste keine Möglichkeit, diesem Mangel abzuhelfen. Als vorläufiger Ersatz aber für eine Missionslehranstalt wurde das genannte Kloster in ein Missionsheim umgewandelt, in dem diejenigen, welche in den Dienst der Mission zu treten gedachten, eine Art Prüfungs- und Vorbereitungszeit durchmachen konnten. Dieser Bestimmung ist das Pokrow-Kloster nicht ganz gerecht geworden, da die für solchen Zweck unentbehrliche fachmännische Leitung fehlte. Immerhin sind von 1870—1888 27 Missionare aus diesem Kloster hervorgegangen. Außerdem dient das Kloster als Zufluchtsstätte für alte emeritierte Missionare, sowie zu vorübergehendem Aufenthalt für Missionsleute[3]). Eine eigentliche Anstalt für planmäßige Ausbildung von Missionaren erhielt die russische Kirche erst 1898 in Kasan, in den sog. „Missionskursen", welche übrigens schon 1887—1897 in engerer Verbindung mit der Geistlichen Akademie zu Kasan bestanden haben[4]).

Versuche, eine Spezialanstalt zur Ausbildung von Missionaren ins Leben zu rufen, sind in Rußland seit Archimandrit Makarius wieder-

1) Nikolski a. a. O. 58.

2) Nikolski a. a. O. 59 ff.

3) Jahresber. d. Orth. M.-G. 1870, 22 ff. Nikolski a. a. O. 73 ff.

4) Über die Frage der Ausbildung von Missionaren und die russischen Versuche, diese zu lösen, erschien eine eingehende Arbeit von J. Jastrebow im Praw. Blag. 1894 III. und 1895 I. u. II. Speziell über die Missionskurse in Kasan: Praw. Blag. 1900 II. 239 ff. 288 ff. Die Statuten und das Programm der Kurse sind im Praw. Blag. 1899, Beilage S. 33 ff. abgedruckt.

holt gemacht worden. Erwähnenswert ist besonders ein 1858 dem heil. Synod eingereichtes Projekt des Metropoliten von Nowgorod und St. Petersburg, Gregorius. Es sollte ein in sich abgeschlossenes Missionsinstitut mit 7jährigem Kursus auf der kaiserlichen Domäne Grusino, im Gouv. Nowgorod, eröffnet werden. Es war bereits ein Oberpriester Namens Joakim Romanow 1861 als Leiter der zukünftigen Anstalt berufen und zunächst mit der Ausarbeitung eines Statutenentwurfs beauftragt worden. Trotzdem der Mann, von dem Zeitpunkt seiner Berufung gerechnet, ein Jahresgehalt von etwa 3600 Mk. bezog und zunächst keinerlei andere Verpflichtungen hatte, wurde er erst Ende 1863 (!) mit dem Entwurf fertig, und im September 1864 kam endlich die Entscheidung, die Anstalt werde überhaupt nicht eröffnet werden![1]) Später versuchte man die spezielle missionarische Ausbildung mit der allgemeinen theologischen in der Weise zu verbinden, daß man den fakultativen Unterricht in den Missionsfächern und den eingeborenen Sprachen in einigen geistlichen Lehranstalten einführte, so vor allem 1884 in der geistlichen Akademie zu Kasan.[2]) Aber nur wenige Zöglinge machten davon Gebrauch. Im Jahre 1889 wurden in Kasan in engerer Verbindung mit derselben Akademie 2jährige „Missionskurse" eingerichtet, deren kostenloser Besuch jedermann gestattet war. Endlich wurden 1898 diese Kurse von der Akademie völlig getrennt, aus den Räumen derselben in ein Kloster in Kasan verlegt und in eine selbständige Missionsanstalt umgewandelt. Die Aspiranten müssen eine mittlere Lehranstalt (Gymnasium, geistl. Seminar) oder ein Lehrerseminar absolviert haben, werden entweder auf Staatskosten (zu dem Zweck bestehen 16 Stipendien) oder auf eigene Kosten ausgebildet, tragen geistliche Kleidung und leben in der Anstalt unter der Aufsicht eines besonderen Studienleiters. Der Kursus ist ein zweijähriger geblieben. Es gibt da zwei Abteilungen: eine tatarische und eine mongolische. Beiden Abteilungen gemeinsam ist der Unterricht in der heil. Schrift, theologischer Enzyklopädie, praktischer Theologie und Kirchengeschichte. Außerdem werden die Studenten der tatarischen Abteilung unterrichtet in der Geschichte des Islam (einschl. Polemik), Ethnographie der Tataren, Kirgisen, Tschuwaschen, Tscheremissen, Wotjaken und Mordwinen, in der Missionsgeschichte dieser Völker, im Arabischen und Tatarischen. Die Studenten der mongolischen Abteilung hören dagegen: Geschichte des Lamaismus, Ethnographie der lamaitischen und schamanistischen Völker (Mongolen, Burjaten, Kalmücken usw.), Missionsgeschichte dieser Völker, sowie die mongolische Sprache und deren Mundarten, Burjatisch und Kalmückisch. Im Jahre 1898—99 zählten die Missionskurse in der tatarischen Abteilung 24 Studierende und 19 Hospitanten und in der mongolischen Abteilung 14 Studierende und 5 Hospitanten.

Von besonderer Bedeutung für die russische Mission ist end-

1) Jastrebow a. a. O. 1894 III. 286 ff. 353 ff.

2) Jastrebow a. a. O. 1895 I. 180 ff.

lich die Fürsorge der Orthodoxen M.-G. für Beschaffung christlicher Literatur in den Sprachen der heidnischen Völker Rußlands. Die seit 1867 in Kasan bestehende „Bruderschaft des heil. Guri“ (s. unten) hatte von Anfang an dafür Sorge getragen, konnte aber mit den ihr zu Gebote stehenden geringen Geldmitteln nur wenig ausrichten. Die Orthodoxe M.-G., der sich die Bruderschaft als Zweigverein anschloß, schuf 1875 ein ständiges Übersetzungskomitee in Kasan und stellte diesem reichlichere Mittel zur Verfügung. 1903 ist das Komitee der unmittelbaren Leitung der M.-G. unterstellt worden. Es hat recht anerkennenswerten Eifer entwickelt und der russischen Mission gute Dienste geleistet.[1])

In den ersten 18 Jahren ihrer Wirksamkeit 1876—1894 hat das Übersetzungskomitee 846 280 Exemplare von Schriften verschiedenen Inhalts in 14 Sprachen veröffentlicht[2]). An biblischen Büchern sind folgende herausgegeben worden: 1) in tatarischer Sprache: Psalmen 1891 (slavonisch und tatarisch 1893), die vier Evangelien 1894 und 1898, Jesus Sirach (3. Aufl.) 1901; 2) in tschuwaschischer Sprache: Evangelien 1890, 1895, 1900 und 1902, Matth. 1879, Joh. 1880, Episteln und Offenbarung 1903, Psalmen 1901, Jesus Sirach 1896; 3) in tscheremiss. Sprache: Matth. 1882 und 1888; 4) in wotjakischer Sprache: Matth. 1877, Matth., Mark. und Luk. 1902; 5) in mordwin. Sprache: Matth. 1882 und 1902, Luk. 1890, Luk. in der Mokscha-Mundart 1891; 6) in kirgisischer Sprache: Luk. 1883, die vier Evang. 1901; 7) in tungusischer Sprache: Matth. 1881; 8) in goldischer Sprache: Matth. 1884; 9) in jakutischer Sprache: Psalmen 1887, Matth. 1898, die vier Evang. 1898, Jesus Sirach 1900, Apostelgesch. 1901; 10) in baschkirischer Sprache: Matth. 1899. Außerdem sind in den genannten und anderen Sprachen erschienen: biblische Geschichten, Katechismen, Fibeln, Gebetbücher, Lebensbeschreibungen von Heiligen, liturgische Bücher, Traktate.

Neben der Orthodoxen M.-G. in Moskau, welche ihre Tätigkeit mit der Zeit auch auf einige außerhalb Rußlands wirkende Missionen (1875 Japan, 1900 Alaska) ausgedehnt hat, besteht in Rußland (in Tiflis) seit 1860 eine „Gesellschaft zur Wiederaufrichtung der Orthodoxie im Kaukasus“, welche durch Kirchenbauten, Errichtung und Unterhaltung von Schulen, materielle Beihilfe zur Anstellung von Priestern und Lehrern u. s. w. für die Befestigung des Christentums unter den nominell christlichen Völkern Kaukasiens (Grusiern, Imeretiern, Mingreliern u. a.)

1) Praw. Blag. 1893 IV. 12 ff. XI. 7 ff. XII. 18 ff. Die neuen Statuten sind dem Praw. Blag. 1903, Nr. 18 beigegeben worden.

2) Nikolski a. a. O. 96.

Sorge trägt und mit einer Jahreseinnahme von ca. 300—350 000 Mark arbeitet. Eigentliche Heidenmission wird von ihr nicht betrieben. Soweit Heidenmission in Betracht kommt (z. B. Mission unter Kalmücken im Gouvernement Stawropol), erstreckt sich die Arbeit der Moskauer M.-G. seit 1878 auch auf den Kaukasus.

IX.

Wir unternehmen nun einen Rundgang durch die gegenwärtigen Arbeitsgebiete der russischen Mission. Seit 1870 sind eine Anzahl Arbeitsfelder neu besetzt worden und auf manchen älteren sind Fortschritte zu verzeichnen. Wir beginnen unsern Rundgang mit Sibirien.

Im weit ausgedehnten, aber spärlich bevölkerten Gouvernement Tobolsk (auf 1397692 qkm kommen 1434482 Bewohner) wird im Norden unter den in den weiten Tundren nomadisierenden Ostjaken und Samojeden[1]) gearbeitet. Die Mission im Kreise Surgut ist 1897 aufgehoben, nachdem sämtliche in dem Bezirk lebenden Eingeborenen getauft worden sind. Das Kondinski-Kloster ist 1892 in ein Frauenkloster umgewandelt worden und die Klosterfrauen haben sogleich eine Schule für Ostjaken- und Samojedenkinder begonnen[2]). Sonst hat das Kloster seine Bedeutung als Missionszentrum gänzlich eingebüßt. Die Mission in Obdorsk wird etwas energischer fortgeführt, seitdem die Missionare, die früher zugleich als Gemeindepriester in der Stadt Obdorsk fungierten, 1897 mit Rücksicht auf ihr Hauptamt von letzteren Funktionen entbunden worden sind[3]). Die Zahl der getauften Eingeborenen kann auf etwa 4000, die der Heiden auf etwa 8000 veranschlagt werden. Die Arbeit wird von nur 3 Priestern und 1 Diakon bewältigt!

Der geistliche Zustand der getauften Eingeborenen ist kläglich. Sie sind noch richtige Heiden. Götzenverehrung und Renntieropfer kommen

1) Über diese Völkerschaften: Praw. Blag. 1893 XIV. 8 ff. XV. 19 ff. 1894 I. 305 ff. II. 8 ff. 62 ff. Weitere Literaturangaben a. a. O. 1894 II. 41 ff. 141 ff. Speziell über Samojeden eine Arbeit des russischen Forschungsreisenden K. Nossilow im Praw. Blag. 1895 und 1896.

2) Praw. Blag. 1900 III. 214 ff.

3) Jahresber. der Orth. M.-G. 1897, 9). (Sämtliche hier zitierten Jahresberichte seit 1892 sind in der Beilage zum Praw. Blag. abgedruckt).

vielfach vor. Die Taufe wird von den Ostjaken und Samojeden meist nicht als der Anfang eines neuen Lebens angesehen, sondern als ein Mittel, den mächtigen Gott der Russen zu versöhnen. Sie lassen sich meist „infolge eines Gelübdes“ taufen, „falls sie von einem Unglück oder Mißgeschick betroffen werden, in der Absicht, dem russischen Gott einen Gefallen zu tun.“ Nachher glauben sie von allen Verpflichtungen gegen den „russischen Gott“ frei zu sein[1]). Die kirchliche Einsegnung der Ehen und die Taufe der Kinder unterbleiben vielfach, bei den Samojeden meistenteils, bis eine Not die Leute zwingt, sich dazu Gott gegenüber durch ein Gelübde zu verpflichten[2]). Russische Händler ruinieren das Volk durch Branntwein. Kommen die Missionare in ein Zeltlager, in welchem vorher russische Händler gewesen, finden sie oft sämtliche Bewohner der Jurten sinnlos betrunken[3]). Neuerdings ist es den Missionaren zur Pflicht gemacht worden, die neuen Christen nach der Taufe noch einige Zeit bei sich zu behalten, um sie weiter zu unterrichten, und außerdem wird den zu Taufenden bei der Taufe ein amtlich beglaubigter Revers abgenommen, daß sie jährlich einmal bei ihrem Durchzug durch Obdorsk bei dem Missionar zum Unterricht erscheinen wollen[4]). Ein armseliger Ersatz für regelmäßige Seelenpflege! Seit 1896 besteht in der Stadt Obdorsk eine kleine Kostschule für Samojeden- und Ostjakenkinder (1904: 33 Zöglinge), welche das Ziel verfolgt, die so dringend nötigen Nationalhelfer für die Mission heranzubilden. Während bis 1901 für das ganze große Gebiet nur eine einzige Missionsstation in Obdorsk bestand, ist nun seitdem auch eine zweite in Che am Obischen Busen gegründet worden.

Seit 1901 wird von Tobolsk aus auch unter mohammedanischen Tataren missioniert. Nur ein Missionar steht in der Arbeit. Bis Ende 1904 waren 34 Seelen getauft.

In dem im Osten an das Gouvernement Tobolsk angrenzenden Gouvernement Jenisseisk (Diözese Krassnojarsk) bestehen zwei Missionen. Eigentliche Missionsstationen gibt es in beiden nicht. Die Priester derjenigen russischen Kirchspiele, in deren Bereich Eingeborene wohnen, erfüllen zugleich die Pflichten von Missionaren. Im rauhen Norden, in den 6 Parochien des Bezirks Turuchansk[5]) hat man es mit Nomadenstämmen finnischer Abkunft zu tun, mit Ostjaken, Samojeden, Juraken, Dolganen, Tun-

1) Jahresber. 1894, 23 f. 1898, 31.
2) Jahresber. 1900, 35.
3) Praw. Blag. 1900, Beil. S. 144 f. Jahresber. 1900, 36.
4) Praw. Blag. 1892, Beil. II. 114. Jahresber. 1898, 31 f.
5) Turuchansk liegt unter 66 Grad nördl. Breite am Turuchan, unweit der Mündung desselben in den Jenissei.

gusen[1]), Jakuten[2]) usw. Es sollen ihrer etwa 8500 sein; davon sind gegen 6000 getauft. Im südlichen Teil des Gouvernements wird in den Kreisen Minussinsk und Atschinsk in 8 Parochien unter verschiedenen halbnomadischen Stämmen gearbeitet. Diese, (1904) 27498 Seelen stark, sind bereits vollzählig der Kirche einverleibt. Der religiöse und sittliche Stand der getauften Eingeborenen ist in beiden Missionen ein niedriger. Schulen gibt es nur 10 in den südlichen und 5 in den nördlichen.

Schon in der südlichen Mission (Minussinsk), in deren Bereich mehr Russen (gegen 5500) unter den Eingeborenen leben, wird über den schlechten Zustand der Gemeinden geklagt. „Das Christentum haben sie (die Eingeborenen) sich nur äußerlich angeeignet, der Lebensweise nach sind sie vollkommene Heiden"[3]). Heidnische Opfer, schamanistische Krankheitsbeschwörungen, Trunksucht (welcher selbst Frauen und Kinder ergeben sind), Dieberei gehen im Schwange. Die Bräute werden nach heidnischer Sitte geraubt und die Ehen ohne den Segen der Kirche geschlossen. Darum ist die Zahl der unehelichen Geburten eine ganz enorme. Es wurden 1903 in sämtlichen 8 Missionsparochien des Kreises Minussinsk 638 eheliche und 910 uneheliche Kinder getauft, in einer Gemeinde standen 10 ehelichen getauften Kindern 113 uneheliche gegenüber (1904: 16 bezw. 107)! Am liebsten lassen die Eingeborenen ihre Kinder ungetauft. Liegt ein Kranker im Sterben, so veranstalten die Angehörigen und Freunde noch angesichts des Sterbebettes ein Saufgelage[4]). Bei den eingeborenen Christen im Bezirk Turuchansk findet sich noch weniger äußerliches Christentum. Da kennen viele nicht einmal ihren Namen, den sie bei der Taufe erhalten haben, und mancher weiß nicht, ob er überhaupt getauft ist oder nicht. Die Missionare selbst erkennen in diesen traurigen Zuständen die Folge einer verkehrten Missionsmethode; die früheren Missionare hätten es — so gestehen sie selbst — nur auf hohe Taufziffern abgesehen gehabt und hätten ohne vorbereitende Unterweisung getauft. Die Heiden seien durch die Hoffnung irdischer Vorteile herangelockt worden und hätten, als sie sich in dieser Hoffnung getäuscht sahen, die Priester als Betrüger angesehen[5]).

Ein erfreulicheres Bild bietet die Altai-Mission im Süden des Gouvernements Tomsk (südöstlich vom Gouvernement To-

1) Zur Volkskunde der Tungusen: Praw. Blag. 1895 II. 365 ff. III. 366 ff.

2) Vgl. Praw. Blag. 1896 II. 84 ff. 129 ff. 219 ff. Über die Religion der Jakuten a. a. O. 1895 I. 395 ff. II. 216 ff.

3) Jahresbericht 1903, 23.

4) Jahresber. 1901, 24 ff. 1902, 28. f. 1903, 23 ff. Praw. Blag. 1904 Beilagen S. 81 ff. 1905 Beil. 111 ff.

5) Jahresber. 1893, 24. Praw. Blag. 1901, 126.

bolsk), in den Kreisen Bijsk und Kusnezk. Die Mission ist hier leidlich gut organisiert. Seit 1879 residiert im jetzigen Mittelpunkt der Mission, Bijsk (zirka 450 km südlich von Tomsk), ein Bischof-Vikar, der zugleich Leiter der Mission ist. Es bestehen zur Zeit 17 Missionsstationen. Die Zahl der Missionare ist eine genügende (1904 außer dem Bischof 24 Priester, 5 Diakonen, 66 niedere Geistliche und Lehrer, 5 Lehrerinnen), und die Eingeborenen selbst haben bereits aus ihrer Mitte brauchbare Missionsarbeiter geliefert. Der 1901 verstorbene Priester Michael Tschewalkow hat auch als geistlicher Liederdichter den altaischen Christen gute Dienste geleistet[1]). Zur Ausbildung eingeborener Gehilfen dient seit 1883 eine Katechetenschule in Bijsk. Die Zahl der Getauften beträgt (1904) 25 868. Ihnen stehen noch 20 311 Heiden im Rayon der Mission gegenüber. Die Missionare stellen den Christen im allgemeinen ein gutes Zeugnis aus. Die altaischen Christen sind meist nicht besser, aber auch nicht viel schlechter als die Russen, neben welchen sie wohnen. Einige Stationen sind bereits als Missionsposten aufgehoben und gelten nur noch als gewöhnliche Parochien. Die Missionare dienen Christen wie Heiden auch mit ärztlichen Hilfeleistungen. Die Gottesdienste werden jetzt abwechselnd in altaischer und russischer Sprache gehalten. Außerdem werden Unterredungen und Wandervorlesungen in den einzelnen Jurten veranstaltet. Außer der Katechetenschule in Bijsk werden (1904) 54 Schulen mit 1430 Schülern (darunter 440 Mädchen) von der Mission unterhalten[2]). Die Altai-Mission tritt vielfach auch mit den Bewohnern der benachbarten Mongolei in Berührung. Es werden neue Missionsstationen in der Nähe der chinesischen Grenze am Telezker-See und im Gebiete des Flusses Tschu geplant[3]).

Für die Tataren des Kreises Tomsk bestand früher eine Schule, mußte aber 1898 wegen des fanatischen Widerstandes der Mohammedaner geschlossen werden[4]). Für die einst getauften, seitdem aber arg vernach-

---

1) Seine Selbstbiographie: „Testament des Priesters Tschewalkow“ im Praw. Blag. 1894. Vgl. außerdem einen Artikel von J. Nowikow im Praw. Blag. 1902 I. 25 ff. 76 ff. 122 ff. 159 ff.

2) Jahresber. 1893, 12 ff. u. a.

3) Jahresber. 1902, 15 f.

4) Praw. Blag. 1899. Beilagen S. 83.

lässigten Ostjaken in der Gegend von Narym (an der Ob, ca. 350 km n.-w. von Tomsk) wurde 1896 eine Wanderschule gegründet[1]).

Westlich vom Gouvernement Tomsk liegen die Provinzen Semipalatinsk und Akmolinsk mit zahlreicher Kirgisenbevölkerung. In ersterer sollen gegen 500000, in letzterer gegen 350000 Kirgisen leben. Ehemals Schamanisten, sind sie mit der Zeit Mohammedaner, und zum Teil recht fanatische Mohammedaner, geworden. Aus ängstlicher Rücksicht auf den mohammedanischen Fanatismus hat die russische Regierung lange Zeit der Gründung einer Kirgisenmission widerstanden[2]). Erst 1882 kam es dazu. Diese Kirgisenmission, mit dem Mittelpunkt Semipalatinsk, war anfänglich mit der Altai-Mission organisch verbunden, bis sie 1895 der neugegründeten Diözese Omsk zugeteilt wurde[3]). In der Provinz Semipalatinsk sind sechs Stationen besetzt, in der Provinz Akmolinsk drei. Das Missionspersonal besteht aus 13 Priestern, 2 Diakonen, 10 Psalmensängern, 2 Lehrerinnen und 3 Dolmetschern. Die Übertritte zum Christentum sind verhältnismäßig wenig zahlreich. Die Übertretenden haben nicht selten von den Moslim Verfolgungen zu erdulden, und es ist sogar vorgekommen, daß Neubekehrte ermordet wurden[4]). Auch Rückfälle in den Islam kommen vor[5]). Die sich taufen lassen, sind meist arme, im Dienst der Russen stehende Tagelöhner. Im Laufe der ersten zehn Jahre wurden gegen 200 Kirgisen getauft, 1904 gab es 586 Getaufte. In 10 Schulen werden 284 Kinder (darunter 97 Mädchen) unterrichtet.

Schwierigkeiten bereitet in der Kirgisenmission der Übergang der Getauften vom Nomadenleben zur ansässigen Lebensweise. Die Getauften werden unter Russen angesiedelt, bekommen von der Regierung Land und eine Summe Geldes zur ersten Einrichtung. Dann ist aber auch der Getaufte, als ortsansässiger Einwohner, zur Zahlung einer Grundsteuer nach Maßgabe der ihm zugewiesenen Landparzelle verpflichtet. Ferner ist er für seine Person frei vom Militärdienst, seine Kinder aber sind militärpflichtig, ebenso wie alle russischen Einwohner. Dagegen ist die Stellung der Ungetauften eine ungleich günstigere. In ihrem Besitz befinden sich weite Strecken, dabei zahlen sie aber nur einen bestimmten Steuerbetrag für jede Familie, einen Betrag, der oft in gar

1) Jahresber. 1898, 23 f.
2) Vgl. Praw. Blag. 1895 I. 88 ff.
3) Praw. Blag. 1896 II. 21 ff. 68 ff. 107 ff.
4) Praw. Blag. 1894, Beilagen S. 93.
5) Praw. Blag. 1897 II. 110 f. 1900, Beilagen S. 251.

keinem Verhältnis zu ihrem Landbesitz steht. Auch sind alle nomadischen Einwohner der Provinzen Akmolinsk, Semipalatinsk, Semiretschje, Uralsk und Turgai von der Militärpflicht befreit. Daraus erklärt es sich denn auch, daß nur verhältnismäßig wenige Kirgisen, und zwar meist Tagelöhner, Christen werden[1]).

Im Gouvernement Irkutsk arbeitet die russische Mission zur Zeit in den südlichen Kreisen Irkutsk, Balagansk und Wercholensk (nördlich bezw. nordöstlich von Irkutsk) unter Burjaten[2]), Tungusen und Sojoten. Die Zahl der Missionsstationen beträgt zur Zeit 23, die der Missionspriester (1902) 25, dazu 3 Diakonen und 22 Psalmensänger. Eine neuere Gemeindestatistik fehlt; 1891 wurden 33 199 orthodoxe Eingeborene neben 62 738 Heiden gezählt. Nach den Jahresberichten haben 1892—1903 15 535 Taufen stattgefunden. In 39 Missions- und Kirchenschulen werden (1903) 838 Kinder unterrichtet, darunter 170 Mädchen.

Auf den in dieser Mission recht starken Widerstand des Lamaismus ist bereits oben hingewiesen worden. Besonders im Kreise Tunkinsk, hinter dem Sajan-Gebirge, ist der Einfluß der Lamas außerordentlich stark. Dort hat die russische Mission nur spärliche Erfolge. Die Lena-Burjaten dagegen werden als indifferent gegen jede Religion und materiell gesinnt geschildert und bilden gleichfalls einen harten Missionsboden. Wie schlimm es aber um die Getauften steht, dafür noch einige Beispiele! Getaufte kennen oft ihren christlichen Namen nicht mehr, christliche Frauen verlassen ihre weniger begüterten Männer und entlaufen zu reichen Heiden, die Kinder werden vor den Missionaren versteckt, um sie der Taufe zu entziehen, und werden fälschlicherweise in die Familienlisten lamaitischer Verwandter eingetragen[3]). Die unter Heiden lebenden Christen „befinden sich fast auf demselben religiösen und sittlichen Niveau wie die Heiden"[4]), „ihnen sind selbst die Grundwahrheiten des Christentums unbekannt[5]). Die schon russifizierten getauften Burjaten aber sind die schlimmsten in sittlicher Beziehung: Trunksucht, Raufsucht, Hurerei gehen bei ihnen im Schwange[6]).

In Transbaikalien wird in den Kreisen Selenginsk,

1) E. Jelissejew im Praw. Blag. 1899 II. 114 ff. 165 ff.

2) Über dieses Volk (im Gouv. Irkutsk etwa 120 000 Seelen stark) s. Praw. Blag. 1900 I. 117 ff. 165 ff. 1901 I. 91 ff. 1902 I. 86 ff. 119 ff. 201 ff. 246 ff. 291 ff. 1903 I. 365 ff. II. 15 ff. Über den Schamanismus bei den Burjaten a. a. O. 1899 III. 302 ff. 346 ff.

3) Praw. Blag. 1893, Beilagen S. 55, 60 f. 1899, Beil. II. 96 ff.

4) a. a. O. 1896, Beilagen II. 81.

5) a. a. O. 1904, Beil. S. 27.

6) a. a. O. 1904, Beil. S. 30.

Werchneudinsk, Tschita, Nertschinsk und Bargusin unter Burjaten, Tungusen und Orotschonen[1]) gearbeitet. Mittelpunkt der Mission ist Tschita, seit 1894 Residenz eines Bischofs. Es sind 18 Stationen vorhanden. Die Zahl der bis 1901 getauften Seelen beträgt 11 195. In 18 Stationsschulen wurden 1904 467 Kinder (111 Mädchen) unterrichtet. Was den Zustand der Getauften betrifft, so gilt in bezug auf diese Mission das über Irkutsk gesagte in noch erhöhtem Maße. Rückfälle ins Heidentum sind nicht selten.

Die spärliche Bevölkerung der gewaltigen Provinz Jakutsk gehört zum größten Teil bereits seit dem 18. Jahrhundert der russischen Kirche an. Eigentliche Heidenmission wird nur noch unter den Tschuktschen[2]) an der nördlichen Küste getrieben. Eine Missionsstation befindet sich in Nishne-Kolymsk (wo die Temperatur nie über —8 Grad steigt!), eine andere an der Tschaun-Bucht. 8 Missionare stehen in mühevoller, mit vielen Beschwerden und Entbehrungen verbundener Reisemissionsarbeit. Taufwasser und Abendmahlswein gefrieren oft während der Handlung; auf einer Reise 1898 waren zwei Missionare mit ihren eingeborenen Begleitern dem Hungertode nahe[3]). Die bereits getauften nomadisierenden Jakuten, Tungusen, Lamuten, Jukagiren u. a. werden von 4 Reisepriestern bedient. Da Nationalhelfer fehlen und die ganze Seelsorgearbeit sich auf wenige Besuche der Priester (etwa 2—3 Mal jährlich) beschränken muß, so kann es uns nicht Wunder nehmen, daß heidnische Anschauungen und Gebräuche noch unter diesen halbwilden Nomaden herrschen.

Die eben genannte Tschuktschen-Mission greift im Osten bereits in das Gebiet der benachbarten Kamtschatka-Diözese über, welche 1899 in zwei Diözesen, Wladiwostok und Blagowéschtschensk, geteilt worden ist. Die Diözese Wladiwostok umfaßt die ganze Küstenprovinz (1854352 qkm) mit ihrer buntscheckigen Bevölkerung. Im hohen Norden, auf der Anadyr-Halbinsel, gibt es

1) Unter den etwa 618 000 Bewohnern der Provinz sind gegen 200 000 Burjaten und etwa 20 000 Tungusen und Orotschonen. Speziell über die letzteren s. Praw. Blag. 1905 I. 219 ff. 259 ff. 316 ff. über die Chorinski-Burjaten a. a. O. 1902 I. 354 ff. II. 60 ff. 105 ff. 160 ff. 215 ff.

2) Praw. Blag. 1898 II. 217 ff. 253 ff. 296 ff. 349 ff. III. 174 ff. 211 ff.

3) a. a. O. 1899, Beil. S. 152 ff. 224 ff.

eine Station für die Tschuktschen-Mission, südlicher ist Gishiginsk (an der Gishiga-Bucht des Ochotskischen Meeres) der Stützpunkt einer Reisemissionstätigkeit unter den wilden Korjaken[1]). Im Bereich dieser beiden Missionen finden sich außer den genannten auch noch andere Stämme, wie Jukagiren, Tschuwanzen und Lamuten. Eine weitere Station, an der Uda-Bai (an der südwestlichen Küste des Ochotskischen Meeres), nahe der Grenze der Provinz Jakutsk, liegt im Gebiete der Tungusen und Jakuten. Am stärksten besetzt ist der südliche Teil des Ussuri-Gebiets an der Grenze der Mandschurei und Koreas. Hier finden wir nicht weniger als 9 Stationen, für die auf russischem Gebiete ansässigen oder vorübergehend sich aufhaltenden Koreaner. Jede der Stationen ist mit je einem Priester besetzt.

Drei Stationen liegen westlich von Nikolsk, ca. 15—30 km von diesem entfernt, nahe an der mandschurischen Grenze, sechs weitere im Süden von Wladiwostok, an der Bai Peters des Großen, sowie an der Amur- und Posjet-Bai. Diese intensive Bekehrungsarbeit der Russen an den Koreanern erklärt sich wohl nur aus den politischen Absichten Rußlands auf Korea. Diese Grenzmissionsstationen sind politische Vorposten Rußlands. Auf Schultätigkeit wird großes Gewicht gelegt. Es sind auf dem verhältnismäßig kleinen Gebiet nicht weniger als 30 Schulen mit (1904) 1035 Schülern (124 Mädchen) vorhanden. Der offizielle Bericht bezeichnet ausdrücklich als das Ziel dieser Schultätigkeit nicht nur die Christianisierung, sondern auch die Russifizierung der Koreaner[2]). Von 15 024 im Bereich der 9 koreanischen Missionsstationen lebenden Eingeborenen sind (1904) schon 8664 orthodoxe Christen! Im Jahre 1903 wurden 278 Heiden getauft. Diese koreanischen Christen werden uns aber als „Unmündige in Christo" geschildert, „in deren Leben und Glaubensanschauungen auch bis jetzt noch viele Überreste des Heidentums" zu finden sind. Die Schamanen haben ihren Einfluß noch nicht verloren. Kinderheiraten kommen auch unter Christen vor. Unzucht, Wucher, Spielsucht, sind weit verbreitet. „Die religiösen Anschauungen sind unklar; die Kenntnis selbst der einfachsten Gebete und der elementarsten Glaubenswahrheiten ist ungenügend und mit geringem Verständnis verbunden." Die Missionare trösten sich aber mit dem Gedanken, daß „auch unter den Russen, welche vor mehr als tausend Jahren das Christentum angenommen haben, nicht wenig solcher sind, die ihren christlichen Glauben nicht besser kennen und ihn im Leben nicht besser betätigen, als viele koreanische Christen[3]). Es soll aber ein Fortschritt gegen früher zu konstatieren sein: so sollen

1) a. a. O. 1902, II. 259 ff. 295 ff.
2) a. a. O. 1904, Beil. S. 68.
3) a. a. O. 1904, Beil. S. 70 f.

Fälle von Verheimlichung von Kindern vor den Missionaren mit der Absicht, sie der Taufe zu entziehen, worüber die früheren Berichte häufig klagten[1]), jetzt nicht mehr vorkommen[2]). Unter den Priestern ist auch ein geborener Koreaner[3]).

Die Diözese **Blagowéschtschensk** umfaßt die Amur-Provinz mit etwa 10 000 nomadisierenden Golden[4]), Giljaken), Orotschonen[5]), Negdalen und Samagiren, von denen die größere Hälfte bereits getauft ist. Genauere statistische Angaben fehlen. Die Zahl der Stationen beträgt 16, die der Schulen (zum Teil mit Pensionaten) 15. Die Christianisierung scheint sehr oberflächlich betrieben zu werden. In einem Jahre (1902) wurden nicht weniger als 600 Heiden getauft. Die Pflege der Gemeinden ist mangelhaft, der religiöse und sittliche Stand der Christen ein sehr niedriger.

Die Missionare, der Sprachen der Eingeborenen nicht mächtig, müssen sich mehr oder weniger geeigneter Dolmetscher bedienen (sogar bei der Beichte!) und verrichten die Gottesdienste und Amtshandlungen in der den Gemeindegliedern gänzlich unverständlichen kirchenslavonischen Sprache. Auf diesen Mißstand ist der Bischof neuerdings aufmerksam geworden und hat seinen Priestern die Erlernung der Sprachen zur Pflicht gemacht[6]). Einheimische und aus China kommende Schamanen treiben auch unter den Getauften ihr Zaubereiwesen. Die christlichen Giljaken feiern ebenso wie ihre heidnischen Stammesgenossen „Bärenfeste", bei welchen mit einem Bären unter Mitwirkung eines Schamanen verschiedener Hokuspokus getrieben und das gehetzte Tier schließlich getötet und von den Festteilnehmern verspeist wird[7]). Die bei den Golden herrschende Vielweiberei kommt auch bei den Getauften vor[8]).

---

1) z. B. Praw. Blag. 1900, Beil. S. 97.

2) a. a. O. 1904, Beil. S. 67.

3) Jahresber. 1897, 48.

4) Praw. Blag. 1901 III. 217 ff.

5) a. a. O. 1902 I. 85 ff. 132 ff. 178 ff. Über ihre Glaubensanschauungen a. a. O. 1901 III. 270 ff.

6) Jahresber. 1897, 48. 1901, 52. Praw. Blag. 1902, Beil. II. 7. 1904, Beil. S. 6.

7) Beschreibung eines „Bärenfestes": Praw. Blag. 1901. Beil. S. 19 f.

8) Praw. Blag. 1901, Beil. S. 4, 1902, Beil. II. 4.

(Schluß folgt.)

Der 2. Kolonial-Kongreß in Berlin vom 5.—7. Oktober.

Von Julius Richter.

Glänzende Tage waren es; durch die wundervollen Räume des Reichstagsgebäudes flutete meist schon lange vor dem Beginn der Sitzungen eine bunt zusammengesetzte Schar von Kongreßteilnehmern; und obgleich sich die einzelnen Sitzungen drei, vier Stunden und länger hinzogen, hielten die meisten unermüdlich bis zu Ende aus. Es war viel innere Anteilnahme, regstes Interesse an den Verhandlungen bei den Erschienenen vorhanden. Vornehmlich die höheren Schichten unseres Volkes waren zahlreich vertreten, die Gouverneure und Beamten der Schutzgebiete, die Generäle und Offiziere der Armee und Marine, die Spitzen der kolonialen, der Verwaltungs- und selbst der kirchlichen Behörden, die Parlamentarier und Großindrustiellen, die Professoren und Studenten. Insonderheit stellten auch die Geistlichkeit evangelischer wie katholischer Konfession und die beiderseitigen Missionsgesellschaften ein verhältnismäßig starkes Kontingent. Die evangelische Mission war nicht nur durch die leitenden Direktoren und Inspektoren aller größeren deutschen Missionsgesellschaften, sondern auch durch eine nicht unbeträchtliche Zahl von Missionaren und eine überraschend große Zahl von Missionsfreunden unter den Geistlichen, namentlich aus der Provinz Brandenburg und dem Königreich Sachsen, ausgezeichnet vertreten. In der Sektion IV des Kongresses (Religiöse und kulturelle Verhältnisse) überwogen die Vertreter der Missionen so stark, daß ausschließlich Missionsthemata zur Verhandlung kamen und man sich manchmal wie in eine Versammlung von Missionsfachmännern versetzt fühlen konnte. Preßte doch diese starke Vertretung der Mission der „Nationalen Korrespondenz" den Seufzer aus: „Auf dem Kolonial-Kongreß habe sich der überaus starke Einfluß der Mission geltend gemacht." Im ganzen hatten sich 87 Vereine und Gesellschaften zur Veranstaltung des Kongresses verbunden, und es nahmen mit Einschluß der erst am 2. oder 3. Tage Hinzugekommenen fast an 2000 Personen, darunter etwa 150 Damen daran teil — bei der relativ hohen Eintrittsgebühr von 10 Mk. ein erfreuliches Zeichen von der wachsenden Verbreitung des Kolonialinteresses.

Man war selbst in den nächst beteiligten Kreisen geteilter Meinung gewesen, ob gerade jetzt die Zeit für einen 2. Kolonial-Kongreß günstig sei. „Die Zeichen", so führte der Vorsitzende, Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg aus, „unter denen wir in unsere heutige Tagung eintreten, sind trübe. Denn noch ist der Aufstand in Südwestafrika nicht niedergeworfen; und dazu flammt ein neuer in Ostafrika empor, dessen Ausdehnung heute noch nicht zu übersehen ist. Ja, auch aus Kamerun kommt die Kunde, daß einige Stämme des Südens mit den bestehenden Verhältnissen unzufrieden sind. Hier in Deutschland aber bekämpfen sich die kolonialen Kreise, werden Regierung und Privatleute der gröbsten Verstöße gegen das Gemeinwohl in kolonialen Dingen beschuldigt." Noch vor einem Monat hat man in diesen Kreisen ernstlich erwogen, ob man den Kongreß nicht noch um ein oder zwei Jahre verschieben solle. Wenn man sich trotzdem zur Abhaltung desselben gerade in der jetzigen kritischen Zeitlage entschloß, so hat wohl die „Münchener Allgemeine Zeitung" im allgemeinen recht, wenn sie die ausschlaggebenden Gründe so darlegt: „Die Hauptsache ist, daß man zu der Hoffnung berechtigt ist, daß die Verhandlungen des Kongresses ein reichhaltiges Material für den Gedankenaustausch der Sachverständigen und die Belehrung der Fernerstehenden bieten werden. Wir bedürfen dieser Arbeit dringend, nachdem der erste hohe Flug des Idealismus, den die deutsche Kolonialbewegung ermutigt hatte, durch mancherlei Mißgeschick und Ärgernisse gelähmt worden ist. Die neuen ernsten und schweren Aufgaben, die sich in der gegenwärtigen Zeitperiode für die Wahrnehmung unserer überseeischen Interessen ergeben haben, bedürfen gründlicher Klärung und tiefer begründeter Sachkenntnis, damit das Mißtrauen und die Ratlosigkeit, die sich vieler tüchtiger Kreise in bezug auf Kolonialfragen bemächtigt haben, allmählich wieder verschwinden. Das kann nicht durch Veröffentlichungen in der Presse geschehen, bei denen man nicht genau weiß, welche Sonderinteressen und persönlichen Nebenzwecke möglicherweise dahinterstehen, wohl aber durch öffentliche Aussprache bedeutender und unterrichteter Männer, die sich gegenseitig in sachverständiger Weise kontrollieren können."

Nach einer kurzen und formellen Begrüßung am Abend des 4. Oktober verliefen die Verhandlungen teils in Plenar-Sitzungen, teils in Sektionsberatungen. Das Programm war überreichlich besetzt; für die Plenarversammlungen waren 10, für die 7 Sektionen sogar 68 Referate angemeldet. Da die 7 Sektionen immer gleichzeitig tagten, blieb den Teilnehmern nur übrig, unter den sieben gleichzeitig erstatteten Referaten eins auszuwählen, und es wogte deshalb während der Sektionssitzungen der Strom der Teilnehmer von Saal zu Saal, je nachdem ein Gegenstand oder ein Referent ihn anzog. Auch abgesehen von der Überfülle war das

Programm nicht in allen Stücken glücklich aufgestellt. So wurden z. B. technische oder wirtschaftliche Spezialfragen wie „Die Baumwollfrage in den deutschen Kolonien", „Argentinien als Wirtschafts- und Auswanderungsgebiet", „Über Tropenkrankheiten im Seeverkehr" im Plenum verhandelt. In der uns Missionsleute speziell beschäftigenden Sektion IV (religiöse und kulturelle Verhältnisse) war eine nicht immer erfreuliche Überfülle dadurch entstanden, daß die evangelische und die katholische Mission sehr ähnliche Referate angemeldet hatten; so behandelte D. Buchner „Die Mithilfe der Mission bei der Erziehung der Eingeborenen zur Arbeit" und Missionar Heines vom Herz Jesu-Mutterhause in Hiltrup, „Die Erziehung eines Naturvolkes durch das Mutterland." Jul. Richter referierte über „Den Islam, eine Gefahr für unsere afrikanischen Kolonien", und unmittelbar daran schloß sich der Vortrag Dr. Frobergers, Prov.-Oberer der Weißen Väter in Trier, über „Den Kulturwert des Islam für koloniale Entwickelung." Auch ist es uns fraglich, ob es sich bei einem solchen Kongresse empfiehlt, so rein referierende Themata zu behandeln, wie die auf ausdrücklichen Wunsch der leitenden Instanzen in das Programm aufgenommenen über „Bestand und Arbeit der evangelischen Missionen in unseren Kolonien" (Ref. Past. Paul-Lorenzkirch) und über „Die äthiopische Bewegung" (Ref. D. Merensky). Auffallender Weise waren dagegen zum teil die brennenden Tagesfragen mit besonderen Referaten nicht bedacht; so beschäftigte sich keines der 78 Referate ex professo mit den Gründen und tieferen Zusammenhängen der kriegerischen Wirren in Südwest- und Ostafrika, keines mit dem Konzessionssystem, keines mit den Reservaten für die Eingeborenen usw., wiewohl natürlich diese Fragen, wie die der Konzessionen gelegentlich, z. B. in der stundenlang sich hinziehenden, heißen Debatte im Anschluß an den ausgezeichneten Vortrag Dr. Hartmanns über den „wirtschaftlichen Wiederaufbau Deutsch-Südwestafrikas"[1]) heftig umstritten und

1) Dieses Thema war vielleicht das aktuellste des ganzen Kongresses, und seine Verhandlung vereinigte eine ungewöhnlich zahlreiche Zuhörerschaft, so zahlreich und innerlich beteiligt, wie wir sie sonst nur in unserer Missionssektion IV zu sehen gewohnt waren. Nach dem harten Zeitungsgerichte, das gerade über die Rheinische Mission in Südwestafrika ergangen ist, berührte die Objektivität wohltuend, mit welcher der den Missions-

die Frage der Eingeborenen-Reservate wiederholt gestreift wurde. In diesem Zurückstellen der brennenden Fragen bekundete sich der Charakter des Kongresses mehr als einer großartigen, imponierenden Demonstration denn als eines Aktionskomitees. Demselben Interesse, Liebe zu unseren Kolonien, Verständnis für ihre Eigenart, Bewunderung für die bereits geleistete Arbeit zu erwecken und zu fördern dienten die Ausstellungen von Karten, von tropen-hygienischen Ausrüstungen u. dgl. in den schönen Wandelhallen des Reichstages, die wundervolle Vorführung der Bilder aus dem Tierleben unserer Kolonien in der Urania am Abend des 6. Oktober und der wissenschaftliche Ausflug nach dem neuen Botanischen Garten in Dahlem am 8. Oktober.

Für uns evangelische Missionsfreunde waren von besonderem Werte die 5 Hauptvorträge unserer Vertreter im Plenum und in der Sektion IV, von D. Buchner über „Die Mithilfe der Mission bei der Erziehung der Eingeborenen zur Arbeit", Past. Paul über „Bestand und Arbeit der evangelischen Missionen in unseren Kolonien", D. Oehler über „Die Schultätigkeit der evangelischen Mission", Past. Jul. Richter über „Den Islam, eine Gefahr für unsere afrikanischen Kolonien" und D. Merensky über „Die äthiopische Bewegung in Südafrika." Wir skizzieren kurz den Inhalt dieser fünf Vorträge:

Missionsdirektor D. Buchner führte aus:

Das schwierigste Problem für alle Kolonien besitzenden Völker ist das Problem der Erziehung der Eingeborenen zur Arbeit. Von der richtigen Lösung dieses Problems hängt Wert und Unwert der Kolonien ab. In dieser Aufgabe begegnen sich staatliche Kolonisation und kirchliche

kreisen sonst fernstehende Referent die Eingeborenen- und Missionsfrage beurteilte: Der Aufstand, so führte er etwa aus, hat gezeigt, daß die Einborenenfrage die wichtigste ist. Die Eingeborenen sollen bestraft, aber nicht vernichtet werden. Man muß dem Lande das Eingeborenenmaterial erhalten und deshalb auch die Aufständischen schonen. Die Mission ist im Prinzip zu stark angegriffen worden. Wir dürfen nicht vergessen, daß wir gerade der Rheinischen Mission den Besitz von Südwestafrika verdanken. Die Mission ist ein sehr wichtiger Bestandteil in der Verwaltung des Landes." — Und als als einziger Vertreter einer selbstsüchtigen Herrenpolitik ein Herr Ballod die naive Aufforderung aussprach, alle Farbigen aus Herero- und Namaland zu verjagen und sie auf Ovamboland zu konzentrieren, wurde er energisch zum Schluß gerufen und unter allgemeinem Lachen ad absurdum geführt.

Mission, wenn auch über die Methode der Erziehung mancherlei verschiedene Ansichten herrschen, je nach dem Standpunkt, den man den Eingeborenen gegenüber einnimmt. Mancherlei Schwierigkeiten, in der Natur der Tropen und der Eingeborenen begründet, stellen sich der Lösung dieses Problems entgegen, so daß es nur langsam und allmählich zu lösen sein wird. Wenn nun die Mission dieses Ziel auch fest im Auge hat, so wird sie doch nur eine Hilfe dabei leisten können. Es ist ebenso unbillig seitens der Kolonialpolitiker, der Mission diese Aufgabe allein zuzuschieben, als es anmaßend wäre seitens der Mission, wollte sie den Anspruch erheben, daß sie allein dieses Problem zu lösen imstande sei. Die vornehmste Aufgabe der Mission bleibt die religiöse. Indem nun die Mission, diese Aufgabe erfüllend, das Christentum verbreitet, arbeitet sie an der Lösung obigen Problems mit, denn das rechte Christentum ist in sich selbst ein Protest gegen Trägheit, und es liegt in seinem Wesen, überall den sittlichen Wert der Arbeit zu betonen. Diese innerliche Wirkung wird durch die vielseitige Arbeit des Missionars bei Gründung und Erhaltung einer Station kräftig unterstützt. Zu dieser Arbeit muß er die Eingeborenen, und zwar meist in beträchtlicher Zahl heranziehen und leistet damit eine Fülle unterrichtlicher und erziehlicher Arbeit an ihnen. Freilich kann diese Erziehung ohne eine gewisse Nötigung nicht stattfinden, und eine solche Nötigung, die jedes brutalen Charakters entbehrt und nicht bezweckt, die Eingeborenen in eine der Sklaverei ähnliche Abhängigkeit zu stürzen, wird auch die Mission als notwendig anerkennen müssen. Der Einfluß der Mission zeigt sich auch nach der Richtung hin, daß die Eingeborenen auf allen Lebensgebieten neue Bedürfnisse kennen lernen, die sie nur befriedigen können, durch vermehrte Arbeit, und dadurch wird ihnen die Notwendigkeit der Arbeit nahe gelegt. So stellen die Missionsstationen Arbeitszentren dar, deren Wirkungen unverkennbar sind. Auch die in unseren Kolonien befindlichen 1053 Schulen der evangelischen Mission mit 43 390 Schülern, sowie die 603 Schulen und Erziehungshäuser der katholischen Mission mit 26 654 Schülern leisten dankenswerte Hilfe bei Erziehung der Eingeborenen zur Arbeit. Die Mission läßt es sich aber auch in direkter Weise angelegen sein, wie an vielen Beispielen nachweisbar ist, die Eingeborenen in den verschiedensten Handwerken, sowie für den Feld- und Plantagenbau auszubilden. Zahlreiche Handwerkerschulen und Werkstätten, sowie viele landwirtschaftliche Betriebe der Mission arbeiten alle auf das Ziel der Erziehung zur Arbeit hin. Bei alledem kann die Mission mit ihren beschränkten Kräften und Mitteln nur innerhalb eines kleinen Kreises ihre Tätigkeit voll entfalten, schafft aber damit die Vorbedingungen für die zielbewußte Arbeit der anderen kolonisatorischen Kräfte. Ein sprechender Beweis für die nicht erfolglose Arbeit der Mission nach dieser Richtung hin ist das Volk der Hottentottenbastards in Süd-Afrika. Einst sprach man diesem Volk alle und jede Fähigkeit ab, für die Arbeit geschickt zu werden. Nach nachweislich 100jähriger Erziehung auf den Reserven erweisen die meisten der so Erzogenen sich auf allen Gebieten

als ein geschicktes und überall anerkanntes, segensreiches Element für die Kapkolonie. Paul Samassa, ein Kenner der dortigen Verhältnisse, erkennt in seinem Buch „Das neue Südafrika“ diese Erfolge der Mission rühmend an. Kann somit die Mission bei der Lösung dieses Problems auch nur eine Mithilfe leisten, so ist diese sicherlich wertvoll und beachtenswert. Möchten alle in unseren Kolonien tätigen Faktoren in gegenseitiger Anerkennung an der Lösung dieses Problems mitarbeiten zum Besten der Eingeborenen, zu unserem eigenen Nutzen und zum Segen für unser geliebtes deutsches Vaterland.

Past. Paul, der sein Referat durch eine sorgfältig gearbeitete statistische Tabelle und durch eigens für den Kongreß von D. Grundemann entworfene Kartenskizzen erläuterte, führte aus:

Die auf die Christianisierung unsrer überseeischen Gebiete planmäßig hinarbeitende Mission ist mit Ausnahme der Aufstandsgebiete in Deutsch-Südwestafrika allenthalben im Vorschreiten begriffen. Er zeigte das im einzelnen an der Hand von Kartenskizzen, mit besonderer Hervorhebung der in den letzten Jahren gegründeten Stationen und der damit erreichten neuen Volksstämme. Seit 1902 sind in den afrikanischen Kolonien 18 neue evangelische Hauptstationen besetzt worden, in der Südsee 5, in Kiautschou 2. Andererseits gingen durch den Aufstand in Deutsch-Südwestafrika mehrere Niederlassungen der Rheinischen Mission verloren. Der Umfang der Missionstätigkeit ist, soweit er sich in Zahlen ausdrücken läßt, zur Zeit folgender: Auf 148 Hauptstationen und 900 Nebenplätzen wirken zur Zeit in unsern Kolonien 223 theologisch oder seminaristisch gebildete, ordinierte und 73 nichtordinierte evangelische Missionare nebst 48 unverheirateten Missionarinnen. Ihnen stehen 192 ordinierte eingeborene Pastoren und 1635 andre farbige Gehilfen zur Seite. In den von ihnen gesammelten und versorgten Gemeinden werden 75 816 eingeborene Christen gezählt.[1]) Die von den Missionsgesellschaften unterhaltenen 30 höheren Schulen (meist Gehilfen-Seminare) und 1053 Volksschulen werden von 43 390 Zöglingen besucht, wobei das männliche Geschlecht sehr viel stärker vertreten ist als das weibliche, wenigstens in den afrikanischen Gebieten. Auf den vorgeschobenen neuen Stationen haben die Missionare immer aufs neue Pionierarbeit zu tun, nicht nur mit der Verkündigung des Evangeliums unter noch ganz rohen Heiden, sondern auch in kultureller Hinsicht. Sie sind dort in der Regel die einzigen Lehrmeister der Eingeborenen in Hausbau, Pflanzungen, Handwerken unt anderen technischen Dingen. In den älteren Niederlassungen wird neben der christlichen Predigt ein reichliches Maß von Schulunter-

1) In Pauls statistischer Tabelle ist leider „die Seelenzahl der farbigen Gemeinden dadurch unzutreffend geworden, daß das eine Mal bloß die Kommunikanten, das andere Mal die Getauften, das dritte Mal die Anhänger gezählt worden sind. Die Zählung hätte nach einem einheitlichen statistischen Grundbegriff erfolgen sollen. D. H.

richt und andrer Erziehungsarbeit geleistet; namentlich ward dies für das tiefgesunkene weibliche Geschlecht hervorgehoben, wobei auch den Ehefrauen der Missionare eine nicht zu unterschätzende Mitarbeit zufällt. Die Erlernung der Eingeborenen-Sprachen, ihre Erhebung zur Schriftsprache und die Schaffung einer religiösen und weltlichen Literatur ist aufs engste mit dem evangelischen Missionsbetrieb verbunden und nimmt bei den hiermit beschäftigten Missionaren einen großen Teil der Arbeitszeit und Kraft in Anspruch. Die Missionsschulen sind im Unterschied von den auf die Hauptplätze der Küstengebiete beschränkten Regierungsschulen über das ganze Land verbreitet und haben in den letzten Jahren einen besonders erfreulichen Aufschwung genommen. Sie tragen zur Ausbreitung der deutschen Sprache wesentlich bei, namentlich in Westafrika.

Zu einer langen und angeregten Diskussion gaben Veranlassung die tiefgründigen Ausführungen D. Oehlers über „Das Missionsschulwesen." Wir skizzieren dieselben kurz:

1) Als ein wirksames Mittel, den ganzen Charakter der eingeborenen Bevölkerung zu beeinflussen und umzugestalten, ist die Schule einer der wichtigsten Faktoren in der Entwicklung unserer Kolonien. Ihre Wirksamkeit hat ein Recht auf Beachtung, unter welchem Gesichtspunkt man auch die Bedeutung der Kolonien betrachten mag. Insbesondere haben auch diejenigen ein Interesse an der Schule, denen die Kolonien als Absatz- und Produktionsgebiet, also nach ihrer wirtschaftlichen Bedeutung in Betracht kommen.

2. Neben der Schultätigkeit der evangelischen Mission steht, ihr an Umfang ungefähr gleich, diejenige der römischen Mission. Beide sind heute schon ein mächtiger Faktor in den Kolonien, da sich ihre Wirksamkeit zwar noch lange nicht über das ganze Gebiet unserer Kolonien erstreckt, aber dafür in den bis jetzt wichtigsten Teilen um so intensiver ist. Gegenüber der ausgedehnten Schultätigkeit der Missionen tritt diejenige der Regierung trotz der beachtenswerten Anfänge zurück, kann es aber auch wegen der Leistungen der Missionen.

3. Die Wirksamkeit der evangelischen Missionsschule ist in erster Linie beherrscht durch den Missionszweck. Sie will das evangelische Christentum verbreiten und die Jugend für dasselbe und in demselben erziehen. Aber indem sie als Missionsschule den religiösen Zweck der Mission verfolgt, bleibt sie sich als Missionsschule auch des allgemeinen Zweckes der Schule bewußt, die für die Aufgaben des praktischen Lebens vorbereiten soll. Darum paßt sie ihre Wirksamkeit den aus den realen Verhältnissen erwachsenden Bedürfnissen an. Beide Bestimmungen ihres Zweckes ruhen auf der Voraussetzung, daß sie in erster Linie um der Schüler willen da ist und zu ihrem Besten wirkt. Sie muß es daher ablehnen, sich in einer solchen Weise, die nicht dem Wohl der eingeborenen Bevölkerung, sondern nur dem Vorteil der Weißen dienen würde, in den Dienst kolonialer Interessen zu stellen.

4. Der mit der Missionsaufgabe gegebene Zweck einer möglichst umfassenden Beeinflussung des Volkes führt die Mission zur Volksschule, aber sie bedarf um ihrer eigenen Zwecke willen auch der höheren Schule, wie ihr die Pflege eines höheren Schulwesens auch durch die allmählich unter der eingeborenen Bevölkerung entstehenden Bedürfnisse nahegelegt wird. Daher lautet ihr Schulprogramm: Christliche Volksbildung durch eine christliche Volksschule, aber daneben Befriedigung höherer Bedürfnisse durch höhere Schulen.

5. Demgemäß legt die evangelische Mission vor allem Gewicht auf elementare Bildung in der Landessprache. Da aber die Verhältnisse in den Kolonien das Bedürfnis nach Unterricht in einer fremden Sprache, nämlich in der des herrschenden Volkes, in weiteren Kreisen hervorrufen können, so lehnt die Mission den Unterricht im Deutschen auch schon für eine niedrigere Stufe der Schule nicht unter allen Umständen ab. Dagegen fordert sie entschieden, daß dem Unterricht in der deutschen Sprache eine elementare Bildung in der Landessprache vorangehe und daß da, wo die Sprachzersplitterung den Unterricht in der Muttersprache der Schüler nicht gestattet, an die Stelle der Muttersprache zunächst nicht das in jeder Beziehung fremdartige Deutsche, sondern eine der Muttersprache kongeniale Landessprache trete. Dafür sind nicht nur spezielle Missionszwecke maßgebend, sondern auch allgemeine ethische, pädagogische und didaktische Gründe. Für die höheren Schulen wird die Zweckmäßigkeit, unter Umständen Notwendigkeit des deutschen Unterrichts anerkannt im Blick auf die Aufgaben, die den Schülern dereinst im Dienst der Mission und Kirche oder der Regierung oder privater Unternehmungen erwachsen. Demgemäß trägt die Schultätigkeit der Mission viel zur Verbreitung der deutschen Sprache in den Kolonien bei. Was das Verhältnis ihrer Leistungen auf diesem Gebiet zu den Wünschen der Regierung betrifft, so findet sich leicht eine Grundlage für eine Verständigung, wenn nur die von der Mission aufgestellte Forderung einer grundlegenden elementaren Bildung in einer einheimischen Sprache anerkannt, und nicht das Recht der einheimischen Sprache aus ungeduldigem Verlangen nach möglichst rascher Verbreitung des Deutschen oder aus Mißachtung der anderen Rasse verkannt wird.

6. Die von manchen Seiten von der Missionsschule erwartete Erziehung der Jugend zur Handarbeit wird von der Mission in Erkenntnis des Wertes der Handarbeit nicht abgelehnt, sondern nach Maßgabe der Verhältnisse gern erfüllt.

7. Wenn bis jetzt gegenüber den Leistungen für Verbreitung des Deutschen und der Erziehung zur Handarbeit die Volksbildung in der Landessprache verhältnismäßig weniger Interesse in den kolonialen Kreisen zu finden scheint, so kommt dies daher, daß in denselben das, was unmittelbaren wirtschaftlichen Vorteil bringt, obenan steht. Aber in demselben Maße, als in den kolonialen Bestrebungen auch der deutsche Idealismus zum Wort kommt, werden auch die Bestrebungen zur

geistigen und moralischen Hebung der einheimischen Bevölkerung unserer Kolonien um ihrer selbst willen geschätzt werden. Dann wird sich auch der hohe Wert der Volkserziehung durch die Missionsschule für die ganze Entwickelung der Kolonie nicht verkennen lassen, und es ist kein Zweifel, daß die Missionen, indem sie die Völker der Kolonien bilden, ein gutes Stück zur Entwickelung der Kolonien beitragen und dadurch dem deutschen Reich und Volk einen wertvollen Dienst leisten.

Past. Jul. Richter lenkte die Aufmerksamkeit auf die in immer schnellerem Tempo um sich greifende Gefahr einer Islamisierung unserer afrikanischen Kolonien hin; er führte aus:

Nicht in erster Linie auf die religiöse, sondern auf die politische Seite dieser Entwickelung kommt es uns an dieser Stelle an. Um sie recht zu beurteilen, müssen wir zunächst den Umfang feststellen, in welchem der Islam bisher in unsern Kolonien bereits vorgedrungen ist oder sich auszubreiten im Begriff steht. In Deutsch-Ostafrika unterscheiden wir zwei Epochen dieser Bewegung, die ältere arabische, welche Hand in Hand ging mit der arabischen Kolonisation und dem ostafrikanischen Sklavenhandel. Sie ist gewaltsam zum Stillstand gebracht durch jene lange Reihe kleinerer und größerer Kriege, welche nach der Besitzergreifung Ostafrikas durch die europäischen Mächte, von Uganda im Norden bis zum Njassa im Süden, die Macht der Araber gewaltsam gebrochen hat. Die jüngere, Suaheli-Epoche ist eben noch im Ansteigen begriffen und verlangt die ernsteste Aufmerksamkeit der Kolonialpolitiker. In Kamerun und Togo bringt umgekehrt der Islam aus dem Innern nach der Küste zu vor und geht Hand in Hand mit zwei höchst eigenartigen sudanischen Bewegungen, der Expansion des Handels durch die Haussa und der fanatisch-islamischen Eroberung durch die Fulbe. Beide Bewegungen greifen in einander. Sie haben das fernere Hinterland Kameruns in weitem Umfange, dasjenige Togos strichweise entweder islamisiert oder wenigstens dem islamischen Einflusse erschlossen.

Dieses Vordringen des Islam ist hauptsächlich aus drei Gründen als eine drohende Gefahr für unsere Kolonial-Entwickelung anzusehen. Mit dem Islam gehen überall die Bekämpfung und Ausrottung der schwarzen Heiden, die „Heidenkriege“ und der Sklavenhandel Hand in Hand; eine friedliche Entwickelung unserer Kolonien ist nur möglich, wenn die Mohammedaner wissen, daß sie machtlos sind. Da im Islam politische und religiöse Macht miteinander verbunden sind, so sind überall unterworfene mohammedanische Stämme ein Gegenstand argwöhnischer Besorgnis für ihre Herrscher. Noch hat sich der Islam nicht in die Rolle eines unterwürfigen Untertanen christlicher Kolonialmächte gefunden. Die von den fanatisierten islamischen Massen drohende Gefahr wird speziell in Afrika grell beleuchtet durch den Mahdi-Aufstand in Nubien und das Vordringen der Derwisch-Propaganda in Nordafrika und dem Westsudan.

Deshalb müssen den Kolonialfreunden vier Wünsche an das Herz

gelegt werden. 1. Unter keinen Umständen und nirgends darf die Islamisierung der Heiden in unseren Kolonien begünstigt oder befördert werden. 2. Den Fulbe-Sultanaten im Hinterlande von Kamerun gegenüber muß eine ruhige, aber feste Politik eingeschlagen werden, die sich dessen bewußt bleibt, daß ein schwer zu überbrückender Gegensatz der Interessen zwischen ihnen und uns besteht. 3. Dem Vordringen der arabischen Sprache und Kultur muß überall entgegengearbeitet werden, da sie die Träger des fanatischen, intransigenten Islam sind. 4. In Deutsch-Ostafrika sollte die Resolution des Kolonialrates vom 30. Juni allgemein beachtet werden: „Es möge die Regierung durch Einrichtung entsprechender Schulen die Einführung der deutschen Sprache mehr als bisher in den Vordergrund stellen und darauf hinwirken, daß allmählich das Deutsche als Umgangssprache an die Stelle des Suaheli treten kann."

(Schluß folgt.)

Chronik.

Unter den charakteristischen Zeichen der großen geistigen Bewegung, welche jetzt durch die ostasiatische Welt geht, spielt, wie schon in der vorigen Nummer angedeutet wurde, eine für die christliche Mission bedeutungsvolle Rolle die überraschende **Aktivität des Buddhismus.** Zunächst hat sie sich in Japan während des Krieges dadurch bemerkbar gemacht, daß sie unter den ausziehenden, den im Felde stehenden und den verwundeten Soldaten unter Aufwendung einer durch die Honganji-Sekte aufgebrachten Summe von 400 000 Mk. eine nach ihrer Art „seelsorgerliche" Arbeit geübt hat, durch welche der ausgedehnten christlichen Liebestätigkeit Konkurrenz gemacht werden sollte, über die allerdings ein buddhistisches Journal (Kyokwei Jiji) das Urteil fällt, daß sie wegen der Unfähigkeit der buddhistischen Priester ziemlich wirkungslos sich erwiesen habe (Int. 05, 699). Noch stärker über die religiöse Kraftlosigkeit des Buddhismus äußert sich nach Int. 05, 791 ein anderes buddhistisches Organ (Rikugo Zaschi): „Über die Ursachen der Machtlosigkeit des Buddhismus gibt es mancherlei Meinungen. Die Priester scheinen weder eine Hoffnung auf eine Belebung ihres Glaubens, noch ein Interesse an derselben zu haben. Sie sind ganz zufrieden mit der Stellung, welche die Tradition ihrer Religion im Lande verschafft hat. „Wir haben", sagen sie, „über 70 000 Tempel und 100 000 Priester, und was die Anhänger betrifft, so ist ganz Japan, abgesehen von einer kleinen Zahl der Christen und Schintoisten, buddhistisch." Und bezüglich des Bekenntnisses ist das auch ganz richtig. Religion ist in Japan etwas völlig formales." Das Haupt jedes Hauses entscheidet, welche religiösen Zeremonien bei bestimmten Gelegenheiten absolviert werden sollen. Das besagt aber nicht, daß der Hausherr selbst an ein bestimmtes Bekennt-

nis glaubt oder daß eins der Familienglieder das leiseste Interesse an seinem Lehrinhalt hat. Es ist einfach eine Familientradition, der man skrupellos nachfolgt, so daß der Buddhismus, obgleich die Familienreligion, doch nicht die Religion der Individuen ist, welche die Familie bilden. Die Beziehung der Priesterschaft zur Laienschaft ist fast ausschließlich die der Vollzieher von Zeremonieen für solche, welche nach der Tradition sie begehren und bezahlen. Diese Funktion der Zeremonien-Absolvierung genügt für den Unterhalt der Priesterschaft. Es gibt gegenwärtig in Tokio 1349 buddhistische Tempel und 1880 in Verbindung mit ihnen stehenden Priester. Das für die Verrichtung der Zeremonien inkl. die Begräbnisfunktionen jährlich aufgewendete Geld beläuft sich auf große Summen. Aber außer diesem Konnex mit den traditionellen Zeremonien hat der Buddhismus an der Nation in Japan keinen wirklichen Halt. Seine sog. Anhänger haben kein wirkliches Interesse an seiner Lehre. Was die Zukunft bringen wird, kann kein Mensch voraussehen." — Trotzdem erfreuten sich während des Krieges die buddhistischen Tempel besonders seitens der Angehörigen der im Felde stehenden Soldaten eines sehr starken Besuches und es gehört um so weniger zu den Unmöglichkeiten, daß durch eine künstliche Mache nach dem Kriege eine Art buddhistischen und vielleicht auch schintoistischen Revivals als Opposition gegen das Christentum eintritt, als die Unzufriedenheit des Volkes mit den Friedensbedingungen eine starke Verstimmung gewirkt zu haben scheint, wie die Zerstörung einer Reihe von christlichen Kirchen in Tokio nach dem Friedensschluß beweist. Jedenfalls wird nach dem Kriege die Auseinandersetzung des Christentums mit dem Buddhismus eine lebhaftere und ernstere werden, als sie bisher gewesen ist.

Und nicht bloß in Japan, sondern auch in China. In welcher ausgedehnten Weise die siegreichen Japaner unter den jetzt erwachenden und nach abendländischer Bildung strebenden Chinesen als Lehrer tätig sind, ist schon wiederholt erwähnt worden; aber unsere besondere Beachtung verdient es, daß der japanische Buddhismus, und zwar unter politischen Hintergedanken, in China auch eine zielbewußte religiöse Propaganda ins Werk zu setzen Anstrengungen macht. Diese politischen Hintergedanken: nämlich seine Propaganda unter den Schutz der japanischen Regierung zu stellen, hat er den christlichen Mächten abgelernt, die bekanntlich mit dem Protektorate über die christlichen Missionen viel Kapital für ihre egoistisch-politischen Zwecke bis auf die neueste Zeit zu schlagen gewußt haben. Die „Kath. Missionen" (05, 274) schreiben bezüglich dieser Tatsache:

„Japan hat längst erkannt, daß das sog. Missionsprotektorat der europäischen Mächte in China diesen vor allem dazu dient, ihren politischen Einfluß zu stärken. Warum sollte Japan sich ein solches Mittel entgehen lassen? Wie, wenn es den erschlafften chinesischen Buddhismus durch japanische Einimpfung verjüngte und über die buddhistischen

Brüder im Mittelreich, ihre Bonzen, Pagoden und Anstalten eine Art Protektorat übernähme, ähnlich wie es die europäischen Mächte in bezug auf die christlichen Missionen tun? Eine solche Bewegung ist wirklich im Gange. Den Anlaß dazu bot das rücksichtslose Vorgehen der chinesischen Behörden gegen die chinesischen Bonzen und Bonzenklöster, deren Pagoden und Güter zu Schulzwecken u. dgl. in großem Maßstab kurzer Hand beschlagnahmt wurden. In ihrer Not wandten sich die chinesischen Bonzen an die japanischen, um durch diese den Schutz der Mikado-Regierung zu erlangen. So kam es zwischen den japanischen Bonzereien von Tokio und den angesehensten Buddhistenklöstern von Kwangtung, Fokien und Tschekiang zu einer Art Allianz, deren Zweck die Reform des chinesischen Buddhismus und eine engere Verbindung desselben mit dem japanischen Buddhismus ist. Die hauptsächlichsten Artikel des in Kanton vereinbarten Programmes sind folgende: 1. In Kanton wird eine große Zentralbonzerei errichtet und damit eine buddhistische theologische Hochschule zur Ausbildung junger Bonzen verbunden. Von hier aus soll die buddhistische Reform in China ausgehen und durch Gründung anderer Reformklöster in den Provinzen verbreitet werden. 2. Die Bonzerei von Kanton untersteht ihrerseits einer Oberbonzerei in Japan. Alle Klöster und Anstalten dieses japanisch-chinesischen Reformbuddhismus stellen sich unter den Schutz des Mikadoreiches. 3. Die alten Grundlehren des Buddhismus wie der Glaube an das Nirwana, das Gebot der Schonung aller Lebewesen und der buddhistischen allgemeinen Bruderliebe werden beibehalten. 4. Auf dieser gemeinsamen Grundlage soll eine Einigung der verschiedenen buddhistischen Sekten und Richtungen erstrebt werden. 5. Bei allem Festhalten an den buddhistischen Grundlehren soll gegen die religiösen Anschauungen und Vorschriften der andern Völker die weitgehendste Duldung geübt werden. Welche Stellung diese neue Richtung dem buddhistischen Götzendienst gegenüber einnimmt, wird nicht gesagt. Um den echten japanischen Geist in sich aufzunehmen, sind bereits eine größere Anzahl junger chinesischer Bonzen zur Ausbildung nach Japan gesandt worden. Von dort kommen umgekehrt japanische Bonzen nach China, um hier die Tätigkeit der christlichen Missionäre in ihrer Art nachzuäffen. Zumal in Fokien sind bereits eine Reihe japanisch-buddhistischer Pagoden, Schulen und Anstalten gegründet, in welche das chinesische Volk unter allerlei schönen Versprechungen gelockt wird. Des weiteren werden die Leute durch Zusagung des japanischen Schutzes bei Prozessen[1]) und gegen die Ausbeutungsgier der chinesischen Beamten gewonnen. Kurz, zu dem Wirrwarr der protestantischen Sekten im Mittelreich ist jetzt auch noch eine japanische Mission mit japanischem Protektorat gekommen, und es scheint, daß die japanischen Gesandten dasselbe in aller Form auszuüben gesonnen sind.

1) Unmittelbar an diese Mitteilung schließt sich in dem genannten Blatt die Erzählung eines Besuches der Jesuitenschule in Zikawei seitens

Nach dem Kap-Zensus von 1904 betrug die **Gesamtbevölkerung des britischen Südafrika:**

	Weiße	Farbige	Insgesamt
Kapkolonie	579 741	1 830 063	2 409 804
Natal	97 109	1 011 645	1 108 754
Transvaal	300 225	1 053 975	1 354 200
Oranjefluß K.	143 419	241 626	385 045
Rhodesien	12 623	593 191	605 764
Betschuanaland	1 004	119 772	120 776
Basutoland	895	347 953	348 848
Summa	1 135 016	5 198 175	6 333 191

Von den 1 830 063 Farbigen der Kapkolonie haben sich rund 1 Million als ohne Religion und 778 000 als Protestanten angegeben. Leider fehlen in dem Report die genaueren religionsstatistischen Angaben über die farbige Bevölkerung; jedenfalls ist aber schon aus der unbestimmten Angabe über die Kapkolonie ersichtlich, daß die Zahl der farbigen (fast ausschließlich evang.) Christen weit größer ist als die Gesamtsumme, die sich aus der Statistik der Missionsorgane ergibt. Von der weißen Bevölkerung waren 528 000 als Protestanten, 30 000 als Katholiken und 20 000 als Juden registriert.

Literatur-Bericht.

1) **Schulze**: „Die Mission der Brüdergemeine in Missionsstunden. 5. Heft: Moskitoküste in Nicaragua." Herrnhut. 1905. 1 Mk. Nach dem Tode des Herausgebers der trefflichen ersten vier Hefte dieser Missionsstunden (Grönland und Alaska; Suriname; Deutsch-Ostafrika und Südafrika) hat der Verfasser des gediegenen „Abriß der Geschichte der Brüdermission" die Fortsetzung übernommen und dem ursprünglichen Plane folgend nur insofern eine Änderung eintreten lassen, als er den Umfang des einzelnen Heftes auf ein geringeres Maß beschränkt

des Vizekönigs von Nanking Tscheu-fu, bei welcher Gelegenheit dieser hohe Herr, nachdem er seiner Bewunderung für das Gesehene enthusiastischen Ausdruck gegeben, zu dem Rektor gesagt haben soll: „Haben Sie vielleicht irgend einen Prozeß, eine Streitsache in Händen?" Hierauf habe der galante Rektor erwidert: „Danke, Exzellenz, unter Ihrem weisen Regimente geht alles glatt und ohne Störung" und Exzellenz versicherte: „Nun gut, aber wenn Sie einmal etwas haben, lassen Sie es mich wissen; ich werde sorgen, daß alles zu Ihrer Zufriedenheit ausfällt." — Ob er das wirklich gesagt hat? Jedenfalls ist es charakteristisch für die katholische Mission.

und sich noch mehr als sein Vorgänger daran gehalten hat, wesentlich charakteristische Bilder aus der Geschichte zu geben. — Für den mit der Schneiderschen Spezialgeschichte: „Moskito" Bekannten, bietet das vorliegende Heft allerdings kaum etwas Neues; aber ich irre wohl nicht in der Annahme, daß die Zahl dieser Unterrichteten nicht sehr groß ist, wenigstens nicht außerhalb der Brüdergemeine und darum bleibt die Arbeit von Schulze immer eine um so willkommenere Gabe, als sie kurz und gut den Leser über die bedeutsamsten Ereignisse und Eigenarten der Moskitomission orientiert. Von den 10 nur 7—8 Seiten durchschnittlich langen Missionsstunden, in die sie gegliedert ist, verdient augenblicklich die fünfte und sechste („Eine Geistesausgießung im Moskitolande" und „Die Erweckung auf den Indianerstationen") besondere Aufmerksamkeit, vornehmlich wegen der gesunden geistlichen Pflege der Erweckten und der Nüchternheit, mit welcher die Brüderischen Missionare die eigentümlichen körperlichen Begleiterscheinungen, schwärmerischen Ausartungen usw. behandelten, in welchen das Wesen der Bekehrung und den Geistesbesitz zu erblicken bei nicht wenigen Gefahr vorhanden war. Daß die mit der Annexion der Moskitoreserve seitens der Republik Nicaragua 1894 verbundenen Bedrohungen der Mission und die in der letzten Zeit, wie es scheint, gelungene Beseitigung dieser Gefahr von dem Verfasser ganz aus seiner Darstellung ausgeschaltet worden sind, kann man aus Gründen politischer Klugheit allerdings begreifen; aber leider ist dadurch die Arbeit auch mit einem Defekt behaftet, den man um so unlieber an ihr sieht, als dadurch ein ganzer Abschnitt der Geschichte der Moskitomission in Wegfall kommt, der ihrer gegenwärtigen Haltung das Hauptgepräge gibt.

2) **Heidemüller**: „50 Jahre Missionsarbeit auf dem Flämig 1855—1905." Buchdruckerei von Mundschenk in Zahna. S. 56. Wieder eine mit viel Fleiß und Liebe gefertigte Kleinarbeit aus der Geschichte des heimatlichen Missionslebens, deren Hauptinhalt die eingehende Geschichte und Beschreibung des von dem Pastor Scheele begründeten und geleiteten großen Blönsdorfer Volksmissionsfestes bildet, das seiner Zeit eine gewaltige Anziehungskraft ausübte.

3) „Missionsregungen in der deutschen Studentenschaft. Vorträge und Bericht von der dritten allgemeinen Studenten-Missionskonferenz." Halle, 26.—30. April 1905. Herausgegeben vom Studentenbund für Mission (S. f. M.). Wischan & Burkhardt. Halle 1.20 M. — Es ist ein getreues Bild, das dieser geschickte Bericht von der 3. allg. studentischen Miss.-Konf. entwirft, ebenso geeignet sie bei ihren Teilnehmern in lebendiger Erinnerung zu halten, wie denen, welche nicht teilnahmen, Gelegenheit zu geben, sozusagen urkundlich kennen zu lernen, was der Studentenbund für Mission will und leistet. „Diese Blätter — sagt das Vorwort — gehen aus, begleitet von dem Gebet, daß sie helfen möchten, das Vertrauen vieler auf den Gott der Bibel grenzenlos zu machen." „Zweck der Konf. war, Studenten für Christus zu gewinnen und zur Ausführung seines weltumspannenden Willens zu veranlassen."

Darum „wurde man nicht müde zu betonen, daß es nicht darauf ankommt, Missionar zu werden, sondern darauf, Jesu Jünger zu werden rückhaltlos." „Ziel aller Reden war nicht Gedankenarbeit, sondern Inanspruchnahme des Willens." „Und dem Gebet wurde viel Raum gegeben." „Die Kraft der Konf. — sagte ihr Sekretär in seiner Eingangsansprache — liegt im Gebet. Es soll eine Betkonferenz sein, in der der einzelne vor den lebendigen Gott zu stehen kommt." Damit sind die Hallenser Tage treffend charakterisiert. Der Inhalt des Berichtes ist ansprechend disponiert: Programm; Konsequenzen; Charakteristik und Verlauf der Konf.; Stimmen über dieselbe; Versäumnisse der akademisch Gebildeten Deutschlands gegenüber einer notleidenden Welt (Ref. cand. min. stud. theol. Müller); die Missionsbewegung in der Studentenwelt (Ref. Prediger Mann); Evangelisation der Welt (Ref. Prof. Kähler); Missionsgebet (Prof. Warneck); die persönliche Stellung zum praktischen Missionsdienst (Ref. Missionar Jehle); Statistik; Satzungen des S. f. M. Die Vorträge, bei denen der Referent angegeben ist, sind in extenso abgedruckt. Gott geleite auch das gedruckte Wort mit seinem Segen, daß es gesegnet werde, dem Herrn Jesu Jünger und Arbeiter in der Studentenschaft zu gewinnen. Er braucht ihrer gerade in der Gegenwart viele und tüchtige in der alten Christenheit und in der Heidenwelt.

4) Von **Schwartz**: „Illustrierter Missionskalender für das evangelische Haus auf das Jahr 1906." Mit 24 Abbildungen. Gütersloh. 1 Mk., geb. 1,50 Mk. Der Inhalt dieses ansprechenden zum zweiten Male erscheinenden, 180 Seiten umfassenden Missionskalenders ist folgender: Das übliche Kalendarium mit Angabe der Adressen der deutschen und wichtigsten nichtdeutschen Missionsgesellschaften, wie bedeutungsvoller Data aus der Missionsgeschichte und allerlei Statistiken; der Äthiopismus; H. Taylor; die schöpferische Kraft der Missionsarbeit; der Herr wird predigen lassen in allerlei Spachen; die evangelische Mission auf der Halbinsel Liautung; Fr. Coillard; deutsche Blindenmission in China; das Evangelium auf Pama; ein Bild aus der Neuhebridenmission; Evang. Missionsbestrebungen in Abessinien; hier Rom! hier Evangelium; ein Blick auf ein indisches Schlachtfeld (Kolsmission) und kurze Jahresübersicht über das deutsche Missionsleben. Die gesperrt gedruckten Aufsätze sind besonders wertvoll und aktuell. In den Statistiken sind einige Irrtümer untergelaufen.

5) Von den „Basler Missionsstudien" sind wieder 3 Hefte (Nr. 27—29) erschienen:

a) **Oehler**: „Über die Berechtigung der Unterscheidung zwischen wahrer und falscher Religion." 2. Auflage. 20 Pf. Eine trotz ihrer Kürze (16 S.) gedankenreiche, durch Klarheit und Präzision ausgezeichnete Gelegenheitsrede, die nachdenksamem Studium bestens empfohlen sei.

b) **Meinhof**: „Die Christianisierung der Sprachen Afrikas." 80 Pf. 1905, 396 bereits angezeigt.

c) **Frohnmeyer**: „Missionsarbeit in Indien." 60 Pf. Eine meisterhafte Klarlegung der gesamten religiösen, sozialen und politischen Verhältnisse, welche in Indien die Arbeit der Mission teils begünstigen, teils — und das ist überwiegend der Fall — erschweren, und die in Rechnung gesetzt werden müssen, wenn man das bisherige Ergebnis dieser Arbeit richtig zu beurteilen lernen will. Auf 48 Seiten ist hier zum Verständnis sowohl der Eigenart vielfach uns rätselhafter Missionsobjekte wie der Schwierigkeiten ihrer Christianisierung soviel Aufklärendes gesagt, wie man es selten in solchem genetischen und übersichtlichen Zusammenhang zu lesen bekommt.

6) In der Basler Missionsbuchhandlung sind ferner folgende Schriftchen erschienen; mit deren einfacher Anzeige ich mich begnügen muß.

a) **Maier**: „Die Aufgaben eines Missionars in China." 50 Pf. Abdruck des gediegenen gleichnamigen Aufsatzes im Ev. Miss.-Mag. 1905, 281 ff.

b) **Schultze**: „Lebensbilder aus der chinesischen Mission." geb. 1,80 Mk. Mit vielen Bildern.

c) **Steiner**: „Erlebnisse eines indischen Missionars" (des Amerikaners Chamberlain). 10 Pfg. Und der Biographien von „Egede" (15 Pfg.), „Zeisberger" (15 Pfg.), „Freeman" (25 Pf.).

d) **Kammerer**: „Außer dem Lager. Bilder aus der Aussätzigen-Mission. 20 Pf.

7) **Schrenk**: „Pilgerleben und Pilgerarbeit." Kassel. E. Röttger. 1905. 2,25, geb. 3 Mk. Eine Selbstbiographie des durch seine gesegnete Evangelisten-Arbeit weithin bekannten Verfassers, der auch eine Reihe von Jahren sowohl als Missionar auf der Goldküste, wie als Missions-Kollektant in England und als Missionsreiseprediger in Frankfurt a. M. im Dienste der Basler Missionsgesellschaft gestanden hat, ehe er in der ausgedehnten evangelistischen Tätigkeit, der er in der Schweiz und in Deutschland sich widmete, und noch widmet, seine eigentliche Lebensaufgabe fand. Alles ist an diesem einfach und klar geschriebenen Buche fesselnd, so daß man es in einem Zuge durchlesen muß und durch die Lektüre ebenso erbaut wie belehrt, mit Dank für die schöne Gabe es aus der Hand legt. Der schlichten Erzählung der persönlichen Erlebnisse des Verfassers von seiner Jugend an bis zu seinem noch immer fruchtbaren Greisenalter sind eine Menge meist kurzer Reflexionen eingeflochten, die eine Fülle von Erfahrungsweisheit enthalten, in der sich nicht wenige wahre Goldkörner befinden. Für uns sind natürlich die über den praktischen Missionsdienst handelnden Kapitel die interessantesten. Es geht eine gewisse Wehmut durch sie hindurch, weil es infolge der allerdings unter dem Druck mancher ungünstiger Verhältnisse veranlaßten heimatlichen Disponierung dem Verfasser nur in beschränkter Weise möglich gemacht wurde, sich der evan-

gelisierenden Tätigkeit zu widmen, zu der er sich besonders berufen fühlte und so sein Charisma nicht voll zur Verwertung kam. Ein feiner Wink für die Missionsleitungen. Eingehend redet Schrenk in den letzten Kapiteln über die Evangelisationstätigkeit in der Heimat, und es ist gesund und praktisch, was er da sagt. Möchte es recht beherzigt werden sowohl von den amtlichen Dienern der Kirche, wie von den freien Evangelisten, damit sie gemeinschaftlich gesegnete Arbeit tun.

8) **Meyers:** The Congo for Christ. The story of the Congo Mission. London. Partridge & Co. 3 edit. 1905. S. 189. Nach dem Titel erwartete ich in diesem Buche eine Geschichte der gesamten evangelischen Kongomission, wenigstens eine Übersicht über alle im Kongostaate tätigen evang. Missionsorgane zu finden. Aber diese Erwartung erfüllt das Buch nicht. Zwar widmet es im 13. Kapitel 17 Seiten auch „anderen Missionen in Kongo" (nämlich außer der der englischen Baptisten), aber 15 von diesen 17 Seiten kommen auf die Livingstone-Inland-Mission (jetzigen amerikanischen baptistischen) und der Balolo-M. (Regions-Beyond-S.) und 2 auf die schwedische Allianz und Bischof Taylor's-Mission, von den übrigen werden von dreien nur die Namen angegeben. Also nichts ganzes. Die Unterschrift des Titels hätte lauten müssen: „Geschichte der englischen baptistischen Miss.-Gesellschaft", dann wäre sie korrekt gewesen, denn nur diese behandeln Kap. 1—12, 14 und 15; die letzteren, in dem sie anhangsweise die Ereignisse seit der Ausgabe der zweiten Auflage (1895) nachtragen. Unter dieser Beschränkung ist das Buch eine willkommene Monographie, die allerdings wissenschaftlichen Anforderungen an missionarische Geschichtsschreibung nicht genügend entspricht, aber unter den verschiedenen Gesichtspunkten, nach welchen die einzelnen Kapitel ihre Überschriften tragen, viel wertvolles Detailmaterial enthält. Über die Pionierarbeit gibt Ausführlicheres Bentley: Pioneering on the Congo. Vergl. A. M.-Z. 1903, 105 ff.

Ernst Röttgers Buchdruckerei, Kassel.

Die Missionstätigkeit der russischen orthodoxen Kirche.

Von P. Friedrich Raeber.

(Schluß.)

X.

Im europäischen Rußland leben noch mehr als 3½ Millionen Mohammedaner und wohl an 100000 Heiden, und viele der getauften Eingeborenen sind nur dem Namen nach Christen. So gehört denn ein großer Teil des europäischen Rußland zu den Missionsgebieten der russischen Kirche. In einer Anzahl von Diözesen bestehen, ähnlich wie in Sibirien, organisierte Missionen, in den übrigen wird nur von den Gemeindepriestern gelegentlich missioniert bezw. getauft und an der eingeborenen Bevölkerung vermittelst der Schule gearbeitet. Wir fassen zunächst die eigentlichen Heidenmissionen ins Auge. Die meisten verdanken ihre Entstehung der Anregung der Orthodoxen M.-G.

In dem so ziemlich im Zentrum von Europäisch-Rußland liegenden, an das Gouv. Moskau grenzenden Gouv. Rjasan ist 1897 eine Mission unter den recht zahlreichen (ca. 7400) Tataren des Kreises Kassimow gegründet worden. Ein Missionar ist im Dorf Karamyschew (unweit Kassimow) stationiert und leitet eine Missionsschule mit Lehrerseminar. Unter den Tataren werden christliche Schriften verbreitet. Einige wenige Mohammedaner sind getauft, einige früher getaufte, aber wieder abgefallene, zur Kirche zurückgeführt worden. Aber die bei den Russen herrschende Trunksucht macht den Tataren die herrschende Nation verächtlich und erschwert dem Christentum den Eingang[1].

Im Gouv. Wjatka werden (1903) 736612 Eingeborene gezählt, darunter 411570 Wotjaken[2], 157442 Tscheremissen[3], 133529 Tataren, 15283 Permjaken, 11042 Baschkiren u. s. w. Mohammedaner sind 129528, haupt-

1) Jahresber. der Orth. M.-G. 1897, 10. 70. 1898, 66 f. Praw. Blag. 1901, Beil. 45 ff.

2) Ethnographisches bei Luppow, Das Christentum bei den Wotjaken (russ.), 2. Aufl. Wjatka 1901.

3) J. Smirnow, Die Tscheremissen (russ.). Kasan 1889. Praw. Blag. 1893 III. 28 ff. VI. 30 ff. IX. 27 ff. X. 34 ff. Über die heidnischen Opfer der Tscheremissen: Praw. Blag. 1900 III. 21 ff.

sächlich Tataren, Baschkiren [1]) und Tepteren; Heiden 11005, hauptsächlich Wotjaken und Tscheremissen [2]). Seit 1829 sind die Missionsangelegenheiten in der Diözese so geregelt, daß eine Anzahl von Gemeindepriestern (1903: 16) mit den Obliegenheiten von Missionaren betraut sind, und 1903 ist ein Diözesan-Missionar angestellt worden. Als Gehilfe dieses Missionars fungiert ein geborener Wotjake, dessen natürliche Begabung und Geschicklichkeit im Umgang mit den Eingeborenen sehr gerühmt werden [3]). Die Mohammedaner zeigen sich wenig geneigt, das Christentum anzunehmen, aber auch die Heidenmission hat sich keiner glänzenden Erfolge zu rühmen. Von den Getauften kann nur ein geringer Teil als Christen gelten. Die überwiegende Mehrzahl gehört nur dem Namen nach der Kirche an und dient noch immer heimlich den Götzen. Sowohl bei den getauften Tscheremissen als auch besonders bei den Wotjaken kommen nicht selten blutige Opfer vor. Indem die Wotjaken ihrem Gott Inmar einen Bock opfern, sprechen sie: „Der Zar und das Volk sind jetzt stark, nimm darum statt eines Menschen einen Bock!" So gelten die Tieropfer auch den „christlichen" Wotjaken noch als Ersatz für die von der Regierung verbotenen Menschenopfer! Nachdem der Bock getötet ist, trinken alle Anwesenden von dem Blut des Opfers [4]). Die Gemeindepriester können wenig ausrichten, weil sie der einheimischen Sprachen nicht mächtig sind, während die Tscheremissen und Wotjaken meist kein russisch verstehen [5]). Die Schularbeit wird recht eifrig betrieben. In 70 Missionsschulen werden (1903) 1207 eingeb. Kinder (331 Mädchen) unterrichtet.

Im Gouv. Perm hat das Eparchial-Missionskomitee 1898 einen Missionar für die Tscheremissen des Kreises Krassnoufimsk angestellt, dem 3 eingeborene Priester zur Seite stehen. Ein vierter Priester ist mit der Mission unter den Wotjaken des Kreises Ossa betraut worden. Missionszwecken soll auch ein im Dorfe Sarssy im Kreise Krassnoufimsk gegründetes Frauenkloster dienen. Die Erfolge sind gering: 1901—1903 sind 24 Seelen getauft worden.

In dem jenseits des Uralgebirges liegenden Teil desselben Gouvernements, der eine besondere Diözese, Jekaterinburg, bildet, leben im Süden (in den Kreisen Jekaterinburg und Schadrinsk) ca. 70000 Baschkiren und Meschtscherjaken, fanatische Mohammedaner. Im Norden, im Kreis Werchoturje, finden sich wenig zahlreiche Ostjaken, die äußerlich sich zum Christentum bekennen. Endlich nomadisieren in demselben Kreise, wie in den angrenzenden Landstrichen des Gouv. Tobolsk, Wogulen [6]) (1886: 1649), die gleichfalls fast alle getauft sind, ohne jedoch mehr als einen dunklen Begriff vom Christentum zu haben. Sie verehren besonders die russischen Heiligen Nikolai den

1) Prawo. Blag. 1902 III. 34 ff.

2) Jahresber. 1903, 59.

3) Jahresber. 1903, 60 f.

4) Prawo. Blag. 1898, Beil., S. 40. 1899 Beil., S. 61 ff. Jahresber. 1901, 73. 1902, 90 ff.

5) Jahresber. 1903, 61.

6) Prawo. Blag 1894 II. 380 ff. 1899 I. 25 ff. 267 ff. 368 ff. (von K. Nossilow); 1904 II. 33 ff. 78 ff. (von S. Pawlowski).

Wundertäter und Georgius den Großmärtyrer, noch mehr aber ihren Götzen, den sie stets auf die Jagd mitzunehmen pflegen, um eine reichere Beute zu erlangen[1]). Diese Wogulen werden 2 bis 3 mal jährlich vom Priester des Dorfes Nikito-Jwdel (ca. 210 km nördl. von Werchoturje) besucht[2]). Für die Baschkiren ist 1899 eine Missionsstation in Werchne-Apostolsk im Kreise Schadrinsk gegründet, aber 1901 wieder aufgehoben worden. An Missionsschulen bestehen nur 4 Elementarschulen für Wogulen mit (1903) 78 Kindern (22 Mädchen).

Für die Diözese Saratow ist 1899 ein Missionar ernannt und im Kreise Petrowsk, wo viele abgefallene Tschuwaschenchristen leben, stationiert[3]). Missionsschulen sind (1903) 14 mit 632 Schülern (100 Mädchen) vorhanden.

Im Gouv. Astrachan gibt es zwei Missionen. Die erste, 1870 gegründet, arbeitet unter den lamaitischen Kalmücken, deren es im ganzen Gouvernement etwa 145 000 geben soll. Im Kreise Tscherny-Jar sind 3 Stationen (Roin-Schire, Ulan-Erge und Tschilgr) gegründet mit Schulen und einer ärztlichen Ambulanz in Roin-Schire. Nur wenige Kalmücken können sich entschließen, nach empfangener Taufe die nomadische Lebensweise mit der unvorteilhafteren ansässigen zu vertauschen, diejenigen Christen aber, welche zu ihren heidnischen Volksgenossen in die Steppe zurückkehren, verfallen fast unfehlbar wieder dem Heidentum[4]). Die zweite Mission, 1898 gegründet, nimmt sich der mohammedanischen Kirgisen der Inneren oder Bukejewschen Horde an. Die wichtigste Station ist Kasanka, ein kirgisisches Handelszentrum. Außerdem sind noch 3 Stationen angelegt. Die Missionserfolge sind unbedeutend. So sind 1903 in beiden Missionen nur 31 Seelen getauft worden. In sämtlichen Missionsschulen der Diözese zählte man 1903 nur 137 eingeborene Schüler.

In der benachbarten Diözese des Don-Gebietes, in dessen südlichem Teil zahlreiche Kalmücken wohnen, wurde 1899 zunächst der Priester von Platowskaja-Staniza mit den Obliegenheiten eines Missionars betraut, bis 1903 ein eigentlicher Missionar, ein geborener Kalmücke, der die Missionskurse in Kasan absolviert hat, angestellt wurde[5]).

Im kaukasischen Gouvernement Stawropol ist 1889 unter der Ägide der Orthodoxen Missions-Gesellschaft eine Mission unter den Kalmücken im Nordosten des Gouvernements entstanden, die jetzt 2 Stationen (die wichtigste: Knjase-Michailowsk) hat. Im Osten von der Kalmückensteppe wohnen mohammedanische Turkmenen (Truchmenen). Für diese wurde 1898 der Priester eines benachbarten russischen Dorfes zum Missionar ernannt. Gegen 80 Turkmenen sind bis jetzt getauft. In dem zur Diözese Stawropol gehörenden Kuban-Gebiet werden im Kreise Maikop 9 Schulen für die kaukasischen Bergbewohner unterhalten (1903: 121 Kinder, darunter 5 Mädchen, und 90 Erwachsene, darunter 2 Frauen).

1) Jahresber. 1902, 110.
2) Jahresber. 1903, 82 f.
3) Praw. Blag. 1903, Beil. S. 116.
4) Jahresber. 1898, 59 f. Praw. Blag. 1901, Beil. S. 98.
5) Jahresbericht 1900, 93. 1903, 93.

Zur Diözese Orenburg gehören auch die von zahlreichen mohammedanischen Kirgisen bevölkerten Gebiete Turgai und Uralsk. In Uralsk hat in den 60er Jahren eine getaufte Kirgisin Maria Kabanowa fleißig unter ihren Volksgenossen missioniert, im Laufe der Zeit bis 60 Personen den Priestern zur Taufe zugeführt und ein Heim für kirgisische Katechumenen gegründet[1]). Seit 1893 besteht in den Gebieten Turgai und Uralsk eine geordnete russische Kirgisenmission. In ersterem sind 3 Stationen in den Kreisen Kustanai und Aktjubinsk, in letzterem eine Station im Kreise Uralsk gegründet. Bei der Missionsstation Makarjewsk (Turgai-Gebiet, Kreis Kustanai) bilden die getauften Kirgisen eine besondere Niederlassung, doch läßt ihre christliche Erkenntnis selbst nach dem Urteil der russischen Missionare viel zu wünschen übrig, und zudem haben sich die Kirgisenchristen das russische Nationallaster der Trunksucht angeeignet[2]). Im Gouvenement Orenburg wohnen gegen 15000 getaufte Tataren, Kalmücken, Tschuwaschen und Mordwinen. Unter den Tataren-Nogaibaken[3]) wird durch Schulen gearbeitet. In 22 Schulen werden 1071 eingeborne Kinder (436 Mädchen) unterrichtet. Im Bogoduchow-Kloster in der Nähe der Stadt Orenburg ist 1901 gleichfalls eine Missionsstation mit Klosterschule gegründet worden.

In den übrigen von eingeborenen Völkerschaften bewohnten Diözesen des europäischen Rußland gibt es keine eigentlichen Heidenmissionen. Die Aufgabe, der Kirche neue Glieder aus den Nichtchristen zu gewinnen, tritt hier ganz zurück gegenüber der noch dringenderen Verpflichtung, die durch eine unverständige Taufpraxis gewonnenen und nun von einer starken Abfallbewegung ergriffenen oder bedrohten Namenchristen der Kirche zu erhalten und unter den Einfluß des Christentums zu bringen. Diesem Zweck dient außer der Seelsorgetätigkeit der Gemeindegeistlichen besonders die Schule. Von bahnbrechender Bedeutung für die Organisation des Schulwesens auf den russischen Missionsgebieten, wie auch für die Reorganisation des Kirchenwesens in den östlichen Gouvernements des europäischen Rußland war die Tätigkeit N. J. Ilminskis[4]) und der von ihm 1867 gegründeten Bruderschaft des hl. Guri in Kasan[5]).

---

1) Jahresbericht 1870, 39 ff. 1871, Beilagen S. 100.

2) Praw. Blag. 1905, Beil. S. 12 f.

3) Über diesen Tatarenstamm: Praw. Blag. 1902 III, 342 ff.

4) P. W. Snamenski, Zur Erinnerung an N. J. Ilminski (russ.) Kasan 1892. D. Faworski im Praw. Blag. 1899 I. 13 ff. 59 ff. 106 ff. 151 ff. D. Filimonow im Praw. Blag. 1901 II. 250 ff. 288 ff. 340 ff. III. 31 ff. 116 ff. Auch W. Selenezki, Abriß der Missionstätigkeit einiger Kasanschen Oberhirten, im Praw. Blag. 1901.

5) M. A. Maschanow, Übersicht über die Tätigkeit der Bruderschaft des heiligen Guri in den 25 Jahren ihres Bestehens (russ.) Kasan 1892. N.

Wir haben bereits gesehen, wie die 1872 im Gouvernement Kasan beginnenden Massenabfälle getaufter Eingeborener von der russischen Kirche den geistlichen und weltlichen Autoritäten die Notwendigkeit durchgreifender Reformen auf dem Gebiet des Missionswesens zum Bewußtsein geführt haben. Man sah — doch leider zu spät — die selbstverständliche Wahrheit ein, daß die religiöse Unterweisung der Eingeborenen in deren Muttersprache geschehen müsse. Der Erzbischof Gregor von Kasan (1848—1856) entsandte den begabten und sprachkundigen Baccalaureus der Geistlichen Akademie Nikolai Iwanowitsch Ilminski zu einer Untersuchungsreise in die von Tataren bewohnten Gegenden und gewann dessen Mitarbeit zunächst für die mit Eifer in Angriff genommenen Übersetzungsarbeiten. In den Jahren 1851—52 wurden die Liturgie und das Horologium in tatarischer Sprache gedruckt und seit 1854 das Neue Testament ins Tatarische übersetzt. Zugleich führte man den Unterricht in den einheimischen Sprachen in der Geistlichen Akademie und in den Priesterseminaren der Diözese ein. Nachdem so die notwendigen Vorarbeiten gemacht waren, wurde unter dem Erzbischof Antonius II. (1866—1879) mit den Reformen des Kirchen- und Missionswesens in der Diözese Kasan begonnen. Das Zentrum der Reformbestrebungen wurde die am 4. Oktober 1867 gegründete Bruderschaft des heiligen Guri in Kasan, die sich die Förderung der Mission und des Christentums unter der eingeborenen Bevölkerung der Kasanschen Eparchie zur Aufgabe stellte. Unter den Gründern war der hervorragendste der genannte Ilminski, damals Dozent des Türkischen und Arabischen an der Universität Kasan. Derselbe war auch recht eigentlich die Seele dieser Bestrebungen und der Hauptarbeiter auf dem Gebiet der Reformen in Kirche und Schule. Die Grundprinzipien, von welchen er sich bei seiner Tätigkeit leiten ließ, waren kurz folgende: 1. zu Geistlichen in den eingeborenen Gemeinden sollen möglichst Eingeborene bestellt werden; 2. der kirchliche Gottesdienst und die Predigt müssen in der Volkssprache stattfinden; 3. die Heilige Schrift und die liturgischen Bücher müssen in die Volkssprachen übersetzt und eine erbauliche Literatur in diesen Sprachen geschaffen werden; 4. die Schulen in den von Eingeborenen bewohnten Gegenden müssen in den Dienst der Mission und Kirche gestellt werden; in den ersten zwei Jahren muß der Unterricht in der Muttersprache der Schüler stattfinden und alsdann erst allmählich der Übergang zur russischen Unterrichtssprache eintreten; 5. als Lehrer sollen möglichst Eingeborene oder wenigstens der Volkssprachen völlig mächtige Personen angestellt werden[1]. Diesen Grundsätzen entsprechend war schon 1863 auf Ilminskis Anregung in Kasan eine kleine Tatarenschule mit 3 Schülern unter der Leitung eines geborenen Tataren W. Timofejew begonnen worden. Diese

---

Komarow im Praw. Blag. 1893. Arbeiten von J. Isnoskow: Materialien für eine Geschichte der Christianisierung der Eingeborenen des Kasanschen Gebietes (im Praw. Blag. 1893 und 1894); Die Eingeborenen-Schulen der Bruderschaft des heiligen Guri (ebd. 1901 I. 171 ff. 223 ff. 276 ff. II. 35 ff.); Unterricht und Erziehung der Eingeborenen im Kasanschen Gebiet (ebd. 1904 I.)

1) Eine ausführliche Darlegung dieser Grundsätze bei Filimonow a. a. O.

Schule wuchs allmählich heran und wurde als erste von der neugegründeten Bruderschaft des heiligen Guri übernommen. Aus ihr entwickelte sich die „Zentralschule für getaufte Tataren", welche als Musteranstalt der anderen Schulen diente und als Vorschule des 1872 von der Regierung eröffneten Lehrerseminars (dessen Direktor Ilminski wurde) diesen Schülern geeignete Lehrer lieferte. Außerdem wurde eine Reihe von Schulen für Tataren, Tschuwaschen, Tscheremissen, Wotjaken, Mordwinen in der ganzen Diözese errichtet. Im Jahre 1868 gab es deren bereits 22 mit 732 Schülern, im 25. Jahr des Bestehens der Bruderschaft (1892) 130 mit 4658 Schülern[1]). Nach dem Muster der Schulen der Bruderschaft wurden auch in den benachbarten Diözesen Schulen gegründet. Hand in Hand mit der Schulreform ging die Einführung des Gottesdienstes in den Volkssprachen. Zuerst wurde 1869 der Gottesdienst in der Zentralschule vollständig in tatarischer Sprache gehalten. Bis 1892 war der Gottesdienst in dieser Sprache in 73 Kirchen der Kasanschen und der benachbarten Diözesen eingeführt, der in tschuwaschischer Sprache in 37 Kirchen[2]). Was die Anstellung von eingeborenen Geistlichen betrifft, so wurde diese 1867 durch einen Ukas des heiligen Synod gestattet, und 1869 als der erste der oben genannte Mitarbeiter Ilminskis, der Tatare Wassili Timofejew[3]) zum Priester geweiht. In den Jahren 1869—1892 sind insgesamt 61 eingeborene Priester und 14 Diakonen (Tataren, Tschuwaschen, Tscheremissen und Wotjaken) angestellt worden[4]). In bezug auf die Übersetzungsarbeiten der Bruderschaft und über das 1875 in Verbindung mit dieser (die 1870 als Zweigverein für die Diözese Kasan der Moskauer Orthodoxen Missionsgesellschaft zur Seite trat) entstandene Übersetzungskomitee muß auf das bereits oben gesagte verwiesen werden.

Es erübrigt uns hier noch ein kurzer Überblick über den gegenwärtigen Stand der Missionsschularbeit in den östlichen Gouvernements des europäischen Rußland, in denen keine eigentliche Heidenmissionen bestehen.

In der Diözese Kasan hat die Bruderschaft des heiligen Guri je eine Zentralschule (eine Art Volkslehrerseminare) für Tataren, Tschuwaschen und Tscheremissen. Die tatarische Zentralschule in Kasan hatte 1902 118 Schüler und 44 Schülerinnen. Zu den drei Klassen der Knabenschule ist noch eine vierte pädagogische Klasse, zwecks besserer Vorbildung zum Lehrerberuf hinzugekommen. Die Zentralschule für Tschuwaschen befindet sich im Dorf Ischaki, im Kreise Kosmodemjansk (1902: 86 Zöglinge), die für Tscheremissen in Unsha, im Kreise Zarewokokschaisk (zirka 80 Zöglinge). Die Lehrer für die Wotjakenschulen werden in einer Zentralschule im Gouvernement Wjatka ausgebildet. Einschließlich der drei erstgenannten, unterhält die Bruderschaft des heiligen Guri im Gouvernement Kasan 147 Schulen mit 4264 Schülern (895 Mädchen).

Dank der von Kasan ausgegangenen Anregung ist in einer Reihe von

1) Komarow a. a. O. XXI. 21.
2) a. a. O. XXIII. 33.
3) Vgl. Praw. Blag. 1895. III. 345 ff.
4) Komarow a. a. O. XXIV. 26.

Diözesen die Schularbeit auf rationeller Grundlage reorganisiert und in den Dienst der Mission gestellt worden. Ueber die Schulen im Gouvernement Wjatka ist bereits das Nötige gesagt. Im Gouvernement Simbirsk besteht für Tschuwaschen ein Missionsseminar für Lehrer und Lehrerinnen (1903: 128 männliche und 26 weibliche Zöglinge). In niedern Schulen lernen 378 Schüler (151 Mädchen). Im Gouvernement Samara leben (1903) 92185 Tschuwaschen (davon 87621 Christen), 2381 Wotjaken (2010 Christen) und 11051 Tataren (2441 Christen). Die Getauften neigen noch immer sehr stark zum Heidentum bezw. Islam. Dagegen wird durch Seelsorge und Schule gearbeitet. In 214 Schulen zählt man (1903) 4038 Schüler. In Ufa gibt es 50 Schulen für Tataren, Tschuwaschen, Tscheremissen und Wotjaken.

XI.

Endlich müssen wir auch der außerhalb der Grenzen des Russischen Reiches arbeitenden russischen Missionen gedenken. In Asien missionieren die Russen in China, Japan, Korea und Persien, in Amerika wird die alte Alaska-Mission fortgeführt.

Die noch aus dem 18. Jahrhundert stammende russische Mission in China, die früher mehr diplomatische als missionarische Zwecke verfolgte, hat sich in neuester Zeit, besonders seitdem sie 1902 einen eigenen, recht rührigen Bischof erhalten, getrieben gefühlt, mit den Missionen der anderen christlichen Konfessionen in Wettbewerb zu treten und den Chinesen im Gegensatz gegen die römischen Katholiken und die protestantischen „Sekten" das russische orientalische Christentum, das angeblich am besten für China geeignet sei, zu empfehlen. Man wird aber wohl annehmen müssen, daß dieser Missionsanlauf nicht ohne die Nebenabsicht geschieht, den russischen Einfluß in China zu stärken.

Die Bedeutung der älteren russischen Chinamission sieht auch der „Prawoslawny Blagowestnik"[1]) hauptsächlich darin, daß sie „die Annäherung Chinas an Rußland befördert und durch ihre Anwesenheit die chinesische Regierung stets an das Vorhandensein des befreundeten mächtigen Nachbars erinnert" habe. Eigentliche Missionsbedeutung hat sie kaum gehabt. Die wenigen chinesischen Proselyten waren, wie die Missionare selbst gestehen mußten[2]), meist durch Geschenke angelockt und daher ein sehr zweifelhafter Gewinn für die Kirche. Im Jahre 1898 zählte die russische Mission 458 Chinesenchristen, von denen 402 in Peking, die übrigen in Hankau und Kalgan lebten. Die Knaben- und die Mädchenschule in Peking hatten je 25 Schüler. In Peking bestand außer der Gesandtschaftskirche ein Uspenski-Kloster mit Kirche, und eine weitere Kirche befand sich in einem nahen Dorfe. Eigentliche Heidenmission wurde nicht getrieben. Gottesdienst und Amtshandlungen wurden in

1) 1902 II. 237 f.
2) Praw. Blag. 1902 II. 234. 279.

kirchenslavonischer Sprache verrichtet, nur in der Uspenski-Kirche schloß sich an den slavonischen Gottesdienst eine chinesische Ansprache des eingeborenen Katecheten. Die Missionare waren des Chinesischen unkundig und befanden sich völlig in der Gewalt einiger schlauer Chinesen, die sie nach Kräften ausnutzten[1]). Mit diesen Tatsachen scheint die Angabe, daß zur Zeit der Boxerwirren etwa 1000 orthodoxe Chinesenchristen vorhanden gewesen sein sollen[2]), schwer vereinbar. Beim Ausbruch der Wirren wurden alle Kirchen und Kapellen der Russen bis auf die in Hankau zerstört und niedergebrannt, wobei auch das Archiv der Mission und eine wertvolle Bibliothek in Flammen aufgingen. Von den eingeborenen Christen sollen 222 ermordet worden sein, darunter der eingeborene Priester, ein Katechet und eine Missionslehrerin[3]). Das russische Missionspersonal flüchtete zuerst nach Tientsin, sodann nach Schanghai, wo bei dieser Gelegenheit eine Zweigstation mit einer Schule entstand (1903: 25 Schüler). Im Jahre 1902 fanden dort die ersten 6 Taufen statt, bis 1903 noch 19. Der Unterricht im Russischen scheint in dieser Schule eine wichtige Rolle zu spielen. Für solche, die nur Russisch lernen wollen, ist die Einführung von besonderen Nachmittagskursen beabsichtigt[4]). Die Arbeit wurde alsbald auch in Peking wieder aufgenommen. Der heil. Synod wies der Mission zur Wiederherstellung des zerstörten Eigentums 322000 M. an und verdoppelte den Jahresetat bis auf 64500 Mk. Im Jahre 1902 wurde Innokenti Figurowski zum Bischof der russischen Kirche in China (als Titularbischof von Pereslaw) geweiht und das Missionspersonal bis auf 34 Personen (darunter 15 Techniker und Handwerker) verstärkt. Der Bischof unternahm sogleich eine Reise ins Innere des Landes, besuchte Hankau, wo er Chinesen fand, die sich der russischen Kirche anschließen zu wollen erklärten, reiste dann durch Hunan und Kwangsi nach Kanton, und von dort nach Schanghai. Sodann begab er sich in die Mandschurei. Ende 1903 waren von russischen Missionaren besetzt: Peking, Hankau, Schanghai, in der Mongolei Urga, in der Mandschurei Mandschurija und Charbin an der russischen Eisenbahn und Dalni. Neuerdings ist die russische Mission auch, angeblich auf Bitte der Eingeborenen, in Jung-ping-fu (ca. 215 km östlich von Peking) eingetreten, und in der Nähe von Tsung-hwa (ca. 140 km o.-n.-ö. von Peking) ist ein Grundstück für ein zu erbauendes russisches Kloster erworben[5]). Am 10. Okt. 1904 hat ein Eingeborener die Priesterweihe empfangen[6]). Eine Gemeindestatistik fehlt leider. Jedenfalls stehen die Erfolge der russischen Mission in China in keinem Verhältnis zu ihrem großsprecherischen Selbstruhm und das

1) a. a. O. 1900 I. 55 ff., besonders 60 ff.

2) a. a. O. 1902 II. 280.

3) Praw. Blag. 1900 III. 147 ff. 1901 I. 62 ff. 149 ff. 1903 II. 257 f. Zum Andenken der Getöteten soll fortan alljährlich der 10. und 11. Juni in den orthodoxen Gemeinden in China durch besondere kirchliche Feiern ausgezeichnet werden.

4) a. a. O. 1904 II. 265 ff.

5) a. a. O. 1904 II. 114 ff. 160 ff. III. 112 ff. 283. 1905 II. 139 ff.

6) a. a. O. 1905 I. 140.

Unterliegen der Russen im Kriege mit Japan dürfte nicht ohne Einfluß auf die Fortschritte des orthodoxen Christentums in Ostasien bleiben. Wenn aber Bischof Innokenti sich gar zu dem kühnen Worte versteigt: „China kann nur orthodox werden und muß es werden“[1]), so wird man sich eines Lächelns kaum erwehren können. Jedenfalls erscheint bei etwas genauerer Einsicht in die Geschichte der russischen Mission das Eindringen der letzteren in die Länder Ostasiens nicht gerade als ein Gewinn für die Sache Christi.

Zu den erfolgreichsten und am gesundesten organisierten russischen Missionen gehört die in Japan[2]). Diese im Jahre 1870 durch den damaligen russischen Gesandtschaftsgeistlichen in Hakodate (seit 1880 Bischof[3]) Nikolai Kassatkin gegründete und seit 1875 von der Orthodoxen M.-G. auf ausdrücklichen Befehl der Kaiserin[4]) kräftig unterstützte Mission steht in der russischen Missionsgeschichte einzig da, insofern uns hier als Ergebnis der Christianisierungsarbeit die Anfänge einer auf dem Wege zur Selbständigkeit befindlichen orthodoxen Nationalkirche entgegentreten. Freilich ist die verhältnismäßig gesunde Entwickelung der russischen Japanmission vornehmlich durch die Eigenart des japanischen Volkes bedingt gewesen, dessen ausgesprochene Vaterlandsliebe und Selbständigkeitstrieb eine Modifikation der üblichen russischen Missionspraxis mit Notwendigkeit erheischten, doch verdient auch die mit selbstlosem Missionseifer gepaarte missionarische und seelsorgerliche Weisheit des Bischof Nikolai rühmende Anerkennung.

Als 1860 ein Geistlicher für die russische diplomatische Mission in Hakodate gesucht wurde, meldete sich der damalige Student der Geistlichen Akademie in St. Petersburg, Nikolai Kassatkin, und wurde nach vollzogener Mönchsweihe nach Japan gesandt, wo er 1861 anlangte. Wie er selbst in einem Brief an den Metropoliten Innokenti[5]) bezeugt, ist er „mit bewußten und wohlüberlegten Missionsabsichten“ nach Japan gekommen. Durch Innokenti, welcher ihn 1861 in Hakodate besuchte, angeregt, legte er sich mit Eifer auf das Studium der japanischen und chinesischen Sprache und Literatur. Elastischen Geistes, hat er wie wenige russische Missionare sich in die Sprache und Denkweise des Volkes eingelebt, unter dem er wirken wollte, und das Volk lieb gewonnen. Vier Jahre nach seiner Ankunft gelang es ihm, einen

1) a. a. O. 1902 II. 282.

2) Hauptquelle: eine Artikelserie im Praw. Blag. 1901 II. III. und 1902 I. Ferner: F. Ornatski, Die russische orthodoxe Mission und die orthodoxe Kirche in Japan (russ.), St. Petersburg 1889. Archimandrit Sergius, Im fernen Osten (russ., 2. Aufl., Arsamas 1897) S. 95 ff.

3) Titularbischof von Reval.

4) Jahresber. der Orth. M.-G. 1877, 3.

5) Barssukow, Innokenti (russ., Moskau 1883), S. 620.

Fechtlehrer und Schinto-Priester, Sawabe, der bis dahin ein verschworener Feind alles Fremden war, für das Christentum zu gewinnen. Aber erst 1868 wagte es Nikolai, ihn und zwei andere Japaner zu taufen, da das Christentum damals in Japan noch eine verbotene Religion war. Im folgenden Jahr reiste er nach Rußland, um die Gründung einer geordneten russischen Mission in Japan zu betreiben. Eine diesbezügliche Verfügung des heil. Synod erfolgte 1870, und Nikolai kehrte alsbald, zum Archimandriten ernannt, in Begleitung eines anderen Priesters, nach Japan zurück. Das war der offizielle Anfang der russischen japanischen Mission. Nikolai arbeitete zunächst in Hakodate weiter, wobei ihm Paulus Sawabe treulich half. Nachdem er 1872 in dem Mönch Anatolius einen neuen Gehilfen aus Rußland bekommen, verlegte er seinen Wohnsitz nach der Hauptstadt Tokio und ließ Anatolius in Hakodate mit ca. 50 Getauften zurück. Sawabe ging nach Sendai und gründete dort eine dritte Missionsstation. In der richtigen Erkenntnis, daß Japan am besten durch Japaner für das Evangelium gewonnen werden kann, sorgte Nikolai von Anfang an für Heranbildung einheimischer Hilfskräfte für die Mission, aber andrerseits sah er auch die Gefahr einer voreiligen Verselbständigung der eingeborenen Prediger wohl ein und betonte aufs nachdrücklichste die Notwendigkeit einer strammen Leitung[1]). Schon 1875 wurde Sawabe als erster zum orthodoxen Priester geweiht, und seitdem ist die Zahl der letzteren stetig gewachsen. Zur Zeit sind 28 japan. orthodoxe Priester und 7 Diakonen vorhanden. Das russische Missionspersonal wurde auf ein Minimum reduziert Anfang 1904 standen außer dem Bischof nur 2 Russen: ein Priester und ein Diakon, im Dienste der japanischen Mission. Ferner wurde schon 1873 eine Anstalt zur Ausbildung von japanischen Katecheten und Predigern gegründet, deren Zahl zur Zeit 151 beträgt. Als ausschließliche gottesdienstliche Sprache wurde in demselben Jahr das Japanische eingeführt, nachdem Nikolai alle nötigen liturgischen Bücher in die Landessprache übersetzt hatte. So wurde die Mission von vorne herein auf eine nationale Grundlage gestellt, und dadurch den Japanern der Anschluß an die orthodoxe Kirche erleichtert. Das Jahr 1872 brachte eine Verfolgung über die russische Kirche in Japan herauf in Sendai wurde Sawabe mit 8 Christen in ein unterirdisches Gefängnis geworfen und in Hakodate 3 Katecheten durch den christenfeindlichen Gouverneur Kuroda gefangen gesetzt, aber bald freigelassen[2]). Nachdem 1873 die Strafgesetze gegen die Christen offiziell aufgehoben waren, wuchs die Gemeinde schnell. Es gab 1875 schon gegen 1000 orthodoxe Christen, 1880 gegen 5000 in 100 Ortschaften, Anfang 1885: 9981, 1890: 17614, 1895: 22000, 1900: 25231. Anfang 1904 wurden 28230 Christen gezählt, Anfang 1905: 28597[3]). Der Zuwachs an Getauften erreichte 1888 seinen Höhepunkt mit 1756, fiel 1890 auf 1011, um dann noch weiter hinunterzugehen (bis 826 im Jahre 1895); 1903 waren wieder 1036 Taufen zu verzeichnen. Im Jahre 1891

---

1) Im oben angeführten Brief an Innokenti: Barssukow a. a. O. 621.

2) Praw. Blag. 1897 I. 147 ff.

3) Daß diesen Zahlen nur relative Zuverlässigkeit eignet, ist A. M. Z. 1904, 520 gezeigt.

wurde in Tokio auf dem Hügel Suruga-dai eine stolze Kathedrale eingeweiht. Auch räumlich dehnte sich die Mission bedeutend aus. Im Jahre 1878 erstreckten sich die orthodoxen Gemeinden schon von Hakodate bis Osaka. Heutzutage sind 260 Gemeinden über ganz Japan zerstreut. Die Organisation der Kirche trägt dem Selbständigkeitsstreben der Japaner möglichst Rechnung. Die Einzelgemeinden, die von Katecheten geleitet werden und zu je 8—10 unter der Aufsicht eines eingeborenen Priesters stehen, entsenden alle zwei Jahre ihre Vertreter, Geistliche wie Laien, zur „großen“ Synode, auf welcher unter dem Vorsitz des Bischofs die wichtigsten kirchlichen Fragen beraten werden. In den dazwischenliegenden Jahren tritt eine „kleine“ Synode, nur aus den Geistlichen bestehend, zusammen. Durch diese Organisation ist der Schein vermieden, als ob die japanischen orthodoxen Christen von Fremden, zumal von den politischen Gegnern Japans, von Russen, regiert werden. Dabei scheint der persönliche Einfluß des Bischof Nikolai doch stark genug zu sein, daß er die Zügel der Regierung in seinen Händen zu behalten vermag. Immerhin ist die Stellung der russischen Kirche in Japan eine überaus schwierige wegen des politischen Gegensatzes zwischen Japan und Rußland. Der Ausbruch des russisch-japanischen Krieges brachte vollends die russische Mission in eine kritische Lage. Aber es ist anzuerkennen, daß Bischof Nikolai sich mit feinem christlichen Takt in die schwierige Situation gefunden hat. Er blieb inmitten seiner Herde, um sie auch in dieser kritischen Zeit beraten und leiten zu können und er hat es vermocht, seine nationalen Gefühle seinem Hirtenberuf zum Opfer zu bringen. In seinem Hirtenbrief vom 11. Februar 1894[1]) ermahnt er, sogleich nach erfolgter Kriegserklärung, die orthodoxen Christen Japans sich als gute Bürger ihres Vaterlandes zu erweisen: „So erfüllet nun, Brüder und Schwestern, alles, was unter diesen Umständen die Pflicht treuer Untertanen von euch fordert. Betet zu Gott, daß er euren kaiserlichen Heeren Sieg verleihe, danket Gott für die geschenkten Siege, opfert für die Bedürfnisse des Krieges; ihr, die ihr auf die Schlachtfelder berufen werdet, sollt kämpfen ohne euer Leben zu schonen, nicht aus Haß gegen den Feind, sondern aus Liebe gegen eure Landsleute, des Wortes des Heilandes eingedenk: ‚Niemand hat größere Liebe, denn daß er sein Leben lässet für seine Freunde‘ (Joh. 15, 13). Mit einem Wort, tut alles, was die Vaterlandsliebe euch gebietet. . . Aber außer dem irdischen Vaterland haben wir noch ein himmlisches. Zu diesem gehören die Menschen ohne Unterschied der Nationalität, denn alle Menschen sind in gleicher Weise Kinder des himmlischen Vaters und Brüder unter einander. Dieses unser Vaterland ist die Kirche, deren Glieder wir alle in gleicher Weise sind und in welcher die Kinder des himmlischen Vaters in der Tat eine Familie bilden. Darum trenne ich mich nicht von euch, Brüder und Schwestern, und bleibe in eurer Familie, wie in meiner eigenen. Und wir wollen gemeinsam unsere Pflichten gegen unser himmlisches Vaterland erfüllen, was einem jeden von uns obliegt. . .“ Freilich wird das gegen die orthodoxe Mission bestehende Vorurteil, als bringe sie die Japaner in ein Abhängigkeitsverhältnis dem feindlichen Rußland gegen-

1) Praw. Blag. 1905 I. 289 f.

über, sich nicht leicht beseitigen lassen. Im Kriegsjahr 1904 hat die russische Mission einen viel geringeren Zuwachs gehabt als sonst: nur 656 Seelen, wovon die überaus meisten vermutlich Kinder christlicher Eltern sind. Abfälle haben ohne Zweifel stattgefunden, wenn auch in den Berichten nichts davon verlautet. Man darf gespannt sein auf die zukünftige Entwickelung dieser Mission. Wenn einmal Bischof Nikolai seine Augen schließt oder zurücktritt, werden die Japaner wohl schwerlich sich einen neuen „Bischof von Reval" vom russischen Kaiser ernennen lassen und wahrscheinlich wird dann eine völlige Trennung der orthodoxen Kirche und Mission in Japan von der russischen Hierarchie eintreten. Im Übrigen scheinen die Aussichten der russischen Mission in Japan nicht gerade sehr günstig zu sein: es sind vorwiegend die ärmeren und geringeren Klassen der Bevölkerung, die sich ihr anschließen Auf die intelligentere Klasse übt die kulturell unbedeutende russische Kirche mit ihrer scholastischen Theologie und ihrem toten Zeremonienwesen nur geringe Anziehungskraft aus.

Die russische Mission in Korea ist neuesten Datums. Sie ist durch einen Ukas des Zaren vom 20. Juni 1897 ins Leben gerufen. Bezeichnend für die angeblich religiösen Beweggründe dieser Mission ist, daß die Anregung dazu von dem bekannten russischen Staatsmann Witte (der damals Finanzminister war) ausgegangen ist. Erst 1900 kam es zur tatsächlichen Gründung der Mission in Söul, wo eine kleine Gesandtschaftskirche eingeweiht wurde und der Bau einer größeren Kirche auf einem die ganze Stadt beherrschenden Punkt geplant wird. Die Zahl der vollzogenen Taufen scheint gering zu sein.[1])

Die Missionare, die Koreanisch lernen und sich zur Not in dieser Sprache verständigen können, melden, daß sie bei vielen Koreanern Neigung zum orthodoxen Christentum finden. Doch dürfte ein gut Teil gewöhnliche Neugier dabei sein. Zum Teil versuchen wohl auch solche Leute, die aus irgend welchen Gründen von den protestantischen Missionaren zurückgewiesen worden sind, nun ihr Glück bei den Russen. Einmal wurde der Archimandrit Chrysanth von einem Mann in ein Dorf eingeladen, wo angeblich mehrere Leute orthodoxe Christen werden wollten. Durch das Vorhandensein einer verlassenen amerikanischen Kapelle im Dorf mißtrauisch gemacht, erkundigte sich der Russe vorsichtigerweise bei dem benachbarten amerikanischen Missionar nach dem Manne und erfuhr, daß dieser eine sehr zweifelhafte Persönlichkeit sei[2]). Sollte es die russischen Mission an Vorsicht bei der Annahme von Taufbewerbern fehlen lassen, würden wir das unmotivierte Eindringen der Russen in dieses protestantische Missionsgebiet um so schmerzlicher bedauern müssen.

Die „geistliche Mission" der Russen in Urmia in Persien[3])

1) Praw. Blag. 1898 III. 227 ff. 1901 II. 97 ff. 149 ff. 1902, 140 ff. 191 ff.

2) a. a. O. 1904 I. 63 ff.

3) Praw. Blag. 1898 I. 311 ff.



hat mit Heidenmission nichts zu tun. Sie ist vielmehr eine Veranstaltung der russischen Kirche zur Gewinnung der persischen Nestorianer und hat einen starken politischen Beigeschmack. Von den protestantischen Missionen wird das Eindringen der Russen als sehr störend empfunden.

Schon in früherer Zeit haben die von den Moslim bedrängten syrisch-chaldäischen Christen (Nestorianer) in Persien den Wunsch geäußert, sich mit der orthodoxen Kirche Rußlands zu vereinigen, in der Hoffnung, auf diese Weise unter den Fittichen des russischen Adlers Schutz gegen ihre Verfolger zu finden. Im Jahre 1897 kam es endlich dazu, daß 2 russische Priester nach Urmia gesandt wurden, denen es gelang, gegen 9000 Namensunterschriften von Übertrittskandidaten zu sammeln, und im März 1898 wurden diese Nestorianer in der Person ihrer Abgesandten, an deren Spitze der Bischof Mar-Jona sich befand, in der Alexander-Newski-Lawra zu St. Petersburg feierlich in die Gemeinschaft der orthodoxen Kirche aufgenommen. Mar-Jona kehrte als orthodoxer Bischof von Urmia und Sepurghan in seine Heimat zurück, und zugleich wurde eine russische Mission nach Urmia entsandt, um die Aufnahme der Nestorianer faktisch zu vollziehen. Bis 1900 waren 20000 Seelen aufgenommen und gegen 40 Gemeinden gebildet, sowie 60 Schulen mit 2000 Kindern errichtet. Später ist ein Stillstand und sogar ein Rückgang in der Übertrittsbewegung eingetreten. Obgleich die Übergetretenen nominell alle Privilegien von russischen Untertanen in Persien genießen[1]), sind die erwarteten politischen Vorteile ausgeblieben, und es herrscht darüber nicht geringe Unzufriedenheit und manche gehen zurück[2]). Die Mission in Urmia ist unterdessen eine ständige Institution geworden. In St. Petersburg hat sich 1904 zwecks Unterstützung dieser Mission eine „Bruderschaft der heiligen Kyrill und Sergius" gebildet[3]). In demselben Jahr ist ein zweiter orthodoxer Bischof, Elias, mit dem Titel eines Bischofs von Tergawar geweiht worden. Doch sollen die Russen bisher in Tergawar noch keine Anhänger haben.

Was endlich die Alaska-Mission der Russen betrifft, so genügt es in Ergänzung des früher Gesagten einige Worte über den augenblicklichen Stand der Arbeit hinzuzufügen.[4])

Eigentliche Missionsstationen haben die Russen zur Zeit im Südosten in Sitka, Kilisnu, Juneau, ferner auf Nutschek und auf der Kenai-Halbinsel, endlich im Westen in Nuschagak, am Kuskokwim (Ugowigamut), am Kwikpak oder Yukon (Ikogmut) und in St. Michael. Außerdem Gemeinden auf Kadiak, Afognak, den Aleuten und Pribylow-Inseln. Auf ihren amerikanischen Missionsgebieten kommen die Russen vielfach mit den protestantischen und

1) a. a. O. 1899 II. 142.

2) Vgl. The Archbishop's Mission to the Assyrian Christians, Report 1905, 31.

3) Praw. Blag. 1904 I, 46. 92.

4) Jahresbericht der Orthodoxen Missions-Gesellschaft 1901—1903.

katholischen Missionen in unliebsame Berührung. Von den 17 Priestern sind die meisten Mischlinge. Seit 1903 ist Sitka wieder der Sitz eines Vikarbischofs. Die orthodoxen Gemeinden bestanden 1903 aus 10225 Gliedern, darunter 320 Russen und Serben und 2110 Mischlingen. Sie scheinen im Abnehmen begriffen zu sein. Ein Vergleich mit den Zahlen des vorhergehenden Jahres 1902 zeigt, daß große Scharen zu anderen Kirchengemeinschaften übergegangen sein müssen[1]). Die Aleuten sollen am treusten zur russischen Kirche halten. Im Sitka-Bezirk sind die Übertritte zu den Presbyterianern ziemlich häufig. Am wenigsten Freude haben die Russen an ihren Eskimochristen im Yukon-Gebiet. Die nördlichsten Gemeinden werden jahre- und jahrzehntelang von den Missionaren kaum besucht, und die Jesuiten nützen die Verhältnisse nach Möglichkeit aus. Der geistliche Zustand dieser Eskimos genügt selbst den bescheidenen Anforderungen, die die Russen an ihre Heidenchristen zu stellen gewohnt sind, bei weitem nicht. Es werden 40 Schulen mit 750 Schülern unterhalten, sowie 4 Kostschulen mit 80 Zöglingen. Die Russen beklagen sich darüber, daß die amerikanische Regierung die russische Schularbeit hemmt, weil diese Schulen nach ihrer Ansicht die Russifizierung der Eingeborenen anstreben. Und in der Tat scheint es, daß der Vorwurf russisch-nationaler Tendenzen der russischen Mission gegenüber nicht ganz ungerechtfertigt ist. So erfahren wir einmal gelegentlich aus russischen Quellen, ein Häuptling in Kilisnu habe den russischen Bischof um eine russische Flagge gebeten mit der Absicht, diese an Feiertagen auf seinem Hause zu hissen, und der Bischof habe (statt ihn darauf hinzuweisen, daß er amerikanischer Bürger sei!) ihm mit Freuden die Erfüllung seiner Bitte versprochen[2]). Und mit sichtlicher Genugtuung wird an einer anderen Stelle bemerkt, daß die Aleuten auch jetzt noch nicht als Amerikaner gelten wollen, sondern von sich sagen, sie seien „Russen"[3]).

XII.

Ein Überblick über die Missionstätigkeit der russischen orthodoxen Kirche im Laufe der Jahrhunderte ihres Bestehens und eine Umschau auf ihren gegenwärtigen Arbeitsfeldern erweist, daß dieser Kirche nicht gerade Untätigkeit auf dem Gebiete der Mission vorgeworfen werden darf. Wohl aber kann ihr der Vorwurf einer unrichtigen Missionsauffassung und der Anwendung verkehrter Missionsmethoden nicht erspart bleiben.

---

1) 1902 zählte man 11758 Christen. Getauft oder rezipiert wurden 1903 147 Personen, geboren in den Gemeinden 450 Kinder. Gestorben sind 495 Personen. So müßten die Gemeinden 1903 11860 Glieder zählen. Es ergibt sich also ein Manko von 1635 Seelen. Dazu finden wir 1903 255 Serben aufgeführt, die 1902 nicht berechnet waren. Demgemäß haben die Russen außer den Verstorbenen 1890 Christen verloren, und zwar, wie aus einer detaillierteren Statistik hervorgeht, hauptsächlich Eskimos.

2) Zerkownyja Wedomosti 1894, 1028.

3) a. a. O. 1636.

Der Missionsbegriff der Russen ermangelt der Klarheit, insofern bei ihnen mit dem Namen „Mission“ nicht allein die Christianisierungsarbeit an Nichtchristen bezeichnet, sondern meist auch der Arbeit an Sektierern und die Propaganda unter Gliedern anderer christlicher Konfessionen unter diesen Begriff subsummiert wird. Immerhin bildet diejenige Tätigkeit der russischen Kirche, welche wir „äußere Mission“ nennen, eine deutlicher erkennbare und für den Historiker von anderen Bestrebungen leichter zu scheidende Gruppe kirchlicher Arbeit als in der römischen Kirche, welche in ihrer Berichterstattung überhaupt keinen Unterschied zwischen Heidenmission und der Propaganda unter „Häretikern“ zu machen gewohnt ist.

Dagegen bleibt in der Organisation des Missionswesens die russische Kirche hinter der römischen gar weit zurück. Das Subjekt bezw. aussendende Organ der Mission ist in Rußland das offizielle Kirchenregiment, oder — da die russische Kirche recht eigentlich Staatskirche ist — der Staat. Der Zar, als das Oberhaupt der Kirche, oder der heil. Synod, als ausführendes Organ der kaiserlichen Gewalt auf kirchlichem Gebiete, ordnet Missionen an und sendet Missionare aus. Eine Gemeinde der Gläubigen als aussendendes Organ der Mission, wie im Protestantismus, kennt die russische Kirche überhaupt nicht. Spät erst ist eine russische Missionsgesellschaft, ein Hilfsorgan der Mission aus der Gemeinde, ins Leben getreten, und zwar als eine nützliche Ergänzung der bisherigen Missionsorganisation, nicht aber als eine notwendige Äußerung des Missionslebens. Es wird als zweckmäßig erachtet, die Gemeinde am Missionswerk durch ihre Gaben teilnehmen zu lassen: doch gilt nach wie vor der Staat als zur Unterhaltung der Missionen verpflichtet, und die eigentliche Verantwortung für das Werk liegt auf ihm allein. Das Bewußtsein, daß Mission allgemeine Christenpflicht ist, daß jedes einzelne Glied der Gemeinde mitverantwortlich ist für die Ausführung des Missionsbefehls Christi, ist dem russischen Christentum von Hause aus fremd. So fehlt denn der rechte Nährboden für ein gesundes Missionsleben. Und daher fehlt es der russischen Kirche auch so sehr an tüchtigen, von Missionsbegeisterung erfüllten Arbeitern; daher trägt die russische Mission ein gewissermaßen bureaukratisches Gepräge; daher ermangelt sie so vielfach der religiösen Wärme und Kraft.

Weil nun die russische Mission ein Werk des Staates ist, so

ergibt sich daraus als Folge eine verhängnisvolle Trübung der Missionsaufgabe und eine Veräußerlichung und Verweltlichung des Missionsbetriebes. Die Mission tritt in den Dienst des Staates und wird ein Organ der staatlichen Russifizierungspolitik. Man will die Eingeborenen nicht nur zu Christen, man will sie zu Russen machen. Ja man meint, man mache sie zu Christen, wenn man sie äußerlich für das Russentum gewinnt. Darum halten es die russischen Missionare oft nicht für der Mühe wert, die Sprache der Eingeborenen zu lernen und behelfen sich mit Dolmetschern. Und wenn auch in neuester Zeit in Rußland der Grundsatz immer mehr zur Geltung kommt, daß man den Heiden das Christentum in ihrer Muttersprache bringen muß, wenn man sich in Kirche und Schule vielfach der einheimischen Sprachen bedient, so wird das doch nur als ein Notbehelf angesehen, als eine Übergangsstufe zur völligen Russifizierung. Ferner stützt sich die russische Mission als Staatsmission nur allzu gern auf den Arm der weltlichen Obrigkeit und kämpft oft mit weltlichen Waffen, die wohl das äußere Heidentum niederzureißen, nicht aber wahres Christentum aufzubauen imstande sind. Lockungen, selbst Drohungen werden in Anwendung gebracht, um die Heiden zum Übertritt zur Staatskirche zu bewegen. Natürlich wird durch derartige Mittel nur eine äußerliche Einkirchung der Proselyten erzielt, mit welcher dem Reiche Gottes übel gedient ist.

In Verbindung mit dem Staatskirchentum ist aber auch eine Überspannung des Taufbegriffs und eine äußerliche Auffassung des Christentums an der Oberflächlichkeit der russischen Mission Schuld. Der Taufe wird, wie bei den Römischen, eine geradezu magische Wirkung beigelegt. Das Taufsakrament an sich öffnet den Eingang ins Himmelreich. Der Glaube als Bedingung des Seligwerdens vor und neben der Taufe ist bloße Bejahung der Lehre der Kirche. Die Einwilligung des Katechumenen, dem Heidentum zu entsagen und sich taufen zu lassen, wird als hinreichender Glaubensakt gewertet. Daher beschränkt sich die Unterweisung vor der Taufe auf das notdürftigste oder fällt auch gänzlich fort. Der Heidenpredigt eigentlicher Inhalt ist die Mahnung: Laßt euch taufen! Der eigentliche Unterricht der neuen Christen im Christentum wird auf die Zeit nach der Taufe verlegt. Aber der Arbeiter sind zu wenige, und die meisten verfügbaren Kräfte sind dieser Aufgabe wegen mangelhafter Ausbildung durchaus nicht gewachsen. So liegt denn die

Seelenpflege auf den russischen Missionsgebieten fast durchweg im Argen und in den Gemeinden findet sich allzu viel unüberwundenes Heidentum. Im besten Fall besteht das orthodoxe Heidenchristentum in einer äußerlichen Beobachtung der kirchlichen Pflichten und Sitten. Ein höheres Missionsziel kann sich die russische Kirche gar nicht stecken, weil die russische Frömmigkeit überhaupt in äußerlichem Formenwesen befangen ist.

Freilich ist in der russischen Missionsentwickelung ein Fortschritt unverkennbar. In der ersten Periode der russischen Missionsgeschichte sind die Missionsunternehmungen mehr oder weniger zufällig und vereinzelt: sie gehen meist von einzelnen Persönlichkeiten aus und werden nicht immer fortgeführt. Ein charakteristischer Repräsentant dieser Epoche ist der heil. Stephan von Perm. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts, seit der Eroberung der großen Tatarenreiche an der Wolga und Sibiriens, setzt die geordnete Staatsmission ein, welche unter der Kaiserin Elisabeth ihren Höhepunkt erreicht. Das Missionsgebiet gewinnt eine gewaltige Ausdehnung, und Massen von Namenchristen werden der Kirche äußerlich einverleibt. Als charakteristisch für diesen Zeitraum ist die Tätigkeit Filofei Leszcinskys hervorzuheben. Doch während auf den meisten Missionsfeldern der russischen Kirche auf die Zeit des unnatürlich schnellen Wachstums die unvermeidliche Reaktion folgt, bahnen missionarisch hervorragende Persönlichkeiten, wie Innokenti Weniaminow, der Archimandrit Makarius und N. Ilminski, eine neue Zeit der russischen Mission an, als deren Markstein wir die Gründung der Orthodoxen M.-G. 1870 bezeichnen können. Die gläubige Gemeinde gewinnt einen gewissen Anteil an dem Missionswerke. Verständigere Missionsgrundsätze finden Anerkennung und kommen hie und da zur Anwendung. Die russische Mission macht sogar Versuche, die Fesseln des Staatskirchentums, die sie an die Grenzen des russischen Reiches binden, von sich abzuwerfen, wie wir das in Japan sehen. Es steht zu erwarten, daß die Erfolge des energischeren und verständigeren Vorgehens in einiger Zeit auf den russischen Missionsfeldern auch sichtbar zutage treten werden. Doch einen evangelischen Maßstab werden wir an die Arbeit der russischen Mission nicht anlegen dürfen. Eine Kirche kann den Heiden unmöglich mehr geben, als sie selbst hat. Das russische Christentum bedarf einer Neubelebung im Geiste des Evangeliums, wenn es wahrhaft segensreich

für die Ausbreitung des Reiches Christi unter den Heiden wirken soll. So lange dies nicht geschehen ist, wird die russische Missionsarbeit uns evangelischen Christen immer fremdartig erscheinen und, wo sie mit der evangelischen Mission in Berührung tritt, als Hindernis empfunden werden.

Der 2. Kolonial-Kongreß in Berlin vom 5.—7. Oktober.

Von Julius Richter.

D. Merensky zeichnete die Entwickelung der äthiopischen Bewegung in dem großen Rahmen der Kulturentwickelung und des Rassenproblems in Südafrika:

Der Vortragende betonte zunächst, daß die „Eingeborenenfrage" ganz besonders wichtig und schwierig in allen afrikanischen Kolonien sei, da die Neger- und Banturasse sich lebenskräftiger zeige, als man erwartet habe. In unseren Kolonien in Afrika leben ca. 12 Millionen Eingeborener, wir haben deshalb alle Ursache, der Frage, wie wir uns zu diesen Leuten stellen sollen, alle Aufmerksamkeit zuzuwenden. Gelegenheit zum Studium dieser Frage bietet uns Südafrika, wo eine Million weißer Kolonisten mit 5 Millionen Eingeborener zusammenwohnt. Deshalb ist es für uns wichtig und nützlich, die gewaltige Bewegung unter dem christlichen Teil dieser südafrikanischen Eingeborenen, welche man die äthiopische Bewegung nennt, im Auge zu behalten. Die Zahl dieser südafrikanischen Christen aus den Eingeborenen ist viel größer, als man bisher angenommen hat, sie übersteigt 1 Million; allein in der Kapkolonie leben nach der letzten von der Kolonialregierung aufgenommenen Statistik 778 000 farbige Christen neben 580 000 Weißen, es besuchen dort 89 000 farbige Kinder und nur 58 000 weiße Kinder Schulen; das alles zeigt, daß Bewegungen unter diesen Farbigen von großer Bedeutung sind.

Der Vortragende ging dann auf die Geschichte der äthiopischen Bewegung ein, deren Spuren sich zurückverfolgen lassen bis in den Anfang der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Die Bewegung nahm ihren Ausgang von eingeborenen Helfern der Missionare, die mit der ihnen zugewiesenen Stellung unzufrieden waren; von diesen Helfern trennten sich einzelne mit ihren Anhängern von den Missionskirchen und bildeten eigene Gemeinschaften, in denen hinfort nur Farbige, keine Weißen ein Lehramt bekleiden sollten. Solche Vorgänge könnten für das Gesamtleben der Kolonien harmlos erscheinen und ungefährlich sein, sie hätten

sich solchen Charakter auch bewahrt, wenn nicht unerwarteter Weise Einflüsse von Amerika aus die Bewegung in ein politisch-soziales Fahrwasser geleitet hätten. Einer der äthiopischen Führer, Dwane, reiste nach Amerika, brachte von dort neue Gedanken über die Bedeutung des Kampfes der schwarzen gegen die weiße Rasse nach Südafrika und bewog hier im Jahre 1896, seine Anhänger sich der amerikanischen bischöflichen Methodistenkirche (A. M. E. C.) anzuschließen. Von dieser amerikanischen Negerkirche kam dann bald der begabte fanatische Bischof Turner nach Südafrika und schürte dort das Feuer des Rassenhasses. Dwane besuchte Amerika dann ein zweites Mal, und von Amerika aus kamen andere Abgesandte, so daß die äthiopische Kirche in Südafrika bald Tausende von Anhängern zählte, und ihr aufregender Einfluß auf die Stimmung der christlichen farbigen Bevölkerung Südafrikas und deren Stellung zu den Weißen mehr und mehr zunahm.

Es war günstig, daß Rückwirkungen nicht ausblieben. Die Regierungen der südafrikanischen Kolonien und die mit den Missionen in Verbindung stehenden Kirchengemeinschaften taten das Ihre, die Bewegung möglichst einzuschränken; dazu kam, daß es der neuen Kirche an Geldmitteln fehlte. Dwane trat deshalb in Verbindung mit der englisch-kirchlichen Mission und gründete nun im Einverständnis mit seinen neuen kirchlichen Oberen einen äthiopischen Orden; auch sonst fehlte es unter den Farbigen Südafrikas nicht an besonnenen Männern, die ihre Volksgenossen davor warnten, sich in die gefährliche politisch-soziale Bewegung hineinziehen zu lassen, es standen und stehen keineswegs alle von Farbigen in Südafrika redigierten Blätter oder Zeitungen auf seiten der Fanatiker, welche ihrerseits sich immer bestimmter und unverblümter zu der Losung bekennen: „Afrika den Afrikanern.“ Recht erfreulich ist es, daß neuerdings ein bedeutender äthiopischer Geistlicher, der Rev. Attaway in Kapstadt, der politisch-sozialen Agitation seiner Kirche entschieden entgegentritt und seine Loyalität der Regierung des englischen Kolonialreiches gegenüber betont.

Die Missionen tun das Ihre, der Bewegung entgegenzutreten oder zu helfen, daß sie auf das kirchliche Gebiet beschränkt bleibt. Hier hat solche Bewegung ihre Berechtigung, und man kann sich nur freuen, wenn es den eingeborenen Christen Südafrikas gelingt, eigene lebenskräftige Kirchen mit einem eingeborenen Lehrkörper zu gründen und eine Stellung zu gewinnen, in der sie die Leitung und Fürsorge ausländischer Missionsgesellschaften entraten können. Von manchen englischen Missionen ist für die Pflege der Volkseigentümlichkeit und für die Pflege der Volkssprachen wohl auch zu wenig getan worden, sodaß eine Rückwirkung gegen ihre Leitung verständlich ist. Die deutschen Missionen haben diesen Fehler vermieden, von ihnen ist in Schule und Kirche überall der Volkssprache die erste Stellung eingeräumt worden; es haben unsere Missionen aber vielleicht zu lange gezögert, eingeborene Gemeinden durch Anstellung von ordinierten eingeborenen Geistlichen selbständig werden zu lassen. Möchte

es gelingen, der gemäßigten, loyalen Partei unter den Äthiopiern zum Siege zu verhelfen über die unbotmäßigen, unruhigen Elemente in ihrer Kirche, denn bei dem Rassenkampf in Südafrika, der leider kaum ausbleiben dürfte, wird es von großer Bedeutung sein, ob die große Zahl von eingeborenen Christen auf Seite der Weißen oder ihrer heidnischen Volksgenossen steht.

Mit diesen Hauptvorträgen war indessen keineswegs erschöpft, was von seiten der evangelischen Mission an wertvollen Gaben zu dem Kongreß beigesteuert wurde: In der Sektion IV hielt noch der Bremer Missionar J. Spieth einen ausgezeichneten Vortrag über die „religiösen Anschauungen des Ewe-Volkes", der allseitig mit so ungeteiltem Beifall aufgenommen wurde, daß im Anschlusse daran erst in der Sektion und hernach auch im Plenum einstimmig die Resolution angenommen wurde, „es möchten zur Drucklegung der umfassenden Spiethschen Sammlungen über die Ethnologie von Togo Mittel bereit gestellt werden." In der Sektion I (Geographie, Ethnologie und Naturkunde) referierte der Präses der Barmer Neuguinea-Mission, Miss. Hoffmann über „Sprache und Sitte der Papua-Stämme an der Astrolabe-Bai." Auch die beiden Vorträge von Prof. Meinhof in Sektion III über die „Bedeutung des Studiums der Eingeborenensprachen für die Kolonialverwaltung" und in Sektion I über den „gegenwärtigen Stand der afrikanischen Sprachforschung" erregten das lebhafteste Interesse der evangelischen Missionsfreunde.

Auch die katholische Mission lieferte 6 Referate, davon 5 in der Missionssektion (IV). Das tüchtigste davon war unstreitig das von Miss. Heines über die „Erziehung eines Naturvolkes durch das Mutterland", vielfach mit Beispielen aus der Erfahrung des Referenten im Bismarck-Archipel belegt. Bei dem Referate Dr. Frobergers über „den Kulturwert des Islam" war erfreulich, daß sich dasselbe eng an das vorausgegangene Referat Jul. Richters über ein ähnliches Thema anschloß. Sonst fiel es auf, daß die katholischen Referenten es vorzogen, allgemein gehaltene Ausführungen zu geben und nicht auf die aktuellen Fragen und die vorhandenen Schwierigkeiten einzugehen. Man konnte deshalb meist ihren Darlegungen auch von evangelischer Seite mit nur wenigen Einschränkungen zustimmen.

Indessen fehlte es auch an spezifisch ultramontanen Vorstößen nicht ganz. Pater Goette konnte es sich nicht versagen, sowohl seine Ver-

dienste um die Erwerbung von Kiautschou wie die seines Bruders um die Anlage der deutschen Konzession in Hankau am Jangtse gebührend in das Licht zu stellen. Auch die modern-katholische Umstellung des alten Benediktiner-Wahlspruches Labora et ora fand einen beredten Vertreter speziell mit Beziehung auf die Eingeborenen in unseren ostafrikanischen Kolonien. Als aber ein Pater im Plenum gar ein Loblied auf Ignaz Loyola anstimmen wollte, traf er doch auf heftigen Widerspruch.

War wohl schon diese allgemeine, in der Hauptsache einwandsfreie Haltung der katholischen Referate mehr als zufällig und ein Ausfluß einer klugen Politik, so stimmte damit die sonstige Taktik der katholischen Vertreter überein. Gleich in der ersten Plenarversammlung gewann einer dieser Mönche allgemeinen Beifall, indem er im Anschluß an D. Buchners Vortrag über die Erziehung der Neger zur Arbeit mit großem Nachdruck betonte, auch das weibliche Geschlecht müsse gründlich erzogen werden und dazu sei die Aussendung zahlreicher „Missionärinnen" erforderlich. Die Vertretung dieser Forderung durch einen Mönch in der Kutte im Deutschen Reichstag entbehrte nicht der Komik. Sie wurde aber noch in Schatten gestellt durch das Auftreten eines Kapuziner-Mönches, Pater Eustachius, der die Friedensschalmeien blies: D. Buchners Vortrag habe ihnen, den Katholiken, von neuem gezeigt, wieviel Gemeinsames sie mit der evangelischen Mission hätten; hier im Kolonialkongreß seien sie zu gemeinsamer Arbeit verbunden; da sollten doch die Vertreter der evangelischen und katholischen Mission sich auch persönlich näher treten und sich besser verstehen lernen; sei doch beider Ziel dasselbe, die Heiden zu der Erkenntnis Gottes zu bringen und dessen, den er gesandt hat. Bei diesem in das Plenum der Versammlung hineingerufenen Appell zur Friedfertigkeit, der mit rauschendem Beifall aufgenommen wurde, war es den Vertretern der evangelischen Mission sofort klar, daß sie in die dargebotene Rechte einzuschlagen verpflichtet seien. Noch am Nachmittag desselben Tages knüpfte deshalb Inspektor Haußleiter von der Rheinischen Mission an des Pater Eustachius Worte an: Die schwere Spannung zwischen der evangelischen und katholischen Konfession müsse daheim wohl als eine göttliche Providenz getragen werden, und sie erweise sich ja auch in gewissem Umfange als eine Segensquelle, insofern sie beide Konfessionen zu ungeahnter Kraftentfaltung antreibe. Aber auf dem Missionsfelde liegen soviel gemeinsame Interessen und Aufgaben vor, daß da eine

gemeinsame Arbeit in der Tat erwünscht erscheine, damit nicht die eine Partei durch Hineintragung konfessioneller Gegensätze, für welche die Heiden und die Heidenchristen kein Verständnis haben könnten, die Arbeiten der andern störe. Diese Worte fanden bei den anwesenden katholischen Patres lebhafte Zustimmung; sie limitierten sie sogar, sie zogen es vor, nicht von einer konfessionellen Spannung daheim, sondern nur von einer Spaltung zu reden. Auf Grund dieses freundlichen Meinungsaustausches fand am Sonnabend, dem 7. Oktober, vor Eintritt in die Tagesordnung eine vertrauliche Besprechung der Vertreter beider Konfessionen statt. Man einigte sich dahin, daß man bei der Vorbereitung des nächsten Kolonial-Kongresses Hand in Hand gehen, und daß man möglichst eine einheitliche Statistik wenigstens betr. der Missionen in unseren Kolonien durchführen wolle. Im übrigen tauschte man noch einmal in herzlichen Worten und mit Handschlag die Zusicherung aus, daß man sich in Hinsicht auf das zu erreichende Ziel eins wisse, auch wenn man verschiedene Wege gehe. Wir hatten den Eindruck, daß diese Aktion seitens der anwesenden Patres, besonders der Herren Eustachius, Acker und Enzhoff, ernst und aufrichtig gemeint war. Es beschäftigte uns nur die Frage, reden sie als Privatpersonen oder stehen ihre kirchlichen Organisationen hinter ihnen? mit andern Worten: sind friedliebende Leute vorgeschickt, um coram publico eine schöne Musik zu machen, oder ist Aussicht vorhanden, daß die katholischen Missionen mit ihrer bisher inne gehaltenen Taktik, sich überall rücksichtslos in die evangelische Missionsarbeit einzudrängen, brechen? Wäre das letztere der Fall, so wäre das ein großer Segen.

Auch außer dieser katholischen Episode waren die Verhandlungen des Kongresses reich an Zwischenfällen, die speziell für uns Missionsleute von dem höchsten Interesse waren. Gleichfalls schon in der ersten Plenarsitzung und im Anschluß an den ersten Vortrag des Kongresses nahm der Baseler Missionsinspektor D. Oehler das Wort zu einem ernsten Appell: Man habe den Wunsch ausgesprochen, daß die deutsche Jugend für unsere Kolonien begeistert und ermuntert werde, in den Kolonialdienst zu treten. Wie könne man den Jünglingen dazu zureden, so lange viele unserer Kolonialen durch ihren Wandel schweres sittliches Ärgernis geben und dadurch die jung in die Kolonien hinausziehenden Be-

amten und Kaufleute zu vergiften drohen! Wie ein roter Faden zog sich dieser Bußton durch die weiteren Verhandlungen hindurch: zu einem feurigen Aufruf steigerte er sich in den beredten Ausführungen Prof. Meinhofs: jeder in die Kolonien hinausziehende Deutsche müsse ein Pionier des Christentums sein und sei deshalb in seinem Gewissen verpflichtet, einen vorbildlichen Wandel zu führen. Während nun einflußreiche Leiter des Kongresses unter der Hand versuchten, D. Oehler zu einer teilweisen Zurücknahme seiner Ausführungen, die „peinlich berührt hätten", zu bewegen, spitzte sich die heikle Frage wahrhaft dramatisch in der Islam-Debatte zu. Dr. Hupfeld, Direktor der Deutschen Togo-Gesellschaft, meinte im Anschluß an ganz verständige Ausführungen über die Notwendigkeit eines schnellen Vorstoßes der Missionen in die noch rein heidnischen Gebiete des Togo-Hinterlandes, die Missionen müßten mit den neben ihnen arbeitenden deutschen Kaufleuten und Beamten in Frieden leben; sie müßten nicht immer gleich die Sittenrichter spielen und auch einmal fünf gerade sein lassen. Und als er durch lebhafte Zwischenrufe unterbrochen wurde, verstieg er sich zu der Drohung, wenn die Missionare nicht einmal die Augen zudrücken wollten, so würden die Kaufleute und Beamten auch jede Rücksicht gegen diese fallen lassen, und sie seien auch keine Engel! Kaum hatte er geschlossen, so nahm Dr. Passarge, der bekannte Verfechter des Islam in Afrika, das Wort; bei dem niedrigen Kulturstandpunkt der Afrikaner und ihrer ausgesprochenen Sinnlichkeit halte er es für unabweislich, daß Afrika islamisiert werde. Aber — so fuhr er anknüpfend an Dr. Hupfelds bittere Worte fort — die Missionare dürften zu den offenkundigen Ärgernissen der Kolonialen nicht schweigen; nur das sei schmachvoll, daß die Mission von den Sünden niederer Kolonialbeamter viel Aufsehens mache, aber sich wohl hüte, gegen den offenkundig ärgerlichen Wandel der Großen ein Wort zu sagen. Dr. Passarge ließ sich bis zu persönlichen Invektiven hinreißen! Glücklicherweise war D. Oehler zur Stelle; er nahm das Wort, um in ebenso heiligernster wie überzeugender Weise beide Gegner zu überwinden. Nie und nimmer dürfe die Mission darauf verzichten, das christliche Gewissen unserer Kolonien zu sein. Aber dadurch lasse sie sich nicht dazu bestimmen, öffentlich die schmutzige Wäsche vor den Augen der Kolonialfeinde zu waschen,

solange es noch andere legale Wege gebe, um dem Ärgernis zu steuern. Die Mission sei weit davon entfernt, die erhobenen Vorwürfe zu generalisieren; wo ein hoher Kolonialbeamter einen vorbildlichen Wandel führe — D. Oehler nannte hier Namen — da sei es ihr die größte Freude, davon auch öffentlich Zeugnis abzulegen. Dieser Zwischenfall gehörte unstreitig zu den Höhepunkten der Kongreßverhandlungen.

Heiß umstritten war auch die Stellung der deutschen Sprache in unseren Kolonien, und der Kampf darum zog sich durch die Sektionen III und IV und bis in die abschließende Plenarversammlung. Zunächst wurde eine Resolution einmütig angenommen dahin gehend, daß selbstverständlich der Elementarunterricht in allen Kolonien in der Muttersprache der Kinder zu erteilen sei. Auch in der Resolution einigte man sich nach langer Debatte, daß die Unterstützung der Missionsschulen nicht nur vom Gesichtspunkte der Ausbreitung der deutschen Sprache aus für erforderlich erachtet werde. Aber nun standen einander speziell mit Beziehung auf Deutsch-Ostafrika zwei Anschauungen schroff gegenüber; die eine, vertreten von Professor Meinhof und dem früheren Gouverneur dieser Kolonie, General von Liebert, führte aus: Das Kisuaheli sei bereits die lingua franca dieser Kolonie; sein Charakter als eine den anderen Bantu-Dialekten der Kolonie innigst verwandte Sprache prädestiniere es dazu, die herrschende Verkehrssprache und die Sprache der Bildung zu werden; mit der Ausbreitung des Islam habe das Überhandnehmen des Kisuaheli wenig zu tun; der Versuch einer Zurückdrängung dieser Sprache sei wahrscheinlich völlig aussichtslos; im Gegenteil dürfe man die Hoffnung hegen, daß vermöge der ausgezeichneten, bereits vorhandenen christlichen Literatur in dieser Sprache, die nur noch in den den Arabern unzugänglichen lateinischen Lettern gedruckt werde, das Kisuaheli ein wirksamer Träger der christlichen Gedanken sein werde. Außerdem sei es für die Aufrechterhaltung der deutschen Herrschaft von großer Bedeutung, daß die Afrikaner die deutsche Sprache nicht lernten, diese vielmehr ihnen gegenüber die Geheimsprache der Weißen bleibe. General von Liebert ging deshalb in der letzten Plenarsitzung soweit, zu beantragen, daß aus einer diesbezüglichen Resolution die Worte gestrichen würden: „Daneben ist dahin zu wirken, daß in allen Kolonien das Deutsche unter den

Eingeborenen möglichste Verbreitung finde." Die andere Partei, vertreten durch den Präsidenten des Kongresses Herzog Johann Albrecht v. Mecklenburg, Missionsdirektor D. Buchner und den Schreiber dieser Zeilen, betonte, daß es in den Kolonialreichen aller anderen Nationen selbstverständliche Grundanschauung sei, daß der Verbreitung der Sprache des Mutterlandes auf jede billige Weise Vorschub geleistet werde; daß dieser Grundsatz auch von uns anerkannt werde, sei die nationale Pflicht des Kongresses. Unleugbare Tatsache sei es, daß überall dort in Deutsch-Ostafrika der Islam überhand nehme, wo sich die Suaheli festsetzen; daran trage aber eben die Regierung einen großen Teil der Schuld, weil erst sie, indem sie das Kisuaheli zur allgemeinen Verkehrssprache erhoben habe, den Suaheli zu einer bis dahin gar nicht gekannten Stellung verholfen habe. Jeder Suaheli-Akida, jeder Suaheli-Askari-Posten sei auch eine Missionsstation des Islam. Der verhängnisvollste Fehler der Holländer in Indonesien sei der gewesen, die malaiische Sprache, die Trägerin des Islam in jenen Gebieten, zur lingua franca zu erheben. Gegen einen gleich verhängnisvollen Fehler schütze uns in unseren afrikanischen Kolonien nur die Schaffung einer starken christlich-deutschen Kultur. Dieser Anschauung schloß sich auch der Kongreß an und nahm die von General von Liebert angefochtene Resolution mit allen gegen eine Stimme an.

Nicht ebenso glücklich verlief ein anderer, von Prof. Samassa, dem auch von D. Buchner als Kenner südafrikanischer Verhältnisse zitierten Gewährsmanne, heraufbeschworener Angriff auf die evangelische Mission. Im Anschluß an D. Merenskys Vortrag über die äthiopische Bewegung führte er aus, es sei unverantwortlich von der englischen Kirche, einen Mann wie Dwane, der offenkundig anvertraute Gelder unterschlagen habe, in hohen kirchlichen Ämtern zu verwenden; und es sei bedenklich, wenn einzelne Missionen in den Farbigen politische Aspirationen auf völlige Gleichberechtigung mit den Weißen erweckten, wie dies seitens Rheinischer Missionare in der Kapkolonie geschehen sei. Leider wohnte Inspektor Haußleiter dieser Verhandlung nicht bei — er war in einer andern, gleichzeitigen Sitzung unabkömmlich — und da es die letzte Sektionssitzung war, konnte er dem Angriffe nicht mehr entgegentreten. Es war nicht ausreichend, daß D. Grundemann den Unterschied englischer und deutscher Missionspraxis scharf, vielleicht ein-

seitig betonte und sich dagegen verwahrte, daß den deutschen Missionen die Fehler der englischen aufgebürdet würden, oder D. Merensky die gerügten Punkte als minder bedeutend zu entkräften suchte und erklärte, solche politische und soziale Gleichberechtigung der farbigen Christen könnten weder englische noch deutsche Missionen erstreben. Der peinliche Eindruck eines nicht ausreichend zurückgeschlagenen Angriffes blieb. Das war überhaupt der Eindruck, auf den sich die Vertreter der evangelischen Mission schon in einer vertraulichen Vorbesprechung vorbereitet hatten, und der sich während der Verhandlungen vertiefte, daß die evangelische Mission stets und überall auf der Hut sein müsse um Angriffe abzuwehren oder schiefe Urteile richtig zu stellen. In einer Beziehung hat uns der Kongreß angenehm enttäuscht; jene böswillige Missionsfeindschaft, welche in den letzten Jahren in der Presse sich breit machte, ist hier nicht zum Ausdruck gekommen; im allgemeinen begegnete man überall der Mission als einem anerkannten Kulturfaktor für unsere Kolonien, mit dem ebenso Dr. Hartmann bei dem wirtschaftlichen Wiederaufbau von Südwestafrika wie Sektion IV bei Betrachtung der religiösen und kulturellen und Sektion III bei den rechtlichen und politischen Verhältnissen rechnete. Und die schließlich angenommenen Resolutionen waren durchaus missionsfreundlich; wir teilen sie, da sie in der Presse auffallend wenig beachtet sind, in ihrem vollen Wortlaute mit:

a) Der Deutsche Kolonialkongreß 1905 bezeichnet es als notwendig, daß die Kolonialbeamten sich mehr als das bisher der Fall ist, mit Erlernung von Eingeborenensprachen befassen; denn die Kenntnis der Sprache ist die erste Bedingung für das Verständnis der Verhältnisse der Eingeborenen. Besonders tüchtige Leistungen sind zu prämiieren.

Daneben ist dahin zu wirken, daß in allen Kolonien das Deutsche unter den Eingeborenen möglichste Verbreitung finde.

b) Der Deutsche Kolonialkongreß 1905 ist der Ansicht, daß unter Anerkennung der Verdienste der Mission für Kultur und Wissenschaft allen kolonial-freundlichen Kreisen nahe gelegt wird, der Mission volle moralische Unterstützung zu gewähren und dadurch immer mehr kulturelle Arbeitseinheit zu erzielen.

c) Der Deutsche Kolonialkongreß 1905 wünscht dringend, daß in den afrikanischen Kolonien dem Islam und insbesondere der Ausbreitung der arabischen Kultur und Sprache in keiner Weise Vorschub geleistet werde; daß demselben im Gegenteil durch eine starke deutsch-christliche Kultur ein Gegengewicht geschaffen werde.

d) Der Deutsche Kolonialkongreß 1905 befürwortet die Bereit-

stellung von weiteren Mitteln zur Drucklegung der Spiethschen Sammlungen über die Ethnologie von Togo und des dazu gehörigen Wörterbuches von Westermann.

e) Der Deutsche Kolonialkongreß 1905 schließt sich folgender Kundgebung der Sektion IV über die Schulen in den Kolonien an:

Die Mission kann in ihren Schulen, insbesondere den Elementarschulen, die Landessprache als Unterrichtssprache nicht entbehren. Sie ist selbstverständlich bereit, in ihren Schulen den Unterricht im Deutschen nach Möglichkeit zu fördern, hält es dabei aber für wünschenswert, daß die Unterstützung der Missionsschulen wegen ihrer allgemeinen kulturellen Bedeutung nicht allein unter dem Gesichtspunkte der Verbreitung der deutschen Sprache erfolgt.

An den Abenden der Kongreßtage, am 6. und 7. Oktober, fanden in drei der größten Säle Berlins, den Concordia-Sälen der Tonhalle und dem Stadtmissionssaale, Volksmissionsversammlungen statt, und am Sonntag, dem 8. Oktober, wurden Vormittags oder Abends fast in allen Kirchen Berlins Missionsgottesdienste abgehalten. Überall redeten Missionsfachleute, um durch ein einmütiges Zeugnis die große uns beschäftigende Sache auch in das Volk hinauszutragen. Dieser Versuch hatte indessen nur teilweise Erfolg; speziell die groß angelegten Volksmissionsversammlungen, wo ausgezeichnete Redner wie Inspektor Haußleiter, der eben aus Deutsch-Südwestafrika vom Kriegsschauplatze heimgekehrte Divisionspfarrer Max Schmidt u. a. sprachen, waren nur mäßig besucht — ein Zeichen, daß die die oberen Volkskreise so lebhaft beschäftigenden Kolonialfragen doch vielfach in die bürgerlichen und kirchlichen Kreise noch nicht eingedrungen sind.

Der Charakter des japanischen Volkes.

Ein bemerkenswerter Brief des Bischofs der englischen Staatskirche William Awdry (S. P. G.) an die „Times."

Mitgeteilt von F. Hartmann-Paderborn.

Es ist vielleicht zeitgemäß, ein Wort zu sagen über die falsche Auffassung des japanischen Charakters von seiten der Europäer, denn dieselbe könnte, wenn sie nicht berichtigt wird, zur Enttäuschung auf beiden Seiten und zu einem gewissen Grade der Entfremdung führen.

Ich möchte nicht mißverstanden werden. Ich liebe und ehre die Japaner, unter denen ich jetzt 9 Jahre gelebt habe. Ich vertraue ihnen und erwarte,

daß ihre Zukunft in vieler Hinsicht größer sein wird, als ihre Vergangenheit und ihre Gegenwart, und daß dies der Welt nur sehr zugute kommen wird.

Aber es ist wahr, es ist ein plötzlicher Umschwung im Gefühl eingetreten. Vor weniger als einem Menschenalter dachte man sich die Japaner als nette, interessante, künstlerische kleine Puppen oder Kinder, wunderlich, launenhaft, von schwankendem Charakter, lockeren Sitten, unehrlich im Handel und grausam, wenn man sie reizte, „groß in Kleinigkeiten und klein in großen Dingen. . .“ Jetzt sind sie auf der großen Weltbühne aufgetreten, ebenso groß in ihren Plänen, wie sorgfältig in der geringsten Kleinigkeit; ebenso beständig in ihren weiten politischen Zielen, wie bereit, alles bis auf feststehende Einrichtungen zu ändern, wenn es gilt, jene Ziele zu fördern; ebenso fähig, schweigend, einig, mit strengster Unterordnung des Einzelnen zu handeln, wie beweglich angesichts der wechselnden Aufgaben; ebenso voll Selbstvergessenheit im Angriff mit gefälltem Gewehr, wie voll Selbstbeherrschung im Sieg; ebenso rücksichtsvoll gegen einen gefallenen oder gefangenen Feind, wie rücksichtslos, solange der Kampf noch dauert.

Vielleicht gibt es in der ganzen Geschichte kein mehr in die Augen fallendes und glänzendes Beispiel von Vergeltung des Bösen mit Gutem als die Geschichte des russischen Kreuzers Rurik und des japanischen Hitatsch Maru und Sado Maru. . .

Es ist nur natürlich, wenn angesichts solcher Taten und der edlen Briefe von japanischen Soldaten und Seeleuten sowie der bescheidenen Berichte von Heerführern, welche selbst große Taten tun und von allen Untergebenen als selbstverständlich voraussetzen, daß sie hohe Ziele in edelster Weise zur Ausführung bringen — wenn Engländer da alle die anderen Tugenden und Ideale bei den Japanern voraussetzen, die sicherlich bei einem Engländer sich finden würden, der so handelte wie sie. Sie sind so bewunderungswürdig, — so unerwartet bewunderungswürdig — in vielen Dingen, daß man meint sie müßten es in allen Dingen sein.

Baron Sujematsu berührte in feiner Weise das verkehrte Urteil der Europäer sowohl für als auch gegen die Japaner, wenn er etwa folgendes sagte: „Jetzt, wo wir den Leuten des Westens gezeigt haben, daß wir 100000 Mann töten können, glauben sie es, daß wir wirklich gebildet sind.“ So vollkommen haben die Führer der Japaner ihren Kopf oben behalten, während die Welt in ihrer Überschätzung toll geworden ist.

Die Sache ist die, daß in England Leute, die so patriotisch sind, sicherlich edel sein würden, daß Männer, die sich so in Zucht nehmen können, fast mit Sicherheit ein sittliches Leben führen würden, daß so selbstvergessene Leute im Handel und Wandel ehrlich sein würden. So tapfere Leute würden es verschmähen, eine Lüge zu sagen; Leute mit so hohen Idealen würden ein starkes Eigenleben haben, würden eher ihre Umgebung zu sich heranbilden, als daß sie sich ihr, wie sie auch beschaffen sein möge, anbequemen; man würde darauf rechnen können, daß sie sich unter allen Umständen gleich blieben.

Wir finden bei den Japanern ganz besondes diejenigen Tugenden entwickelt, welche zutage treten, wenn der Zweck des Lebens es erfordert, sich

persönlich ganz aufzugeben — jene Tugenden, deren Ausübung uns individualistischen Europäern so schwer wird, und wir nehmen es als selbstverständlich an, daß die Tugenden, welche mit persönlicher Selbständigkeit des Urteils und der Tatkraft verbunden sind, die uns so leicht sind und die uns eine unerläßliche Voraussetzung bei der Hochachtung anderer sind, bei den Japanern ebenfalls vorhanden sein werden. Aber das ist nicht so. Die Japaner lassen es in dieser Art der Eigenschaften ebenso an sich fehlen, wie wir in der anderen und niemand weiß das besser und bedauert es mehr, als die wahren Führer Japans, welche sowohl den Westen als den Osten kennen. Glücklicherweise läßt auch kein Volk, das ich kennen gelernt habe, sich seine Fehler so willig sagen, wie das japanische, und keins ist so bereit, die Ausstellungen so ernstlich zu prüfen, mit der Absicht auf Besserung, falls sie sich als begründet erweisen sollten, vorausgesetzt, daß sie nicht in einem herablassenden sondern in liebevollem Tone vorgebracht werden. Ich habe die beste Zuversicht, daß dieser Aufsatz, falls er seinen Weg zur japanischen Presse zurückfinden sollte, dem Verfasser für seine offene Aussprache eher Dankbarkeit als Abneigung eintragen wird.

Aber es ist unleugbar, daß bei der jetzigen begeisterten und wohlverdienten Bewunderung der Japaner eine offene Aussprache sehr am Platze ist, wenn nicht nachträglich bittere Enttäuschungen zu gegenseitigem Mißtrauen führen sollen.

Zwar sind die Regierung Japans, die bedeutendsten Banken und ganz wenige Geschäftshäuser, welche die höheren kaufmännischen Ideale des Westens sich angeeignet haben, in geschäftlichen Dingen ganz vertrauenswürdig, auch findet sich im Binnenlande, wohin die Hast des Reichwerdenwollens noch nicht gedrungen, manchmal eine einfache Ehrlichkeit, die es mir z. B. möglich gemacht hat, das Haus, in dem ich schreibe, auf einen Voranschlag hin, ohne Vertrag und ohne meine persönliche Gegenwart, bauen zu lassen; aber es bleibt eine Tatsache, daß im allgemeinen ein Japaner das mündliche Versprechen eines Europäers höher anschlägt, als das schriftliche eines Japaners. Freilich handelt der Japaner in Rom wie ein Römer. Er paßt sich seiner Umgebung an, ist immer liebenswürdig und bemüht, zu gefallen, er hat wenige Ecken. Unter Pferdeknechten wird er leben und reden wie ein Pferdeknecht, unter gebildeten Leuten wie ein gebildeter Herr. In einer Pfarrerfamilie in England wird er zur Kirche gehen und sich in allen Stücken wie ein religiöser Mensch betragen. Im Ballsaale wird er angenehm aber nicht aufdringlich sein und er erfaßt sehr schnell den Ton der Gesellschaft, in der er sich bewegt. Wenn der Oxforder Student aus Japan seine Ferien dazu benutzt hat, nach Frankreich oder Deutschland zu gehen, so erkennt man nach seiner Rückkehr an seinem Ton oder Benehmen, in welchem von beiden Ländern er gewesen ist. Das ist keine Heuchelei, außer etwa insofern alles bewußte oder unbewußte Sichanpassen Heuchelei ist. Es ist eine große Gabe, aber auch eine große Gefahr, sowohl für ihn selbst, wie auch für die, welche ihn beurteilen, wie sie einen Engländer beurteilen würden.

Ein Beispiel dieser Art ist von hervorragender Wichtigkeit. Ich möchte

mit allem mir möglichen Nachdruck abraten von der Heirat eines englischen Mädchens mit einem Japaner. Ich habe in diesem Briefe jeden Hinweis auf das Christentum vermieden, ich denke hier auch nicht an die Verschiedenheit der Rasse, obwohl diese auch ihre vernünftige Beachtung verdient, ganz abgesehen von der unliebsamen Frage höherer oder niederer Rassen. Rein einfach deshalb, weil ein englisches Mädchen, welches einen Japaner kennen lernt, der in England wie ein Engländer lebt, gar keine Möglichkeit hat, sich ein Urteil darüber zu bilden, wie er sein wird, wenn er in Japan als Japaner lebt. Natürlich sollte ein christliches Mädchen nicht „ungleich zusammen gespannt" werden mit einem Ungläubigen. Aber selbst wenn er ein in England getaufter Christ ist, so muß sein Christentum erst in seinem eigenen Lande bewährt werden. Vielleicht ist gerade seine Anpassung in England ein Beweis, daß er sich auch in Japan der Sitte anpassen wird. Sollte das der Fall sein, dann wird seine Frau in Japan in allen Stücken seiner Mutter unterworfen sein, auch in der Erziehung der Kinder. Kann die Frau sich mit der Mutter nicht vertragen, so muß selbstverständlich die „künstliche" Verwandte der „natürlichen" weichen. Er verdankt der Frau nicht entfernt das, wie seiner Mutter. Er kann die Mutter nicht wechseln, wohl aber die Frau. Mag es immerhin glückliche Ehen dieser Art gegeben haben, so ist doch die Wahrscheinlichkeit, daß die Rückkehr nach Japan Enttäuschung bringen wird, ungeheuer groß.

Und das Verhältnis zur Mutter ist nicht die einzige Frage. Die Verschiedenheit der Auffassung von der Ehe zwischen England und Japan ist sehr groß.

* * *

Wenn sich die Japaner die Tugenden der Europäer aneignen, ohne ihre eigenen zu verlieren, dann können sie vielleicht mithelfen, den Charakter der Einzelnen und der Völker und auch die Beziehungen der Völker untereinander auf eine höhere Höhe zu heben, und sie zu etwas zu machen, was mit den Grundsätzen des Christentums weniger im Widerspruch steht, als es jetzt meist der Fall ist. Aber bis jetzt stehen sie auf einer solchen Höhe noch nicht.

Chronik.

Neueste chinesische Missionsstatistik. In der Miss. Rev. 1905, 750 veröffentlicht der bekannte Educational Secretary of the Student Volunteer Movement und Verfasser der Geography and Atlas of Prot. Missions, Beach, einen beachtenswerten Artikel über die Statistik der chinesischen Mission zu Anfang des Jahres 1904, welcher den Nachweis führt, wie bedeutend seit dem sog. Boxeraufstand sowohl das Missionspersonal wie die Kommunikantenzahl in China gewachsen ist. Bei der nur relativen Sicherheit der statistischen Angaben sowohl für 1900 wie für 1904 hat ja freilich dieser Nachweis nur relativen Wert; aber auch wenn einige

Ungenauigkeiten untergelaufen und selbst wenn bei der Kommunikantenzahl nicht durchweg nur die Kommunikanten, sondern hier und da auch die sog. probationer mitgezählt oder die Getauften angegeben sein sollten, bleibt die Tatsache sicher, daß der Zuwachs trotz der Verluste im Jahre 1900 ein sehr beträchtlicher gewesen ist, und zweifellos hat er sich bis Ende 1905 noch erheblich vergrößert. In der 8. Auflage meines „Abriß" S. 392 f. konnte ich nur die Zahlen für 1898 angeben, da bei der Verabfassung desselben infolge der Katastrophe von 1900 neuere noch nicht vorhanden waren. Ich gebe nun einfach, ohne mich auf eine kritische Untersuchung einzulassen, die von Beach mitgeteilten Zahlen, die auf einer sorgfältigen Sammlung des umfangreichen Materials beruhen und zur Zeit die einzige General-Statistik sind. Unterdes ist man, wie der Chin. Recorder mitteilt, in China selbst eifrig am Werke, mit einer Gesamtgeschichte der chinesischen Mission auch eine zuverlässige Gesamtstatistik derselben bis zum Jubiläumsjahre 1907 fertig zu stellen.

Die chinesische Mission zählte (nach Beach):

	Anf. 1900:	Anf. 1904:
männliche Missionare	1 188	1 374
eingeborene Helfer aller Arten	6 388	8 313
Hauptstationen	?	405
Nebenstationen	?	3 664
Tagesschulen	1 819	2 100
Schüler	35 412	43 275
Höhere Schulen	170	275
Schüler	4 855	7 283
Kommunikanten	112 808	131 404

Auf die einzelnen Provinzen verteilen sich diese Kommunikanten folgendermaßen:

	1898[1])	1904
Fukien	28 700	29 924
Kuangtung	15 000	29 047
Schantung	12 500	14 226
Tschekiang	9 250	12 367
Tschili	8 000	8 468
Hupe	4 650	9 801
Kiangsu	4 570	4 727
Schansi	1 850	1 551
Kiangsi	1 550	1 708
Sitschuen	1 100	3 467
Schensi	600	954
Honan	500	1 019
Nganhwei	500	1 532
Kansu	400	89
Hunan	80	663
Kweitschau	80	123
Jünnan	15	77

Kuangsi	?	736
Mandschurei	9 900	9 914

Nimmt man an, daß die Zahl der evangelischen Chinesen auch nur noch einmal so groß ist als die der Kommunionberechtigten, so wird man also für Anfang 1904 rund 260 000, für Ende 1905 gewiß rund 300 000 berechnen dürfen.

* *
*

Unter den „Amtlichen Nachrichten" der Petersburger Zeitung vom 11. (26.) Oktober 1905 wird folgendes **Allerhöchstes Reskript** an das Oberhaupt der japanischen geistlichen Mission Bischof Nikolai von Reval veröffentlicht.

Hochwürdigster Bischof Nikolai!

Nachdem Sie sich von Jugend auf der Verkündigung der Lehre Christi gewidmet, wählten Sie Ihre Laufbahn unter dem uns dem Glauben, dem Geiste und der Sprache nach fremden japanischen Volke. Hier sammelte sich durch den Segen Gottes aus den zu Ihnen Gekommenen und das Licht unseres Glaubens Suchenden um Sie eine kleine christliche Gemeinde und Sie bezeugten vor allem, daß die orthodoxe Kirche Christi der weltlichen Herrschaft und jeglicher nationalen Feindschaft fremd, alle Nationen und alle Sprachen mit gleicher Liebe umfängt. Während der schweren Zeit des Krieges, wo der Waffenkampf die friedlichen Beziehungen der Völker und Regierenden zerreißt, verließen Sie nach dem Gebote Christi nicht die Ihnen anvertraute Herde und der Segen der Liebe und des Glaubens gewährte Ihnen die Kraft, die Feuerprobe des Kampfes zu überstehen und inmitten der Kriegsfeindschaft den Frieden des Glaubens und Gebets in der durch Ihre Mühen geschaffenen Kirche aufrecht zu erhalten.

Hierdurch erwarben Sie sich die Achtung nicht nur des russischen orthodoxen Volkes, sondern auch der Andersgläubigen und fremden Völker. Im Namen Rußlands von der Großtat Ihres Dienstes Zeugnis gebend, zähle Ich Sie als Zeichen Meines besonderen Monarchischen Wohlwollens dem Kaiserlichen Orden des heiligen rechtgläubigen Großfürsten Alexander Newski bei, dessen Insignien Ich Sie anzulegen und dem Statut gemäß zu tragen befehle.

Mich Ihren Gebeten empfehlend, verbleibe Ich Ihr wohlwollender

Das Original ist von Sr. Kaiserlichen Majestät Höchsteigenhändig unterzeichnet:

„Nikolaus."

Peterhof, den 9. Oktober 1905.

Nachschrift. Nach der authentischen Einsicht in den Missionsbetrieb der orthodoxen Kirche, die uns in den letzten Nummern dieser Z. gegeben worden ist, muß die in den von mir gesperrten Zeilen zum Ausdruck kommende Selbsttäuschung doch einigermaßen überraschen. Es liegt hier wohl noch eine der famosen Selbstberäucherungen der orthodoxen Kirche aus der

1) Für 1900 lag hier keine Statistik vor. Die Angaben unter 1898 nach meinem „Abriß".

Feder des nun verflossenen Pobedonoszew vor. — Aber allen Respekt vor dem Bischof Nikolai.

* * *

Ein afrikanisches Jubiläum. In der ersten Novemberwoche 1855 entdeckte Livingstone die Viktoriafälle des Sambesi. Die Eingeborenen nannten diesen größten Wasserfall der Welt, der 2mal so breit und 2½mal so hoch ist als der Niagarafall, den donnernden Rauch (Mosiloatunga). Livingstone gab ihm den Namen Viktoriafälle; „der einzige englische Name," schreibt er, „den ich irgend einem Teile des Landes beigelegt habe." Heute fährt die Eisenbahn, die von der Kapstadt nach Kairo Afrika der Länge nach durchqueren soll, über diese majestätischen Fälle auf einer Brücke, die 420 Fuß über dem Strome liegt, einem Meisterwerke der Technik — in Afrika! Diesseits trägt sie das Medaillon Rhodes', jenseits das Livingstone's; nach dem letzteren ist auch der Ort genannt, der nördlich von den Fällen in der Entstehung begriffen ist. Im Miss. Rec. of the Unit. Free Ch. of Scotland (05, 497) gibt ein D. Wells auf Grund eigner Anschauung eine prachtvolle, anschauliche Beschreibung der einzigartigen Szenerie, die man aber verstümmelt, wenn man sie abgekürzt wiedergeben wollte. Natürlich wird jetzt, wo man in 23 Tagen von London bis an den Sambesi gelangen kann, ein Strom von Reisenden nach den Viktoriafällen fluten und es wird nicht lauter Gutes sein, was mit ihnen in das Land flutet. Aber Livingstones Name steht bis heute im gesegnetem Andenken. Ein französischer Missionar in Livingstonestadt, der noch alte Leute gefunden, welche den großen Erschließer Afrikas persönlich gekannt, sagte dem Besucher: „Ihr Angesicht leuchtet bei der Nennung seines Namens und mit warmer Dankbarkeit segnen sie sein Andenken als des schwarzen Mannes Freund."

* * *

Eine humoristische Geschichte aus der katholischen Kontrovers-Berichterstattung. In Abeokuta, mit dessen Geschichte wohl alle unsre Leser bekannt sind, hatten — ob in 1905 oder 1904 ist nicht genau ersichtlich — die Katholiken, die sich nach ihrer Gewohnheit hier eingedrängt, den Grundstein zu einem Spital gelegt und diese Gelegenheit zu einer möglichst imposanten Feier benutzt. Auch der „protestantische" König Alake war eingeladen und erschienen. „Er folgte der Zeremonie" — schreiben die „Kath. Missionen" 1905/06 S. 19 f. — „mit der gespanntesten Aufmerksamkeit. Nur eins konnte er nicht begreifen, weshalb die Weißen in die Flasche, statt sie mit Wein (?) zu füllen, eine Papierrolle steckten und die Flasche gar noch in einen Stein einmauerten. Sein Sekretär gab ihm die richtige Erklärung. „„Also nach 200, 300 Jahren"" (?) wiederholte nachdrücklich der König, „„wird man vielleicht diesen Stein erbrechen und da wird man dann die Namen, auch den meinigen, lesen. Und unsere Nachkommen werden dann sagen: seht, was diese geschaffen haben und jetzt leben sie nicht mehr. Wo sind sie jetzt?"" Und eine Träne rollte auf den blauen Seidenburnus des Königs (sic!). Die Feier machte namentlich bei dem noch (man beachte das

n o ch) protestantischen König Alake zugunsten der Missionäre einen tiefen Eindruck."

Aber das ist erst die Ouverture. „Die protestantischen Europäer setzten denn auch alle Hebel in Bewegung, den Eindruck abzuschwächen. Zu diesem Zwecke ließen sie einen Prediger kommen, der 5 Jahre in England Medizin studiert hatte und stellten ihn dem Könige vor." „Siehe, hier bringen wir dir einen großen Mann, sagten die schwarzen Minister (d. h. protest. Missionare) des Königs."

„„Ich sehe es wohl, er ist sehr lang"" antwortete Alake.

„Er ist ein großer Doktor."

„„Ich bin nicht krank.""

„Aber er ist ein Zauberdoktor; er hat ein Kind erweckt, das schon zwei Tage tot war."

„„Dann ist er ja ein großer Heiliger.""

„Schon früher hat er Afrika große Dienste geleistet, so in Ibadan, Abeokuta usw. Er reiste dann nach England, wo er sich eine Unmasse medizinischer Kenntnisse erwarb."

„„Sehr schön. Aber leistet er auch was Pater Coquard leistet?""

„Gewiß, warum nicht?" antwortete nun der Herr Doktor selbst.

„„Werden aber die Kranken auch von Lagos und anders woher zu dem neuen Doktor kommen wie zu Pater Coquard?""

„Ohne Zweifel", sagten die protest. Minister, „aber er besitzt kein Spital wie der Pater" (der notabene ja auch noch keins hatte, sondern erst den Grundstein zu ihm gelegt).

„„Bevor der Herr Geld verlangt,"" meinte der König, der nun merkte, wo es hinaus wolle, „„möge er arbeiten.""

„Ich arbeiten und das umsonst," erwiderte der Prediger stolz.

„„Gut,"" entgegnete Alake, „„macht nur, daß man mit euch zufrieden ist. Was mich angeht, so habe ich meinen Leibarzt. Nach dem Tode des Paters habe ich vielleicht Vertrauen zu euch; so lange er aber lebt, bleibt e r mein Arzt.""

Der neue Herr Doktor wußte genug."

Und wir wissen auch genug. Es fehlte bloß noch, daß zur Beglaubigung dieses albernen Dialogs, wie ihn, beiläufig bemerkt, die kath. Missionsberichterstattung zur Lächerlichmachung der protest. Missionare sehr oft konstruiert, noch berichtet worden wäre, der protest. König habe den Pater rufen lassen, damit er Zeuge dieser Unterredung sei, sie stenographiere und von allen Beteiligten unterschreiben lasse, um so ihre Urkundlichkeit notariell zu konstatieren. Warneck.

Literatur-Bericht.

1) **Paul Richter: „Bannerträger des Evangeliums in der Heidenwelt."** Stuttgart 1905. Steinkopf. 2 Bde. (220 u. 204 S.) à 2,50 Mk., in einem Bande 4,50 Mk. Als ich meine „Missionsstunden" herausgab, hatte ich 3 Bände geplant, die die Mission „im Lichte der Bibel", „in Bildern aus ihrer Geschichte" und „im Leben ihrer Arbeiter" behandeln sollten. Die dritte dieser Abteilungen, in welcher ich eine Übersicht über die gegenwärtige Mission in Biographien ihrer Hauptarbeiter. namentlich der Bahn brechenden, zu geben beabsichtigte, ist leider ein bloßes Projekt geblieben, da meine Zeit und Kraft von andern Arbeiten voll in Anspruch genommen wurde. In den „Geschichten und Bildern aus der Mission" in der A. M. Z. und vornehmlich seit 1900 im Beiblatt derselben habe ich den älteren Plan allerdings wieder aufgenommen und im Laufe der Jahre eine ganze Schar von Mitarbeitern zu biographischen Arbeiten veranlaßt, aber völlig ist der ursprüngliche Gedanke bis heute noch nicht zur Ausführung gekommen. Als ich das Richtersche Buch in die Hand nahm, glaubte ich, hier würde ich eine planmäßige Missionsgeschichte in Biographien finden, aber diese Erwartung wurde nicht erfüllt. Der Herausgeber hat sie wohl auch gar nicht im Auge gehabt, denn ich hätte das sofort aus dem Titel seines Buches sehen sollen; denn nach diesem wollte er aus den „Bannerträgern" der evang. Heidenmission nur eine Auswahl und auch diese Auswahl nur teilweise in planmäßiger, geschichtlicher und geoprapbischer Ordnung treffen — mit besonderer Bevorzugung der deutschen Mission. Und diese Auswahl ist glücklich getroffen. Es werden behandelt: Ziegenbalg, Zinzendorf, Egede und die älteren Boten der Brüdergemeine in Grönland, Zeisberger, Carey, Williams, Goßner, Livingstone, Mackay, Crowther, Posselt, Zieman, Pandita, Ramabai, Murata und Nisima (zwei Erstlinge der evang. Mission in Japan), Liebendörfer (Aus der Arbeit eines deutschen Missionsarztes in Südindien). — Ferner nicht in biographischer Form: Pionierarbeit in Kamerun; Rheinische Glaubensboten auf Sumatra[1]); Auf ungebahnten Pfaden in Kaiser-Wilhelmsland. Wie aus dieser Inhaltsangabe ersichtlich ist, sind es meist bekannte Persönlichkeiten und Stoffe, welche zum Teil in Anlehnung an bereits vorhandene, im Vorwort auch namhaft gemachte Arbeiten behandelt sind, aber sie sind gut reproduziert oder neu geschrieben und durch ihre Frische und anschauliche Darstellung sehr geeignet, die heranwachsende Jugend, die der Herausgeber in erster Linie als Leser sich gedacht hat, für die Mission nicht bloß zu interessieren, sondern auch zu erwärmen, ja zu begeistern. Ich denke, sie werden auch für Missionsstunden gute Dienste tun und in Missionsvereinen wie im Familienkreise gern gelesen werden. Ganz besonders empfehle ich das Buch den Lehrern, die für die Behandlung der Mission in der Schule ausgezeichnetes Material in ihm finden. Wenn ich Paul Richter als Herausgeber bezeichne, so ist damit schon angedeutet, daß er nicht der einzige Verfasser ist; Bäßler, Autenrieth, Kammerer und namentlich Fricke und Büttner haben Beiträge geliefert. Eine Fortsetzung ist in Aus-

1) Statt Batta sollte endlich Batak die allgemeine Schreibweise werden

sicht gestellt: Schwartz, Judson, Moffat, Krapf, H. Hahn, H. Taylor, Riedel, Paton, Chalmers, Coillard sollen in weiteren Bänden folgen. Noch lebende wie Merensky sollten z. B. lieber nicht mitgenannt werden. Die Ausstattung ist vortrefflich, der Preis billig, aber mit den Bildern und dem Bilddruck kann ich mich nicht befreunden.

2) **Schneider**: „Leh in Kaschmir (Himalaya)“. Nr. 12 der unter dem Namen: „Gute Botschaft“ erscheinenden „Missionstraktate der Brüdergemeine“. Herrnhut. Miss.-Buchhdlg. S. 104. 60 kart. 75 Pf.[1]) Wesentlich auf Grund eingehender mündlicher Mitteilungen kompetenter Missionare ist diese Stationsmonographie der brüderkirchlichen Himalaya-Mission entstanden. Missionare zu seinen lebendigen Quellen zu machen ist eine besondere Gabe des Verfassers, und diese Art seiner Quellenarbeit trägt nicht wenig dazu bei, seine Schriften wirklichkeitsgetreu zu machen. Von den jetzt 6 Himalaya-Stationen der Brüdergemeine ist es die in Ladak, nur wenige Kilometer vom Indus entfernte, über 12000 Fuß hoch liegende nord-östliche, Leh, mit der er uns speziell bekannt macht, in der Weise, daß uns zuerst der Ort und seine Bewohner, (Lage, Klima, kommerzielle, staatliche und Familien-Verhältnisse, sittliche Zustände, Religion), dann die Mission (ihre Baulichkeiten und verschiedenen Arbeitszweige), dann die kleine Missionsgemeinde (ihre Erwerbsverhältnisse, ihr sittlich-religiöses Leben und charakteristische Persönlichkeiten aus ihr) vorgeführt werden — alles anschaulich und konkretisiert. Eine kurze Einleitung orientiert über das Gesamtgebiet und ein kurzes Nachwort legt die Gründe dar für die Fortführung dieser Geduldsmission seitens der Brüdergemeine, spricht sich also gegen eine Übergabe derselben an eine andere Missionsgesellschaft aus. — Gewundert habe ich mich, daß ein so akkurater Schriftsteller wie Schneider die Zahl der Anhänger des Buddhismus auf 340 Millionen angibt (S. 101); in Wirklichkeit beträgt sie nur 120 Millionen (cf. mein „Abriß“ 8. Auflage. S. 471 f.)

3) **Grundemann**: „Missionsgeschichten mit Bildern für Kinder.“ Berlin. Missionsbuchhandlung (auch ohne Jahreszahl). à 5 Pf.

1) Nukoane, der gerettete Heidenjunge (Südafrika).

2) Minatschi, das Tamulenmädchen (Südindien),

3) Bilder aus Samoa.

4) Wie das Evangelium nach Tsimo kam (Nordchina). Das sind keine wirklichen Geschichten, sondern typische Bilder, die aber, weil sie auf Grund von häufig berichteten Tatsachen gezeichnet sind, der Wirklichkeit entsprechen. Die Darstellung ist dem kindlichen Verständnis angemessen und die Bilder sind, besonders in Nr. 3 u. 4, allerliebst. Warneck.

---

1) Das Schriftchen ist (eben, aber) ohne Jahreszahl, erschienen. Das ist kein guter Brauch und er sollte nicht einreißen. Gerade bei Missionsschriften ist es oft wichtig, das Jahr der Ausgabe zu wissen.

Beiblatt

zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

№ 1. Januar. 1905.

Robert Morrison,

der Bahnbrecher der evangelischen Mission in China.

Von P. Strümpfel in Sachsenburg.

Es sind jetzt grade hundert Jahre, seit die Londoner Missionsgesellschaft den Beschluß faßte, das Evangelium den Chinesen zu bringen und der dafür erwählte Sendbote, **Robert Morrison**, anfing Chinesisch zu studieren. In den ersten vierzig Jahren war es freilich unmöglich in China selbst eine Gemeinde zu sammeln, die Mission mußte draußen vor den Toren des Landes ihr Zelt aufschlagen, bis mit der Öffnung der ersten Häfen durch den Vertrag von 1842 die eigentliche Missionstätigkeit in China möglich wurde. Aber diese Jahrzehnte geduldiger Vorbereitungsarbeit sind von großer Bedeutung für das folgende Werk; in ihnen wurden durch Bibelübersetzung, Schriftenverbreitung und Bildungsanstalten die Waffen geschmiedet und an den Erstlingen aus dem Volke hoffnungsvolle Erfahrungen gemacht. Es ist eine Sage, daß es 1842 im ganzen erst elf evangelische Chinesen gegeben habe; ihre Zahl war zweifellos größer, nur lebten sie meistens nicht in China, sondern in Malakka, Singapur und anderen Orten Hinterindiens, wo ihre Missionare auch waren. Man pflegt diese Zeit nach ihren hervorragendsten Vertretern — **Morrison, Milne** und **Medhurst** — die Periode der drei großen M zu nennen. Indessen reicht Medhurst mit seinem letzten, bedeutendsten Werke, der missionarischen Besetzung von Shanghai, schon in die folgende Periode hinein und das zeitlich sehr begrenzte Wirken Milnes ist wie auch Medhursts Tätigkeit in jüngeren Jahren wesentlich nur ein Teil der von Morrison begründeten und betriebenen Missionsarbeit. So ist es Robert Morrison, den wir als Bahnbrecher und Führer der ersten Zeit chinesischer Mission zu betrachten haben.

1. Bis zur ersten Ankunft in Kanton.

Wie mancher andere große Missionar, so ist auch Robert Morrison aus dem Arbeiterstande hervorgegangen. In Morpeth, Northumberland, wurde er am 5. Januar 1782 als jüngstes von acht Kindern eines Leistenschneiders geboren. Sein Vater war ein Schotte, seine Mutter eine Engländerin. Beide Eltern erzogen ihre Kinder in der Furcht Gottes. Als Robert siebzehn Jahre alt war, geschah die glückliche Veränderung seines Lebens, seine Bekehrung zum Herrn. Er erschrak über sich selbst, da er von leichtsinnigen Kameraden sich einmal zu übermäßigem Trinken hatte verführen lassen, und geriet in Unruhe über das Heil seiner Seele. Endlich wurden seine brünstigen Bitten um Vergebung der Sünde und Erneuerung des Herzens erhört. Kennzeichnend für Morrison ist dabei, daß mit der Bekehrung zugleich der wissenschaftliche Trieb in ihm erwachte. Stets lag von jetzt ab während der Arbeit auf der Hobelbank ein Buch neben ihm, von seinem kärglichen Lohne ersparte er sich das Honorar für Unterricht im Lateinischen, Griechischen und Hebräischen. Montag abends hielt er in der Werkstatt seines Vaters eine Gebetsversammlung, Samstag abends diente er einem Krankenbesuchsverein. Ein Prediger zu werden war sein Herzenswunsch und schon wurde durch das Edinburger Missionsblatt, welches er sich monatlich von einem Freunde lieh, sein Blick auf die Heidenwelt gelenkt. Bei seiner frommen Mutter fand er für sein Streben volles Verständnis; sie erlebte es zwar nicht, daß sie ihren Sohn auf der Kanzel sah, aber sie gab ihm sterbend ihren Segen. Sein Tagebuch aus dieser Zeit beweist, was für ernstes Heiligungsstreben und innige Jesusliebe sein Herz erfüllte. Als presbyterianisches Kirchenglied fand er 1803 Aufnahme auf der theologischen Schule seiner Kirche zu Hoxton. Das Interesse des fleißigen Studenten wandte sich bereits überseeischen Sprachen, darunter dem Chinesischen, zu. Im Mai 1804 meldete er sich bei den Direktoren der Londoner Mission, wurde angenommen und trat in Dr. Bogues Missionsschule zu Gosport bei London ein.

Grade damals waren die mit der Londoner Mission und der Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft verbundenen Männer von dem Gedanken an Chinas heidnische Millionen ernstlich bewegt. Im Britischen Museum befand sich seit 1739 eine handschriftliche

Übersetzung der Hauptteile des Neuen Testamentes in die chinesische Sprache (Evangelienharmonie, Apostelgeschichte und die Episteln ausschließlich Hebräer). Sie war von einem unbekannten katholischen Missionar nach der Vulgata hergestellt. Diese Übersetzung wollte die Bibelgesellschaft drucken, hatte aber keinen sprachkundigen Bearbeiter dazu; in ganz England war ein Sir Staunton der einzige, der etwas Chinesich verstand. Da trat die Londoner Missionsgesellschaft ins Mittel und bestimmte Robert Morrison für diese Aufgabe. Er betrachtete den Ruf als Gebetserhörung; denn er hatte ausdrücklich den Herrn gebeten, ihn in dem Teile des Missionsfeldes anzustellen, auf dem die Schwierigkeiten am größten wären. Am 28. Juli 1804 schrieb er an seine Schwester:

> „Es ist im Werke, mich nach China zu senden, doch ist bis jetzt noch alles ungewiß. Ich hatte daran gedacht nach Timbuktu in Afrika zu gehen. Hoffentlich stellt mich der Herr auf einen Posten, wo er mich zu reichem Segen werden läßt für Menschenseelen."

Mit Eifer ging er an das Sprachstudium. Ein in London weilender Chinese, den ein für die Mission in China begeisterter Pfarrer entdeckt hatte, leistete die erste Hilfe dabei. Rastlos übte sich Morrison im Schreiben der chinesischen Zeichen und schrieb das Manuskript im Britischen Museum nebst einem lateinisch-chinesischen Wörterbuche der Jesuiten binnen weniger Monate ab; dazu trieb er auch medizinische und astronomische Studien. Nach zweijähriger Vorbereitung erfolgte dann am 8. Januar 1807 seine Ordination und am 31. Januar seine Ausreise und zwar nicht nach Pinang, wo man ursprünglich mit drei bis vier Missionaren zugleich hatte einsetzen wollen, sondern nach Kanton, der damaligen Zentrale des Handelsverkehrs zwischen China und dem Auslande. Seine Aufgabe sollte in erster Linie die Bibelübersetzung sein. Zwar wurde daran schon in Fort William, Bengalen, gearbeitet, aber in London war man der Meinung, daß eine befriedigende Übersetzung erst durch mehrfache Versuche und in China selbst entstehen könne. Übrigens sollte bald ein älterer Missionar — man dachte an van der Kemp — nachgesandt werden.

Da die missionsfeindliche ostindische Kompagnie keine Überfahrt auf ihren Schiffen gewährte, mußte Morrison den Umweg über Newyork wählen. Drei Wochen weilte er hier bei christlichen Freunden, dann fand er einen Segler, der ihn nach China mitnehmen

wollte. Im Bureau des Schiffsherrn hatte er am Tage vor der Abfahrt jenes vielerwähnte Gespräch, welches zeigt, wie demütig und glaubensfreudig er auszog. Nach Erledigung des Geschäftlichen fragte der Kaufmann mit spöttischem Lächeln: „Und Sie glauben wirklich, Herr Morrison, daß Sie auf den Götzendienst des großen chinesischen Reiches einen Eindruck machen werden?" Morrison erwiderte ernst: „Nein, mein Herr, aber ich glaube, Gott wird es tun." Nach gefährlicher Fahrt von 119 Tagen stieg er am 7. Sept. 1807 in Kanton ans Land.

2. Einsame Arbeit und ihre ersten Früchte.

Ungeheure Schwierigkeiten stellten sich dem Vorhaben Morrisons entgegen. Mit dem Zusammenbruche der alten katholischen Mission war auch eine strenge Ausschließung der Europäer vom Boden Chinas eingetreten. Nur für den Handel war in Kanton am Flußufer ein Platz bestimmt, auf dem europäische Geschäftsleute wohnen durften. Tatsächlich lebten aber diese wie Gefangene, außerhalb der Niederlassung durften sie sich nicht blicken lassen.

In einem der „dreizehn Hongs" fand Morrison zunächst Unterkunft, aber es war keine englische, sondern eine amerikanische Faktorei, an welche er Empfehlungsbriefe von Newyork mitgebracht hatte. Er galt anfangs wirklich als Amerikaner, englische Geschäftsleute hätten ihn vielleicht überhaupt nicht aufgenommen. Um möglichst wenig Aufsehen zu erregen, mietete Morrison am 1. Februar 1808 zwei kleine, kellerartige Zimmer in der französischen Faktorei und führte darin ein ganz zurückgezogenes Leben, indem er das Fenster mit dem Folianten eines Bibelkommentars zubaute, meistens bei Tage ruhte und erst Nachts seine lauten Sprechübungen anstellte, auch erst Nachts einige Schritte ins Freie zu tun wagte. Dazu nahm er chinesische Kleidung und Lebensweise an, ließ Zopf und Fingernägel wachsen und aß mit Eßstäbchen. Nahmen die Kaufleute um des Mammons willen die erniedrigendsten Beschränkungen auf sich, so wollte er als Diener Christi sich noch mehr Zwang gern gefallen lassen. Auch in Makao, der nahegelegenen portugiesischen Insel, wohin Morrison im Jahre 1808 zweimal, das eine Mal gesundheitshalber, das andere Mal wegen eines zwischen Kantonesen und englischen Kaufleuten ausgebrochenen Konfliktes, sich begeben mußte, gebrauchte er die äußerste Vorsicht und ging lieber garnicht

aus dem Zimmer, um die Chinesen und die sehr feindseligen römischen Priester nicht zu erregen. In den Feldern bei Makao sich zu ergehen, wagte er erst in einer mondhellen Nacht unter dem Schutze von zwei Chinesen. Allerdings hielt Morrisons Gesundheit bei dieser Art Leben nicht lange aus, zumal er aus Kummer über die Kostspieligkeit seines Aufenthalts die Sparsamkeit übertrieb. Von dem kärglichen Essen, Mangel an Bewegung und frischer Luft und einem entnervenden Klima war er schon im Sommer 1808 so schwach geworden, daß er kaum durchs Zimmer gehen konnte. Zeitlebens litt er nachher an Migräne-Anfällen, die ihn hin und wieder arbeitsunfähig machten. Als er übrigens einsah, daß er so die Erreichung seines Zieles mehr hinderte als förderte, trug sich Morrison später wieder europäisch, änderte seine Lebensweise und suchte auch Erholung in Geselligkeit.

Seine ganze Zeit und Kraft galt der Sprache. Da es den Chinesen bei schwerer Strafe verboten war, Fremde in der Landessprache zu unterrichten, war es sehr schwer, Sprachlehrer zu gewinnen. Endlich verschaffte ihm Sir Staunton zwei Männer, welche gegen hohen Lohn zu dem gefährlichen Dienste bereit waren. Es waren katholische Christen, die vom Christentum wenig mehr als den Namen Jesu kannten; der eine soll stets Gift bei sich getragen haben, um für den Fall der Entdeckung sich durch Selbstmord vor den Folterqualen des chinesischen Gerichtes zu bewahren. Außerdem traf er wieder Jungsamtak, der ihm in London die erste Anleitung gegeben hatte. Auf diese Weise studierte Morrison das in Peking gesprochene Mandarin, den Hakkadialekt von Kanton, und das Wenli (Schriftsprache). Ende 1808 konnte er schon schreiben, daß die Grammatik zum Druck vorbereitet und das Wörterbuch täglich ergänzt werde. Auch das Neue Testament war teilweise schon fertig, blieb aber im Pulte, bis er tiefer in die Sprache eingedrungen wäre.

Bei den Europäern in Kanton fand Morrison anfangs viel Widerspruch; sie fürchteten von der Mission Schwierigkeiten für ihren Handel und erklärten ihr Vorhaben für ganz aussichtslos; aber Morrison ließ sich nicht beirren, „für Gott sei nichts zu schwer“. Mit der Zeit gewann er durch sein taktvolles Auftreten, die Lauterkeit seines Charakters und seine geistige Überlegenheit allgemeineren Respekt; der Vorsteher der englischen Faktorei, Roberts, wurde sein

Freund. Diese Hochachtung seiner Person sollte bald für die Gestaltung seines Lebens und Wirkens von großer Wichtigkeit werden.

Ein Freund, mit dem er in Gosport zusammen gewesen war (Miss. Loveleß-Indien), empfahl ihm eine 1808 nach Ostasien kommende Kaufmannsfamilie Morton. Morrison lernte die Familie schätzen und am 20. Februar 1809 schloß er mit der Tochter, Mary Morton, den Ehebund. Er war schon entschlossen, nach Pinang zu gehen, da in Kanton für einen verheirateten Missionar keine Daseinsmöglichkeit zu sein schien. Da kam ihm Gott zuvor und löste die Schwierigkeit. Am Hochzeitstage wurde ihm das Amt eines Dolmetschers der ostindischen Kompagnie mit 10000 Mk. Jahresgehalt angeboten. Damit erhielt er freie Sicherheit des Aufenthalts in Kanton und Makao, amtlichen Schutz für seine Sprachstudien gegenüber chinesischen und portugiesischen Behörden und eine feste Stellung gegenüber den Kaufleuten. Außerdem wurde er nun finanziell unabhängig. Als er England verließ, schrieb er: „Ich gehe nicht nach China, um mein Glück zu machen; mein Glück ist schon gemacht; Gott hat mich zu seinem Erben und Miterben Christi gemacht." Auch jetzt sammelte er kein Vermögen. Er nahm kein Gehalt von der Mission mehr und verwandte den gesamten Überschuß seines Einkommens für Missionszwecke, namentlich für die gleich zu erwähnende sogenannte Ultra-Ganges-Mission.

Sein Amt ließ ihm Zeit genug für sprachliche und literarische Arbeit; durch die Sorgfalt, mit der er es verrichtete, diente es geradezu zur Förderung seiner Studien. Zwar blieb er auch jetzt nicht ohne Anfeindung. Oft mußte er Bücher und Manuskripte vor den Chinesen verstecken; immer wieder liefen seine Helfer aus Furcht davon, seine chinesischen Dienstboten wurden vertrieben und oft bekam er kaum die nötigsten Lebensmittel zu kaufen. Trotz alledem kam er vorwärts. Im Herbste 1810 fühlte er sich der Sprache so mächtig, daß er als erste Probe die Apostelgeschichte, an der er schon vor seiner Ankunft in China gearbeitet hatte, druckfertig machte. Die Übersetzung des Brit. Museums war sorgfältig nach dem griechischen Texte revidiert. Der chinesische Drucker ließ sich die Gefahr, der er sich durch den Druck des verbotenen Buches aussetzte, gut bezahlen; für 1000 Exemplare 521 Dollars; aber Morrison freute sich des Anfangs und ließ im nächsten Jahre eine ganz selbständige Übertragung des Ev. Lucä, einen Traktat und Katechismus folgen. Als

1812 ein neues scharfes Edikt gegen die Mission und den Druck christlicher Bücher von Peking ausging, ließ er sich nicht stören; er wußte, daß man in Peking nur katholische, noch keine evangelische Mission kannte.

„Ich muß vorwärts", schrieb er, „im Vertrauen auf Gott. Wir werden den Regierungen peinlich genau gehorchen, soweit ihre Anordnungen den Geboten des Allmächtigen nicht zuwiderlaufen; ich werde mir Mühe geben, von der Regierung nicht bemerkt zu werden. Obgleich ich sehr fühle, wie schwach ich bin, bin ich doch nicht entmutigt, sondern dankbar, daß meine sanguinischsten Hoffnungen mehr als erfüllt worden sind. Trotz aller Hindernisse hat sich gezeigt, daß es möglich ist, in nicht zu langer Zeit Chinesisch zu lernen, biblische Bücher zu übersetzen und in China drucken zu lassen. Ich bin dem Herrgott dankbar, daß er mich zu diesem guten Werke gebraucht hat, und wenn ich bald sterben sollte, wird das mich in meinen letzten Augenblicken fröhlich machen."

Im September 1813 vollendete er in Makao die Übersetzung des ganzen Neuen Testamentes; im Januar 1814 war der Druck beendigt, die Bibelgesellschaft gab dazu 10000 Mark. Morrison war sich der Unvollkommenheit seiner Leistung bewußt.

„Manche Sätze sind noch dunkel; einiges hätte wohl besser wiedergegeben werden können. Das ist natürlich bei jeder Übersetzung, die ein Ausländer liefert, namentlich wenn er keine Umschreibungen anwenden darf. . Ich habe mein Bestes getan; nun bleibt mir nur übrig, es im Gebete dem göttlichen Segen zu befehlen."

Seinem namenlosen Vorarbeiter, dem Verfasser des Manuskripts im Brit. Museum, fühlte er sich zu Danke verpflichtet; für den mittleren Teil des Neuen Testaments hatte er dessen Werk zugrunde gelegt; dagegen waren die Evangelien, die letzten Episteln und die Offenbarung S. Johannis ganz Morrisons eigene Arbeit.

Bald nach dieser ersten, vielleicht noch nicht ganz reifen Frucht seiner Studien, war es ihm auch vergönnt, die ersten Bekehrungen von Chinesen zu erleben. In aller Stille hatte er mit empfänglichen Leuten über den Weg zur Seligkeit gesprochen und Sonntags auf seiner Stube einer kleinen Schar gepredigt. Während der Durchsicht der Korrekturbogen des Neuen Testamentes kam nun ein junger Mann zur Entscheidung für Christum. Zai A-ko hatte schon einige Jahre in Morrisons Hause gedient, kannte den Katechismns, betete regelmäßig und bewies in aller Schwachheit aufrichtigen Glauben an Jesum, Morrison taufte ihn 1814. Dagegen hatte Leang A-fa, welcher auch die Torheit des Götzendienstes erkannte und sich nach Er-

lösung sehnte, noch nicht den Mut des offenen Bekenntnisses, erst zwei Jahre später in Malakka wurde er getauft.

3. Glückliches Zusammenwirken mit Milne.

Ein Jahr ums andere war vergangen, ohne daß der versprochene Mitarbeiter eingetroffen wäre. Endlich, am 4. Juli 1813, kam dieser zu Morrisons großer Freude in Makao an. William Milne, 1785 in Aberdeenshire geboren, früh verwaist und in Gefahr sittlicher Verwilderung, wurde als 16jähriger Bauernknecht bekehrt und bald so voll Missionsgeistes, daß ihm seine Kameraden den Spitznamen „Mischinir“ beilegten. Die Londoner Mission, der er sich zur Verfügung stellte, schickte ihn auch nach Gosport, wo Dr. Bogue in dem sprachbegabten, heilandliebenden jungen Manne den passenden Mitarbeiter des einsamen Chinesenmissionars erkannte.

Leider gestattete die römische Unduldsamkeit kein Wohnen und Bleiben Milnes in Makao. Hier herrschte damals ein wunderlich gemischtes Regiment, die Chinesen hatten da mehr zu sagen als die Portugiesen; diese durften durchaus niemanden außer Handelsagenten landen lassen. Auch Milne wurde ausgewiesen, obgleich Morrison und seine Freunde allen Einfluß aufboten. Ein portugiesischer Soldat brachte ihn im Boot nach Kanton, einige Wochen später folgte Morrison mit seiner und Milnes Gattin nach. So heimlich wie möglich waren nun beide Männer fast 4 Monate in eifrigem Studium beisammen. Als es aber dann sich herausstellte, daß Milne auch in Kanton nicht bleiben durfte, trat dieser eine Missionsreise an, um auf Java und Malakka das Neue Testament und christliche Traktate zu verbreiten. Schon seit 1812 trug sich nämlich Morrison mit dem Plane, an einem von chinesischen Auswanderern zahlreicher besetzten Punkte im malaiischen Archipel, nicht zu fern von China, eine Missionsstation und Schule zu errichten. Der Plan nahm jetzt greifbare Gestalt an. Milne ging nach zweitem kurzen Besuche in Kanton Ende 1814 nach Pinang.

Morrison war und blieb ein einsamer Mann. Seine Frau, welche schon seit dem ersten Jahre des Ehestandes an schwerer Nervenerkrankung litt und oft monatelang von ihm fern war, reiste Anfang 1815 mit den Kindern nach England und blieb dort sechs Jahre. Eine schwere Prüfung zu allen Sorgen und Aufregungen seines Berufes. An solchen fehlte es nie. Die chinesische Polizei ließ

die Männer, welche die Druckzeichen für das Wörterbuch schnitten, festnehmen und einsperren. Darüber geriet der Buchhändler, in dessen Händen die Holzblöcke für die Duodez-Ausgabe des Neuen Testaments waren, so in Angst, daß er die Blöcke schleunigst vernichtete. Einmal fehlte nicht viel, daß die Kompagnie ihrem Dolmetscher kündigte, aber man konnte ihn nicht entbehren. Ja er hatte sogar Lord Amherst auf seiner Gesandtschaftsreise nach Peking 1816 zu begleiten. Die Gesandtschaft erreichte ihren Zweck nicht, da Lord Amherst die Zumutung des chinesischen Zeremoniells, vor dem Kaiser sich platt niederzuwerfen und neunmal mit der Stirn den Fußboden zu berühren, zurückwies. Ein Brief des Kaisers an den König von England sprach seine Verwunderung über den Ungehorsam des Gesandten aus. Für Morrison aber war diese Reise sehr gewinnreich, da er die Zustände Chinas genauer kennen lernte. In Kanton setzte er dann seine Tätigkeit mit verdoppeltem Eifer fort. Es galt jetzt die Herausgabe des großen Wörterbuches auf Kosten der Kompagnie, welche zu diesem Zwecke eine Presse, die erste in China, und einen Drucker kommen ließ. Morrison schrieb, die Missionsgesellschaft werde hoffentlich dies Werk als ein Stück Missionsarbeit anerkennen. Die lange Zeit, die er zur Vollendung brauchen würde, mache ihn bange. Sechs Quartbände, von denen 1817—1823 jährlich einer herauskam, umfaßte die gewaltige Leistung, die Kosten beliefen sich auf 300000 Mark. Auch ein Wörterbuch der Hakkasprache lieferte Morrison, 1817 erschienen seine Horae Sinicae, eine chinesische Sprachlehre und Vergleichung zwischen seinem und Dr. Montuccis Wörterbuche. Ferner übertrug er, obgleich Presbyterianer, das Common Payerbook.

Am meisten aber lag ihm doch stets die Bibelübersetzung am Herzen. Am Alten Testamente arbeitete er mit Milne zusammen. Wiederholt mußte der lungenleidende Milne in Makao Erholung suchen, dann saßen die Freunde vergleichend und prüfend über ihren Manuskripten. Milne übersetzte Deuteronomium bis Hiob, alles übrige Morrison. Ein fertiges Buch nach dem anderen erschien auf der Missionspresse in Malakka, bis am 25. November 1819 der Druck der letzten Teile berichtet werden konnte. Noch 4 Jahre sorgfältiger Prüfung ließ dann Morrison vergehen, ehe er 1823 die ganze Bibel erscheinen ließ. Im Vergleich zu der ein Jahr vorher in Sirampur erschienenen Übersetzung Marshmans, bei welcher in Ermangelung eines Besseren ein Armenier geholfen hatte, war die Morri-

sonbibel eine glänzende Leistung. Sie behält auch ihren grundlegenden Wert, obgleich sie nunmehr im Laufe eines Jahrhunderts von besseren Arbeiten abgelöst worden ist.

Längst waren die Gelehrten in Europa auf ihn aufmerksam geworden und hatten angefangen mit ihm zu korrespondieren; im Reformationsjubeljahre 1817 hatte ihn Glasgow zum Doktor der Theologie gemacht. Er setzte unterdessen sein Leben voll rastloser Arbeit in großer Einsamkeit und Entbehrung um des Herrn willen fort.

„Ich bin ein großer Einsiedler geworden", schrieb er, „sehr selten gehe ich zur Kompagnie oder sonst wohin zu Tische. Mein Speisezettel ist alle Woche derselbe: Irish Stew und gedörrte Wurzeln, was ich mit Eßstäbchen verzehre. Dabei bin ich gesund wie sonst und sitze am Schreibtische von 7 Uhr Morgens bis 9 oder 10 Uhr Nachts. Schweres Leid habe ich zu tragen dadurch, daß ich auf so lange Zeit von meiner Familie getrennt bin, ich bin oft tief betrübt. Die Missionsgesellschaft schreibt, ich soll heimkehren. Aber ich kann jetzt einfach meinen Posten nicht verlassen. Sehr gern würde ich zwar Europa wiedersehen und meiner Frau und Kindchen zu Troste eilen, aber Wünsche und kleinere Pflichten müssen hinter den größeren zurückstehen."

Endlich, im Mai 1820, nach fast 6 jähriger Trennung durfte er Weib und Kind wieder in China begrüßen. Aber schon im Juni 1821 starb seine Frau nach kurzer Krankheit, Sohn und Tochter mußte er nach England schicken, und als dann 1822 auch sein inniggeliebter Milne heimging, überwältigte ihn das Gefühl der Verwaisung. Er schrieb:

„Ich stehe so freundlos da, meine Eltern längst heimgegangen, Ihr alle fern von mir, meine Geliebtesten mir genommen, die Heiden um mich her sind unfreundlich, gefühllos gegen Fremde. Aber ich will nicht klagen; Gott wolle mich bewahren vor Undank!"

4. Die Ultra-Ganges-Mission.

Um von Morrisons Lebenswerke ein vollständiges Bild zu gewinnen, dürfen wir nicht unterlassen einige Streifblicke in die unter dem Namen der Ultra-Ganges-Mission von seinem Freunde Milne im malaiischen Archipel getriebene Missionsarbeit zu tun. Morrison hatte ja den Plan entworfen: außer der Evangelisation unter den ausgewanderten Chinesen sollte eine Druckerei und vor allem ein anglochinesisches Kollege errichtet werden, um europäische Missionare in Sprache und Literatur Chinas und junge Chinesen in die Kenntnis des Christentums einzuführen. Auch die Mittel spendete Mor-

rison: 20000 Mark zum Bau und jährlich 2000 Mark zur Unterhaltung.

Nach einigem Schwanken entschied sich Milne für das gesunde und zum Verkehr nach China bequeme Malakka. Zwei Jahre verwaltete er hier die vakante holländische Predigerstelle und ersparte der Mission sein Gehalt. Die Kinderschule, Andachten und Gottesdienste in seinem Hause wurden anfangs schwach besucht, 3—8 erwachsene chinesische Dienstleute und Handwerker pflegten Sonntags sich einzustellen. Das Ringen mit der Sprache nahm noch alle Kräfte in Anspruch; aus dieser Zeit stammte von Milne der Ausspruch: „Um Chinesisch zu lernen, braucht man einen ehernen Körper, Lungen von Stahl, einen Kopf wie ein Eichbaum, Hände wie Sprungfedern, die Augen eines Adlers, das Herz eines Apostels, das Gedächtnis eines Engels und die Lebensdauer eines Methusalah!" Besonders hinderlich für die missionarische Verkündigung erwies sich die Verschiedenheit der Dialekte. Das von Milne studierte Mandarin war den meisten Chinesen in Malakka unbekannt, sie sprachen den ihm fremden Fukien-Dialekt oder das in Kanton verbreitete Hakka. So konnte es geschehen, wenn er unter das Volk ging, daß in einem Hause das Nötigste, im nächsten nur die Hälfte, im dritten kaum etliche Brocken verstanden wurden. Sehr nützlich erwiesen sich da Morrisons Traktate. In einfachem Stile geschrieben, ohne die gezwungene Steifheit, wie sie gewöhnlich Übersetzungen anhaftet, waren sie den Heiden verständlich und lieferten Stoff zu Ermahnungen und Besprechungen.

Die Druckerpresse, zu deren Betrieb ein Faktor aus England kam, war von Milnes und Morrisons Schriften stark in Anspruch genommen. Aus ihr ging alle Monate als erste chinesische Zeitschrift „The Chinese Repository" und eine von Sinologen geachtete englische Vierteljahrsschrift, „Indo-Chinese Gleaner" hervor. Zur Leitung der Druckerei traf 1819 der dreiundzwanzigjährige Walter Henry Medhurst ein. Von Hause aus Buchdrucker, dann theologisch gebildet, entwickelte er in der Folge eine vielseitige missionarische Tätigkeit.

Ein bedeutsames Ereignis war am 3. November 1816 die Taufe des chinesischen Druckers Leang A-fa, der durch Morrison erweckt war. Als dieser vier Jahre später zu seinen Verwandten nach China zurückkehrte, entbrannte sein Herz über ihrem Götzendienst und er druckte einen von ihm verfaßten, von Morrison durchgesehenen

Traktat. Die Folge war, daß die Polizei ihn ins Gefängnis warf und die Lettern zerstörte. Auf Fürsprache Morrisons und angesehener Kaufleute wurde er schließlich nach Empfang von fünfzig Bambushieben und Bezahlung von siebzig Dollars freigelassen. Dies Martyrium machte Leang A-fa nur fester und inniger im Glauben, er ruhte nicht, bis seine Frau darin mit ihm eins war. Später kam er nach Malakka, um sich zum Lehrer für sein Volk auszubilden und setzte nach Milnes Tod seine Studien noch mehrere Jahre bei Morrison fort. Als auch dieser tot war und jahrelang kein Missionar im eigentlichen China angestellt werden konnte, hat Leang A-fa die kleine Gemeinde in Kanton gepflegt und Mission getrieben, bis die Verfolgung ihn zur Flucht nötigte. Der demütige, treue Mann ist eine anziehende Erscheinung seiner Zeit.

Unter dem Übermaß der Arbeit litt Milnes schwacher Körper. Er wurde zuletzt so nervös, daß es für seine Mitarbeiter nicht immer leicht war, mit ihm zusammenzuleben. Bereits im März 1819 war seine Gattin gestorben, eine tiefe, ernste Christin voll selbstverleugnenden Missionssinnes. Die energische Hingabe an das Werk hielt den verfallenden Körper Milnes noch eine Weile aufrecht, aber am 2. Juni 1822 wurde er abgerufen. In wenig mehr als neun Jahren hat er seinen Namen unauflöslich mit der Missionsgeschichte Chinas verknüpft. Morrison sagt von ihm:

„Er besaß einen feurigen, stürmischen, entschiedenen Geist. Er war überzeugt, daß die Mission Gottes Sache ist und weder Feuer noch Wasser ihren Lauf hemmen kann. Er diente ihr mutig und treu zehn Jahre und starb dann auf seinem Posten."

Die Ultra-Ganges-Mission, die sich später nach Batavia, Pinang und Singapur verzweigte, hat während der andauernden Abgeschlossenheit Chinas der Mission den großen Dienst geleistet, daß ihre Sendboten ungehindert Volk und Land kennen lernen und als die Tore sich öffneten, mit genügenden Waffen und geübterem Verständnisse in China eindringen konnten. Unter den in ihr tätigen Männern ist neben Medhurst besonders Legge zu nennen, der nachmalige Oxforder Professor; er leitete das anglochinesische Kollege und das theologische Seminar in Malakka, als es 1843 nach Hongkong übersiedeln durfte.

5. Morrisons Lebensabend und Heimgang.

Tief schmerzlich war für Morrison der Verlust Milnes; er

seufzte: „Ein Missionar wie mein William wird nicht alle Tage gefunden, nur der Herr kann wieder Arbeiter senden." Für ihn selbst war der Höhepunkt des Schaffens erreicht; die Vollendung der Bibelübersetzung und anderer größerer Werke bezeichnete einen Abschnitt in seinem Leben. So trat er jetzt endlich die Urlaubsreise an, welche die Sorge für seine Kinder dringend nötig machte. Er ordinierte Leang A-fa und übertrug ihm die Missionsarbeit, besuchte Malakka und traf im März 1824 in London ein.

Der Ruf des großen Gelehrten und christlichen Helden ging ihm voraus und bereitete ihm ehrenvolle Aufnahme. Gelehrte Gesellschaften ernannten ihn feierlich zum Mitgliede, Städte zum Ehrenbürger, der König empfing ihn in Audienz, auf den Maiversammlungen weckte er Begeisterung für die chinesische Mission. Unter allen Ehren blieb er der demütige Christ, der er in siebenzehn einsamen Jahren gewesen war. Ein Freund nannte seine Frömmigkeit „nicht wie junges Grün, sondern wie harte Rinde."

Mit einer zweiten Frau, die ihm Gott zugeführt, und seinen Kindern kehrte er 1826 nach China zurück. Die Fahrt dauerte viereinhalb Monate; Sturm, Feuer und Meuterei der Matrosen machten sie aufregend und gefährlich; der alte Missionar wars, welcher durch seine Zusprache die Mannschaft endlich zur Pflicht zurückführte.

In Kanton empfing ihn ein gegen früher noch gesteigertes Arbeitsgetriebe. Der wachsende Umfang des Handels vermehrte die Ansprüche seines Dienstes in der Kompagnie. Öfter noch unterbrach die Ankunft von Schiffen und der Empfang von Besuchern seine Studien und steigerte seine alten Kopfschmerzen. Der liebenswürdige Missionar ließ sich sogar herbei, für die immer zahlreicheren englischen Familien in Malakka, Pinang und Singapur Einkäufe von Möbeln, Kleiderstoffen, Geschirr und Schmuck zu besorgen und tat sein Möglichstes, die Wünsche der Hausfrauen zu befriedigen.

Dennoch blieb seine Stellung schwierig, ja die neuen Beamten der Kompagnie waren weniger freundlich gegen seine Person und der Mission weniger günstig als manche ihrer Vorgänger. Es war die Zeit, in welcher Schiffsoffiziere, Beamte der Kompagnie und Kaufleute, um nur ja den Handel nicht zu schädigen, in einer Weise, über die Morrison sich entrüstete, sich Beschränkungen und Insulten unerhörter Art seitens der Chinesen unterwarfen; selbst die höchsten englischen Beamten ließen sich von den Kantonesen schimpflich be-

handeln, bis der Krieg die Unnatur beendigte. Bezeichnend für den damaligen Geist wars, daß die Beamten das Anerbieten Morrisons, während der Vakanz des Kaplanspostens der Kompagnie unentgeltlich die Predigt zu halten, ohne Gründe ablehnten, sondern von einem Laien den Gottesdienst nach dem Common Prayerbook halten ließen. Einmal versuchten auch die Behörden in Makao seine Druckerei und Schriftenverbreitung zu unterdrücken. Eine entschiedene Erklärung im „Canton Register“, welche das Recht der Denk- und Redefreiheit und das göttliche Gebot der Mission geltend machte, hatte die gewünschte Wirkung; die Schließung der Druckerei unterblieb.

Bei alledem sah es jetzt in Kanton doch anders aus als 1807 bei seiner Ankunft: Chinesische Bibeln und Gottesdienst, chinesische Schüler und englische Presse waren aufgekommen. Missionare aus anderen Nationen kamen und verbreiteten seine Schriften. Medhursts Druckereien in Batavia und Malakka lieferten tausende von Büchern und Traktaten, Dutzende junger Chinesen hatteu im Kollege zu Malakka christliche Ausbildung erhalten, ja es gab schon solche, die von Haus zu Haus das Evangelium verkündigten. Missionsreisen wurden jetzt ausgeführt längs der ganzen chinesischen Küste und bis zu den Mauern von Peking, protestantische Traktate waren vom Kaiser selbst gelesen worden. Die Ankunft Bridgman's vom Amer. Board in Kanton 1830 gereichte Morrison zur Freude und Stärkung, ebenso die Aussendung von Lehrerinnen seitens des in England entstandenen Frauen-Missionsvereins für China. Konnte er in Kanton auch nur 10 Getaufte nach 25 Jahren aufzählen, so ging doch die Sache des Herrn vorwärts, eine neue Zeit war im Anzuge. „Ich habe meiner Zeit gedient“, schrieb Morrison, „und werde schlafen gehen, der Herr weiß, wann.“

Die Stunde schlug gerade zu der Zeit, als die politischen Vorgänge, die zur gewaltsamen Öffnung des Landes führten, sich vorbereiteten. Der Freibrief der ostindischen Kompagnie lief 1834 ab, die englische Regierung übernahm die Verwaltung selbst. Als zu diesem Zwecke Lord Napier in Makao landete, beeilte er sich, den großen Chinakenner weiter in Dienst zu nehmen. Ein solcher Mann, der nicht nur außergewöhnliche Kenntnis der chinesischen Sprache und Denkweise besaß, sondern auch wie kein zweiter imstande war, die Zweideutigkeit und Falschheit, sogar der amtlichen chinesischen Schriftstücke, zu enthüllen und gegen ihre anmaßende Sprache auf-

zutreten, schien ganz unentbehrlich. Morrison erhielt den Titel „Chinesischer Sekretär und Dolmetscher" mit einem Gehalte von 26000 Mk. und der Uniform eines Vizekonsuls. Als man ihm gratulierte, meinte er lächelnd, ein hochgestellter Herr sei doch auch nur Nichtigkeit und für einen Missionar sei die Uniform mit den königlichen Knöpfen anstatt des Talars eine sonderbare Tracht. Übrigens versprach die Regierung auch als Nachfolgerin der Kompagnie 100 Dollar monatlich für das Kollege in Malakka weiterzuzahlen.

Nur wenige Tage bekleidete Morrison seine neue Würde. Als er Lord Napier nach Kanton begleitet hatte, wurde er schwer krank und legte sich, nachdem er noch vor 12 Chinesen gepredigt hatte. Sterbend betete er für seine Familie und für die Mission, dann entschlief er „sanft in Jesu", wie es auf seinem Grabsteine in Makao heißt, am 1. Aug. 1834 im Alter von 53 Jahren. Am Sterbelager stand sein ältester Sohn, das einzige Familienglied, welches bei ihm in China geblieben war, seine Frau war mit den anderen Kindern Ende 1833 gesundheitshalber nach England zurückgekehrt.

Morrison ist das Muster eines auf einsamem Posten unter großen Schwierigkeiten geduldig ausharrenden, glaubensstarken Missionars. Sein Geist schaute immer hoffnungsvoll in die Zukunft. In seinem letzten Briefe schrieb er noch:

„Ich erwarte geduldig, wie sich die Ereignisse nach Gottes Vorsehung entwickeln. Der Herr sitzt im Regimente. Wenn das Reich Gottes, unseres Heilandes, in China nur gedeiht, so wird alles gut sein. Andere Dinge sind dagegen von geringer Wichtigkeit."

Er hat die neue Periode des Vordringens der Mission in das sich öffnende China nicht mehr erlebt. Unmittelbar auf seinen Tod folgten sieben stürmische Jahre. Das hochfahrende Chinesentum brachte es zum Kriege, welchem das Opium den Namen gegeben hat, ohne daß es der eigentliche Grund war. Als dann Hongkong abgetreten und fünf Häfen freigegeben waren, fing eine immer mehr wachsende Zahl von Missionaren und ein sich verbreiternder Strom christlichen Einflusses an, in das ungeheuere Land einzudringen.

Aufruf der protestantischen Missionare Chinas an die Kirchen der Heimat.

Aus dem Englischen übersetzt von Missionar Kranz.[1])

Im Jahre 1907 werden die protestantischen Kirchen zum Andenken an die Aussendung von Robert Morrison, welche der Anfang der evangelischen Missionsarbeit in China war, eine Hundertjahresfeier begehen. In ähnlicher Weise wie die kirchliche Missionsgesellschaft Englands ihre Hundertjahresfeier vorbereitet hat, wünschen die Missionare Chinas die Kirchen der Heimat zu einem

Dreijährigen Unternehmen

zur Vorbereitung auf eine Gedächtnisfeier der hundertjährigen Missionsarbeit in China einzuladen.

Die Geschichte der Vergangenheit, die gegenwärtigen Verhältnisse und die Not der Kirche in China enthalten eine dringende Mahnung zum Dank, zum Bekenntnis und zur Bitte.

A) zum Dank.

Wir haben Ursache Gott zu danken:

1. Für die zahlreichen großen und guten Männer, welche Gott gesandt hat, in den Fußstapfen Morrisons nachzufolgen. Einige von ihnen sind noch in unserer Mitte, andere ruhen bereits von ihrer Arbeit und haben Namen hinterlassen, welche nie vergessen sein werden; sie haben die Geschichte der Kirche bereichert durch Beispiele von Berge versetzendem Glauben, von opferfreudiger Hingabe und von der denkbar größten Liebe; denn viele von ihnen haben ihr Leben für die Chinesen gelassen.

2. Für die christliche Kirche in China, eine Kirche, welche, als sie im letzten Jahr des 19. Jahrhunderts berufen war von des Herrn Kelch zu trinken und mit seiner Taufe getauft zu werden, Hunderte ihrer Söhne und Töchter hingab, die ihr Zeugnis mit ihrem Blute besiegelten, und Tausende, welche „Spott und Geißeln erlitten. Dazu Bande und Gefängnis ... mit Mangel, mit Trübsal, mit Ungemach (deren die Welt nicht wert war), und sind ins Elend gegangen, in Einöden, auf den Bergen und in den Klüften und Löchern der Erde“ (Hebr. 11).

3. Für die Eröffnung von ganz China. Selbst Hunan und Honan sind uns nicht länger verschlossen. Es ist nun eine Tatsache, daß auch nicht einer mehr von den neunzehnhundert und mehr Bezirken Chinas und der Mandschurei uns unzugänglich ist, und noch ehe das hundertste Jahr unserer Arbeit

1) Dieser Aufruf war bis zum 24. August 1904 von circa 1500 Missionsarbeitern (wohl männlichen und weiblichen) in China unterzeichnet. In einem so ausgedehnten Gebiet ist es schwierig alle Unterschriften zu erhalten. Man kann sagen, daß der Aufruf die einmütige Stimmung aller evangelischen Missionare Chinas zum Ausdruck bringt.

eintritt, können wir sagen, daß, wenn das Evangelium nicht aller Kreatur in China gepredigt wird, die Ursache davon außerhalb Chinas zu suchen ist. (?)

4) Für die Gelegenheiten zur Arbeit, verschieden in ihrer Art, ungeheuer in ihrer Ausdehnung.

Nie bisher haben sich die Menschen so gedrängt, das Evangelium zu hören, wie sie sich jetzt herzudrängen zur Predigt im Freien und in den Predigthallen. In unseren Kapellen und in unseren Sprechzimmern haben wir Gelegenheit, Christum zu predigen, wie sie sonst kaum irgend wo außerhalb Chinas sich bietet.

Nie bisher ist ein so eifriges Verlangen nach Erziehung dagewesen, wie jetzt. Unsere Schulen, sowohl Elementar- als höhere Schulen, sind voll und überall müssen Aufnahme Suchende zurückgewiesen werden.

Nie bisher ist eine solche Nachfrage nach christlicher Literatur gewesen, wie jetzt. Unsere Traktatgesellschaften und alle, welche die Bekehrten und Wahrheit Suchenden mit Lesematerial zu versehen trachten, tun ihr Äußerstes und können doch nicht mit der Nachfrage Schritt halten; und diese Nachfrage ist bestimmt noch im Wachsen begriffen, denn sie kommt von dem bei weitem zahlreichsten Volk der Erde, welches durch eine Schriftsprache verbunden ist.

Die ärztliche Arbeit hat von Anfang an einen offenen Eingang auch zu solchen Herzen gefunden, welche für andere Arten von Arbeit verschlossen waren. Das Einflußgebiet dehnt sich beständig weiter aus und ist tatsächlich unbegrenzt.

Einzigartige Gelegenheiten zum Dienst sind geboten durch die große Zahl von Blinden, von Aussätzigen und solchen, die an unheilbaren Krankheiten leiden; dazu kommen die Tauben und Stummen, die Geisteskranken und Leute mit anderen Krankheiten.

In China sind die Armen allezeit bei uns, und wenn wir wollen, können wir ihnen Gutes tun.

B. Eine Mahnung zum Bekenntnis.

Wir haben Ursache uns vor Gott zu demütigen:

1. Wegen unserer eigenen Mängel und Fehler.

2. Darüber, daß zu viele Glieder der chinesischen Kirchen noch „fleischlich“ und nicht „geistlich“ sind, „Kinder in Christo“ und nicht „Männer“; aus Mangel an rechtem Gebrauch haben sie noch nicht „geübte Sinne zum Unterschied des Guten und Bösen“ (Hebr. 5, 14).

3. Darüber, daß die bedeutende Zunahme an Wohlstand in den Kirchen der Heimat nicht zu einer entsprechenden Zunahme der Beiträge für das Werk Gottes in anderen Ländern geführt hat. Vielfach bedeutet eine größere Summe für die Mission doch einen kleineren Beitrag per Mitglied als früher, wo die Kirchengemeinschaft kleiner und ärmer war.

C. Zur Bitte.

Die dringende Not Chinas und besonders der Kirche in China drängt uns zum Gebet.

Laßt uns zunächst einen Blick werfen auf die kolonialen Besitzungen

Chinas, welche ein bedeutendes Gebiet umfassen, aber nur dünn bevölkert sind. Sie sind alle mit eingeschlossen in die so gut wie „unbesetzten Felder", und dazu gehört auch Tibet, die einzige Burg und Festung des Heidentums, welche ihre Tore noch verschlossen und verriegelt hält gegen die Missionare des Kreuzes.[1]) Wir empfehlen als ein bestimmtes Gebetsanliegen die Bitte, daß innerhalb der drei Jahre Tibet für die Missionare geöffnet werden möge, die an seinen östlichen, südlichen und südwestlichen Grenzen auf des Herrn Zeit warten. Wir bitten um Gebet für diese Missionare. Wir bitten um Freiwillige, welche sich ihnen anschließen sollen und welche ihre allzu wenigen Arbeiter in den fernen Zentren der Mongolei und Turkestans verstärken sollen. Solche Freiwillige müssen stark sein an Körper und noch mehr an Geist und wohl gerüstet Mühsale zu ertragen als gute Streiter Jesu Christi.

Die achtzehn Provinzen sind das, was wir meinen, wenn wir von dem eigentlichen China sprechen, der wirklichen Heimat von Chinas Millionen. Es ist schwer, sich einen der Wahrheit entsprechenden Begriff zu machen von dem ungeheuren Gebiet, welches von diesen achtzehn Provinzen ausgefüllt wird — 1 300 000 englische Quadratmeilen! Noch schwerer ist es, sich einen Begriff zu machen von der Zahl der Männer, Frauen und Kinder, welche in diesen Provinzen leben, — vierhundert Millionen!

Was für eine Arbeiterschar haben wir nun, um diese Millionen zu evangelisieren, und wie ist diese Schar verteilt über das ganze Gebiet von China und der Mandschurei?

Aus der neuesten Statistik, wie sie in Herrn Beachs Atlas enthalten ist, lernen wir, daß diese Arbeiterschar aus 2785 Missionsarbeitern (mit Einschluß der Frauen der Missionare) und 112 808 Kommunikanten besteht, von welchen letzteren 6388 ausgewählte Männer und Frauen in besonderer Weise bei der Arbeit helfen.

Einige Missionare und einige Bekehrte finden sich in jeder Provinz, sowohl in China als in der Mandschurei. Aber unter den neunzehnhundert und mehr Bezirken (Hsiens), in welche die Provinzen eingeteilt sind, jeder Bezirk mit einer wichtigen Stadt und viele mit mehreren Städten, sind nur etwa vierhundert Missionsstationen; das heißt, wenigstens vier Fünftel der Bezirke Chinas sind noch fast gänzlich ohne eine Veranstaltung, das Evangelium zu hören.

Aus diesem Grunde ergibt sich unser Bedürfnis nach einer

Verstärkung auf der ganzen Linie.

1. Verstärkung durch mehr Mitglieder.

Dies ist sowohl das Ziel unserer Predigt, als der Ausgangspunkt unserer Verstärkung. Wir predigen, damit unsere Hörer glauben lernen; und wenn sie zum Glauben gekommen sind, so erzählen sie wiederum anderen von dem Heiland, den sie gefunden haben, sodaß je mehr Gläubige da sind, um so stärker unsere Arbeiterschar für die Evangelisation Chinas wird. Dies ist darum das erste Anliegen fürs Gebet: betet für einen Zuwachs unserer Kirchenmitglieder!

---

1) Das englische Original des Aufrufs war verfaßt im August 1893. Anmerk. des Uebersetzers.

2. Verstärkung der chinesischen Mitarbeiter.

Wir lesen, daß der Heiland, ehe er die Zwölf erwählte, die ganze Nacht im Gebet zubrachte. Dies lehrt uns, welch enger Zusammenhang bestehen soll zwischen Vermehrung von Mitarbeitern und Gebet. Das Bedürfnis nach chinesischen Mitarbeitern ist groß; aber wenn wir um des Bedürfnisses willen zu eilig handeln und Männer wählen, ohne uns Zeit zu nehmen zum Gebet, so sind wir danach in einer schlimmeren Lage als ohne solche Mitarbeiter. Mit ganzem Ernst bitten wir euch deshalb, uns zu helfen im Gebet um mehr chinesische Gehilfen. Betet zu Gott, daß er in den chinesischen Kirchen solche Leute erwecken möge, deren Herzen brennen sollen im Verlangen Christum ihren eigenen Landsleuten zu verkündigen. Und haltet an, sie durch eure Fürbitte zu tragen, nachdem euer erstes Gebet erhört ist. So oft ihr unserer gedenkt im Gebet, gedenkt auch unserer lieben chinesischen Mitarbeiter, deren Dienst am Wort unentbehrlich ist.

3. Verstärkung der Missionare.

Wie bei der Frage nach chinesischen Mitarbeitern, so ist es bei der nach mehr Missionaren: die Verstärkung muß eingeleitet und beharrlich begleitet werden mit viel Gebet. Sonst dürften wir nur einen zahlenmäßigen Zuwachs, aber keine wirkliche Verstärkung erhalten. Wenn Leute gesandt werden, welche Gott nicht gesandt hat, so können sie Gottes Werk nur hindern.

Welche Art von Leuten sind denn nötig als Verstärkung? Für die alten Stationen solche, welche andere in die Arbeit einführen können; für die neuen Stationen solche, welche anderen als Führer vorangehen können; für die unbesetzten Gebiete Pioniere, welche andere suchen und retten können.

Wer aber ist hierzu tüchtig? Sicherlich nicht der Mann, der zu Haus nicht tauglich war; noch der, welcher auf seine eigene Kraft vertraut, daß es ihm hier draußen gelingen wird. Wir wollen Männer und Frauen haben stark im Glauben, stark in Hoffnung, und vor allem stark in der Liebe; Männer und Frauen „voll heiligen Geistes“.

Für welche Art von Arbeit werden diese Missionare verlangt? Für jedes gute Werk, zu welchem der Geist Gottes uns leitet. Einige Formen von Arbeit, welche ein Ausfluß der Liebe sind, die Gott in die Herzen der Christen ausgegossen hat, Arbeitsarten, welche man in der Heimat so oft antrifft, sind hier in China fast unbekannt. Es gibt noch kein Heim für Unheilbare, und nur ein Asyl für Geisteskranke, nur eine Schule für Taubstumme, nur wenige Schulen für Blinde, und nur wenige Hospitäler für Aussätzige in ganz China. Das Bedürfnis nach solchen Instituten ist groß. Mit welch unbeschreiblichem Kummer muß unser Herr auf einige seiner Nachfolger herabblicken, die Reichtum besitzen und doch ihre Verantwortlichkeit nicht fühlen für Seine leidenden Armen. Welch einzigartige Gelegenheit bieten all solche Anstalten, vor den Chinesen die Harmonie, die Fülle, die Vollkommenheit des Lebens zu entfalten, welches Christus uns geschenkt hat durch die Offenbarung des Geheimnisses der Liebe Gottes.

Ferner, in der erzieherischen, literarischen und ärztlichen Missionsarbeit bedürfen wir mehr Männer und mehr Anstalten. Da ist nicht nur die aktuelle

Arbeit in diesen Zweigen, welche Männer bedarf, um sie auszuführen, sondern es ist auch das Bedürfnis da, Chinesen in diesen Arbeitszweigen auszubilden. Für solche Arbeit sollte uns die Kirche die besten Erzieher und die besten Gelehrten, die besten Ärzte und die besten Krankenpflegerinnen senden. Gerade wie kein Opfer zu groß ist für dieses Werk, so ist auch kein Mensch zu gut dafür.

Aber über alles und vor allem bedürfen wir Prediger des Evangeliums unseres Herrn Jesu Christi; Männer, welche willens sind, die frohe Botschaft in der gedrängt vollen Stadt zu verkündigen und sie von Dorf zu Dorf zu tragen, Männer, welche sie predigen wollen in Kapellen und Hallen, im Empfangszimmer oder unter freiem Himmel. Denn, ach, die Zahl von Sündern in China und die Größe ihrer Sünden! Und Christus allein kann sie retten von ihrer Sünde. Darum betet zu Gott mit Bitten und Flehen im Geist, daß Er Männer aussenden wolle, welche mit Paulus sagen können: „Christus hat mich gesandt, das Evangelium zu predigen."

Hebet eure Augen auf und sehet auf das Feld, welches offen vor uns liegt in China. Sehet, es ist reif zur Ernte. Es ist besäet mit dem edelsten aller Samen, dem Blut der Märtyrer. Dies Blut ruft laut der ganzen Kirche Christi zu, einzutreten in die Arbeit derer, welche vorangegangen sind. Hier in China ist die Ernte wirklich groß, aber der Arbeiter sind wenige. Darum bittet den Herrn der Ernte, daß Er mehr Arbeiter in seine Ernte sende.

Hebet eure Häupter auf und sehet unseren auferstandenen und erhöhten Herrn zur Rechten Gottes stehen, um für uns einzutreten. Gedenket daran, daß Er in das Heilige eingegangen ist als unser Vorläufer, damit wir Freudigkeit haben auch einzutreten und unsere Gebete mit den seinigen zu verbinden. Gedenket daran, daß Er einen anderen Fürsprecher gesandt hat, aufzuhelfen unserer Schwachheit, wenn wir nicht wissen, was wir beten sollen, wie es sich gebühret.

„Und das ist die Freudigkeit, die wir haben zu ihm daß, so wir etwas bitten nach seinem Willen, so höret er uns. Und so wir wissen, daß er uns höret was wir bitten, so wissen wir, daß wir die Bitten haben, die wir von ihm gebeten haben" (1. Joh. 5, 14. 15).



Ernst Röttgers Buchdruckerei, Kassel.

Beiblatt
zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

№ 2. März. 1905.

William Burns.

Von P. Strümpfel in Sachsenburg bei Heldrungen.

Die März-Nummer 1904 des Missionsblattes der englischen Presbyterianer erschien in gelbem Umschlage zu Ehren ihrer chinesischen Mission, denn es waren 50 Jahre vergangen, seit in dieser die ersten Taufen vollzogen wurden und man hatte allen Grund für den seither geschenkten Segen Gottes dankbar zu sein: Swatau in der Provinz Kanton, Amoy in der Provinz Fukien und Tainanfu auf Formosa sind die Mittelpunkte eines blühenden Missionswerkes, welches 269 Gemeinden mit 8423 abendmahlsberechtigten Gliedern, 5132 getauften Kindern und mehreren Tausend Katechumenen umfaßt.

Der Bahnbrecher dieses Werkes ist William Burns. Ihm verdankt es die Mission der englischen Presbyterianer, daß sie von Anfang an auf tiefere geistliche Erweckungen sich stützen und im Volke sich einwurzeln konnte. Aber die Bedeutung dieses Mannes geht über den Kreis jener Mission hinaus. Er steht in der vordersten Reihe der Herolde, welche in der auf den Frieden von Nanking 1842 folgenden Zeit, die man die enthusiastische Zeit der chinesischen Mission genannt hat, mit stürmischem Eifer jede neu sich öffnende Pforte benutzten und die schnelle Ausdehnung der evangelischen Verkündigung über die ganze Küste Chinas herbeiführten. Von Hongkong bis Niutschwang hat Burns Samenkörner des Evangeliums ausgestreut, welche für die gesamte chinesische Mission Frucht gebracht haben. Durch seine tiefe Frömmigkeit und christliche Entschiedenheit hat er auf alle Missionskreise einen heilsamen, erweckenden Einfluß ausgeübt. Vor allem hat seine eigentümliche Missionspraxis bis heute vorbildlich anregend gewirkt. Burns gehörte zu den gesegneten Männern, denen Gott die Gnade schenkt Seelen gewinnen und geistliches Feuer anzünden zu dürfen. Als Evangelist und

wandernder Erweckungsprediger war er schon, ehe er nach China kam, in seiner Heimat tätig gewesen. Dieselbe Art der Wirksamkeit übte er dann auch in China. Wie er daheim niemals als Pfarrer an einer Gemeinde festgewachsen war, so hielt er sich auch in China nicht mit der seßhaften, geduldigen Arbeit der Kirchengründung und Gemeindepflege auf, sondern eilte als Evangelist durchs Land. So einseitig dieses Wirken erscheint, so rückhaltlos setzte Burns doch dafür seine ganze Persönlichkeit ein. Der ehelose, auf jede Bequemlichkeit des Lebens verzichtende, in fast mönchischer Entsagung lebende Mann kannte nur eine Aufgabe, aber diese erfüllte er ganz. Die chinesische Mission trägt noch heute vielfach das Gepräge, welches ihr William Burns gegeben hat. Namentlich bekannte Hudson Taylor, daß es Burns'sche Gedanken seien, die in der China-Inland-Mission verwirklicht sind. In diesem nachwirkenden Einflusse seiner Persönlichkeit liegt zum großen Teile die allgemeine missionsgeschichtliche Bedeutung des merkwürdigen Mannes.

1. Der Erweckungsprediger in der Heimat.

William Burns ist das Kind eines gläubigen Pfarrhauses; im schottischen Dörfchen Dun wurde er am 1. April 1815 geboren und verlebte seine Kindheit in Kilsyth, wohin sein Vater versetzt wurde. Der Sonnenschein der Liebe einer gottseligen Mutter verklärte seine Jugendjahre, die ehrwürdigen Gestalten des Vaters und der Nachbarpastoren waren von nachhaltig wirkendem Einflusse auf sein Gemüt. Dennoch war der Sinn des Knaben anfangs sehr weltlich gerichtet. Als er mit 13 Jahren nach Aberdeen in das Haus eines Onkels übersiedelte, ging ihm in der dortigen lateinischen Schule eine neue Welt auf und der körperlich ebenso kräftige wie geistig hochbegabte Schüler warf sich mit so begeistertem Fleiße auf die alten Sprachen, daß er 1831 ein glänzendes Abgangszeugnis erhalten konnte. Er gedachte Jurist zu werden, wie sein Onkel; als Advokat wollte er Reichtümer erwerben, um einmal in so schönem Hause und vornehmen Verhältnissen zu leben, wie er es an Männern dieses Standes gesehen hatte.

Traurig ließen ihn seine Eltern und Geschwister zur Universität abgehen. Wie erstaunten sie, als William im folgenden Winter plötzlich zu Fuße von Edinburg ankam und auf ihre Fragen nach langem Schweigen erwiderte: „Mutter, was würdest du sagen, wenn

ich doch noch ein Prediger würde?" Nach langen Jahren wußte er noch genau Tag und Stunde anzugeben, in denen „ein Pfeil aus der allmächtigen, souveränen Hand von Zions König sein Herz durchbohrte." Die Predigten eines Edinburger Pastors und die Angst vor einem schnellen Tode beim Herannahen der Cholera hatten vorbereitend gewirkt, namentlich aber hatte die Erinnerung an Eltern und Geschwister sein Herz weich gemacht. Von ihnen sich auf ewig geschieden zu wissen, war mehr, als er ertragen konnte. Als er noch ein kleines Kind war, waren es ihm und seinem Bruder schon unvergeßlich weihevolle Augenblicke gewesen, wenn sie durch die dünnen Pfarrhauswände den Vater in seinem Zimmer beten hörten. Kurz ehe William zur Universität ging, war dies wieder geschehen; er hatte bis tief in die Nacht mit dem Bruder von seinen Lebensplänen geredet, als wieder die Stimme des betenden Vaters an ihr Ohr drang; in augenblicklicher Ergriffenheit hatte William dem Bruder zugeflüstert: „Darüber ist einmal kein Zweifel, wo sein Herz ist und wohin er geht." Alle diese Eindrücke wirkten in der Seele des jungen Studenten nach. Beim Lesen eines vom Vater ihm mitgegebenen Buches ergriff ihn plötzlich mit unwiderstehlicher Gewalt das Gefühl seiner Verdammnis und die Hoffnung auf Gottes unaussprechliches Erbarmen und warf ihn auf die Knie. Zwar gab es noch heiße Kämpfe, ehe sein ganz durchschüttertes Herz zum vollen Frieden der Heilsgewißheit kam. Aber endlich halfen ihm in Glasgow, wo er 1834 seine Studien fortsetzte, die Predigten eines gläubigen Pfarrers und ein gleichgesinnter Freundeskreis zur inneren Befestigung. Die Abschiedsrede eines Arztes, welcher eine glänzende Praxis aufgab, um als Missionar nach China zu gehen, erweckte ihn zum vollen Verständnis rückſichtslosester Hingabe des ganzen Seins und Wesens in den Dienst Jesu. Er bat seinen Vater um die Erlaubnis sich der schottischen Missionsgesellschaft für Indien anbieten zu dürfen und betrachtete sich fortan als der Mission geweiht. Aber die Berufung ließ jahrelang auf sich warten.

Inzwischen gebrauchte ihn Gott zu einem auserwählten Rüstzeuge in der Heimat. Er hatte, 1839 vom Presbyterium Glasgow ordiniert, mit Freudigkeit die Vertretung des hervorragenden Predigers M'Cheyne in Dundee während einer Palästinareise desselben übernommen. Die Aufgabe war für einen jungen Mann nicht leicht; Hörer aus allen Ständen füllten sonntäglich die Kirche jenes be-

redten Predigers bis auf den letzten Platz. Burns betrat die Kanzel mit dem Bewußtsein, daß er ohne Christum nichts, in Seiner Kraft alles vermöge. Seine Redeweise hatte nichts von der Anmut und Fülle des Ausdrucks, nichts von dem poetischen Zauber, durch den sich M'Cheyne auszeichnete; desto mehr drang sie den Hörern durch Kraft und Klarheit und den erschütternden Ernst innerster Überzeugung ins Herz. Mit seinem mächtigen Organe beherrschte Burns die größten Versammlungen und wenn ihn der Geist ergriff, so war es „als vernehme man den unabweisbaren Bußruf eines zwischen dem Reiche der Lebendigen und der Toten auf der Grenze Stehenden, der sich selbst in der unmittelbaren Gegenwart des großen Gottes fühlte." Mit großer Treue pflegte Burns in der Seelsorge die angefaßten Seelen und rang im Gebete um Demut und volle Hingabe an den Herrn. Er erwartete eine neue Ausgießung des heiligen Geistes als göttliches Amen auf die Gebete der Gläubigen.

Da geschah es, daß er nach Kilsyth gerufen wurde, um seinem Vater bei der Feier des heiligen Abendmahles zu helfen. Schon seit einiger Zeit hatte dort als Frucht langer, treuer Arbeit des Vaters eine in Gebetsversammlungen und ernsthaften Bekehrungen spürbare Erweckung sich angekündigt. Im Anschluß an jene Abendmahlsfeier trat nun in einer von 10—3 Uhr dauernden Versammlung eine solche Bewegung ein, daß man an die Zeiten Whitefields erinnert wurde. Unter den andringenden Mahnrufen von Burns, sich vom Herrn retten zu lassen und die Hand der Gnade zu ergreifen, schrien manche laut auf; starke Männer fielen wie tot zu Boden. Heilsbegierige Scharen kamen jetzt alle Abende in der Kirche oder auf dem Markte zusammen; Pfarrhaus und Sakristei füllten sich mit Rat und Trost suchenden Seelen; in der ganzen Umgegend entstanden Gebetsvereine, schlechte Bücher und Spielkarten wurden vernichtet, bis in die Gasthäuser drang der neue Geist der Bevölkerung. Einen Monat später wiederholte sich die Bewegung in Dundee. Auch in der Stadt sammelte sich jeden Abend eine Menge ergriffener Hörer um das Wort Gottes. Benachbarte Pastoren mußten helfen das Verlangen nach biblischer Unterweisung zu befriedigen. Als M'Cheyne zurückkehrte, war er voll Dankes für das, was der Herr durch seinen jungen Knecht ausgerichtet hatte.

Dieser setzte nun in den nächsten Jahren seinen Dienst als Erweckungsprediger in Schottland fort. Perth, Aberdeen, Edinburg

und die Hochlande wurden Stätten religiöser Bewegung. Wenn auch bei Straßenpredigten die Spötter ihn anschrien und sogar mit Steinen warfen, so hielt Burns doch unerschrocken Stand und beschloß am Ende seine Versammlung in tiefem Ernste mit Gebet und Gesang. Wilde Szenen ereigneten sich in Dublin, wo die Polizei ihn vor dem katholischen Pöbel kaum zu schützen vermochte, dennoch blieb auch dort sein Zeugnis nicht ohne Frucht. Das Geheimnis seiner Kraft lag in einem innigen, ununterbrochenen Gebetsleben; dadurch überwand er auch Zeiten innerer Mattigkeit und Verzagtheit.

Im Jahre 1842 trat die Spaltung in der schottischen Kirche ein, zwischen Vater und Bruder schritt auch W. Burns im feierlichen Zuge zur begründenden Versammlung der Freikirche. Da jetzt die kirchlichen Vorgänge das Interesse der Heimat ganz in Anspruch nahmen, entschloß er sich 1844 einem Rufe nach Kanada zu folgen; zwei Jahre lang wirkte er dort im Segen als Evangelist unter den schottischen Ansiedlern, aber auch unter Soldaten und Seeleuten.

2. Die Aussendung nach China.

Die ungeheuren Anstrengungen des wandernden Evangelistendienstes waren auf die Dauer nicht spurlos an Burns vorübergegangen. Als er 1846 nach Glasgow zurückkam, hatten die Züge des 31jährigen schon einen alternden Ausdruck, seine Stimme hatte ihren vollen Klang nicht mehr, die Feuerkraft der Jugend schien ermattet. Es war Zeit, daß es sich entschied, ob er daheim oder unter den Heiden seinen endgiltigen Beruf finden sollte. Die Freikirche war bereit ihn nach Indien zu senden, aber wieder war für den Augenblick kein geeigneter Posten frei. Da kam an die Missionsleitung der Freikirche eine Anfrage aus London, ob sie nicht einen Mann wisse, der als erster Sendbote der englischen Presbyterianer nach China gehen könne, seit zwei Jahren suche man vergeblich danach. Man wies den Fragenden auf Burns hin. Dieser erhielt mit dem Briefe aus London zugleich den Brief einer Freundin, welche ihn daran erinnerte, daß er im studentischen Missionsvereine zu Edinburg einmal gesagt habe: wer sich dem Herrn zur Verfügung stelle, dürfe keine Bedingung hinsichtlich des Arbeitsfeldes machen, sondern müsse bereit sein, sich überall hinsenden zu lassen, „sogar nach China." Für Burns war das jetzt nicht schwer, er machte schon immer Ernst

mit der Hingabe an Christum. So erklärte er sich denn nach vielen Gebeten und Beratungen mit seinen Freunden im April 1847 für China bereit. Schon drohte unter den englischen Presbyterianern die Mehrheit sich für Indien statt für das mühevolle und gefährliche Arbeitsfeld China zu entscheiden. Aber die Gefahr wurde abgewendet, und als Burns nach Sunderland zu ihrer Synodalversammlung kam, hatten sich die englischen Brüder zur Chinesenmission entschlossen. Auf die Frage, wann er gehen könne, wies er auf seine Reisetasche und sagte: „Morgen". „Immer bereit", das war der Familienwahlspruch der Burns. In der Tat erfolgte am nächsten Morgen seine Abordnung in Newcastle, wo die Eltern Morrisons, des ersten evanlischen Chinesenmissionars, lebten; Prof. Chalmers, der die Predigt hielt, war in Malakka, dem Orte der ältesten Missionsstation für Chinesen, geboren und getauft.

Am 9. Juni bestieg Burns in Portsmouth das Schiff. In der Kabine beugte er mit seinem Bruder die Knie und las Joh. 17 sowie 2. Tim. 4. Bei den Worten: „Grüße Priscam" rief er unter einem Strome von Tränen aus: „Das mußt du für mich tun, ich konnte nicht schreiben." „O, ist es nicht herrliche, wunderbare Gnade so und um eines solchen Werkes willen zu scheiden?" So lange er den Bruder im abfahrenden Boote noch sehen konnte, hielt er seine Bibel hoch als unvergängliches Einigungsband und als das Einzige, das des Lebens wert sei. An seine Mutter schrieb er: „Ich bin glücklich zu gehen. Ich fühle, daß ich da bin, wo der Herr mich haben will und spreche zu ihm: „Herr, Dein Wille geschehe! Betet für mich!"

Am 15. Nov. 1847 landete er in Hongkong und wurde von den Missionaren, besonders Gützlaff, freudig begrüßt. Infolge seines Sprachtalentes und seines Eifers an die Heiden heranzukommen, lernte er überraschend schnell den Kantondialekt und eröffnete schon nach einem Vierteljahre eine kleine Schule. Er wohnte im Chinesenviertel, so einfach, daß ihn selbst die Eingebornen für einen „armen" Ausländer hielten. Nach kaum einem Jahre vertauschte er aber Hongkong mit dem Festlande. Er hatte sichs ausdrücklich ausbedungen, daß er überall hin gehen dürfte, wohin er vom Herrn geführt würde. So begann er im Hinterlande von Kanton eine Reisetätigkeit, wie er sie nachher bis an sein Ende am liebsten trieb. Herzliches Wohlwollen, Selbstbeherrschung und die Gabe schneller,

treffender Antworten kamen ihm dabei zu statten. Die Hauptgefahr im Inlande war der Volksglaube von den unermeßlichen Reichtümern des Europäers; wo sich ein solcher zeigte, geriet die ganze Räuberzunft in Aufregung. Auch Burns ist gleich in der ersten Zeit einmal so ausgeplündert worden, daß er nicht soviel auf dem Leibe behielt, wie nötig war um sich in Hongkong sehen zu lassen. Aber im allgemeinen konnte der arm und anspruchslos auftretende Burns keinen Räuber reizen. Hatte er ein Dorf betreten, so fing er wohl unter einem Baume laut in seiner Bibel zu lesen an; das zog meist schnell Neugierige herbei, denen er dann seine Botschaft vortrug. Wenn die Essenszeit kam, pflegte ihn meist einer seiner Hörer zu fragen, wo er zu speisen gedenke, und er nahm dann dankbar an, was ihm der gastfreie Chinese vorsetzte; abends folgte er ebenso gern der Einladung zum Nachtquartier, wenn er auch selten in einem Zimmer allein schlafen konnte. Um weniger Aufsehen zu erregen, trug er chinesische Kleidung. In Sprache und Sitte wurde er je länger je mehr den Chinesen ein Chinese, so daß schließlich an abgelegenen Orten die Behörden ihm zuweilen nicht glauben wollten, wenn er sich als Engländer zu erkennen gab. So war der Mann, der daheim Tausende mit sich fortgerissen, draußen glücklich darin, daß er einige arme chinesische Bauern lehrte. Nur eins empfand er schmerzlich, nämlich daß er im Heidenlande den Sonntag und die christliche Gemeinschaft entbehren mußte.

Beides genoß er desto mehr, so oft er wieder nach Hongkong kam. Ob es Anglikaner oder Baptisten waren, mit denen er verkehrte, das war ihm gleich, wenn sie nur Jesum lieb hatten. Gegen die Sonntagsentheiligung der Europäer entbrannte er vom alten Feuereifer. Sah er z. B. am Sonntage englische Matrosen oder Soldaten ihre Einkäufe besorgen, so folgte er ihnen in den Laden und redete ihnen ins Gewissen, sie seien Zeugen Christi vor den Heiden. Selbst der Gouverneur verlegte auf Burns Einspruch die Abfahrt des wöchentlichen Dampfers vom Sonntag auf den Sonnabend. Unter den Presbyterianern, die er zu einer Gemeinde sammelte, befand sich ein Dr. Young. Dieser wurde durch Burns für den Missionsdienst gewonnen und wurde schließlich die Veranlassung, daß Burns seine Wirksamkeit nach Amoy verlegte.

3. Die Erweckungen in Amoy und Umgegend.

Schon länger war das heimische Komitee geneigt statt des von

anderen Missionen zur Genüge besetzten Kanton vielmehr Amoy und das Hinterland mit seinen freundlichen Teebauern zum Arbeitsfelde zu wählen. Burns hielt aber mit der ihm eigenen Hartnäckigkeit an dem dichtbevölkerten Süden fest, obgleich er in Kanton keine Tür sich öffnen sah. Erst als Young von Amoy die ermutigendsten Berichte und dringendsten Einladungen sandte und er selbst aus seiner Wohnung in Kanton vertrieben wurde, folgte Burns dorthin nach. Bald lernte er den neuen Dialekt und stand als „der Mann des Buches" in weitem Umkreise beim Volke in Achtung. Überraschend war die Empfänglichkeit, die er fand. Ganz anders als die harten Kantonesen nahmen die in Fukien die Botschaft auf. Zwar mußte Burns noch 1854 zu dem neu ankommenden Missionar James Johnston (heute noch am Leben, Veteran der engl. presb. Mission) äußern: „Ich habe sieben Jahre in China gearbeitet, kenne aber noch keine einzige Seele, die durch mich zu Christo gebracht wäre." Doch noch in demselben Jahre erlebte er einen herrlichen Sieg des Evangeliums. Es war in Petschuia, einem 5 Stunden von Amoy im lieblichen Flußtale gelegenen Städtchen von 5000 Einwohnern, wo Burns sechs Wochen lang predigte. Ein allgemeines Suchen und Fragen erwachte unter den Bewohnern und seine Mietswohnung war von Lernbegierigen überfüllt. Meist redete er auf dem Markte. Ein zwanzigjähriger Jüngling warf den Herdgötzen ins Feuer und erwiderte die Mißhandlungen seitens der erzürnten Familie mit freudigem Bekenntnisse zu Christo. Ein Maler und ein Tuchhändler schlossen ihre Läden am Sonntage und verweigerten die Beisteuer zum Götzendienste. So begann eine Erweckung, als deren Frucht die ersten 5 Heiden getauft wurden; ihnen folgten bald andere nach. Im Feuer der ersten Liebe trugen die Gläubigen die Bewegung weiter in die Nachbarschaft. Ein umherziehender Pastetenbäcker erzählte an allen Orten, die er besuchte, vom christlichen Glauben. Durch ihn angeregt, bildete sich in Tschiubei eine Gruppe, die sich ein Versammlungshaus einrichtete. Auch in Amoy geschahen Erweckungen. Burns schrieb in die Heimat:

„Was ich hier sehe, erinnert mich an die früheren Gnadenheimsuchungen zu Hause. So weit meine persönliche Beobachtung reicht, habe ich in China noch keine so viel versprechenden Zeichen vom Kommen des Reiches Gottes gesehen. . . . Während meine schottischen Freunde mich vielleicht als einen armen Verbannten betrachten, fühle ich mich hier so heimisch wie ich mir's hienieden überhaupt nur wünschen mag."

Ähnliche Erfahrungen machten damals auch andere Missionare. In Futschau und Ningpo fanden zahlreiche Taufen statt und die Basler begründeten ihre nachmals so gesegnete Oberlandmission im Inneren der Kantonprovinz. Es ging wie eine erste leise Flutwelle des eindringenden Christentums durch die chinesischen Küstenländer. Die Taiping-Revolution zerstörte zwar viele Hoffnungen, doch war gerade sie ein merkwürdiges Zeugnis von der Bewegung der Geister durch das Christentum. Auch Amoy wurde von ihr berührt; 1853 wurde es von den Taipings besetzt und von den Regierungstruppen wieder erobert, ganz nahe an den Missionshäusern fand ein Blutbad statt; aber die Missionsarbeit erfuhr trotzdem keine wesentliche Störung.

Ein viel tieferer Schaden für das aufblühende Werk war es, daß Burns schon wenige Monate nach dem Eintritte der Erweckung das Land verließ. Er hatte eine Liebespflicht an seinem Freunde Young zu erfüllen, welcher durch die Anstrengungen der Missionsarbeit und den Tod seiner Frau an Leib und Seele gebrochen war und mit seinem Kinde nach Schottland geleitet werden mußte; wenige Monate nach der Ankunft ist er dort gestorben. Burns verweilte sich nur kurz in der Heimat. Wieder strömten ihm große Massen zu, wo er als Redner auftrat. Aber sein Herz war in China, manchen Tag las er laut in seiner chinesischen Bibel. Dabei fiel es den Freunden auf, wieviel milder und freundlicher er geworden war; er schien jetzt weniger von der Art des Täufers, dafür aber mehr Jesus-Ähnlichkeit zu haben.

In Amoy hatte Burns die Seelen dem kaum der Sprache mächtigen, noch dazu kranken Johnston und den amerikanischen Missionaren anvertraut. Auf der Rückreise im Frühjahr 1855 nahm er nun mit sich einen neuen Missionar hinaus, welcher die Pflege der Christen übernehmen sollte. Missionar Douglas ist in der Folge der „weise Baumeister" dieser Mission geworden und hat es verstanden sie durch Schulen und Ausbildung von Nationalhelfern dauernd zu befestigen. Burns ist nur zu kurzem Besuche später wieder nach Amoy gekommen. Im Jahre 1858 rief ihn der bedrängte Douglas zu Hilfe, als ein Rückschlag auf den ersten Zudrang eintrat und eine Zeit der Sichtung anbrach. Mehrere Sündenfälle machten Ausschließungen nötig, große Schwachheiten und Fehler kamen an's Licht, aber die Gemeinden reinigten sich in einer mehrere

Wochen dauernden Gebets- und Fastenzeit und erstarkten wieder innerlich, so daß der alte Missionstrieb erwachte und Evangelisten in die Nachbarschaft auszogen. Sobald diese Erneuerung geschehen war, zog auch Burns wieder von dannen. Er war und blieb überall nur der Bahnbrecher und Herold. Das war seine Stärke und zugleich seine Schwäche. Der amerikanische Missionar Talmage urteilt mit Recht:

„Eben deshalb (wegen seines großen Einflusses auf Heilsbegierige und Bekehrte) schien es einigen, vielleicht sogar uns allen, seine Arbeit wäre wohl von noch durchgreifenderem Erfolge gewesen, wenn er sich in einem bestimmten Bezirke bleibend aufgehalten hätte, anstatt so flüchtigen Fußes von Ort zu Ort zu eilen. Mich dünkt, ein Arbeitsfeld wie Amoy wäre für einen Mann von seinen Gaben der rechte Wirkungskreis gewesen, ähnlich denen in Schottland und Kanada, wo seine Arbeit so wunderbar gesegnet war. Doch ich sage, es schien uns so; denn da wir wissen, mit welchem Ernste er die Leitung des Herrn begehrte, dürfen wir annehmen, daß sie ihm geworden ist."

4. Mit Hudson Taylor in Shanghai und Swatau.

Als er 1855 aus England kam, beabsichtigte Burns an neue Türen zu pochen. Man hatte ihm aufgetragen zu versuchen, ob er Nanking, das Hauptquartier der Taipings, erreichen, und dort etwas für das Evangelium ausrichten könnte. Aber seine Bemühungen scheiterten an den Mandarinen, die ihm den Durchzug verweigerten. Sechs Monate hielt er sich deshalb in Shanghai auf und benutzte die Zeit zu Predigtreisen in die nächsterreichbaren Städte der Provinzen Kiangsu und Tschekiang. Dabei fand er an dem jugendlichen Hudson Taylor einen geistesverwandten Begleiter, der einen Herzensbund mit ihm schloß und ihn als einen geistlichen Vater verehrte.

„Diese glücklichen Monate", schreibt Taylor, „waren mir eine unsagbare Freude und ein unbeschreiblicher Gewinn. Seine Liebe zum Worte Gottes war etwas herrliches, und sein heiliges, ehrfurchterweckendes Leben und seine ständige Gemeinschaft mit Gott ließen den Verkehr mit ihm zur Befriedigung des tiefen Verlangens meines Herzens dienen. . . . Seine Ausführungen über Evangelisationsarbeit als das große Werk der Kirche und über den Stand der Laien-Evangelisten als einen verloren gegangenen Stand, der nach den Forderungen der Schrift wieder an seinem Platze eingefügt werden müßte, waren Samenkörner, die in der China-Inland-Mission reiche Frucht getragen haben."

Eines Tages machte ein frommer Kapitän beide Männer auf die große, halbwegs zwischen Amoy und Kanton gelegene, vom Christentum noch ganz unberührte Stadt Swatau aufmerksam. Zwar war noch nicht die Stadt selbst, sondern nur die vorgelagerte Doppel-Insel

den Fremden geöffnet, aber es schien dem Kapitän dringend notwendig, daß da, wo englische Kaufleute Opium- und Kulihandel trieben, auch englische Missionare nicht fehlten; dazu bot er freie Überfahrt an. Burns und Taylor waren gewiß, daß der Herr sie riefe. Zu den Volksmassen Südchinas hatte Burns schon immer einen besonderen Zug verspürt. Allerdings gab es in Swatau sehr viel größere Schwierigkeiten und Gefahren als im Norden. Es herrschten in der Gegend nahezu gesetzlose Zustände, vermehrt durch die politischen Unruhen der Zeit; Gewalt vertrat die Stelle des Rechtes. Das Volk war vom Opium zerrüttet, im höchsten Maße roh und lasterhaft. Aber gerade darum brauchte es das Evangelium. Zum Erstaunen des Kapitäns nahmen Burns und Taylor in einer Herberge niedrigster Gattung Quartier, wo nur verkommenes Gesindel verkehrte, aber gerade da fühlten sie sich am rechten Platze, nebenbei lebten sie da am billigsten. Auf ihren Predigtreisen gerieten sie wiederholt in Lebensgefahr und wurden von Räubern total ausgeplündert, aber sie befahlen sich dem Schutze Gottes.

Schon zeigten sich die ersten Früchte in freundlicher Aufnahme des Wortes und lebhaftem Verlangen nach christlichen Schriften, als ein höchst gefährliches Ereignis das Werk unterbrach. Taylor war nach Shanghai gereist, um Medizinen zu holen; allerlei Nöte und zuletzt der Krieg verhinderten seine Rückkehr. Burns war inzwischen mit zwei Nationalgehilfen auf Reisen im Lande. Da wurde er in der Kreisstadt Tschautschaufu als Fremder erkannt und von den ängstlich erregten Beamten gefangen gesetzt. Das Verhör ergab zwar nichts Verdächtiges wider ihn, trotzdem mußte er sich im Flußboote nach Kanton transportieren lassen. Der Lieferzettel, der das chinesische Aktenstück begleitete, lautete auf „William Burns, 7 Bände ausländische Bücher und 3 Stöße Traktate". Die Reise dauerte einen Monat, Burns litt schwer am Fieber. In Kanton gelang es dem englischen Konsul ihn frei zu machen. Ein Glück wars dabei, daß der Krieg, den der grausame Vizekönig Yeh in Kanton heraufbeschwor, erst einige Tage später losbrach. Was wäre mit Burns geschehen, wenn ihn der Vizekönig in die Hand bekommen und etwa gar von seinem Versuche zu den Taipings vorzudringen, etwas erfahren hätte! Trotz Abmahnung des Konsuls kehrte Burns bald darauf nach Swatau zurück, um sich seiner Gefährten anzunehmen. Sie hatten furchtbare Mißhandlungen erlitten, aber ihren Glauben

treu bekannt, so daß einer ihrer Mitgefangenen sich bekehrte. Nach einer Haft von vier Monaten ließ man sie auf Burns Vermittelung endlich frei.

In dieser Zeit waren zwei aus Kanton vertriebene deutsche Missionare, Hanspach und Göcking, seine Gäste. Hanspach schreibt über ihn:

„Er predigte unter Beweisung des Geistes und der Kraft und unter mitfolgenden Zeichen. Ganze Boote voll schlechter, liederlicher Frauen begaben sich eines Tages zu einem Götzenfeste; er warnte sie, und rief, als man ihn verspottete, in chinesischer Redeweise: „Die Erde wird es nicht tragen, der Himmel wird's nicht bedecken". Ebenso hatte er in diesen Tagen europäische Schiffskapitäne und Seeleute vergeblich gewarnt. Da brach ein heftiger Orkan los, und nicht nur die meisten jener liederlichen Frauen, sondern auch viele Seeleute litten Schiffbruch mitten im Hafen und fanden ihr Grab in den Wellen. Herzergreifend war die Rede, die er am folgenden Sonntage den Europäern hielt über die Zeichen der Zeit nach Luk. 13."

Unter den Orten, an welchen Burns Bahn brach und Seelen gewann, ist das in der Nähe von Swatau gelegene Küstenstädtchen Jamtsan zu nennen, wo der Basler Missionar Lechler unter viel Trübsal gearbeitet und doch schließlich hatte weichen müssen.

Aber auch dies Feld verließ Burns, als sich ihm 1858 anderwärts neue Aufgaben darboten. Die weitere Pflege der keimenden Saat in Swatau übernahm Missionar Smith, welcher in der Folgezeit schöne Ernten einbringen durfte. Burns hat sich 1860 mit Freuden davon überzeugen können. Zunächst wandte er sich 1858 nach Amoy und half dort die schon erwähnte Krise überstehen. Dann ging er für elf Monate nach Futschau, um zwischen den durch den Streit um den Gottesnamen (Schangti oder Schin) getrennten englischen und amerikanischen Missionaren den Frieden herzustellen. Es gelang ihm durch seine geistesmächtige Persönlichkeit, zugleich war sein Einfluß auf die eingeborenen Gehilfen von nachhaltiger Wirkung; ihr inneres Leben wurde, wie ein Missionar bezeugt, durch den Umgang mit dem frommen Manne sichtbar vertieft und erfrischt. Jeder, der mit ihm in Berührung kam, fühlte sich von dem Ernste seiner Hingabe an Gott ergriffen. Ein Knabe, den die Neugier trieb, den Fremden in seinem Dachstübchen zu belauschen, wurde durch den Anblick des auf den Knieen liegenden Beters so bewegt, daß er in herzlicher Bekehrung das Heil ergriff; aus ihm wurde einer der tüchtigsten eingebornen Prediger. Wenn

Fukien später eins der fruchtbarsten chinesischen Missionsfelder geworden ist, so hat Burns ein gut Teil Vorbereitung dazu geleistet.

5. Vier ruhige Jahre in Peking.

An den politischen Vorgängen jener bewegten Zeit hatte Burns bis dahin keinerlei Anteil genommen. Die Aufforderung Lord Panmures, mit Rang und Gehalt eines Obersten die englischen Truppen 1859 als Kaplan zu begleiten, hatte er entschieden abgelehnt, weil ihm dadurch für immer ein Makel in den Augen der Chinesen anhaften würde. Im Jahre 1863 führte ihn nun aber das Missionsinteresse und der Wunsch seiner Mitarbeiter zu einer Vorstellung bei dem englischen Gesandten nach Peking. Es handelte sich darum, für die evangelischen Gemeinden ähnliche Freiheiten zu erlangen, wie sie der französische Gesandte für die katholischen ausgewirkt hatte. Allerdings war Sir Bruce für solche Wünsche wenig empfänglich. Er hatte nicht nur so lange als möglich die Niederlassung englischer Missionare in Peking zu verhindern gesucht, sondern sogar in einem Berichte, den ein Blaubuch veröffentlichte, behauptet, die protestantische Mission sei überall fehl geschlagen, weil sie sich nur an die Ungebildeten wende. Den öffentlichen Protesten anderer Missionare gegen diese sonderbare Behauptung schloß sich nun Burns in mündlicher Verhandlung an, und wenn er seinen eigentlichen Zweck auch nicht erreichte, so gelang es ihm doch, dem Gesandten ein richtigeres Bild von der evangelischen Mission zu geben. Bruce äußerte nachher, „Burns sei in der Darstellung eines Gegenstandes einer der hinreißendsten Männer, die ihm je begegnet, und wisse von jedem Punkte, auf den er sich einlasse, einen klaren Begriff zu geben".

Peking wurde für Burns zu einer Art Friedenshafen. Zwar unternahm er alle Jahre größere Missionsreisen, aber hauptsächlich diente er den Brüdern in der Hauptstadt und genoß ihre Gemeinschaft. Seine Bedürfnislosigkeit und Einfachheit behielt er bei. Ein Zimmer mit Bett, Tisch und zwei Stühlen, und eine Küche, in der sein Diener sich aufhielt, genügten ihm zur Wohnung. Außer dem Wenigen, was er für sich brauchte, und einem kleinen Zuschusse, den er seiner Mutter schickte, seit sie Witwe geworden war, verwandte er sein ganzes Gehalt für die Mission und ihre Liebeswerke. Literarische Arbeiten, die ihn schon früher beschäftigt, besonders die Übersetzung von Bunyans Pilgerreise, nahm er jetzt wieder auf. Das

Beste, was er auf diesem Gebiete hinterlassen hat, sind seine Übertragungen geistlicher Lieder in die Volkssprache. Schon in Amoy und Futschau hatte er solche Gesänge im Gottesdienste eingeführt und ähnliche Versuche anderer Missionare übertroffen. Noch jetzt sind in Fukien seine Lieder die beliebtesten.

6. Das Grab in Niutschwang.

Noch einmal fühlte der erst 52jährige, aber schon altersmüde Gottesmann den Ruf in einem bisher unberührten Teile Chinas dem Evangelium Bahn zu machen. Niutschwang, der Hafen der Mandschurei, war 1867 den Fremden geöffnet worden. Im August machte sich Burns auf die Reise. Der Führer der Dschunke nahm kein Fahrgeld, weil er erkannt hatte, daß sein Passagier kein Geschäftsmann sei, sondern nur reise, „um Gutes zu tun". Mit seinem Begleiter, dem treuen Gehilfen Wang, bezog er eine bescheidene Wohnung und ging aus zur Straßenpredigt. Den Engländern hielt er Sonntagsgottesdienste im Hause des Konsuls. Einem englischen Seemanne, der ihn im Oktober besuchte und unvergeßliche Stunden geistlicher Gemeinschaft mit ihm feierte, erzählte er: er habe in Peking viele Freunde und ein sehr angenehmes Leben gehabt, aber es habe ihn nach Niutschwang gezogen, weil hier noch kein Arbeiter gewesen sei. „Wir dürfen nicht nach Bequemlichkeit trachten; wer sich ins Vordertreffen stellt, empfängt den Segen; für die Nachzügler gibt es keinen".

Aber die Tage des eifrigen Zeugen waren gezählt. Am 29. Dezember hatte er noch englischen Gottesdienst gehalten und dann zwei Stunden lang vor 70 Chinesen gepredigt. In der folgenden Nacht hatte er Schüttelfrost und konnte das Bett nicht wieder verlassen. Bei zunehmendem Verfall der Kräfte nahm er Wang das Versprechen ab, in Niutschwang zu bleiben und sein Werk fortzusetzen, bis neue Missionare kämen. Er solle ihn in seinem alten Kleide begraben, die Beerdigung nicht Sonntags sein lassen und dabei 1. Kor. 15 lesen. Mit den angefaßten Seelen solle er beten und ihnen sagen, daß sie gewiß ihm nachfolgen sollten. Er selbst vermahnte die Erweckten, die ihn besuchten, und stellte ihnen sein Kranksein und Sterben als einen Beweis von der Wahrheit der Bibel hin. An seine Mutter schrieb er einen ergreifenden Abschiedsbrief. „Ich bin glücklich und durch die überfließende Gnade Gottes gleich bereit

zum Leben und zum Sterben. Möge der Gott alles Trostes dich stärken, wenn die Nachricht von meinem Tode zu dir gelangt und uns durch das Versöhnungsblut Jesu ein freudiges Wiedersehen vor Seinem Throne schenken." Monatelang lag er noch still und friedlich da, während die Schwäche zunahm. Am 4. April 1868 kam das Ende. Ein englischer Kaufmann las ihm den 23. Psalm vor und betete das Vaterunser. Burns sprach die Worte mit und seine Stimme hatte wieder etwas von ihrer alten Tiefe. Zuletzt sprach er noch mit besonderer Kraft: „Denn Dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen", versicherte noch einmal, daß er glücklich sei und entschlief. Der Gehilfe saß weinend zu seinen Füßen und erhob dann und wann seine Augen zu einem stillen Gebet.

Missionar Douglas, der von Amoy herbeieilte, traf den Freund nicht mehr am Leben. Den Christen seiner Heimat war aber das Grab auf dem Europäerfriedhofe in Niutschwang eine stete Mahnung, das Panier des Evangliums an jenem Orte hochzuhalten. Vier Jahre später erschien endlich der Mann, welcher das hinterlassene Erbe anzutreten bereit war, John Roß von den Vereinigten Presbyterianern Schottlands. Unter seiner Führung entwickelte sich die Mission in der Mandschurei zu einer der gesegnetsten in China. So ist aus dem Grabe in Niutschwang herrliche Lebensfrucht erwachsen.

Irdische Güter hat Burns nicht hinterlassen. „Onkel muß aber sehr arm gewesen sein", flüsterte seine kleine Nichte, als man in Schottland den Koffer öffnete, der seinen Nachlaß enthielt: einige Blätter chinesischer Drucksachen, eine englische und eine chinesische Bibel, eine alte Schreibschatulle, eine Papierlaterne, einen chinesischen Anzug und die blaue Flagge des „Evangeliumsbootes", auf welchem er einst von Amoy und Shanghai aus die Dörfer besucht hatte.

Arm geworden um Jesu willen, hat Burns doch viele reich gemacht. Vielen Seelen in allen Ländern hat er den Anstoß zu einer ewigen Bewegung gegeben. Einmütig bezeugten die Nachrufe seiner Mitarbeiter, welchen Segen sie von ihm empfangen hatten. „Mir ist, wir dienen alle dem Herrn in unserem Berufe mit größerer Freudigkeit, mit mehr Eifer, seit wir seinen göttlichen Wandel und das hohe Ziel gesehen haben, dem er nachstrebte." So äußerte sich ein englischer Missionar, und der schon genannte Amerikaner Talmage schrieb: „Er war — obwohl vielleicht nicht in den Augen der Welt — ein wahrhaft großer und guter Mann."

Aus einer Rede von Frau Isabella Bird-Bishop.

Am 7. Oktober 1903 starb in Edinburg im Alter von 72 Jahren die bekannte Weltreisende Frau Isabella Bird-Bishop. Am 1. November 1893 hielt sie in London eine Rede, in der sie erklärte, wie sie aus einer Gegnerin eine Freundin der Mission geworden. In derselben sagte sie u. a. folgendes:

„Ich habe Polynesien, Japan, Südasien, die Malaiische Halbinsel, Ceylon, Nordindien, Kaschmir, Westtibet, Persien, Arabien und Kleinasien besucht. In jedem dieser Länder habe ich die europäischen Niederlassungen möglichst vermieden und unter den Eingeborenen, in ihren Häusern, Zelten usw. gelebt und mir ihr Vertrauen zu erwerben gesucht. Wo immer ich gewesen, habe ich Sünde, Elend und Schande gesehen. Ich kann nicht erzählen von Feldern, die weiß sind zur Ernte, auch habe ich nicht Freudengesänge der Schnitter gehört, die Garben einbringen. Aber ich habe das Werk gesehen, das getan wird, den Samen, der mit Tränen gesäet wird durch die entsendeten Arbeiter, ein ehrenwertes Werk, das in mir mehr und mehr das Verlangen entzündet hat, an ihm mitzuwirken auf Grund meiner persönlichen Kenntnis, die ich auf dem Missionsfelde selbst gewonnen, und zwar nicht unter den niedersten Rassen oder den Fetischanbetern."

Weiter schildert sie den Fluch, der auf dem weiblichen Geschlechte in der Heidenwelt ruht: „Ich habe in indischen Senanas und in mohammedanischen Harems gelebt und bin Augenzeugin gewesen von dem täglichen Tun und Nichtstun der armen Gefangenen, die in diesen Kerkern ihr elendes Dasein fristen. O wie abgestumpft, wie verkrüppelt sind alle ihre geistigen Fähigkeiten! So eine Frau von zwanzig oder dreißig Jahren ist meist noch so unverständig, so unentwickelt in geistiger Beziehung wie ein achtjähriges Kind, während die Leidenschaften, und gerade die schlimmsten, in ganz erschrecklicher Weise entwickelt sind, namentlich Eifersucht, Neid, Haß, Hinterlist, Unversöhnlichkeit und all die argen Dinge, die aus dem natürlichen, unerneuerten Herzen hervorgehen und auf diesem Boden wuchern. In manchen Ländern ist das so arg, daß ich kaum je in ein Frauengemach gekommen bin oder in der Nähe eines Frauenzeltes gewohnt habe, ohne daß die eine oder andere mich gebeten hätte, ich möchte ihr doch irgend ein Gift geben. Wozu? Um das Gesicht einer Nebenbuhlerin, meist der Lieblingsfrau des betreffenden Mannes, zu entstellen, oder gar um sie, und wenn nicht sie selbst, so doch ihren erstgeborenen Sohn aus der Welt zu schaffen? Beinahe zweihundertmal bin ich um einen Dienst dieser Art gebeten worden! Was alles solchen Bitten zugrunde liegt, welch ein Abgrund von Bitterkeit und Bosheit sich da vor einem auftut — daran auch nur zu denken erfüllt unsereinen mit Schauder. Wie wenig können wir uns in solch ein Leben, in solch einen Tod hineindenken! Das alles aber ist nur die natürliche Frucht jener heidnischen Religionen, die wir längst sollten aus dem Felde geschlagen haben".

„Ich bin jetzt dadurch zur Mission bekehrt, daß ich sie selbst und ihre Notwendigkeit gesehen habe. Noch vor etlichen Jahren hatte ich kein Interesse an dem Zustand der Heiden. Ich hatte viel Lächerliches über die christlichen Missionen gehört und war selbst etwas durchtränkt von dem unheiligen Spottgeiste. Aber die Missionare, deren Leben, Charakter und Werk ich gesehen habe, haben solche Wandlung und solche Begeisterung in mir gewirkt, daß ich jetzt nicht anders kann, als, wo immer ich hingehe, für die Mission zu sprechen und diejenigen für sie zu gewinnen, die gegen sie noch so indifferent sind, wie ich selbst früher gewesen bin, ehe ich heidnische Länder kennen lernte."

Ernst Röttger's Buchdruckerei, Kassel.

Beiblatt
zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

№ 3. | Mai. | 1905.

Abessinien und das Evangelium[1]).

Vortrag, gehalten von Senior D. Ranke in Lübeck.

„Dennoch", so lautet die Losung sieghaften Glaubens. Von einer Mission, die mit dieser Losung in den Kampf gezogen ist und noch heute in den Kampf zieht, will ich diesmal erzählen.

Als ich in meiner Knabenzeit den ersten geographischen Unterricht empfing, wußte man von Afrika noch recht wenig. Das ganze Innere des Erdteils erschien auf der Karte weiß. Außer dem Küstensaum waren nur Marokko, Tunis und Tripolis, Ägypten, Abessinien und tief unten im Süden die britische Kapkolonie mit farbigen Linien umzogen. Mein besonderes Interesse richtete sich damals auf Abessinien. Das kam daher, daß mir gesagt worden war, dieses Land sei, obwohl auf allen Seiten von mohammedanischen Staaten eingeschlossen, noch immer ein christliches Land.

Das günstige Vorurteil, welches so im Herzen des Knaben erweckt worden war, hielt jedoch nicht stand, als ich, zum Manne herangereift, mich über Abessinien und seine Bewohner gründlicher unterrichten konnte. Nun wurde mir klar, daß das abessinische Christentum diesen Namen eigentlich gar nicht mehr verdient, weil es seine Salznatur und seine Leuchtkraft verloren hat und in ein leeres Formen- und Formelwesen ausgeartet ist. Auch erfuhr ich, daß in Abessinien eine große Menge — etwa eine Million — Juden wohnen, die, was ihr religiöses Leben anlangt, gleichfalls tief heruntergekommen sind. So konnte es mich denn auch nicht mehr wundernehmen, hin und wieder in Missionsblättern von der Arbeit evangelischer Glaubensboten in diesem Lande zu lesen. Mußte ich mir doch sagen, daß solche Arbeit dort nicht minder notwendig, ja vielleicht noch notwendiger sei als in den Gebieten heidnischer oder mohammedanischer Völker.

---

1) Wesentlich im Anschluß an Paul: Abessinien und die evang. Kirche." Siehe den Literatur-Bericht.

Zu derselben Überzeugung möchte ich nun auch euch verhelfen, indem ich euch Gelegenheit gebe, Abessinien, wie es sonst war und wie es jetzt ist, etwas näher kennen zu lernen. Betrachten wir uns

1. Land und Leute.

Wir fahren mit der Eisenbahn bis Genua und besteigen dort einen Dampfer, der uns nach Ägypten, dann durch den Suezkanal und das rote Meer an die Ostküste Afrikas bringt. In Massaua, dem Haupthafenplatz der italienischen Kolonie Erythrea, verlassen wir das Schiff und schließen uns einer Karawane an, deren Ziel Abessinien ist. Die Sonne brennt furchtbar auf uns herab. Es gibt Strecken der Karawanenstraße, wo die Hitze 50° Celsius erreicht. Nachdem wir den schmalen Küstenstreifen hinter uns haben, beginnt das Land sich zu erheben. Da geht es hindurch durch wilde Felsenschluchten, deren Wände die aufgesogene Sonnenglut in fast unerträglicher Weise zurückstrahlen. Dann wieder öffnet sich eine Ebene, und der Spiegel eines Sees glänzt uns entgegen. Die Ufer sind wie mit frischgefallenem Schnee bedeckt. Aber es ist kein Schnee. Der See ist ein Salzsee, dessen Wasser in der regenlosen Zeit oft ganz vertrocknet. Zahlreiche Händler machen sich das zu nutze. Sie sammeln das Salz und verkaufen es auf den abessinischen Märkten. Allmählich steigt der Weg höher empor. Kühlere Lüfte wehen uns an. Unser Auge kann sich wieder an Bäumen, an Gebüsch und Graswuchs weiden. Es fehlt nicht an Quellen und Teichen, wo das Wild in Scharen zur Tränke kommt. „Bei Nacht freilich ist man an einsamen Lagerplätzen vor Löwen und Hyänen nicht sicher, und die Flüsse wimmeln von Krokodilen“.

Endlich, nach langer, beschwerlicher Karawanenreise haben wir unser Ziel erreicht. Abessinien liegt vor uns als ein ganz eigenartiges Alpenland. Die Eingeborenen meinen, „Gott habe bei der Schöpfung vergessen, ihr Land aus dem Chaos herauszuziehen“. In Wirklichkeit ist's ein Land, wo in der Urzeit vulkanische Kräfte mächtiger als anderswo müssen gewaltet haben. Bis zu 3000 Meter erheben sich die Hochebenen, bis zu 4500 Meter die Berggipfel. Die Häupter dieser Riesen sind mit ewigem Schnee bedeckt. Da gibt es stürzende Wasser und rauschende Bäche. Grüne Matten breiten an ihren Rändern sich aus. Auch Seen finden sich hin und wieder. Besonders schön ist der Tana-See, in dessen Nähe die Stadt Gondar liegt. „Nilpferde, Gänse, Pelikane und Reiher beleben die blaue

Wasserfläche. Aus den Wäldern, die sich darin spiegeln, ertönt herrlicher Vogelgesang.“ Von den Flüssen seien nur zwei genannt: der Atbara in Nordabessinien, einer der bedeutendsten von rechts kommenden Nebenflüsse des Nilstroms, und der Bahr el Asrek, auch blauer Nil genannt, der in Südabessinien entspringt.

„Die Lage des Landes bringt es mit sich, daß fast jedes Klima der Erde vertreten ist.“ In den Niederungen und Flußtälern finden sich in bunter Mischung die Gewächse der heißen Zone. Auf den Hochebenen lassen alle Getreidearten sich anbauen, auch Knollenfrüchte, unter denen selbst die Kartoffel sich eingebürgert hat.

So ist Abessinien, was die Gaben der Natur anlangt, ein reiches Land. Und die Bewohner scheinen auf den ersten Blick sehr wohl da hinein zu passen. Von einem abessinischen Volke darf man ja nicht reden. Offenbar ist in alten Zeiten eine durchgreifende Rassenmischung vor sich gegangen. Arabisches und afrikanisches Blut ist zusammengeflossen. Immerhin: „es ist ein prächtiger Menschenschlag, der dieses Land bewohnt. Die schwarze Farbe ist die vorherrschende. Sie geht durch alle Schattierungen bis ins Olivenbraune. Die Gesichtszüge sind oft von einem nicht unedlen Ausdruck.“ Auch findet man Gestalten von vornehmer, ritterlicher Haltung. Da sprengt einer von den Großen des Landes an uns vorbei. Das Fell eines Löwen flattert ihm um die Schultern. Sein Haupt ist mit einer Art von Diadem geschmückt, aus dem eine Reiherfeder hervorragt. Spielend schwingt er die Lanze in der starken Faust. Es ist ein Bild männlicher Kraft und Schönheit, auf dem das Auge mit Wohlgefallen ruht. „Die Frauen tragen meist faltenreiche, weiße Gewänder, um die Hüften mit einer Schnur gebunden, dazu Halsketten von Glasperlen oder Bernstein und Armringe aus Zinn. Ein fremdartiger Eindruck entsteht dadurch, daß sie sich das Haar völlig glatt scheren und die abrasierten Augenbrauen durch eine geschweifte blaue Linie ersetzen. Auch pflegen sie sich die Nägel der Finger und Zehen rot zu färben. Nackte Gestalten sieht man nirgend, es müßten denn ganz kleine Kinder sein.“

Die Wohnungen sind sehr einfach. Kreisrund mit spitz zulaufendem Dach erinnern sie an große Bienenkörbe. Dieselbe Form haben in der Regel auch die Gotteshäuser. Die christlichen Kirchen erkennt man an dem Kreuz, das sich über ihrem Dach erhebt.

Die alte Landessprache ist das Äthiopische. Es ist längst zu

einer toten Sprache geworden. Nur wenige verstehen es, gesprochen wird es von niemand mehr. Als Hofsprache, deren man sich auch zu Verordnungen und Bekanntmachungen bedient, gilt das Amharische. Es ist aber keineswegs die Muttersprache aller Abessinier. Die Bewohner der nördlich gelegenen Provinz Tigre z. B. reden eine ganz andere Sprache. Ähnlich ist es in Schoa und in den von Galla's bewohnten Landstrecken.

Wie es um die Religion der Abessinier in der Zeit, da sie noch Heiden waren, bestellt gewesen sein mag, läßt sich mit Sicherheit nicht angeben. Ein alter Chronist behauptet, sie seien Anbeter des Drachen gewesen. Aber das ist doch wohl nur eine Redensart, die an gewisse Stellen der Offenbarung St. Johannis anklingt. Auch auf die Frage nach der Zeit der Einwanderung der schon erwähnten schwarzen Juden gibt es keine zuverlässige Antwort. Man nennt sie Falascha, d. i. „Verbannte". Darauf haben manche die Annahme gegründet, sie seien Nachkommen jener Auswanderer, die nach der Zerstörung Jerusalems durch Nebukadnezar sich in Ägypten niederließen. Wir sagen: „möglich, aber kaum wahrscheinlich, zu erweisen jedenfalls nicht". Sehen wir nun

2. zu, wie in Abessinien die christliche Kirche zuerst aufblühte und dann verwelkte.

Es war im vierten Jahrhundert nach Christi Geburt, in den Tagen Konstantins, des ersten christlichen Kaisers, daß ein Arzt, Meropius aus Tyrus, von seinen zwei Neffen, Frumentius und Aedesius, begleitet, eine Fahrt nach dem roten Meere unternahm. Das Schiff scheiterte an der äthiopischen Küste. Die Schiffsmannschaft wurde getötet. Verschont blieben nur die beiden genannten Jünglinge. Man brachte sie als Sklaven an den abessinischen Königshof, der sich damals in der Stadt Axum befand. Der König gewann die jungen Leute lieb. Der eine wurde sein Schatzmeister, der andere sein Mundschenk. Kurz vor seinem Tode ließ er sie frei. Auf dem Sterbebette ernannte er den Frumentius zum Reichsverweser und zum Erzieher des noch unmündigen Thronerben. Aedesius kehrte in die Heimat zurück. Frumentius dagegen blieb und sorgte nach besten Kräften für das leibliche und geistliche Wohl Abessiniens. Schon früher war es ihm gelungen, christliche Glaubensgenossen, Kaufleute aus Ägypten, herbeizuziehen und ihnen das Recht zu erwirken, daß sie im Lande wohnen durften. Jetzt begab er sich nach Alexandria,

wo er von dem Bischof Athanasius sich Priester erbat, die seine Gehilfen werden sollten. Er selbst empfing bei dieser Gelegenheit die bischöfliche Weihe. Bis an seinen Tod stand er dann an der Spitze der unter seiner Leitung sich immer fröhlicher entfaltenden abessinischen Kirche. Er führte den Titel Abba Salama, d. i. Vater des Friedens, oder auch Abuna, d. i. unser Vater. Der zweite Titel ist noch jetzt im Gebrauch. Und auch die damals angeknüpfte Verbindung der abessinischen mit der ägyptischen Kirche hat sich mit einigen Unterbrechungen bis in die Gegenwart erhalten. Noch heute gilt der kirchenrechtliche Grundsatz, daß der Abuna niemals ein Abessinier sein darf, sondern stets aus Ägypten herbeigeholt werden muß.

Die Bekehrung der Abessinier zum Christentum machte unter den Nachfolgern des Frumentius rasche Fortschritte. Bald nach dem Jahre 500 galt das ganze Land als ein christliches. „Auch behielten seine Bewohner den neugewonnenen Schatz nicht für sich. Es kam Missionsgeist in die junge Kirche." Zu allen umwohnenden Völkerschaften wurden von Abessinien aus die Keime christlichen Glaubens und christlicher Kultur getragen. Das schönste Denkmal jener Zeit ist die äthiopische Bibelübersetzung. Durfte man nicht hoffen, daß aus dieser Quelle sich reiche Segensströme ergießen würden?

Da fiel ein Reif auf die grünende und blühende Saat. Oder richtiger: es zog von Arabien her ein versengender Glutwind über sie hin.

Schon das war schlimm, daß durch theologische Streitigkeiten das Band zwischen der ägyptischen und abessinischen Kirche einerseits und der übrigen Christenheit andererseits zerrissen wurde. Noch unheilvoller aber wirkte der Ansturm des Islam, dem gleich allen Gebieten des nördlichen und nordöstlichen Afrikas auch Abessinien erliegen zu müssen schien. Da kam es zu immer neuen Kämpfen, in denen unsagbare Greuel verübt wurden. Zwar wußten die Abessinier ihre Selbständigkeit zu behaupten, aber unter den unaufhörlichen Kriegswirren verkümmerte ihr Christentum und nahm allmählich die Gestalt an, in der wir es heute vor uns sehen.

Christliche Gotteshäuser gibt es genug im Lande. Jedes solche Gotteshaus besteht gleich dem Tempel zu Jerusalem aus drei Abteilungen. Da ist zuerst der Versammlungsraum für die Männer — die Frauen müssen im Vorhof bleiben —; ferner das Heiligtum, in das man übrigens durch Öffnungen in der Wand hineinsch

kann, für die Priester; endlich das Allerheiligste, in dem die Abendmahlsgeräte aufbewahrt und die zur Spendung der Sakramente nötigen Dinge geweiht werden. Hier einzutreten, ist nur dem Priester gestattet, der unter seinen Amtsgenossen den höchsten Rang einnimmt. Im Allerheiligsten befindet sich auch das Tabot, d. i. die heilige Lade. „Jedes Gotteshaus hat eine solche. Bei besonderen Festlichkeiten wird sie unter einem großen Sonnenschirm umhergetragen. Jung und Alt, Reich und Arm fällt dann anbetend nieder und beugt sich, wie sie sagen: vor dem Tempel des ewigen Gottes."

Neben den Priestern gibt es Mönche und Nonnen, die in Klöstern zusammenwohnen. Über sie ist der Etschêgê gesetzt, der zugleich Beichtvater des Königs ist. Noch höher im Rang steht der Abuna. Man könnte ihn als den abessinischen Papst bezeichnen, wenn nicht auch er der königlichen Willkür unterworfen wäre.

Von den Klosterleuten heißt es, daß sie ein faules Leben führen, der Trunkenheit und Völlerei fröhnen und entsetzlich unwissend sind. Von den Priestern hört man nichts besseres. Zu predigen brauchen sie nicht. Es genügt, daß sie die alte, für heilig geachtete äthiopische Bibelübersetzung lesen können — ob sie sie auch verstehen, danach wird nicht gefragt — und daß sie das nicänische Glaubensbekenntnis und lange liturgische Formeln auswendig wissen.

Neben dem Sonntag wird der Sabbath gefeiert. Im ganzen zählt man im Jahre 180 Fast- und Feiertage. Sehr streng nimmt man es mit dem Fasten. Man enthält sich entweder von Morgen bis Abend des Essens und Trinkens ganz, oder man fastet bis zur neunten Stunde und genießt dann bis Sonnenuntergang nur Brot und Pflanzenkost. Auf solche Weise wird wöchentlich zweimal, am Mittwoch und am Freitag, gefastet, außerdem 40 Tage vor Weihnachten, 55 Tage vor Ostern usw.

Heilige werden allenthalben fleißig verehrt. Unter ihnen nimmt Maria als „Gottesmutter" und Himmelskönigin die erste Stelle ein. Über die Geburt des Heilands ist eine seltsame Streitfrage aufgetaucht. Für uns kaum verständlich, ist sie dort eine Zeitlang mit großer Erregung besprochen worden. Sie lautet: „Ist Jesus nur zweimal, nämlich im Himmel vom Vater, auf Erden von Maria geboren worden? Oder ist es richtiger, auch noch eine dritte Geburt anzunehmen, die dann erfolgt sein würde, als er bei seiner Taufe den heiligen Geist empfing?" Daß bei der Beantwortung dieser

Frage, nach welcher Seite auch immer, für das innere Leben nichts herauskommt, liegt auf der Hand.

Die Gemeindeglieder lehrt man, es sei zur Erlangung der Seligkeit genug, wenn sie die Fasten beobachten, die Kirchtüren küssen, Almosen geben, besonders aber ihren Beichtvätern von Zeit zu Zeit ansehnliche Geschenke machen.

Sehr im Argen liegt die Verwaltung der Sakramente, die kaum als Gnadenmittel, weit mehr als Zaubermittel betrachtet werden. Die Taufe, der die Beschneidung vorangeht (!), wird bei den Kindern durch Untertauchen, bei Erwachsenen durch Übergießen vollzogen. Dann empfängt der Getaufte eine blaue Schnur, die zeitlebens um den Hals getragen wird. Beim Abendmahl wird das in Wein eingeweichte Brot den Kommunikanten mit einem Löffel gereicht. Die männlichen Gemeindeglieder dürfen jedoch vom 12. bis 40. Jahre nicht daran teilnehmen. Der Grund liegt in der Voraussetzung, daß keiner von ihnen in dieser Zeit das sechste Gebot erfüllt (!).

„Im ehelichen Leben herrscht allgemein die größte Verwilderung. Die kirchliche Trauung ist selten. Von Rechts wegen soll jeder Mann uur eine Frau haben. In Wirklichkeit aber wird diese Schranke häufig überschritten."

Die Urteile derer, welche die abessinischen Christen aus persönlicher Erfahrung kennen, lauten überaus ungünstig. „Sie haben", so heißt es, „alle Eigenschaften der afrikanischen Wilden: Trägheit, Verlogenheit, Trunksucht, Wollust". Ja, es wird behauptet, daß sie „in moralischer Hinsicht weit tiefer stehen als die Mohammedaner." Unwillkürlich erinnert man sich im Hinblick auf den Zustand der abessinischen Kirche an jenes Gesicht Hesekiels: einem Feld voll vertrockneter Todtengebeine ist sie gleich geworden. Wann wird Gottes Lebenshauch erweckend und erneuernd über sie dahinziehen? Ein leises Rauschen hat sich ja schon vernehmen lassen. Aber zu einer durchgreifenden Änderung ist es noch nicht gekommen. Wir fragen nun, was unsere Kirche für Abessinien getan hat, und reden

3. von dem ersten evangelischen Missionar.

Daß im sechzehnten Jahrhundert die Portugiesen dem von seinen Feinden bedrängten König Abessiniens Hilfe leisteten, daß dann Jesuiten ins Land kamen und, nicht ohne zeitweiligen äußerlichen Erfolg, das Volk der Herrschaft des römischen Papstes zu unterwerfen suchten, sei nur im Vorübergehen erwähnt. Die abessinische Kirche

schüttelte das fremde Joch, welches man ihr gewaltsam aufgezwungen hatte, mit Widerwillen ab. Die Jesuiten wurden vertrieben, und von ihrer Tätigkeit blieb kaum eine Spur zurück.

Um diese Zeit, man schrieb das Jahr 1640, war es, daß ein Deutscher nach Abessinien kam. Er hieß Peter Heyling und stammte aus Lübeck. Geboren im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts als der Sohn eines Goldschmieds, besuchte er das Gymnasium (Katharineum), wo er sich tüchtige Kenntnisse erwarb. Noch wichtiger war, daß er schon im Elternhause zum lebendigen Glauben kam. Im Jahre 1628 begab er sich nach Paris, um dort Rechtswissenschaft zu studieren. Er verstand es, mitten unter den Versuchungen der Weltstadt als ein ernster Christ seine Pflicht zu tun. Ein Kreis von Landsleuten, sie hießen von Dorne, Ernst, Warendorf, Brömse, Balemann und Blumenhagen, schloß sich ihm an. Er wurde mit dem schwedischen Gesandten Hugo Grotius, der auch als Theologe einen berühmten Namen hat, nahe bekannt. Diesem Manne hatte er es wohl zu verdanken, daß in seinem Herzen der Wunsch entstand, als Glaubensbote in ferne Länder zu ziehen. Auch einige seiner Freunde, namentlich von Dorne und Blumenhagen, faßten den gleichen Entschluß. Das Ziel, welches ihm selbst vorschwebte, war Abessinien. Die dortige erstorbene Kirche wieder zu erwecken, erschien ihm als das Werk, für das er nach Gottes Willen seine Kraft einzusetzen habe.

Im Jahre 1632 verließ er Paris. Die größten Schwierigkeiten stellten sich ihm entgegen. Mit einer Zähigkeit, die ihresgleichen sucht, überwand er sie. So verweilte er z. B. monatelang in einem ägyptischen Kloster mitten in der Wüste, um sich die Kenntnis des Arabischen und Syrischen anzueignen. Aber auch an freundlichen Fügungen fehlte es nicht. Wie schon erwähnt, waren eben damals die Jesuiten aus Abessinien vertrieben worden. Nun traf, während Heyling in Kairo verweilte, eine Gesandtschaft des abessinischen Königs Basilides dort ein, die von dem ägyptischen Patriarchen einen neuen Abuna erbat. Als diese Gesandschaft, nachdem ihre Bitte erfüllt war, die Rückreise antrat, durfte Heyling sich anschließen. Das war in doppelter Hinsicht von Bedeutung. Einmal gewann er dadurch den Schutz einer starken militärischen Eskorte, die ihm auf dem sonst so gefährlichen Wege Leben und Freiheit sicherte. Sodann aber wurde er in der einfachsten Weise mit dem

Manne bekannt, der künftig an der Spitze des abessinischen Kirchenwesens stehen sollte. Die Reise verlief ohne Zwischenfall, außer daß Heyling auf einer Nilinsel mit den aus Abessinien vertriebenen Jesuiten zusammentraf und eine scharfe Auseinandersetzung mit ihnen hatte. Der Abuna war Zeuge des Gesprächs und freute sich darüber, daß Heyling die römisch-päpstlichen Anmaßungen so entschieden zurückwies. Er war und blieb seitdem ein warmer Gönner des deutschen Missionars.

Das zeigte sich sofort, nachdem Heyling sein neues Arbeitsfeld betreten hatte. Der Abuna „vermittelte, daß ihm die Söhne angesehener abessinischer Familien zum Unterricht und zur Erziehung übergeben wurden. Heiling widmete sich dieser Aufgabe mit großer Hingebung. Als man ihm Geschenke dafür reichte, verteilte er alles, was er selbst nicht brauchte, an die Armen. Bald gewann er auch das Vertrauen des Königs. Dieser wies ihm eine Wohnung nahe bei seiner Residenz an, machte ihn zu seinem Minister und gab ihm eine seiner Töchter zum Weibe." Durch alle diese Ehrungen ließ sich Heyling jedoch nicht von seiner eigentlichen Aufgabe ablenken. Er gedachte nach dem bekannten Worte des Apostels Paulus „den Abessiniern ein Abessinier zu werden, um ihrer etliche zu gewinnen."

Bekehrungsversuche machte er nicht. Vielmehr begnügte er sich, innerhalb der abessinischen Kirche dem Evangelium wieder freie Bahn zu schaffen. Als das wichtigste Mittel hierfür erschien ihm die Übersetzung der Bibel in die Volkssprache. Wie weit er damit gekommen ist, wissen wir nicht. Doch sind sichere Anzeichen dafür vorhanden, daß er das Evangelium St. Johannis ins Amharische übertragen hat. Leider konnte die Verbreitung nur handschriftlich erfolgen. Über eine Druckerei verfügte er ja nicht. Und noch ein anderes Werk unternahm er, durch das er der herrschenden Ungerechtigkeit zu steuern hoffte. Auf Grund des römischen Rechts, mit dem er durch seine Studien gründlich vertraut war, arbeitete er eine den abessinischen Verhältnissen angepaßte Rechtsordnung aus. Auch sie freilich wurde, da sie nicht gedruckt werden konnte, nur wenigen bekannt.

Über Heylings weitere Tätigkeit liegt tiefes Dunkel. Gleich einem leuchtenden Meteor war er am Himmel der abessinischen Kirche aufgestiegen, um dann nur allzuschnell wieder zu verschwinden. Wie anders hätte es werden können, wenn eine evangelische Missionsgesellschaft in der Heimat hinter ihm gestanden wäre! Aber dazu

war damals die Zeit noch nicht gekommen. Eins sei noch erwähnt. „Im Jahre 1652", so heißt es, „erhielt Heyling vom König die Erlaubnis, nach Kairo zu reisen, wobei ihm reiche Geschenke mitgegeben wurden. Als er auf der Nilinsel Suaquena ankam und der türkische Pascha sein Gold sah, hielt er ihn an und ließ ihm nur die Wahl, ob er Mohammedaner werden oder sterben wollte. Heylings Antwort lautete: Ich lasse meinen Glauben nicht. Tue, wie dir's beliebt". Darauf soll er enthauptet worden sein. Ist dieser Bericht wahr, so wäre Heyling nicht nur der erste evangelische Missionar, sondern auch der erste evangelische Missionsmärtyrer. In jedem Falle haben wir Grund, das Andenken dieses edlen, in seiner Hingebung vorbildlichen Mannes, der überdies unser Landsmann war, in Ehren zu halten.

Fast zwei Jahrhunderte verstrichen, ehe die evangelische Christenheit wieder daran ging, sich der erstorbenen abessinischen Kirche anzunehmen. Wir kommen damit

4. zu den neueren Missionsbestrebungen.

Auch diesmal waren es Deutsche, die in mutigem Gottvertrauen sich an das schwere Werk heranwagten. Aber sie wurden nicht von deutschen, sondern von englischen Missionsgesellschaften ausgesendet.

Es sind unter ihnen bekannte, in ihrer Art glänzende Namen: Gobat, Isenberg, Krapf, Blumhardt. Sie kamen nach Abessinien als Sendboten der „kirchlichen Missionsgesellschaft" in London. Von ihren Erlebnissen ausführlich zu reden, verbietet die kurzbemessene Zeit. Nur so viel laßt mich sagen: es bot sich diesen Glaubenszeugen, die in den Jahren 1830—1843 teils nebeneinander, teils nacheinander unter den Abessiniern wirkten, so manche Gelegenheit, durch Predigt und Unterricht den Samen des Evangeliums auszustreuen. Auch kam ihnen zu statten, daß inzwischen die ganze Bibel ins Amharische übersetzt und in der Missionsdruckerei auf der Insel Malta gedruckt worden war. So war es möglich, daß sie denen, die es wünschten, das Wort der göttlichen Wahrheit in einer für sie verständlichen Sprache zu eigenem Forschen in die Hand gaben. Das Ende aber war ein tiefbetrübendes. Gobat, dem die Abessinier am meisten Zutrauen schenkten, mußte als ein schwerkranker, fast sterbender Mann nach Europa zurückkehren. Die andern wurden etliche Jahre später des Landes verwiesen. Charakteristisch ist der Brief, den damals der Abuna den Missionaren zum Abschied sandte.

„Die Abessinier“, so hieß es da, „sind ein Volk, das weder nach Erkenntnis verlangt, noch Liebe zum Lernen zeigt, noch auch begreifen kann, daß Sie sein Bestes suchen. Was sie wollen, ist, daß Sie ihnen von Ihrer Habe mitteilen, nichts anderes. Wir unsererseits bitten Sie, Ihre Gesellschaft von uns zu grüßen und ihr zu sagen, sie möchte uns einen Konsul nach Massaua schicken, erstens zum Besten abessinischer Kaufleute, sodann, weil das auch für unsern Verkehr mit Ägypten sehr zweckmäßig sein würde. Leben Sie wohl und glücklich!“ Politische Wirren hatten diesen Ausgang mitverschuldet. Engländer und Franzosen suchten in selbstsüchtigem Wetteifer, Einfluß in Abessinien zu gewinnen. Damals standen die Franzosen in Gunst, während die Engländer verhaßt waren. Und die Missionare wurden zu den Engländern gerechnet. Daß auch von römisch-katholischen Priestern, die unter französischem Schutze sich eingedrängt hatten, durch allerlei Einflüsterungen und Verleumdungen gegen die evangelischen Missionare gehetzt worden war, wird niemand überraschen.

Drei Jahre nach diesen Ereignissen (1846) wurde Gobat, dessen Gesundheit vollständig wieder hergestellt war, durch König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen zum evangelischen Bischof von Jerusalem ernannt. Er war von Geburt ein Schweizer und stand noch immer mit Basel in der innigsten Verbindung. Weil nun in Abessinien, für das sein Herz nicht aufgehört hatte zu schlagen, eigentlichen Missionaren die Tür verschlossen war, kam er auf den Gedanken, dem Evangelium dort auf andere Weise Eingang zu verschaffen. Er veranlaßte vier Baseler Laienbrüder, Zöglinge von St. Chrischona, die ihm als tüchtige Handwerker empfohlen waren, nach Abessinien zu gehen. Sie hießen Flad, Bender, Maier und Kienzle. Erleichtert wurde das Unternehmen dadurch, daß Theodorus II., der nach einer abenteuerlichen Jugendlaufbahn sich als Negus Negest, d. i. König der Könige, zum unumschränkten Herrscher des ganzes Landes emporgeschwungen hatte, mit Gobat von früher her bekannt war. Theodorus selbst hatte diese Beziehungen wieder aufgefrischt, indem er Gobat brieflich gebeten hatte, in seiner Eigenschaft als Bischof die Aufsicht über das abessinische Kloster zu Jerusalem zu übernehmen. So konnte nun auch Gobat seinerseits für jene vier Brüder freundliche Aufnahme erbitten. Die Antwort lautete: „Ich werde mich freuen, wenn mir der Herr Bischof Handwerker sendet. Was die Religion anlangt,

so ist das Sache meines Vaters, des Bischofs Salama, und was er mir sagt, das werde ich tun". Der Abuna aber meinte, auch „er werde sich freuen, wenn Leute, die nicht ordiniert wären, ins Land kämen. Sie könnten auch das Volk im Worte Gottes unterrichten und die Bibel verbreiten". So ließ sich alles über Erwarten günstig an. In der Mitte des Jahres 1856 trafen die vier Brüder, denen später noch zwei andere, Saalmüller und Waldmeier, folgten, in Abessinien ein. Der König, der ihnen von Anfang an aufs liebenswürdigste begegnete, merkte bald, welchen Wert diese Handwerker für ihn hatten und überhäufte sie nun mit den größten Auszeichnungen. Sie wurden von ihm in den Adelsstand erhoben, prächtig gekleidet und mit dem Titel „des Königs Kinder" geehrt. Zum Dank dafür mußten sie Felsen für ihn sprengen, Straßen anlegen, Kanonen gießen und was dergleichen mehr ist. Für missionarisches Wirken blieb ihnen keine Zeit, um so weniger, da sie dem König auf seinen Reisen und Kriegszügen stets folgen mußten.

Einem von ihnen, dem trefflichen Flad, wurde das auf die Dauer unerträglich. War er doch mit der Absicht gekommen, den Abessiniern Jesum zu verkünden. Je länger, um so mehr sehnte er sich nach einer anderen, befriedigenderen Tätigkeit. Und Gott selbst half ihm dazu. In seinen Briefen hatte Flad oftmals auf die von uns schon mehrfach erwähnten abessinischen Juden, die Falascha, hingewiesen. Das hatte zur Folge, daß die Londoner Juden-Missionsgesellschaft den Entschluß faßte, auch ihrerseits, nur eben unter den Falascha, die Arbeit in Abessinien zu beginnen. Sie sandten den Missionar Heinrich Stern, einen Mann, der aus Frankfurt stammte und selbst jüdischer Herkunft war. An diesen schloß Flad sich an. In London sowohl als in Basel war man damit von Herzen einverstanden. So wurde Flad zum Judenmissionar.

Was unter den abessinischen Christen unmöglich war, das gelang unter den abessinischen Juden. Rückhaltlos konnte unter ihnen das lautere Evangelium verkündigt werden. Und der Erfolg blieb nicht aus. Nur leider, es ging nicht an, die Neubekehrten in evangelische Gemeinden zu sammeln. Denn der Abuna hatte es von vornherein zur Bedingung gemacht, daß sie nicht von den Missionaren, sondern von abessinischen Priestern getauft und so in die abessinische Kirche aufgenommen werden sollten. Immerhin darf man sagen: diese

Mission unter den Falascha war ein Werk, das zu schönen Hoffnungen berechtigte.

Da erfolgte eine unerwartete Wendung. König Theodorus, der anfangs auf die Missionare den Eindruck eines Löwen gemacht hatte, wild aber doch edel, verwandelte sich mehr und mehr in einen blutgierigen Tiger. Wollust und Trunksucht hatten dabei mitgewirkt. Nun meinte er, von den Herrschern Frankreichs und Englands, an die er die naive Aufforderung gerichtet hatte, mit ihm gemeinsam das heilige Land zu erobern, verächtlich behandelt worden zu sein. Taktlosigkeiten und Unvorsichtigkeiten, deren Stern sich schuldig machte, steigerten seine Wut. Mit furchtbarer Gewalt entlud sich dieselbe über die in seinem Machtbereich befindlichen Europäer. Zuerst wurden einige, dann alle, selbst den englischen Konsul nicht ausgenommen, in Ketten gelegt und nach der Bergfeste Magdala geschleppt. Monatelang schwebten sie in Lebensgefahr. Aber wie Paulus und Silas in Philippi verkündigten sie nun das Evangelium den Abessiniern, die mit ihnen gefangen saßen und bemerkten mit Freuden, daß doch manches Herz sich den Strahlen der göttlichen Gnade öffnete. Endlich schlug die Stunde der Befreiung. Ein englisches Heer unter Lord Napier rückte heran. Der Widerstand, den die abessinischen Krieger leisteten, war schnell gebrochen. Da entschloß sich Theodorus, seine Gefangenen zu entlassen. Man begreift, daß ihnen bei ihrer Ankunft im englischen Lager zu Mute war „wie den Träumenden". Am folgenden Tage wurde Magdala erstürmt. Als der König alles verloren sah, gab er sich selbst den Tod. Unmittelbar vorher soll er noch zu einem seiner Getreuen gesagt haben: „Bisher glaubte ich, Gott sei mit mir. Jetzt aber sehe ich, daß es der Teufel war, der mich antrieb, so grausam zu sein". Das geschah zur Osterzeit des Jahres 1868.

Mit der Befreiung der Gefangenen war die Aufgabe des englischen Heeres erfüllt. Es zog ab und überließ das unglückliche Land seinem Schicksal. Seitdem haben sich die Tore Abessiniens für evangelische Glaubensboten aus Europa nicht wieder aufgetan.

Aber sollte das nun das Ende sein? In einem letzten Abschnitt betrachten wir

5. was in neuester Zeit für Abessinien geschieht.

Missionar Flad hat sich treulich der von ihm bekehrten Falascha angenommen. Im ganzen ist er siebenmal, zuletzt im Jahre 1880,

nach Abessinien gereist. Aber die Eindrücke, die er empfing, wurden immer ungünstiger. Daß ihm selbst verwehrt wurde, sich wieder im Lande niederzulassen, war noch das wenigste. Weit schmerzlicher war für ihn, daß über das Häuflein der aus den Falascha gewonnenen evangelisch gesinnten Christen ein förmlicher Verfolgungssturm hereinbrach. Man legte ihnen Einquartierung ins Haus, beraubte sie ihrer Habe, zerriß ihre Bibeln. Und doch vermochte man die heilige Glut nicht ganz zu ersticken. Das geht aus dem letzten Bericht hervor, den die Juden-Missionsgesellschaft in London von einem der eingeborenen Evangelisten empfing. Sein Schluß lautet: „Wir verzichten künftig auf einen Gehalt. Wir wollen uns selbst ernähren und für die Ausbreitung des Evangeliums tun, was wir können. Sollte Abessinien wieder ein Jahr der Gnaden von Gott erhalten, so sind wir bereit, als Lehrer unseres Volkes zu arbeiten".

Flad kehrte nicht mehr nach Abessinien zurück. Die Verbindung mit London hörte auf. Doch die Hilfsquellen des himmlischen Königs waren nicht erschöpft. Von ihm berufen traten andere Streiter auf den Plan. Mit neuer Begeisterung und auf neue Weise unternahmen sie den Angriff.

Es ging wie bei der Belagerung einer stark befestigten Stadt. Zuerst hatte man versucht, stürmend ins Innere einzudringen. Das war mißlungen. Nun legte man Laufgräben an und rückte so näher und näher gegen die Umfassungsmauern vor.

Das taten diesmal nicht Deutsche, sondern Schweden, Abgesandte der „Vaterlandsstiftung" in Stockholm. Den Anfang machte man unter dem Abessinien benachbarten heidnischen Kunamavolke. „Das Verhältnis zu den Landesbewohnern gestaltete sich freundlich. Aber die Missionare bekamen es bald mit einem unsichtbaren Feinde, dem Fieber zu tun, das ihre Stationen", sie hatten deren vier errichtet, „zeitweilig in ebensoviele Krankenhäuser verwandelte." Und nun trat auch hier infolge politischer Wirren in der Gesinnung der Leute ein Umschwung ein. Die Liebe verwandelte sich in Haß. Von etlichen wohlgesinnten Häuptlingen gewarnt, kehrten die Missionare, Flüchtlingen gleich, an die Küste nach Massaua zurück.

Dort aber hielten sie sich trotz der entsetzlichen Gluthitze, die den aus nordischem Klima stammenden Missionaren doppelt drückend erscheinen mußte. Westlich von Massaua, am Fuß der Berge, liegt die Ortschaft Eilet, die eine natürliche Heilquelle besitzt. Hier wurde

ein Hospital eingerichtet. Einige Jahre später entstand in Monkullu, anderthalb Stunden von Massaua, eine Schule für eingeborene Knaben und Jünglinge. Der Erstling dieser Mission war ein heidnischer Galla-Sklave, der den Namen Onesimus empfing. Ihm folgte ein junger Mohammedaner, der seit seiner Taufe Nathanael hieß. „Onesimus verriet besondere Begabung." Man sandte ihn deshalb zu seiner weiteren Ausbildung nach Schweden. Er hat später den Missionaren wichtige Dienste geleistet.

„Fünfzehn Jahre harrten die Schweden in der ungesunden Niederung von Massaua aus. Ihre Reihen wurden durch das Fieber furchtbar gelichtet." Doch immer wieder rückten frische Streiter in die Lücken ein. Und nun erfolgte, freilich erst nach schweren Kämpfen, die Festsetzung der Italiener in der Kolonie Erythrea, die außer der Küste des roten Meeres und dem weiter südlich gelegenen Somaliland auch einen Teil ehemals abessinischen Gebiets umfaßt. Dadurch wurde es den Missionaren ermöglicht, endlich in die Berge, zu denen sie so lange sehnsüchtig emporgeblickt hatten, vorzudringen. Der Reihe nach konnten drei Stationen in der Landschaft Hamasen, die an die Nordprovinz Abessiniens, Tigre, angrenzt, gegründet werden. Sie hießen Zazega, Bellesa und Asmara. Die letztgenannte Station ist die wichtigste, namentlich deshalb, weil sich hier die Missionsdruckerei befindet, „aus der schon allerlei Drucksachen wie Fibeln, biblische Geschichten, ein Gesangbuch, Katechismen" usw. hervorgegangen sind.

Anfangs wollten die Schweden unter den christlichen Eingebornen nur durch Evangelisation wirken. Aber durch den Widerstand der Priester wurden sie gezwungen, Kirchen zu bauen und Gemeinden zu gründen. Bei ihrer Tätigkeit werden sie durch eingeborene Gehilfen, die sie sich herangebildet haben, aufs wirksamste unterstützt.

Der merkwürdigste und bedeutendste unter diesen Gehilfen heißt Tajelenj, ein aus der Provinz Amhara stammender Abessinier. Er hat zuerst die schwedische Schule in Monkullu besucht und dann, nachdem er in abessinischen Klöstern die theologische Literatur seiner Landsleute gründlich studiert hatte, eine Zeitlang an derselben Schule Unterricht erteilt. Schließlich kehrte er als Evangelist in seine Heimat zurück. Der Statthalter Mengescha fand Wohlgefallen an ihm. Namentlich machte ihm Freude, daß Tajelenj bei einer Disputation mit den Priestern sich diesen weit überlegen zeigte. So empfahl er ihn an den jetzigen Negus Negest Menelik, der ihn freundlich aufnahm

und ihm einen Schutzbrief ausstellte. Der König soll sogar bei der Audienz gesagt haben: „Sei gutes Mutes und fürchte dich nicht! Wer die Bibel hochhält, ist in meinem Reiche nicht gehaßt".

Es läßt sich auch sonst noch manches günstig an. So wird berichtet, daß der bekannte Statthalter Ras Makonnen sich von jedem aus der Missionsdruckerei in Asmara hervorgehenden Buche ein Exemplar senden läßt. Und wie unter den Großen des Landes, so „fängt es auch in den niederen Volksschichten zu gähren an. Von Orten, die man früher nicht einmal dem Namen nach kannte, hört man, daß sich die Leute zu biblischen Besprechungen zusammenfinden. In Schumanegos haben sich die Evangelisch-Gesinnten, weil sie von den Priestern aus der Kirche ausgestoßen worden waren, ungehindert ein eigenes Versammlungshaus gebaut." Das ist alles erfreulich. Gott gebe, daß es die ersten Strahlen des nach langer Nacht emporsteigenden Morgenrotes sein mögen!

Auch unter den Gallanegern südlich von Abessinien scheint durch Eingeborene, die den Unterricht der schwedischen Missionare genossen haben, eine kleine Christengemeinde entstanden zu sein. Und im Westen von Abessinien, in Omdurman, nahe bei den Ruinen von Khartum, haben neuerdings Sendboten der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft sich niedergelassen. Man erkennt an dem allem, daß die Hochflut des Mohammedanismus, die einst Abessinien rings umgab, allmählich zurückzuweichen beginnt.

Noch einmal kehren wir zu den schwedischen Missionaren zurück. Was haben sie mit ihrer Geduldsarbeit bis jetzt erreicht? Wir wollen Zahlen reden lassen, die den Stand im Jahre 1901 angeben. Es sind die folgenden: 10 Stationen, 13 europäische ordinierte Missionare, 5 europäische Laienmissionare, 5 Missionsschwestern, 4 eingeborene ordinierte Missionare, 26 eingeborene Gehilfen, 2 eingeborene Helferinnen, 502 Christen, 14 Schulen, 305 Schüler.

Ein schwacher Anfang, jawohl! Aber doch ein Anfang. Und dieser Anfang ist nicht Menschenwerk, sondern Gotteswerk. So können wir ganz getrost sein. Die Losung heißt „Dennoch!" Wir haben einen starken Gott. Zuletzt wird seine Rechte den Sieg behalten.

Ernst Röttgers Buchdruckerei, Kassel.

Beiblatt
zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

№ 4. Juli. 1905.

Aus dem Alltagsleben der Mundaris in Chota Nagpur.

Von Paul Wagner, Missionar der Goßner'schen Kolsmission.

In Vorder-Indien, südwestlich von Kalkutta, wohnen die Mundaris, ein kolarisches Volk, unter dem die Goßner'sche Mission seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts mit großem Erfolg gearbeitet hat. Was man aus andern Quellen, abgesehen von den Berichten der Missionare, über sie erfährt, ist herzlich wenig. Haben sie doch niemals eine hervorragende Rolle in der Weltgeschichte gespielt und spielen können! Verachtet von den stolzen Hindus und nicht beachtet von den Forschungsreisenden, die ergiebigere Gebiete zu erforschen vorzogen, haben die Mundaris im Hochland von Chota Nagpur ein stilles Leben geführt. Von ihrer Geschichte weiß man nicht viel, und das Wenige, was man davon weiß, ist recht lückenhaft, sodaß man über Skizzen nicht hinwegkommt.

Von ihrer Geschichte soll nun auch im Folgenden nicht die Rede sein, sondern von ihrem täglichen Leben und Treiben, ihrem oft recht eigentümlichen Anschauungen, ihren kleinen Leiden und Freuden

Es ist eine eigentümliche Gedankenwelt, die uns — neben vielem recht Alltäglichen — in ihren viel gebrauchten Rätselfragen und sprüchwörtlichen Redensarten entgegentritt, und hier und da findet man recht ansprechende Gedanken, oft mit behaglichem Humor gewürzt. Ist's auch nur Weisheit von der Dorfstraße, so ist's doch oft solche, von der Hans Sachs sagt: „Weisheit steckt oft drin, die für das Leben paßt".

I. Ein Mundaridorf.

Ein freundlicher Anblick ist der eines Mundaridorfes von weitem, wenn man schon etwas mehr unterscheiden kann, als nur dichte

Baumgruppen. Mit der Pflege von Bäumen haben sich die Mundaris von jeher viele Mühe gegeben. Haben sie einerseits den dichten indischen Wald ausgerodet und große Strecken urbar gemacht, so haben sie andrerseits auch nicht bloß Felder angelegt, sondern auch ihre Dörfer in ihrer Weise behaglich und wohnlich gemacht. Besonders Fruchtbäume haben sie viel angepflanzt.

Schon von weitem sieht man den großen weitgezweigten, dunkelgefärbten Mangobaum mit den herrlichen Früchten, einer Art Eierpflaume, von der Größe eines Apfels. Und kommt man in den heißen Monaten dorthin, so sieht man weit und breit die Polash-Bäume mit ihren zahlreichen purpurroten Blüten, die eine schöne Farbe liefern. Innerhalb des Dorfes findet man meist, außer dem bereits erwähnten Mango-Baum, den Mahua, dessen Blüten zur Branntweinbereitung gebraucht werden, die Tamarinde mit den zartgefiederten Zweigen, den Karanjbaum, der ein vielgebrauchtes Öl liefert und den Feigenbaum. Auch verschiedene Arten von Palmen, oft nur ein kümmerliches Dasein fristend, oft bis zu 100 Fuß Höhe in die Luft ragend, findet man.

Fast jedes Dorf hat in der Nähe einen Hain, meist dem Hain-Geist geweiht. Viele jener Haine sind Gaben der Großgrundbesitzer an die ersten Ansiedler, die sich dort niederließen. Andere wieder sind dadurch entstanden, daß jeder der Ansiedler einen Baum dort pflanzen und pflegen mußte, ehe ihm die Erlaubnis gegeben wurde, sich dort Land zu erwerben.

Ins Dorf hinein führt eine meist breite Straße, die dann auch durch das Dorf hindurchführt. Außerhalb des Dorfes sind zu beiden Seiten große, rohe, unbehauene Steine aufgerichtet, Erinnerungssteine für die Toten. Rechts und links von der Dorfstraße, die außer zur Regenzeit rein ist, liegen die Häuser; von Erde sind die Mauern, mit einer dünnen Lösung von Kuhdung und Wasser bestrichen. Die Häuser sind gewöhnlich etwas vom Erdboden erhöht gebaut und mit Stroh gedeckt. Jetzt zwar findet man auch häufig ziegelgedeckte Dächer, doch Billigkeit und altes Herkommen sind die beiden Gründe, daß es bei der alten Weise bleiben möchte, Strohdächer zu behalten. Die erhöhte Bauart bewirkt es, daß in der Regenzeit, in der es oft tagelang regnet und die Flüsse übertreten und oft die Straßen und tiefer liegenden Felder unter Wasser stehen, der Platz um die Häuser herum verhältnismäßig trocken ist, der recht zum gemütlichen Beisammen-

sitzen einladet. In der Zeit ist es auch besonders für unsern Geschmack drinnen im Hause nicht gerade angenehm. Meist sind nämlich die Haustiere wie Kühe, Ochsen, Büffel, Ziegen, Schafe, Hühner und Schweine nicht nur unter demselben Dach, — das ist auch bei vielen reichen Bauern der Fall, die dann aber eine Mauer zwischen sich und den Tieren aufrichten — sondern auch in demselben Raume, bisweilen nicht einmal durch ein paar eingegrabene Bambusstämme als Zaun von ihnen getrennt. Selbst wenn, wie es selten geschieht, ein besonderes Gebäude fürs Vieh da ist, dann steht es ganz in der Nähe des Wohnhauses und Schlafzimmers, Mensch und Vieh in Eintracht dicht bei einander.

Im Hof befindet sich, alter Überlieferung zufolge, die für den Abfall bestimmte Grube. Auch der Kuhdünger wird darin aufbewahrt, der in der kalten Zeit als Brennmaterial gebraucht wird, wenn er nicht als Dünger aufs Feld getragen wird, ehe die Regenzeit beginnt. In der Mitte des Dorfes oder in dem Haine in der Nähe ist die Akhra, der Tanzplatz, meist ein Schauplatz wüster Gelage. Der Tanz, meist ein wüstes Toben und Springen, das den Namen „Tanz" nur deshalb trägt, weil wir kein anderes Wort dafür haben, — ist für die Jugend nur die Einleitung zum schamlosesten Treiben, für die zuschauenden Alten der stichhaltige Grund, sich Abend für Abend, so oft getanzt wird, schmählich zu betrinken.

Draußen, wo die Asche der Verbrannten vergraben ist, und wo die Leiber der Begrabenen ruhen, unter den großen schattigen Bäumen, dort ist's besser zu sitzen. Dort sitzen sie, kauen ihren Tabak, rauchen ihre Pfeife und erzählen sich von ihren kleinen Freuden und Leiden. Dort halten sie ihre Dorfgerichte ab, denn die kühlen Steinplatten laden so recht zum Sitzen ein. Dort haben sie ihre ganze kleine Welt rings um sich: Drunten die Vorfahren, ringsumher die Häuser, und in weitem Umkreis die grünen Felder und schwankenden Halme.

Dies ist der Hintergrund für all ihr Denken und der Rahmen, in welchem sich ihr tägliches Leben abspielt.

II. Anfangsarbeit.

Als die Mundaris vor Jahrhunderten ins Land kamen, in welchem sie noch jetzt wohnen, fanden sie ein unwirtliches Gebiet vor. Dichter Wald, in dem die wilden Tiere hausten, ein Gebiet,

von niemand begehrt, von niemand bebaut. Kein Wunder, daß sie immer wieder den Anspruch geltend machen, das Land, das ihre Väter urbar gemacht haben, auch als Eigentum zu behalten. Wann die Mundaris und woher sie kamen, darüber fehlen zuverlässige Nachrichten fast völlig.

Pfeil und Bogen, Axt und Schwert waren die wenigen Hilfsmittel, die ihnen zu Gebote standen und die sie mit kräftigem Arm zu führen verstanden.

Mit dem Pfeil trafen sie den Tiger und den Bär sicher und schossen sie den Vogel in der Luft; aber sie wehrten sich mit ihm auch gegen feindliche Menschen und oft auch schossen sie im Jähzorn den Freund. Daher heißts bei ihnen von dem Pfeil, wie auch von dem im Jähzorn gesprochenen Wort: „Es kann einer wohl fortgehen, aber wiederkommen kann er nicht.“ Und vom Bogen sagen sie: „Draußen ist er satt (d. h. der Bogen ist gespannt) und zu Hause ist er hungrig“, oder auch: „Draußen auf dem Felde sieht er fett aus, zu Hause aber mager.“

Auch das Schwert mußten die Mundaris gebrauchen im Handkampf, aber sie wissen, daß es eine Waffe ist, die gefährlich ist, tödlich, wie der Biß der gefährlichsten Giftschlange, der Kobra. Die Scheide, entweder aus gespaltenem Bambus oder aus Holz, vergleichen sie dem Loch, in das sich die Schlange verkriecht: „Eine Kobra geht in ein schmales Schlangenloch hinein.“ Hatten sie sich dann gegen feindliche Menschen und feindliche Tiere gewehrt, dann erklang weithin im Walde der Schlag der Axt, von der sie fragen: „Wer ist's, der draußen viel Lärm macht, im Hause aber ganz stille ist?“

Ihre Waffen, die Bambusbogen mit Sehnen aus Tierhäuten, machten sie sich selbst, wie sie auch die Kunst der Bearbeitung des Eisens von ihrer früheren Heimat mitbrachten. Der Schmied, so verachtet er sonst auch ist, nimmt unter ihnen eine hervorragende Stellung ein. Er ists, von dem sie sagen: „Wem bringt jeder Hausherr am frühen Morgen den ersten Gruß?“ Es ist der Schmied, denn er schärft die Waffen, er schmiedet die Pfeilspitzen und macht das Pflugeisen scharf. Von seinem Bohrer heißt's: „Eine braune Maus (der Handgriff) macht sich ein Loch“ und sein Blasebalg ruht nicht. Eine Werkstätte gebraucht er nicht, denn ist nicht unter den Bäumen die beste Werkstatt? Wenn's aber regnet?

— Nun, wenn's nicht zu arg ist, dann geht's draußen auch; doch wenn es in Strömen gießt, dann läßt man eben die Arbeit sein.

Der Blasebalg, den die Mundaris noch heute gebrauchen, sieht folgendermaßen aus. Zwei Bambusstäbe werden in die Erde gegraben, schräg, daß sie etwa bis zur Brusthöhe des Mannes reichen; an beiden Stäben wird nun je ein Bindfaden angebunden, der mit den auf der Erde stehenden beiden trommelartig mit Fell bespannten runden Holzrahmen verbunden wird. Der obere Fellbezug hat ein rundes Loch. Vorn in die beiden Holzrahmen wird je ein Bambusrohr gesteckt, die vorn zusammen nebeneinander gelegt in das Loch münden, in das die Kohlen gelegt werden. Damit die beiden Bambusrohre beim Gebrauch sich nicht verschieben, wird auf sie ein schwerer Stein gelegt uud damit ist der Blasebalg fertig. Gehandhabt wird er nun so, daß erst das Loch auf dem losen Fell eines der beiden Holzrahmen mit dem Fuß bedeckt wird, wodurch dann die Luft durch das eine Rohr geht und dann durch das andere Loch. Die beiden schrägen Bambusstangen machen also abwechselnd Ab- und Aufbewegungen, die den Mundaris wie Tanzbewegungen der Frauen auf dem Tanzplatz erscheinen. Daher sagen sie: „Zwei Frauen beugen sich und richten sich auf" oder auch „zwei Mädchen tanzen ohne Trommelklang." Und von dem Fell auf den Blasebälgen meinen sie: „Eine tote Kuh seufzt" und „zwei Ochsen seufzen, wenn man sie ins Joch spannt, aber nicht, wenn man ihr Joch auflöst" (d. h. wenn der Strick vom Bambus abgemacht wird). Und der Schmied, der den Blasebalg tritt, wird dem Tiger verglichen: „Ein Tiger springt mit einem Satz auf zwei Kühe." Wenn dann der Schmied die Werkzeuge gemacht hat und die schadhaft gewordenen ausbessert, dann ist die Anfangsarbeit getan und es kann zum Hausbau geschritten werden. Bis dahin tut's eine Höhle, ein Baum oder eine aus Bambus und Zweigen und Blättern gebaute Hütte auch.

III. Im eignen Heim.

Nur wenn sie mit Gewalt von ihrem Wohnsitz vertrieben werden, sei es, daß wie einst die Arier mit erdrückender Übermacht ihnen Haus und Hof nahmen, sei es, daß sie durch den gewissenslosen Wucher der Großgrundbesitzer um ihr Hab und Gut gebracht werden, verlassen die Mundaris ihre Scholle. Sonst ist ihnen das väterliche Besitztum, wenn es auch noch so klein ist und durch Teilung immer kleiner wird, ihre ganze Welt.

Das Haus ist bald fertig; die Erdwände, einige Stützbalken und oben drüber ein leichtgedecktes Strohdach auf Bambusunterlage, das ist in der Regel alles, was sie dazu nötig haben. Und doch sind sie fröhlich und zufrieden drinnen. „Im Elephanten drinnen zwitschern die Vögel", wie sie sagen, oder auch: „Im Elephantenleibe schwatzen die Staare". Ist es nur eine Bambushütte, so wird sie vom Regen und Sturm bald zerstört, ein Bild des menschlichen Lebens: „Wie eine Bambushütte ist das menschliche Leben." — Das fester gebaute Haus hält Wind und Wetter besser stand, aber kommt eine Feuersbrunst oder fliegen die Funken des offenen Herdfeuers, vom Wind getrieben, umher und erfassen das Strohdach, dann ist seine Herrlichkeit dahin; nur der große Giebelbalken des Daches zeugt oft noch von der Stätte, an der ein Haus gestanden und fröhliche Menschen gewohnt haben. Und wenn die Eltern und Geschwister gestorben sind und nur ein einziger Erbe übrig geblieben ist, dann ist der vom Brande verschont gebliebene Dachbalken in der Mitte ein Bild für ihn: „Tür, Gebälk und Dach sind verbrannt, nur der Mittelbalken ist geblieben."

Drinnen im Hause liegen einige Strohmatten, ein Bündel Kleider, ein Öllämpchen und einige Gewürze, einige runde Tonkrüge und eine Bettstelle. In der Ecke sind die 3 kleinen Feuerstellen, auf denen der Reis gekocht wird, und nicht zu vergessen die Wasserpfeife, die Hukka, der Trost für Männer und Frauen: alles um sich her können sie vergessen, wenn das brurr brurr der Pfeife sie ergötzt.

Die Strohmatte, aus dünn gespaltenen Palmblättern geflochten, dient ihnen auf Reisen, oft auch im Hause, als Ruhestätte. Solch Bett können sie bequem nehmen und heimgehn. Die Matten sind ganz einfaches Flechtwerk, die Spitzen auf der Rückseite stechen empfindlich. Davor warnen sie: „Es hat einer Zähne auf dem Rücken." Und wenn die Frauen die Matten flechten, dann sagen sie: „Es ist eine Schlange, die 2 Köpfe hat", denn wie bei der Dhönr-Schlange Kopf und Schwanz sehr schwer zu unterscheiden sind, so werden die Mattenstreifen, um das Ausfasern zu verhüten, an den Enden umgelegt und mit Gras geheftet.

Kleider sind für gewöhnlich nicht nötig. Da genügt bei Kindern die Haut, bei Erwachsenen der knappe Lendenschurz. Was sie von den Kleidern sagen: „Es ist einer, von dem man nur das

Vordere sieht, den Rücken aber nicht", das hat auch die Bedeutung: Sie sind nur dann nötig, wenn man das Dunkel des Hauses verläßt, denn das Dunkel des Hauses ist die Rückseite.

Durch die kleine Öffnung der Wand — Fenster kann man nicht gut sagen — kommt immer nur wenig Licht, so daß drinnen ein Halbdunkel herrscht. Viel anders ist es auch nicht, wenn sie auch von dem am Abend angesteckten Öllämpchen aus Ton sagen: „Ein ganz, ganz kleiner Blumentopf trägt eine hellleuchtende Blume", nämlich die Flamme. Sie nennen dies Tonlämpchen auch einen Wundervogel: „Ein Wundervogel trinkt Wasser (d. h. Öl) mit dem Schwanz und hat einen goldnen Schnabel" (die Flamme), oder nennen das Lämpchen einen „Vogel, der im ganzen Haus umherfliegt", oder sie denken auch an die Wundergeschichten von Singbonga, der ein Reiskorn wunderbar vermehrte, daß alle Gefäße voll wurden und sagen: das Tonlämpchen mit dem Docht ist „Eine Reisähre und das ganze Haus wird voll". Das Lämpchen brennt die ganze Nacht, es hat gerade genug Öl bis zum Morgen: „Am Abend hat sich einer recht satt gegessen und am Morgen ist er vor Hunger gestorben." Und hat das Lämpchen in der Nacht seine Pflicht getan, dann heißt's: „Es schläft einer den ganzen Tag, ohne auch nur einmal Essen zu bekommen", „Es schläft einer ohne Kleider", denn erst am Abend wird das Lämpchen wieder gefüllt, um dann wieder durchs ganze Haus zu fliegen.

Die Strohmatten dienen, wie gesagt, oft als Lagerstätte, doch wer es irgend ermöglichen kann, zimmert sich oder kauft sich eine Bettstelle, die für geringes Geld auf dem Markt feil geboten wird. Vier Füße, zwei kurze und zwei längere Bambus- oder Holzstangen, mit Grasbindfaden überzogen, sind die Bettstelle, die am Tage an die Wand gerückt, am Abend aufgestellt wird, auch leicht aufs Feld und auf Reisen mitgenommen werden kann. Es ist ein wunderbares Ding: „Rings herum sind Knochen (die Holz- oder Bambusstangen), in der Mitte das Fleisch (der Schläfer)", aber es ruht sich auf einer solchen Bettstelle bei gesundem Schlummer so gut, wie anderswo, wenn man nicht gerade Unglück hat und eine schlechte Bettstelle trifft. Die ist nämlich eins von den drei Dingen, die einem keine Ruhe gönnen, denn „Drei Dinge sinds, die einem die Ruhe rauben: eine zänkische Frau, der Klang der Trommel und ein Bett mit Wanzen!"

Ihr gesunder Schlaf hilft ihnen aber auch darüber hinweg, denn die letzterwähnte Plage ist ihnen so alltäglich, daß die Mundaris, wie auch andre Bewohner Indiens, sie bezeichnen als „die Tiere, die wir in den Kleidern haben", wie sie die Läuse als die bezeichnen „die wir in Haar und Bart haben." Scherzhafter Weise nennen sie die Wanzen auch „Nachtwächter", wenn sie zu arg gewesen sind, aber allzusehr lassen sie sich von ihnen nicht stören.

Auch die Ratten und Mäuse beachten sie nicht weiter. Wenn sie sie im Strohdach entlanglaufen sehen, dann nennen sie die hervorkommenden und wieder verschwindenden Schwänze der Mäuse „die beweglichen Dachbalken."

Die Holz- oder Bambustür wird dicht zugemacht und noch mit einem Querholz verrammelt. Erst am frühen Morgen öffnen sie sie wieder: „Erst gehe du voran, dann laß mich dir folgen." Und dann gehts ans Tagewerk.

IV. Tägliche Arbeit.

Eine Rätselfrage mit Antwort lautet:

„Wohin ist dein Vater gegangen?"
„„Ungerufen zur Versammlung.""

„Wohin deine Mutter?"
„„Aus wenig viel zu machen.""

„Was tut deine ältere Schwester?"
„„Aus einem zwei zu machen.""

„Und was tust du selbst?"
„„Ich fühle einem den Puls und weiß dann wie der Puls aller Dorfbewohner schlägt.""

Es ist eine Frage an die jüngere Tochter des Hauses. Ihr Vater ist aufs Feld zum Pflügen gegangen, die Versammlung besteht aus dem Mann, dem oder den Ochsen und dem Pflug; die Mutter ist gegangen, um den Reis zu kochen: ein paar Hände voll nahm sie fort, aber der Reis quillt, so daß das ganze irdne Gefäß voll wird.

Die ältere Schwester ging aus, um vom Brunnen Wasser zu holen, so wird aus einem zwei; sie ging fort mit dem Tonkrug und kehrt später mit beidem zurück: Tonkrug und Wasser. Und die jüngere Tochter? Sie ist zurückgeblieben, um auf den Reis aufzupassen und ihn vom Feuer zu nehmen, wenn er gar ist. Der Reis wird ja nicht geschmeckt, sondern nur ein Reiskorn heraus-

genommen und mit den Fingern zerdrückt, und da weiß das Mädchen oder die Frau, wie es mit dem „ganzen Dorf", d. h. mit dem ganzen Topf voll Reis steht, ob er gar ist oder nicht.

Feldarbeit ist die Lust des Mannes und die Sehnsucht des Knaben. Schon kleine Jungen wissen nichts Schöneres, als beim Pflügen wenigstens zusehen zu dürfen.

„Ein Loch im Holz, ein eiserner Schnabel, vorn zwei Fischreiher, hinten ein Dieb", das ist der Pflug, ein ganz einfaches Gerät. An dem schweren Holzblock ist vorn das Pflugeisen, ein schmales etwa 2 Spannen langes Stück Eisen, und in dem Holzblock sind 2 Holzstangen befestigt, die eine nach hinten zu mit dem hölzernen Handgriff, die andere schräg nach vorn zu zum Auflegen des Joches. Die beiden Fischreiher vorne sind die Ochsen, denn sie gehen hin und her, wie die Reiher, die in der Pflügezeit viel auf dem Felde umhergehen, und hinterher mit der Hand am Pflug geht der Dieb, der Mensch, der dem Erdboden den Ertrag stiehlt.

Vom frühen Morgen bis zum Mittag wird die Pflugschar nicht herausgenommen; Furche um Furche wird in dem vom Regen getränkten Felde gezogen: „Am Morgen steigt einer ins Wasser, mittags zieht er die Beine heraus." Die Furchen werden mit Holz verglichen: „Schwager, kannst du das gespaltene Holz zählen?" ist die stolze Frage nach geschehener Arbeit. Nichts aber ist trauriger, als wenn der Mundari seinen Pflug zerbrochen oder gar sein Feld verloren hat, daß er nicht mehr pflügen kann: „Pflug verloren, Auge verloren." In der Hand hat der Pflüger den Ochsenstecken, einen Bambusstock mit eiserner Spitze, der dem Ochsen oft empfindliche Wunden macht. Er darf nicht wider den Stachel löcken. „Ein Mann sagt zu seinem Stock am Morgen: komm, wir wollen Fleisch essen!"

Die Steine auf dem Felde werdeu nicht entfernt, der Pflug muß sie beiseite schieben. Wenn dann der Landmann sich an dem Steine stößt — der Mundari trägt keine Schuhe oder Sandalen für gewöhnlich — dann höhnt ihn dieser: „Was guckst du mich an? Ich habe dir ja etwas geschenkt!" (nämlich den Stoß). „Eine Eule sitzt am Wege" sagt der Pflüger von ihm.

Wenn der Reis gesät wird, dann heißts: „Ein Mann schiebt mit seinen Händen einen ganzen Wald."

Die Freudenzeit des Jahres ist die Ernte, dann hört Trommeln

und Gesang nicht auf. Dann wird der Reis auf der Tenne draußen von den Ochsen ausgetreten, in große Ballen gebunden und mit starken Reisstricken verschnürt, so daß es auch den Ratten und Mäusen schwer wird, an den Reis heranzukommen. Die gelösten Reisstricke werden sorgfältig aufbewahrt für das kommende Jahr, aber wohl dem, der sie nicht aufzubewahren braucht, sondern sie hinter das Haus werfen kann, daß arme Leute sie aufsammeln können! Von wem gesagt wird: „Hinter dem Hause liegen Elephanteneingeweide" (Reisstricke), der ist ein reicher Mann.

Die Stoppeln auf dem Feld sind „Geköpfte Schafe, die zu den Wolken blicken."

Auch Fischfang ist bei den Mundaris sehr beliebt: „Fluß auf, Fluß ab hört einer nicht auf mit Rufen", es ist der Ton des rauschenden Wassers, das in die Bambusreusen hineinfließt. Da steht denn Reuse neben Reuse, auch in den Gräben, die in der Regenzeit voll Wasser sind. Durch das Wasser geschwärzt sehen sie nach der Meinung der Mundari aus wie durch den Gebrauch vom Feuer geschwärzte Tongefäße: „In den Flüssen stehen alte Tonkrüge." Der Klang des strömenden Wassers kommt ihm auch wie das Brüllen des Stiers vor: „In den Flüssen bald laut, bald leise hört man das ferne Brüllen des Stiers" oder auch „hört man das Scharren von Stierhufen."

Fischfang, so meint er, bringt doch mehr ein, als Feldbau. „Holz fällen (Reis schneiden) muß man bis zum Sterben, Fische töten ist Leben." Wehe aber dem, der sich weiter und weiter vom Hause fort locken läßt, daß es schließlich von ihm heißt: „Zum Wasser ging er, Fische zu fangen — er ist verdurstet."

Auch Seidenkultur treiben die Mundaris in bescheidenen Grenzen. Der Cocon natürlich erregt ihr Erstaunen: „In der Kindheit kann einer sich frei bewegen (gehen), wenn er erwachsen ist, nicht mehr." Und die weiße Farbe der Cocons vergleichen sie der Kuhmilch: „Im Walde hat man winzig kleine Kühe angebunden." Von anderen Beschäftigungen wäre noch die Ziegelei zu nennen. Die niedrige Töpferscheibe, die auf der Spitze des in die Erde gegrabenen kleinen Pfahles ruht, und auf der die Ziegel fürs Dach einzeln geformt werden, die sie dann im Ofen brennen, ist die Lösung folgenden Rätsels: „Ein vier Finger hoher Baum mit ausgebreiteten Zweigen trägt Früchte je eine und eine, aber sie reifen alle zusam-

men.“ Und die Töpferscheibe bezeichnen sie als „Spannenhoher Baum mit schirmähnlichen Zweigen.“

Alle Hausarbeiten verrichten die Mundaris selber, so weit es irgend angeht und sofern sie nicht durch den Fortschritt der Kultur an größere Ansprüche gewöhnt worden sind. Doch das ist nur ausnahmsweise der Fall. Sie rasieren sich selbst, Barbiere gibt's unter ihnen nicht. Der Kopf, „der Erdenkloß mit 7 Löchern“ wird einfach abrasiert, nur ein Büschel Haare bleibt stehen. „Eine Kuh (das Schermesser) grast einen Termitenhügel (Kopf) überall ab.“ Die männliche Jugend trägt lange Haare und vom Kamm heißt es: „Eine Kuh grast um einen Berg.“ Der Barbier, von dem das Sprichwort der Mundaris rühmt: „Die Krähe, der klügste der Vögel, der Barbier, der klügste der Menschen“, ist offenbar der Hindubarbier, der verschmitzte Helfershelfer der schlauen Brahmanen.

Heutigen Tages, wo so vielen Mundaris ihr väterliches Erbe von den listigen Hindus gestohlen ist, müssen sie oft froh sein, wenn sie ihr Leben durch Tagelöhnerarbeit fristen können. Das behagt ihnen zwar nicht: „Arbeit ohne Wohlgefallen ist wie eine ungewaschene Frau;“ aber sie trösten sich damit: „Wenn 10 Menschen (die Finger) arbeiten, dann hat einer satt zu essen.“ Oft zwar ist der Lohn nur mager: „Als Knecht arbeiten bringt nur 3 Maß Reis, wer zum Vergnügen Fische fängt, hat 12 Maß“, aber das kann eben nicht jeder so haben. Begehrter als der Hindu ist der Mundari als Arbeiter, wie er selber vom Hindu sagt: „Der Hinduknecht bindet das Joch mit Gras, (statt mit festen Stricken) und will schon zu Mittag Feierabend machen.“

Nur den Frondienst können die Mundari nicht vertragen. Er ist auch oft so schlimm, wie sie ärgerlich über die drückenden Lieferungen der Beamten spotten. Wenn sie nur in die Nähe kommen, so sagen sie, dann schicken sie die Diener, die rufen: „Bringt süße Kartoffeln, bringt Gurken, bringt Rettig, bringt Gemüse, bringt Pferdefutter, bringt Gewürze, ruft den Wasserträger, macht alles in Ordnung!“ Und dabei wissen die Armen oft nicht einmal, woher für sich das nötige Essen zu nehmen.

V. Frauenarbeit.

Die Frauen helfen in der Arbeit nach Kräften mit, auch bei der Feldarbeit und wenn's zur Jagd geht. Ihre Hauptarbeit ist

jedoch die im im eignen Hause. Heißt's vom Mann, daß er dem Schmied den ersten Gruß am Morgen bringt, so heißt's von der Frau: „Wem bringt die Frau den ersten Gruß am frühen Morgen?" Die Antwort ist: dem Brunnen. Noch ehe sie an die Morgentoilette denken kann, muß sie Wasser holen. „Beim Fortgehn liegt einer, der aufrecht wiederkommt," das ist der runde Tonkrug, den die Frauen auf dem Kopfe tragen. Weil sie ihn leer nicht gut aufrecht tragen können, legen sie ihn mit der Öffnung nach der Seite oder nach unten auf den aus Bambus oder Stroh geflochtenen Kopfring. Kehren sie dann mit dem gefüllten Kruge zurück, merkt man ihrem graziös leichten Gang kaum an, daß sie eine Last von etwa einem halben Zentner auf dem Kopf tragen, meist ohne den Krug mit den Händen zu unterstützen.

Wolle spinnen ist eine der Lieblingsbeschäftigungen der Mundari-Frauen im Hause, wobei ihnen oft auch die Männer helfen. Die Früchte der Baumwollenstaude sind „weiße Lämmer, die lustig umherspringen," oder, wenn die Kapseln aufgehn und die Flockenwolle vom Wind hin und her geweht wird, einer Schlange gleich: „Wohin schlängelst du dich?" „Ich? überall hin und zeige die Zähne." Gedacht ist hier an die Giftzähne der Schlange, mit denen die rauhen Stacheln an der Innenseite der Kapsel verglichen werden.

Wenn die Wollfäden gesponnen werden und die um die Spindel gelegte Wolle zu langen Fäden wird, denken sie an den Brahmanen, der sich die heilige Schnur umbindet: „Ein Dickbauch wird dünn und die Brahmanenschnur wird herausgezogen", so heißt's, wenn die Wolle auf der Spindel immer weniger wird, und ebenso von der Wolle: „Es hat sich jemand eine Menge Brahmanenschnüre umgebunden."

Die Frau dreht die Ölmühle: „Trocknes Holz, Wasser quillt heraus," „In einem vertrockneten Baumstamm ist eine Wasserquelle." Die Ölmühle ist ein einfach gearbeitetes Gerät: ein Baumstamm in der Höhe von 4 Fuß hat oben ein rundes Loch, das dann mit einer Öffnung nach der Vorderseite des Stammes zu in Verbindung steht. Oben hinein wird ein Stößel mit der kugelförmigen Verdickung ins Loch gesteckt, auf die Spitze eine Verbindungslatte gesteckt, an deren unterem Ende ein Brett befestigt ist, das, rund ausgeschnitten, sich leicht um den Baumstamm dreht und ein Abgleiten verhindert. Oben hinein werden die Ölfrüchte gelegt, die unter den

Stößel zu liegen kommen. Die Frau schiebt dann das Brett um den Stamm herum und der Saft aus den geriebenen Früchten fließt durch das Vorderloch unter dem Brett hinaus und wird in einem Tonkruge aufgefangen.

Das kugelförmige Ende des Stößels vergleichen die Mundaris dem rundgeformten Marktmaß: „In einem trocknen Baum springt ein Marktmaß herum.“ Die Ölpresse ist ihm auch: „Der vertrocknete Baum, der Wasserfrucht trägt.“

Die Hauptarbeit der Frau ist aber die Sorge fürs Essen. Ist auch die Hauptspeise der Mundaris der Reis, so gibt es doch reichlich damit zu tun. Allerlei Leckerbissen verachten sie nicht, aber sie bleiben doch nur Zuspeise zum Reis, der stets, auch bei den festlichsten Gelegenheiten, die Hauptmahlzeit ist.

Auf der Veranda des Hauses befindet sich der Tretbalken, mit dem der Reis enthülst wird. Aus den Reisballen wird immer nur eine geringe Quantität Reis genommen zum täglichen Gebrauch und die Arbeit der Frau ist es, ihn zu enthülsen. Das geschieht vermittelst des Tretbalkens. Der Balken ruht auf einer fast am Ende des Balkens befestigten Axe, die sich in 2 niedrigen Pfählen bewegt. Der Schwerpunkt ruht weit nach vorne. Vorne am Balken ist ein kleiner eisenbeschlagener Pflock befestigt, der in ein kleines Loch hinein ragt, in das der auszuhülsende Reis gelegt wird. Auf das Ende des Balkens tritt nun die Frau, tritt den Balken nieder und läßt ihn dann fallen, bis der Reis zum Gebrauch fertig ist. Gleichmäßig hört man das Fallen des Balkens stundenlang; ihnen erhöht es die Gemütlichkeit. Wenn der eisenbeschlagene Pflock in das Loch im Boden hineinfällt, dann heißt's davon: „Eine Kobra schlüpft in ihr Loch,“ oder wenn 2 Frauen — auch Männer — einfache Holzstößel zum Aushülsen gebrauchen, die sie abwechselnd in das Loch stoßen: „Zwei Schlangen schlüpfen in ein Loch und wieder heraus.“ Wenn diese Arbeit nur auch so geräuschlos geschähe!

VI. Essen und Trinken.

„Schiebe mich bis zu den weißen Steinen, dann werde ich den Weg schon allein finden,“ sagt das Essen, denn die Mundaris essen mit den Fingern und schieben die Speise tatsächlich bis an die weißen Steine, die Zähne. Wie sie es fertig bringen, auch flüssige Sachen in gleicher Weise in den Mund zu bringen, das ist wirklich ein

Kunststück, aber: „Fünf Brüder (die Finger) gehen zusammen in eine Höhle (den Mund)."

Außer für Fische, haben sie große Vorliebe für Schnecken, von denen sie das kleine Stück Fleisch im Schneckenhaus essen. „Schönes Fleisch, Fleisch im Kopf." Nur das eine bedauern sie, daß es ein so kleines Stückchen ist: „Eine 7jährige Ziege, aber nur zwei Bissen Fleisch" oder auch: Ein zwölfjähriger Hammel, und nur ein Blatt voll Fleisch," denn Blätter sind ihre Teller, und „Ein rauher Krebs, sehr süß," und „In einem Erdkloß zartes Fleisch."

Ein weiteres Nahrungsmittel sind die zahlreichen Früchte von Bäumen und Pflanzen, und die Zugemüse zum Reis. Zwar bedauern sie die Fruchtbäume: „Die Kinder suchen das weite, die arme Mutter bleibt allein," aber sie freuen sich an den Kindern und verzehren sie fröhlich im Schatten der Mutter. Viele Zweige liefern ihnen, wenn das junge grüne Laub herauskommt, schmackhaftes Gemüse und da raufen sie manchen Baum ganz kahl, freilich nur, um sich der Kinder (der Zweige) anzunehmen, wie sie sagen, um ihre Haare zu kämmen: „Die Kinder hatten ungekämmte Haare — nun steht die Mutter da, aufrecht, allein."

Die Frucht der Tamarinde wird viel als Gewürz gebraucht; von ihr sagen die Mundaris: „Oben hängt's, drunten läuft einem das Wasser im Mund zusammen.

Die Früchte bezeichnen sie mit einer Menge mehr oder minder treffender Vergleiche. „Die Mutter ist schwach, der Sohn kräftig" heißt's von dem Rettig. Von der großen Frucht des Brotfruchtbaums: „Es hat einer Stacheln im Leibe" und „Außen unansehnlich, drinnen 100 Geldstücke" (die vielen Kerne), und „Es ist einer über und über mit Stacheln bedeckt," und „Die Mutter ist stachlicht, die Kinder glatt" und von der überreifen Brotfrucht: „Das Kind hat viel Wasser im Leib." Von einer Schlingpflanze, die nach dem Reifen der Früchte sich zusammenrollt, sagen sie, sie sage zu den Früchten: „Geht, Kinder, ich will mich wie eine Schlange zusammenrollen." Die Banane, deren doldenförmige Früchte herabhängen, wird bezeichnet als „Greis, aber dein Lebenssaft ist jung und frisch." Von einer Frucht, von der sie nur das untere Stück essen, sagen sie „Über dem König sitzt ein Bettler," von verschiedenen Schlingpflanzen, daß sie zu ihren dicken Früchten, die auf der Erde oder auf

dem Dache liegen, sagen: „Dicker, setze dich nur, wir gehen weiter.“ Eine kleine Frucht vergleichen sie „aufgehängten Tonkrügen,“ eine andere „aufgehängten Kämmen.“ Dieselben Vergleiche wiederholen sich in endloser Eintönigkeit.

Sie erfreuen sich an dem „Mann mit Haaren auf den Zähnen,“ dem Mais, dessen Körner die Zähne und die Hülsenfasern der Bart sind, ebenso an dem Gangae, einer maisähnlichen Frucht. Wenn dessen Körner vom Kolben gelöst und geröstet werden, so sagen sie: „In einem zerfallenen Hause (in den Tonkrug wird nämlich seitwärts ein Loch gemacht) tanzen die Teufelskinder.“ Auch zum Kürbis sagt die Pflanze: „Setz dich, Dicker, ich gehe ein bischen weiter,“ oder es heißt von ihm „Die weidende Ziege bleibt an einem Ort, aber der Strick, mit dem sie angebunden ist, wird immer länger.“

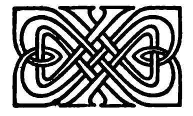
Der Pilz ist „Die schöne Wurzel, schwer zu finden, aber süß zu essen,“ er wird reichlich im Wald in der Regenzeit gefunden: „Im dichten Walde findet man viele kleine Töpfe,“ oder auch „Kleine umgestülpte Becher sind reichlich im tiefen Walde.“

Der dem Zuckerrohr ausgepreßte Saft wird im Hause viel gebraucht, und Zuckerrohr reichlich gegessen. Das Auspressen des Saftes geschieht in der Weise, daß zwei Stangen Zuckerrohr in zwei Löcher eines Brettes gesteckt und dann vermittelst einer Stange umgedreht werden. Davon sagen die Mundaris: „Zwei sinds, die erschrecken, und geben dann süßes Mehl.“ Die Pfefferstaude, den roten Pfeffer, nennen sie: „Das rote Mädchen mit reichem Haar.“

Schließlich muß bei diesem Abschnitt auch noch der Branntwein erwähnt werden, den die Mundaris leider reichlich genießen. Von der Frucht, die zum Branntweinbereiten gebraucht wird, wollen sie nicht viel wissen, obwohl sie oft die Speise der Armen ist: „Das Fleisch der Frucht ist bitter, aber ihr Saft ist süß.“ Aus ihr wird auch Brot bereitet und viel gegessen: „Alle Dinge haben Kleider, eins aber nicht“, denn die Frucht braucht nicht enthülst zu werden. Aber das schönste an jener Frucht, so denken sie, ist doch, daß sie zum Branntwein verarbeitet werden kann: „Droben (im Baum) weiden viele Herden, drunten sammeln die Hirten sie, um sie nach Hause zu treiben“, um nämlich Branntwein zu bereiten.

Und sitzen sie beim Branntwein zusammen, dann hören alle Standesunterschiede auf: „12 (als Zahl der Fülle) Völkerfamilien,

reich an Zahl, wie eine einzige Familie, eine Reisähre." Wohl spotten sie vom Trunkenbold, wenn er liederliche und verletzende Reden führt: „Ein trunkner Elephant weiß seinen Rüssel nicht zu lassen", aber das Trinken — und zwar können sie nicht anders, als übermäßig trinken — lassen sie darum doch nicht. „Reis, rufst du, Reis! Wohl, doch Du mußt zur rechten Zeit kommen", aber Schnaps, das wissen sie, können sie zu jeder Zeit haben, und diese Gelegenheit benutzen sie reichlich. (Schluß folgt.)



Ernst Röttger's Buchdruckerei, Kassel.

Beiblatt
zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

№ 5. September. 1905.

Aus dem Alltagsleben der Mundaris in Chota Nagpur.

Von Paul Wagner, Missionar der Goßner'schen Kolsmission.

(Schluß.)

VII. Tiere als Freunde und Feinde.

Wenn die weißen Ameisen ihre großen, oft mannshohen, Hügel aufwerfen, so vergleicht der Mundari ihren Bau einer Riesenschildkröte: „Wunderbar, daß eine Schildkröte Felsen und Bäume hinaufklettert, hungrig (weil sie viel zerstören) und durstig (weil sie besonders in der Regenzeit ihr Zerstörungswerk tun)", und sie sind so schädlich, wie die Mäuse: „Zwei gute Leute: Nadel und Faden, zwei böse Leute: Termiten und Mäuse". Schlüpft die Maus in ein Loch und sieht man nur den Schwanz, dann sieht er aus, wie eine Nadel: „Im dichten Walde ist eine Nadel in ein Loch gegangen."

Die Bienen lassen sie gern gewähren: „Sum, Sum, Ingwer lassen sie zurück (wegen der gelben Farbe), ihr Kuß ist stechend und sie müssen ihr halbes Leben dabei lassen", und „Hum, Hum, eine gewölbte Metallscheibe sehe ich hängen, einen goldgelben Korb und drinnen Weizenbrot." „An einem spannenbreiten Ort sind tausend Brunnen."

Viele Quälgeister wissen sie zu nennen, einer von ihnen ist: „Der Esser, der keine Zähne hat, der Mann ohne Knochen", der Blutegel. Ein andrer ist die Laus, die sie naiv folgendermaßen beschreiben: „Im Bambuswald grast ein Reh und findet rote Speise, dann wird es nach Handstadt gebracht und verliert sein Leben in Nagelstadt." Ebenso ergeht's ihr nach einem andern Wort: „Im dichten Walde jagt man einen und zerstückelt das Wild auf dem weißen Stein." Dasselbe Schicksal ereilt auch die Wanze.

Der fliegende Fuchs ist „Der Mann, der vom frühen Morgen bis zum späten Abend mit den Füßen nach oben, dem Kopf nach unten hängt“, denn so pflegt er am Baum sich anzukrallen, daß er, die Flügel zusammengezogen, wie ein am Zweig hängender Beutel aussieht, vom Winde leicht geschaukelt.

Der Bär findet sich streckenweise im Lande der Mundaris zahlreich; seine Farbe, bald grau, bald braun und schwarz, verspottet man: „Schmutzfink, warum badest du dich nicht?“, wie die Mundaris von dem Tiger sagen: „Struwwelkopf, warum rasierst du dich nicht?“ Der Tigerkopf ist „Der im Waldesdickicht aufgestellte Wasserkrug.“

An Bäumen und im Garten angerichteten Schaden legt man der Eule zur Last, obschon sie gar nicht schuldig ist, sondern der Papagei: „Der Papagei frißt die Ähren, die Schuld wirft man auf die Eule.“

Die Schlange wird überall gefunden: „Auf dem Berge und in Höhlen hat sich jemand eine Wachhütte gebaut“, wie die Mundaris nämlich zur Zeit der Feldarbeit sich auf den Feldern kleine Laubhütten bauen, um dort zu wachen, daß der Ernte kein Schaden geschieht. Die Vorliebe der Schlangen für Frösche und Kröten gibt den Mundaris den Anlaß zu folgender Rätselfrage: „Ein Toter hat vier Füße; er wird von einem weggetragen, der keine Füße hat, und einer ohne Kopf schaut zu“, letzterer ist der Krebs, dessen Kopf nach ihrer Anschauung noch mit zum Rumpf gehört. Besonders in der Regenzeit fangen sie ihn viel: dann gehn die Männer mit dem Bambusschirm in die Felder und suchen den Krebs: „Hollo, Einfuß“ (fragen sie den Schirm), „wohin geht der Zweifuß?“ (der Mensch) und der Schirm antwortet: „Den Achtfuß zu töten und ins Feuer zu werfen.“ Von den Fischen sagen sie: „In einem Hause (dem Wasser) ist ein Fenster (das Fischnetz); merkwürdig: das Haus kann durchs Fenster hindurch, aber der Hausherr (der Fisch) kann es nicht.“ Die Fischaugen sind „im Wasser schwimmende Perlen.“

Beim Frosch finden die Mundaris das eine so merkwürdig, daß das Wasser des Flusses oder des Grabens ihn nicht wegschwemmt; das wissen sie nicht anders zu erklären, als daß ihnen eine Zauberkraft innewohnt. Wie die Zauberer und Hexen ihre Flüche und Beschwörungen in die kleinen Tonkrüge legen, die sie

überall am Wege verstecken, damit die hineingelegten Flüche (natürlich sind die Gefäße leer) auf die Menschen kommen, so liegen die Frösche am Rande des Grabens oder des Teiches: „Am Ufer liegen die kleinen Hexenkrüge" und von diesen, wie von einer unausführbaren Arbeit, sagen sie: „Holz trägt der Strom hinweg, Hexenkrüge nicht", gerade wie bei den wirklichen Hexenkrügen, die keiner aufhebt, immer in der abergläubischen Furcht, einen Fluch mit aufzuheben.

Der Hund, die gelbbraune Farbe ist vorherrschend, wird einem Baumstamm verglichen, der große knollenartige Auswüchse hat, und den der Holzhauer fällen will; sein Bellen ist der Klang der Axt: „Axtschläge schallen — das ganze Land hallt davon wieder." Sein Schwanz ist: „Der Krückstock, den einer stets mit sich herumträgt", oder auch „Die Zahnbürste, die einer stets bei sich hat", wobei man allerdings wissen muß, daß die Mundaris dazu dünne Baumzweige gebrauchen, wie die Indier überhaupt. Aber fassen läßt sich der Krückstock nicht: wenn jemand das versuchen wollte, dann läuft der Träger mit ihm davon: „Gib deinen Krückstock! Ach, Du läufst davon!" Sonst wird der Hundeschwanz auch noch der Bambussteken genannt, mit dem der Reis, wenn er an der Sonne getrocknet wird, umgerührt wird: „Einer trägt seinen Reissteken mit sich den ganzen Tag herum." Und wenn er bellt, so heißt es: „Es pfeift jemand und das ganze Land zittert", wohl wahr, denn überall antworten ihm die Genossen.

Der grasende Ochse wird so bezeichnet: „Vorne schneidet die Sichel, in der Mitte ist ein großer runder Tonkrug und hinten ein Bambusbesen", die beiden Hörner sind „Zwei Leute, die auf einem Sessel sitzen."

Das kleine Kätzchen spielt so niedlich in der Grube hinter dem Hause und sucht sich dort Nahrung, da kommt der Geier, um es zu holen: „Ein Kind sucht sich Speise, das Kind selbst wird Kindern zur Speise", denn der Geier nimmt das Kätzchen für seine Jungen im Neste mit. Mit dem Geier will überhaupt keiner etwas zu tun haben: „Tausend Falken verkaufen sich leicht, — für einen Geier giebt keiner auch nur einen Heller."

Die frischaufgeworfene Erde des Maulwurfs ist dem verschütteten Reis neben dem Tonkrug zu vergleichen: „Im Walde verschüttet einer Reis aus dem Tonkrug."

Die Schildkröte ist „Der Mann, der sein Haus mit sich herumträgt", aber, wie ein zweites Wort hinzufügt: „Ein Haus ohne Eingang." Nicht schwierig zu erraten ist der Besitzer des Hauses, von dem es heißt: „Es muß ein Königshaus sein, denn es wird niemals gefegt." Gewiß, der Kindesverstand macht sich vom Leben und Treiben des Königs ja so sonderbare Vorstellungen. Er kann es sich nicht anders denken, als müßten dem König und der Königin allerlei Sorgen fremd sein, und besonders alle die, die ihm so groß erscheinen. Ist's da ein Wunder, daß eine Mundarifrau, die täglich alle Winkel des Hauses und alle Ecken des Hofes fegen muß, auf den Gedanken kam, es müßte doch schön sein, im Königshause zu wohnen, denn da würde doch natürlich niemals gefegt? Vielleicht hatte aber der, der das Sprüchwort zuerst sagte, gar schon einmal ein Fürstenhaus gesehen, und dann kann man's ihm erst recht nicht übel nehmen, daß er obigen Gedanken aussprach, denn wirklich, ein indischer Königspalast, wenigstens der von kleinen Fürsten, erweckt jedem Besucher unwillkürlich den Eindruck, als ob dort nie gefegt würde. Aber die Bewohner jenes oben erwähnten Hauses sind nicht König und Königin, sondern — Schweine. Ihr Rüssel wird dem Hammer verglichen: „In der Abfallgrube wühlt ein Hammer", oder auch dem Reisstampfer: „In der Abfallgrube stampft jemand Reis."

Das Hühnerei ist ein wunderbares Ding: „Von einer Kuh kommt ein Knochen (das Ei) und aus dem Knochen ein Kälbchen" oder „Ein Wunderrettig, denn er trägt Frucht ohne Stiel" oder: „Königskörbe, von denen niemand den einen auf den andern stellen kann," oder auch „Singbongas (des Schöpfergottes) Reisballen, die niemand aufeinanderstellen kann."

Daß in ihren Volkserzählungen, Märchen und in ihrer Mythologie die Tiere eine große Rolle spielen, wird aus dem Erwähnten wohl ersichtlich sein. Die Mundaris, ein Naturvolk, stehen der Natur noch ganz nahe, und überall sehen sie in der Tierwelt Freunde oder Feinde.

VIII. Tägliche Leiden und Freuden.

Von unzähligen Leiden, die ungeahnt kommen, ist der Mensch bedroht, sagen die Mundaris, darum muß man alle Vorsicht anwenden. Der Gefahr, die man sieht, kann man entgehn, nicht aber

weiß man, was für Gefahren einem aus dem Laub der Blätter, aus dem Wasser und wer weiß woher sonst noch, anfliegen. Sie nennen das Leiden einen Hexenpfeil und der kann von überall her unerwartet kommen. Das ist der Sinn des Wortes: „Es zieht einer im Wasser Sandalen an und unter dem Baum spannt er den Schirm auf." Ihm ist nämlich das Unglück etwas ganz Wirkliches und, wenn auch unsichtbar, Körperliches, und das kann seiner Meinung nach auch äußerlich abgewandt werden. Kommt der Hexenpfeil aus der Tiefe, dann wehrt ihn die Sandale ab, kommt er aus dem Laub der Bäume, dann fängt ihn der Schirm auf."

Überall sieht der Mundari Gespenster oder Teufel. Das langwallende Waldgras, das in Büscheln wächst, erscheint ihm als Teufelshaar: „Mitten im Walde sind Teufelsköpfe mit ungekämmtem, langem Haar." Ihn verfolgt das unbarmherzige Schicksal überall, nur die Großen und Reichen, die Könige und ihre Brotherren, die Großgrundbesitzer, sind gegen das Schicksal gefeit: „Ein hoher Name, da gibt's kein Schicksal," denn das Schicksal ist ihm nur die Quälerei der Teufel, also nur böse; aber an die Großen wagt sich kein Teufel.

Der Mensch, dessen Leben Arbeit und dessen Lebensende der Tod ist, ist zu beklagen: „Ein ganzes Leben lang Reis, im Tod wird er zur Erde."

Die Zunge muß er hüten. Sie ist nicht nur „Der Büffel, der im feuchten Lande weidet" oder „Der große Fisch, der sich im Wassergraben ausstreckt," sondern gibt auch Zeugnis von des Menschen Herz: „Wes Zunge hin und her redet, des Herz ist trüglich." Und wer sie recht gebraucht, wird langes Leben haben: „Zorn frißt des Menschen Leben, Freundlichkeit ist Lebensrettung." Der Mensch sucht viele Entschuldigungen, nur sich selbst klagt er nicht an: „Wer nicht tanzen kann, sagt, der Tanzplatz sei schuld." Dankbarkeit kennen wenige: „Deine Speise werde ich essen, aber schaden will ich dir." Verleumdung und leichtfertiges Urteil wird viel gefunden: „Er geht — man sagt: er tanzt; er redet — man sagt: er hat gesungen." Das Wort führt zur Tat und je besser jemand die Zunge gebrauchen kann, desto größer wird auch seine Kraft sein: „Wer nicht reden kann, kann auch nicht schlagen." Und, wer könnte dem Streit ganz aus dem Wege gehn? „O Bruder, d. h. Streit; kein Bruder — kein Streit!"

Wenn nur jeder mit seinem Los zufrieden wäre! Glück und

Leid ist jedem nach Maß zugeteilt. „Die Großen haben einen langen Bambusstock, die Kleinen einen kleinen.“ Der Neid und die Habsucht haben schon manchen zugrunde gerichtet: „Wer tut, wie er andre tun sieht, verliert noch, was er selbst hat.“

„Als der Vater lebte, war Reichtum da; zur Zeit des Sohnes nur eine Kürbisflasche,“ das Zeichen des im Lande umherziehenden Bettlers, eine aus einer ausgehöhlten Kürbisfrucht hergestellte Wasserflasche. Und wer soll die Schulden bezahlen? Sie müssen auf Heller und Pfennig abgetragen werden: „Ein Elephant ging durch die Tür durch, der Schwanz aber nicht,“ der wurde festgehalten.

Eine große Freude haben die Mundaris über den Markt. Da es nun langweilig wäre und sich auch nicht lohnen würde, täglich auf denselben Dorfmarkt zu gehn, so haben es die nächstliegenden Dörfer so eingerichtet, daß der Markt bald hier bald dort abgehalteu wird und so treffen sich die Leute dann stets auf einem andern Markt, bis die Reihe herum ist. Aber zum Basar muß jeder hingehn: „Ist's kein Zweipfennigstück, dann ist es ein Pfennig, aber dann ins Gewühl des Marktes hinein!“, das ist ihre Losung, und wenn ihnen dabei auch das Kupferstück verloren geht, wie es oft geschieht: „Was in der Hand war, verschwand, alles andre auch noch,“ denn die Kauflust reizte zum Borgen.

Wenn sie dann spät am Abend nachhause kommen, dann setzen sie sich ans Feuer, wenn's irgend geht; oder wenn's gar zu heiß ist, unter einen Baum, oder auf den Begräbnisplatz auf die kühlen Steine, und trommeln und rauchen ihre Pfeifen und reden. Wovon sie reden? Nun, alle die in dieser Schrift erwähnten Sprüche, Fragen und Rätsel bieten ihnen reichen Stoff, wie ich denn auch diese dort gesammelt habe. So klein ihr Gesichtskreis ist, alles ziehn sie in ihn hinein und erklären sich's auf ihre eigene Weise.

Die Trommel ist, wie schon an andrer Stelle erwähnt, ein Ruhestörer, aber sie ist ihnen doch ein rechter Tröster, wenn sie auch von ihr sagen: „Wenn man einen berührt, schreit er im Zorn auf.“ Der Tabak, mit Kalk vermischt, ist ein beliebtes Genußmittel, darum werden die reich, die Tabak pflanzen: „Der Tabak ist ein langes Blatt: reich wird, wer es hat, denn es wächst in der Hand.“ Während nur die Männer den fein geriebenen Tabak kauen, ist die Hukka, die Wasserpfeife, bei Männern und Frauen zu finden. Die gewöhnliche Hukkapfeife hat unten eine Kokusnuß als Wasserbehälter,

ist daher leicht zu halten. Bei der Feldarbeit kann man die Männer die Hukka in einer Hand halten sehen, während sie mit der andern den Pflug führen, der Reiter zu Pferde hat sie in der einen Hand, während er mit der andern den Zügel oder Strick des Pferdes hält, auf den Markt, auf Besuche nehmen sie die geliebte Pfeife mit und das Anbieten der Hukka ist das erste Freundschaftszeichen. In der Kokosnuß sind zwei Löcher, das eine oben, um das lange Rohr in den unteren Wasserbehälter zu führen, das andere an der Seite; entweder wird die Hand so angelegt, daß man sie als Mundstück gebraucht, oder es wird ein kleines Holzmundstück hineingesteckt. Oben auf das Rohr steckt man einen trichterförmigen Tonaufsatz, in den der Tabak kommt. Das Loch des Tontrichters wird mit einem kleinen Stück Tonerde oder einem Stein, oder einem Stück von einem zerbrochenen Tonkrug leicht bedeckt, darauf wird der Tabakkuchen gelegt und oben darauf einige Kohlen.

Einer hat das Geschäft übertragen bekommen, die Kohlenglut anzufachen und sind sie ordentlich durchgeglüht, dann gibt er sie dem Freunde. Bei Besuchen, die er besonders ehren will, macht es der Hausherr selbst oder jemand aus seinem Haus, die Frau, einer der Söhne oder eine der Töchter. Wenn ein großes Mahl hergerichtet wird, es ist stets eine Abendmahlzeit, dann hocken alle Gäste, die Männer gesondert, in einem Kreis die Alten, in einem andern die Jungen und drinnen, oder in der Veranda des Hauses, jedenfalls aber abseits, die Frauen, und dann geht die Hukka von Mund zu Mund, jeder tut einige Züge und ein Diener muß stets bereit sein, einen neu gefüllten Tonaufsatz bereit zu halten, wenn ihm die ausgebrannte Pfeife hinübergereicht wird. Die Leute hocken sich dann nieder in einer für uns Europäer einfach unmöglichen Stellung. Sie sitzen überhaupt nicht, sondern hocken nur nieder, indem nur die Füße den Erdboden berühren. Das ist ihnen das Bequemste und stundenlang können sie in derselben Weise hocken bleiben. Haben sie auf einem Stein gesessen, dann halten sie es nicht lange aus, sie müssen erst wieder eine Zeit in ihrer Weise sich ausruhen.

Und dann werden sie nicht müde, sich alle ihre kleinen Leiden und Freuden zu erzählen, dann reden sie von ihren Sagen, von ihren Familiengeschichten und wenn's auch immer dieselben alten Geschichten sind, oder ganz alltägliche Dinge. Dann vergessen sie

alle ihre Sorgen. Man sieht's ihnen schon an, wenn sie sich so behaglich niedersetzen, daß sie gar nichts von Sorgen wissen wollen. Am behaglichsten ist es ihnen dann, wenn sie die geliebte Hukka mit beiden Händen anfassen und sie nur loslassen, um sie dem Nachbar zu geben.

Von der Hukkapfeife heißt es: „Wenn es heiß ist, dann blüht die Pflanze (vom Feuer gesagt); wenn es Abend wird (von der Dunkelheit der erlöschenden Kohlen), verblüht sie; wenn Wind weht, fliegt sie fort." Oder: „In einem Teich steckt ein Pfahl; auf dem Pfahl sitzt jemand (von dem tönernen Aufsatz gesagt), und drinnen in seinem Hause ist Reichtum: der Reichtum verbrennt, das Haus aber nicht." Oder: „Oben machen sie Feuer an, darunter kochen sie."

Von der verheerenden Macht des Feuers sagen sie: „Es hat einer weder Knochen, noch Fleisch oder Blut, aber wandert doch im ganzen Land umher." Und von der Frühjahrszeit, wenn sie große Strecken Waldes an den Bergesabhängen und auf den Bergen abbrennen, spricht das Wort: „Ohne Füße besteigt einer den Berg bis nach oben hin, und ißt viel, obwohl er keinen Mund hat." Was das Feuer übrig läßt ist nicht viel, nur die Asche: „Es hat einer das Laub und die Zweige dazu gegessen und nur Reismehl übrig gelassen." Wenn der Blitz herniederfährt, dann heißt es: „Im Dunkel (die dunklen Wolken) sitzt ein weißes Huhn hoch oben und gackert unten auf der Erde (Donner)." Die Nacht wird der schwarzen Henne verglichen: „Es brütet eine schwarze Henne und hat ein weißes Junge (das Licht der Morgendämmerung)." Die Sterne sind, wie die Maiskörner auf einem Teller: „Kannst du die Maiskörner auf dem großen Blätterteller zählen?"

Eine wunderbare Vergleichung ist die von Sonne und Mond, von denen die Mundaris sagen: „Es sind 2 große Kuhfladen in der Welt!" Zur Erklärung dieser geschmacklosen Anschauung muß man bedenken, daß der Kuhdünger bei diesem Volk eine große Rolle spielt. Die armen Leute sammeln ihn überall auf und formen ihn zu runden Kuchen, die sie an der Sonne trocknen, und wenn sie getrocknet sind, gebrauchen sie sie als Brennmaterial. Meist kleben sie diese runden Düngerfladen an die Wände ihrer Häuser, und es ist ein seltsamer Anblick, in einem Dorf Haus für Haus und an den ganzen Außenwandflächen Reihe über Reihe von diesem wenig appetitlichen Haus-

schmuck zu sehn. Dieser Gebrauch allein erklärt auch obiges seltsame Wort.

Sonst heißt es von Sonne und Mond: „Zwei Wandrer wandern Tag und Nacht," und die Sonne wird naiv genannt „Ein Öllämpchen erleuchtet die ganze Welt," und ein anderes Wort nennt Sonne und Mond „Zwei große Banyanenbäume (sehr dicht belaubt, die Ficus Indica) geben der ganzen Welt Schatten."

Vom Wind und Wasser heißt es: „Zwei Tyrannen gibt es in der Welt," weil sie gegen sie keinen Schutz wissen, und vom Wind und der Sonnenglut: „Zwei Kinder worfeln den ganzen Tag Reis," was so viel bedeutet, als unermüdlich tätig sein.

Des Menschen Auge ist „Der Mann der bald ganz nahe ist, bald in weiter Ferne." Das Haar ist „Ein dünner Bambus, den niemand spalten kann," und so sonderbar es auch klingt, „Das Gemüse, das keiner essen kann!" Und, weil die Laus doch einmal nach dem gewöhnlichen Verstande der Mundaris zum Haar gehört, so sagen sie: „Eine Herde Büffel ist im schwarzen Walde angebunden," schwarz, weil das die Haarfarbe der Mundaris ist. Die Haartracht der erwachsenen Mädchen und Frauen, der Haarwulst an der Seite, ist „Die Wachthütte (wie auf dem Felde) auf einem schwarzen Berg," der Kamm ist „Der Mann, der auf den Berg steigt und von unten bis in die Krone der schwarzen Bäume klettert."

In der Regenzeit arbeiten die Mundaris draußen geschützt unter ihren großen aus Blättern geflochtenen wasserdichten Hüten, oder eigentlich großen Kappen, die sie, wenn sie sich niederhocken, fast völlig bedecken, die Hukka aber findet doch noch Platz drunter und die Wasserdichtigkeit dieser Regenkappen wird am besten dadurch bewiesen, daß die Mundaris, von ihnen bedeckt, auch ganz behaglich rauchen können. Wenn sie so dasitzen, dicht beieinander und der Regen leise träufelt oder auch in dichten Strömen herabkommt, dann scharen sich auch die Tiere um sie. Wie freuen sie sich am Klang der Kuhglocken, die freilich nicht aus Metall sind, sondern es sind große ausgehöhlte Klötze mit 2, durch Bastband oder Kokosnußband oben durchgelassenen Klöppeln. Diese Glocke ist „Ein abgerupftes Huhn, das laut gackert."

Wenn nicht gerade ein großes Essen ist, dann gehen die Mundaris bald zur Ruhe. Am Morgen sind sie aber auch schon

lange vor Sonnenaufgang wieder auf und ihr Tagewerk beginnt von neuem auf dem Felde.

Wenn auf ihrem Feld kein Unkraut wächst, (von ihm sagen sie: „Auf dem Felde Unkraut ist dasselbe, was Schwindsucht unter den Krankheiten ist), dann sind sie zufrieden und gehen fröhlich ihrer oft beschwerlichen Arbeit nach. Die Arbeit auf dem Felde ist ihnen doch die liebste und der Mundari freut sich, wenn sie wieder ordentlich anfängt.

Schlußwort.

Die in Anführungszeichen gesetzten Worte der vorstehenden Seiten sind wörtliche Übersetzungen der Redeweisen der Mundaris und habe ich mich auf diese Worte allein beschränkt und nur das Allernötigste zur Erklärung beigefügt.

In der angedeuteten Weise haben die Urväter der Mundaris gelebt und so lebt auch das heutige Geschlecht. Von der weiten Welt haben die Mundaris kaum eine klare Vorstellung, ja ihre Begriffe gehen da oft merkwürdig durcheinander.

Vor einigen Jahren erzählte ich einmal einigen Mundaris von den Wirren in China. Sie hörten aufmerksam zu. Zum Schluß fragte mich ein weißhaariger Alter: „Herr, du erzählst so viel von dem fernen Lande, das ist gewiß sehr weit?“ „„O ja, das ist sehr, sehr weit.““ „Herr“, fragte er dann weiter, „das ist wohl noch weiter, als das Reichsgericht?“ Was das Reichsgericht ist, davon wußte er natürlich nichts weiter, als daß das in Kalkutta ist, und daß die Helden, die ihre Rechtssache wirklich bis zum Äußersten durchfechten — eine große Seltenheit, die ihm in seinem langen Leben nur von einem Einzigen erzählt war —, erst nach vielen Wochen zurückkehrten. Also, so schloß er, muß „Reichsgericht“ wohl ein sehr fernes Land sein, aber kaum glaublich schien es ihm, daß es noch fernere Länder geben sollte.

Manches ist ja anders geworden: Die jetzt heranwachsende Generation wird in Schulen erzogen, die sogar bis zum Besuch einer indischen Universität vorbereiten. Aber es sind doch nur wenige, die das Ziel erreichen. Den weitaus meisten ist die Schrift noch immer der wunderbare „Schwarze Samen auf dem weißen Acker.“ Die weite Welt ist ihnen ein Wunderland, von dem sie nur durch

zurückgekehrte Auswanderer Wunderdinge gehört haben. So sagen sie z. B. von etwas ganz unerwartet Schönem oder Wunderbaren es müsse etwas aus Kalkutta sein. So nennen sie das Ei einen „Kalkutta-Rettig", „eine Blume ohne Stiel."

Unsere Mission hat seit mehr als einem halben Jahrhundert unter den Mundaris gearbeitet, und das Christentum ist unter diesem Volk eine Macht geworden, denn es hat vieler Herzen umgewandelt. Daß in der Zeit des heutigen Verkehrs manches zu ihnen gekommen ist, was nichts weniger als ein Ruhm unsrer Kultur ist, braucht nicht gesagt zu werden. Wir Missionare streben danach, das Volk in seiner Eigenart zu erhalten. Durch die Mission ist dem Volke seine Sprache gerettet; dem Senior unsrer Mission, Dr. A. Nottrott, hat das Volk es zu danken, daß es eine Schriftsprache hat, in der bereits das ganze Neue Testament übersetzt ist, wie auch verschiedene Teile des Alten Testaments und einige kleinere Schriften. Das Christentum hat unter ihnen herrliche Früchte gereift, einige Charaktere, wie die der alten Patriarchen, und das Christentum allein bietet Grund zu der Hoffnung, daß dies Volk in seiner liebenswürdigen Eigenart erhalten bleibt.

Was ein eingeborener Pastor, ein Mundari, jedem Einzelnen im Volke sagte, das gilt ebenso auch von dem ganzen Volk, der Hinduismus kann es nicht retten, das kann nur das Christentum. Sein Wort lautet:

„Geh' zum Ganges, da wirst du viel Wasser finden,
geh' zum Schwiegervater, der wird einen Bock schlachten,
geh' zur Branntweinbude, das wird dein Elend sein,
geh' zu Christus: das wird dein Heil sein!"

Aus der Indianermission der Protestantischen Episkopal-Kirche in Alaska.

Was die Mission in den dünnbevölkerten arktischen Gebieten besonders beschwerlich macht, sind die weiten Reisen. Dazu braucht der Missionar einen gesunden Körper und eiserne Willenskraft. Beides besitzt Bischof Rowe, der Vorsteher der protestantischen bischöflichen Mission in Alaska, in hohem Maße. Als junger Mann hatte er in Kanada eine Vorschule dazu durchgemacht. Im Sommer auf kleinen Booten, im Winter auf Schneeschuhen ging er den Indianern am Huron nach und bewies ein glänzendes Geschick im Sammeln und Organisieren von Gemeinden. Als man ihn 1895 für Alaska berief, war er eben im Begriffe einen Dienst im Süden zu suchen. Hätte ihn und seine Gattin nicht der Gehorsam gegen Gottes Willen geleitet, so wären sie lieber in ein milderes Klima gegangen. Nun aber schreckt ihn weder Sturm noch Frost. In einer Ausdehnung von 3200 km längs des Yukon von Eagle City bis zur Mündung erstreckt sich das Missionsgebiet, welches bisher keine andere Gesellschaft ihm streitig macht. Auf diesem weiten Gebiete liegen sieben Hauptstationen. Um sie zu besuchen, muß er sich des Hundeschlittens bedienen, d. h. der bischöfliche Ornat, Zelt, Kochgeschirr, Äxte und Lebensmittel auf mehrere Wochen für Hunde und Menschen werden aufgeladen, der Bischof aber geht zu Fuße. Die Füße würden ihm bald erstarren, wenn er sich mit auf den Schlitten setzen wollte. Aber auch der Weg ist gar nicht dazu angetan. Selbst das Eis des Flusses, welches solange als möglich benutzt wird, ist keine ebene Fläche, sondern mit runden Erhöhungen bedeckt, zwischen denen der Schlitten auf und ab schaukelt. Da gilts den Handgriff der Stange am Ende des Schlittens festzuhalten, um das Umwerfen zu verhüten, und wenns auch oft einen Ruck gibt, als würde der Arm aus der Schulter gerissen. Ist die Wegspur verweht, muß der Bischof den Hunden voraus sie suchen, auch oft mit der Axt Bahn schaffen. Gehts gegen den Wind, so schlägt ihm der Schnee wie Schrotkörner ins Gesicht. Schließlich versagen die Hunde, ihre Augen sind vom Froste geschlossen. Da klettert der Bischof am felsigen Uferrande 100 Fuß hinauf, wo er Holz zum Feuer findet; am Seile zieht er seine Sachen hinauf. Es kann geschehen, daß ihn der Sturm nötigt,

noch eine Nacht auf derselben Stelle zu liegen. So feierte er einmal seinen Geburtstag mit Holzspalten und Warten in der Wildnis. Schlimmer ists noch, wenn Wasser auf dem Eise steht oder der Bischof mit den Hunden durchbricht, daß er ganz durchnäßt weiter wandern muß. Wirds gar zu schwierig durch das Labyrinth von Inseln und Wasserstellen sich durchzufinden, dann gehts die Felsen hinauf zum Umweg durch den Wald. Auf diese Weise schneidet man auch Krümmungen des Flusses ab; aber was sind das für Wege, wo das Weidengebüsch ins Gesicht streift, die Fichtenäste den Schnee in den Nacken schütteln und bei jedem dritten Schritte der Fuß bis ans Knie in den weichen Schnee taucht. Bei 50° Kälte (F.) zog eines Tags der Bischof unter lauten Zurufen an die Hunde den Schlitten bergan; nur immer einige Fuß, dann mußten sie ruhen. Die weite Fernsicht auf der Höhe war ein geringer Trost. Da auf dem Bergrücken gegenüber liefen Renntiere zu tausenden. Wenn dann nur das Wetter von oben günstig ist! Aber am Abend hat vielleicht die Mondsichel über den Klippen gestanden und am folgenden Morgen ist der Himmel dicht bewölkt, der Sturm jagt den Schnee, daß man die Augen nicht öffnen kann und selbst die Weidenäste, mit denen der Postbote den Weg bezeichnet hat, sind nicht mehr sichtbar. Und nun die Nächte unter dem Polarhimmel! Rings stille Einöde, man hört nur das Krachen des Eises, ab und zu fernen Donner und ganz in der Nähe das Heulen der Wölfe wie die Stimmen böser Geister. Die Hunde drängen sich mit den Menschen ums Feuer. Droben am Firmamente strahlts und flimmerts in den wechselnden Farben und Formen des Nordlichts. Kein Schlaf ist zu finden in der eisstarrenden Nacht, früh um 3 Uhr treibts schon den Reisenden fort. Eine furchtbare Fahrt machte der Bischof im Frühwinter 1904 von Fairbanks nach Valdez. Tiefer Schnee, dichter Nebel und 70° F. unter Null. Die Bischof erfror sich die Finger, die Hunde winselten und hoben ihre blutenden Füße hoch. Einmal fiel der Bischof einen Abhang hinunter, Schlitten und Hunde hinterdrein, zum Glück war die Verletzung gering. Aber die Fahrt ging zu langsam, die Lebensmittel wurden knapp. Um Futter zu sparen, wurden drei Hunde erschossen, die anderen rasten vor Hunger, der Bischof hatte seinen letzten Zwieback verzehrt, und noch lag eine weite Strecke vor ihm — drei unvergeßliche Tage! Endlich war die Blockhütte der Post am Kupferflusse erreicht. Ach wie schmeckte da das Brot!

Eine Freude ists', wenn vollends das schützende Dach einer Missionsstation winkt. Am Morgen des Sylvestertages war Rowe noch 13 Stunden von Circle City entfernt, wo die Gemeinde ihn am Neujahrsfest erwartete. Ohne Ruhepausen strebte er dem Ziele zu und er kam gerade noch zurecht, um nach Waschen und Essen gleich zur dichtgefüllten, erleuchteten Kirche zu gehen, wo alles was an Weißen und Roten in Circle lebte, versammelt schien. Der Bischof konnte kaum die Glieder rühren und mußte den Füßen mit der Hand nachhelfen, aber sein Herz freute sich des erhebenden Gottesdienstes.

Doch genug von diesen Reisenöten! Ein schlimmeres Missionshindernis ist am Yukon das Einströmen einer weißen Bevölkerung infolge der Goldfunde. Mit ihr strömt eine Flut von Sünde ins Land. Wie soll die Predigt eines Weißen Eindruck auf den Indianer machen, wenn 50 andere Weiße Glauben und Sitte mit Füßen treten! Wie soll der Heide das Verderbliche des Whisky einsehen, wenn Leuten einer höheren Rasse und Intelligenz das Feuerwasser als höchstes Gut gilt? Wie soll er Keuschheit und Achtung der Frauen lernen, wenn die Weißen alle Augenblicke Indianerfrauen wegnehmen? Die Unabhängigkeitsliebe des Indianers kommt der Versuchung zu Trägheit und Laster nur zu leicht entgegen. „Das ist die große Indianerfrage, fast scheint sie unlösbar und das Übel unüberwindlich. Aber wir wissen, daß es bekämpft werden muß und dieser Kampf ein Gotteswerk ist, ein Teil des großen Kampfes, den die Kinder des Lichtes gegen die Mächte der Finsternis führen und immerfort führen müssen." Überall am Yukon geht nun mit der Indianermission der Dienst an Weißen Hand in Hand. Eine Zeitlang war Circle City, 144 km flußaufwärts von Fort Yukon, die größte Blockhausstadt der Welt, jetzt ist es verödet, viele Hütten zu Brennholz abgebrochen, viele leer und herrenlos. Ein eingeborner Diakon, „Pastor Joseph" und eine tapfere Missionarin, Miß Woods, pflegen die Indianerchristen am Orte. Die Weißen sind größtenteils nach Fairbanks verzogen (am Tanana, einem Nebenflusse des Yukon), wo 1904 eine Stadt von 10000 Einwohnern wie ein Pilz aus der Erde aufgeschossen ist. Noch im Februar 1904 fand Rowe erst 500 Leute. Im Oktober stand der stattliche Holzbau der Matthäikirche fertig da, sie ist auf tausende von Quadratmeilen das einzige Gotteshaus. Eine Gardine vor dem Altarraum verwandelt sie in eine Lesehalle. Archid. Stuck, der in einem kleinen Anbau auf der Rück-

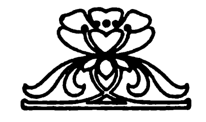
seite wohnt, hat 1000 Bände gestiftet, die jeden Abend bis nach 11 Uhr von Goldgräbern benutzt werden. Neben der Kirche steht das Hospital, in welchem Miß Carter, „der gute schwarze Engel,“ mit einer Gehilfin arbeitet.

Von Fort Yukon aus kamen die Protestantischen Bischöflichen Amerikaner in Berührung mit der englisch-kirchlichen Mission der Mackenziediözese und übernahmen von ihr Indianerchristen an der Grenze. In Eagle City, sechs Tagereisen von Circle, arbeitet noch der englisch-kirchliche Missionar Hoare an 100 Indianern und 400 Weißen.

Die ältesten und bedeutendsten Indianergemeinden finden sich am Unterlaufe des Flusses in Anwick, Tanana und Rampart. Unterstützt von Schwestern, die an den Frauen und Kranken dienen, haben hier die Missionare den Einfluß der heidnischen Medizinmänner gebrochen. Der Schulunterricht offenbart gute Wirkungen, Sägemühlen liefern Holz zum Bau besserer Christenhäuser. Chapmann und Prevost haben die Sprache des Volkes zur Schriftsprache erhoben. Ein patriarchalisches Verhältnis verbindet die Christen mit dem Missionar. Er ist ihr Gesetzgeber, Richter, Polizist, Schiedsmann, Arzt und ihr Vermittler mit der Welt draußen. In allen Dingen, vom kleinsten bis zum größten, suchen sie bei ihm Rat und Hilfe. Ihre Dankbarkeit ist oft überraschend, namentlich äußert sie sich in großer Gebefreudigkeit. Baar Geld ist rar, ihre Gaben bestehen vielfach in Sachen: Kerzen, Seife, gestickte Beutel, Mokassins usw. Bei dem ärmlichen Leben des Volkes bedeutet es sehr viel, wenn die Missionskollekte von 60 abendmahlsberechtigten Indianern in Fort Yukon sich auf 25 Dollar beläuft. Und wenn 150 Indianerchristen in Eagle ihre Gärten zur Baustätte für Kirche und Schule schenken, so ist das ein großes Opfer, denn das Ebnen und Anlegen der Gärten ist ein Werk jahrelanger Mühen. Mit Recht schreibt das prot. bischöfl. Missionsblatt: „Wenn alle Glieder unserer Kirche in den Vereinigten Staaten es so machten wie diese Indianer, müßte das Wort Defizit aus unserem Wörterbuche verschwinden.“

Schließlich sei bemerkt, daß dieselbe Kirche im fernen Norden, in Point Hope, auch eine Arbeit unter Eskimo treibt. Die Gemeinde zählt nur sieben Abendmahlsberechtigte, aber alle 500 Eskimo, denen der Missionsarzt Dr. Driggs seit 1890 sich widmet, halten den Sonntag; die Polygamie ist verschwunden; es kommt nicht mehr vor, daß

man Sterbende bei jedem Wetter aus der Hütte entfernt oder das Betreten der Hütte durch Fremde mit abergläubischer Furcht zu verhindern sucht. Die Wohnungen sind verbessert, Seife und Handtücher sind im Gebrauch. Die meisten Jüngeren haben in der Schule englisch gelernt, sodaß sie mit Weißen sich verständigen können. Die üblen Einflüsse der Walfischfänger, namentlich der von ihnen eingeschleppte Branntwein wird entschieden bekämpft. So genießt auch das früher arg verwilderte Häuflein an der Beringstraße die Segnungen christlicher Erziehung. (Nach dem „Spirit of Missions" 1905).



Ernst Röttgers Buchdruckerei, Kassel.

Beiblatt

zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

№ 6. November. 1905.

James Gilmour, Missionar unter den Mongolen.

Von Pfarrer Strümpfel in Sachsenburg.

1. Die Mongolen einst und jetzt.

Mongolen, d. h. die Tapferen, so nannte sich ein Zweig der großen uralisch-altaischen Völkerfamilie, welcher nach dem Vorgange der stammverwandten Hunnen, Avaren und Türken auf Eroberung auszog, mittelgroße, schiefäugige Reiter mit spärlichem Bartwuchs, deren Heimat in der Osthälfte der großen Steppe Hochasiens lag. Einer ihrer Khane (Fürsten), der 1155 geborene Temudschin, der sich seit 1202 Dschingis-Khan (Großfürst) nannte, wußte sie zu einigen und begründete bis zu seinem Tode 1227 unter furchtbaren Menschenschlächtereien ein von Peking bis zur Wolga sich erstreckendes Reich. Seine Söhne und Nachfolger drangen bis Ungarn und Polen vor, vor dem Ansturm ihrer Horden erlag 1241 ein großes deutsches Heer auf der Walstatt bei Liegnitz. Aber schon begann durch innere Fehden der Zerfall des gar zu schnell errichteten Riesenbaues. Nur der im Bereiche des alten Kalifats von Bagdad mohammedanisch gewordene Teil brachte es zu längerem Bestande und erreichte seine Blüte im glanzvollen Reiche der Großmogule Indiens.

Die heutigen Bewohner der Mongolei, die man auf kaum 3 Millionen schätzt, erinnern wenig mehr an jene tapferen Krieger Dschingis-Khans. Die alte militärische Stammesverfassung besteht zwar noch, aber der kriegerische Geist ist erloschen. Das ist die Folge der chinesischen Diplomatie, welche unter kluger Benutzung der inneren Zwistigkeiten die Khane durch Gunstbezeugungen, Verheiratung mit Mandschuprinzessinnen und Jahrgehalte derart zu fesseln wußte, daß 1691 auch die letzten Kalkhas die Oberhoheit der Mandschu anerkannten; namentlich aber ist es die Folge der

vom Hofe zu Peking aus kluger Berechnung beförderten Einführung des tibetischen Buddhismus. Zur Zeit ihres Völkersturmes hatten die Mongolen zwar schon das Christentum in Gestalt der nestorianischen Kirche kennen gelernt, die bis nach China verbreitet war. Aber trotzdem die den syrischen entsprechenden Schriftzeichen der Mongolen heute noch den nestorianischen Einfluß bezeugen und die Priester dieser Kirche am Hoflager Dschingis-Khans hochgeachtet waren, so übte doch die in überlieferten Formen erstarrte syrische Kirche zu wenig Missionskraft auf die ihres Schamanentums überdrüssigen Mongolen aus. So war ein Teil dem Islam zugefallen, der in Persien eine relativ hohe Kultur vertrat. Im alten Stammlande aber war seit dem 16. Jahrhundert der Lamaismus herrschend geworden. Durch ihn ist die alte Kraft des Volkes endgiltig gebrochen. Mehr als die Hälfte der Männer sind jetzt ehelose Lama, die vom 6. Jahre ab in den Klöstern für das Herleiern der heiligen Schriften in der unverstandenen tibetischen Sprache und für das ganze abergläubische System erzogen sind. Hinter den Einfluß dieser trägen, sittenlosen Kaste ist der des Adels und der Khane ganz zurückgetreten. Als friedliches, gutmütiges und gastfreies Hirtenvolk ziehen die Mongolen jetzt im Sommer auf ihren Weideplätzen umher und richten im Winter an bestimmten Plätzen ihre Filzzelte (Jurte) bei einander auf. Wallfahrten, Rosenkranzbeten und die Lama füttern, gilt für Haupterweis der Frömmigkeit.

Im großen Buddhakloster zu Urga, wo der an abgöttischer Verehrung dem Dalai-Lama von Tibet gleichstehende Bogdo-Lama residiert, sollen 10 000 Mönche hausen. Neben diesem großen Heiligtum ist in Urga der Hauptstapelplatz des russisch-chinesischen Tauschhandels, dessen wichtigste Straße von Kalgan an der großen Mauer über Urga nach Kiachta an der sibirischen Grenze führt. Daneben ist Urga auch der Sitz eines der beiden chinesischen Ambane, die das Land regieren und eine stattliche russische Kolonie bezeugt den je länger je mehr sich ausbreitenden russischen Einfluß.

2. Die Londoner Mission unter den Buriäten.

Ein den Russen unterworfener Mongolenstamm, die Buriäten, westlich und östlich von Irkutsk, hatten 1809 die heiligen Bücher aus Tibet auf 30 Wagen eingeholt und 12 000 Haupt

Vieh dafür bezahlt. Aber in den Zelten sah man noch immer auch schamanische Götzenbilder. Da kamen zwei in Petersburg zum Christentum bekehrte Buriäten zu der russischen Bibelgesellschaft mit der Bitte um das Wort Gottes für ihr Volk. Die Sekretäre dieser Gesellschaft, Paterson und Pinkerton, wandten sich 1817 deshalb an die Londoner Mission. Diese sandte 1818 den Engländer Stallybraß und den Schweden Rahmn als erste Sendboten aus. In Moskau erhielten sie von Zar Alexander I. das Versprechen seiner Unterstützung und Fürbitte und überall wetteiferten infolge der kaiserlichen Gunst die Beamten in entgegenkommender Fürsorge. In Selenginsk ließen sich die Missionare nieder, lernten die Sprache und verbreiteten Traktate und Evangelien. Der Herrnhuter J. Schmidt hatte mit Hilfe jener christlichen Buriäten in Petersburg das Ev. Matthäi und Johannis übersetzt. Im Laufe der Jahre übersetzten dann die Missionare das ganze alte Testament und revidierten das von der russischen Bibelgesellschaft 1824 herausgegebene Neue Testament, so daß es 1846 als ganz neue Arbeit in London erscheinen konnte. An Stelle von Rahmn, dessen Frau das Klima nicht vertragen konnte, waren 1820 Swan und Yuille als Mitarbeiter eingetreten und Swan hatte 1823 in Onagen Dome eine zweite Station angelegt. Auf weiten Ritten durchs Land verkündigten die Missionare in den Mongolenzelten das Evangelium und brachten ärztliche Hilfe, aber die unsäglich aufreibende Arbeit schien lange vergeblich zu sein. Drei Missionarsfrauen erlagen dem sibirischen Klima, die tapferen Männer hielten aus. Endlich schien es, als ob das Evangelium Wurzel fassen wollte, die Zahl der Christen und Taufbegehrenden mehrte sich; da machte unter Zar Nikolaus 1841 ein Dekret des heil. Synod dem gesamten Missionswerke ein Ende. Die Missionare haben diese Katastrophe lange überlebt, Swan starb 1866, Stallybraß erst 1884, im Alter von 91 Jahren. Namentlich Frau Swan regte die Londoner Mission, deren eifrige Freundin sie bis zu ihrem Tode 1890 war, immer wieder an, der Mongolen zu gedenken. Es fügte sich, daß sie 1869 in Edinburg einen jungen Theologen kennen lernte, der von der Londoner Mission für Nordchina bestimmt war. Infolge ihrer Erzählungen erbat sich der junge Mann die Mongolei zu seinem Arbeitsfelde. Er hieß James Gilmour.

3. Gilmours Jugend.

In Cathkin, einem 8 Kilometer von Glasgow, nicht weit von Blantyre (Livingstones Geburtsorte) gelegenen Dorfe war er am 12. Juni 1843 als dritter von sechs Söhnen eines wohlhabenden Zimmermeisters und Holzhändlers geboren. Die Eltern waren treue Glieder der Kongregationalistengemeinde in Glasgow, zu deren Gottesdiensten sie sonntäglich wanderten; daheim hielten sie jeden Morgen und Abend Hausandacht. Oft las der Vater aus einer alten schottischen Bibelerklärung, die Mutter aus Kinderschriften und Missionsblättern vor. Mit Bunyans Pilgerreise machte den Knaben das Dienstmädchen bekannt, als er noch zu klein war, um Sonntags mit nach der Stadt zu gehen. Der Vater gewährte dem strebsamen und begabten Sohne den Besuch der höheren Schule und Universität. James war ein frischer, fröhlicher Student, eifriger Schwimmer und Ruderer, aber zugleich durch treue Ausnutzung der Zeit und gründliches Eindringen in die Wissenschaften ausgezeichnet. Obgleich er über reichliche Geldmittel verfügte, lebte er anspruchslos. Als abgesagter Feind des Alkohol nahm er einmal seinen Freunden das Bier fort und goß es zum Fenster hinaus mit den Worten: „Besser auf Gottes Erdboden, als in sein Ebenbild hinein.“ Ein Wort seiner Mutter: „Wie entsetzlich, wenn ich sehen müßte, daß du vom Himmel ausgeschlossen würdest!“ ließ ihn nie wieder los. Nach beendigten Universitätsstudien bezog er 1867 das College seiner Kirche in Cheshunt, um sich auf das geistliche Amt vorzubereiten. Schon stand es bei ihm fest, daß er Missionar werden müsse, obgleich viele meinten, daß ein so tüchtiger Mann zu schade dazu sei. Er fand „keinen Grund zu Hause zu bleiben,“ da draußen die meiste Arbeit und die wenigsten Arbeiter seien. In glühendem Bekehrungseifer hielt er Straßenpredigten und konnte an die Spaziergänger des Abends mit der Frage herantreten: „Glauben Sie an den Herrn Jesum?“

Die Londoner Mission unterhielt damals für ihre Missionskandidaten ein Seminar in Highgate, wo sie ein halbes Jahr lang missionsmethodische Vorträge hörten und Sprache und Geschichte ihres künftigen Arbeitsfeldes studierten. Gilmour nannte es eine „vergeudete Zeit.“ Die mit dem ganzen Seminarbetriebe unzufriedenen Zöglinge fanden in Gilmour einen Sprecher, der

durch seine überzeugende Darlegung die Missionsdirektoren bewog, das Seminar ganz aufzuheben.

Am 10. Februar 1870 wurde Gilmour in Edinburg ordiniert; 12 Tage später ging er an Bord nach China. Bei allen, die ihn kannten, war er als eigenartige Persönlichkeit, die den Mut eigener Ueberzeugung besaß, schon damals hochverehrt. Nicht alle konnten verstehen, „wie soviel Heiterkeit und Frömmigkeit, Begeisterung und Humor in einer Person wohnen konnten."

4. Gilmour unter den Mongolen.

Am 18. Mai 1870 war er in Peking eingetroffen und hatte angefangen, Chinesisch zu lernen. Da geschah Ende Juni das bekannte Blutbad in Tientsin. Auch in Peking war der Pöbel so erregt, daß die Missionare stündlich zur Flucht bereit waren. Um nicht auf Jahre hinaus von seinem künftigen Arbeitsfelde abgeschnitten zu sein, faßte Gilmour den kühnen Entschluß, sofort, ohne noch einen Brocken Mongolisch zu verstehen, sich nach der Mongolei zu begeben. Am 9. August war er schon in Kalgan, wo der steile Paß zur mongolischen Hochebene hinaufführt und schloß sich wenige Wochen später einem russischen Postmeister zur Fahrt nach Kiachta an. Dort trat freilich zunächst ein arger Rückschlag seiner Stimmung ein. Sein Reisepaß genügte weder den chinesischen noch den russischen Grenzbeamten; bis ein neuer aus Peking ankam, mußten Monate vergehen. Ein vorläufiges Unterkommen hatte ihm ein schottischer Händler, Grant, gewährt. Aber wo blieb der Zweck seiner Reise? Nicht einmal einen Sprachlehrer konnte er finden. Dazu drückte die Einsamkeit so schwer auf das Gemüt des 26jährigen Mannes, daß er zu verstehen glaubte, wie Grants Bruder habe Selbstmord begehen können. „Man sollte immer zwei Missionare zusammen aussenden", schrieb er. Aber im Gebete und durch Versenkung in Gottes Wort richtete sich sein Mut wieder auf. Die gelegentliche Bemerkung Grants, daß er, wie es schiene, im Mongolischen wenig Fortschritte mache, trieb ihn zu einem neuen, kühnen Entschlusse. Mitten im Dezember verließ er Grant und suchte das Mongolenlager in Olau Burgaß auf, um in der Jurte eines als Aufkäufer Grants ihm bekannt gewordenen Mongolen Sprache, Sitte und Denkweise der Leute gründlich kennen zu lernen. Im engen verräucherten Zelte, in welchem betrunkene

Lama sich unnütz machten, mit dem Volke zu leben, zu essen und zu schlafen, war gerade im Winter eine harte Probe der Willenskraft; dafür beherrschte er bald die Umgangssprache so, daß er schon die verteilten Traktate erklären und religiöse Gespräche führen konnte. Da sein Paß noch immer ausblieb, nahm er Ende Februar 1871 einen Buriäten als Dolmetscher des Russischen an und reiste nach Sibirien an die Stätten der einstigen Buriätenmission. Er traf noch Christen aus jener Zeit; als aber die Russen ihn mit verdächtigen Blicken musterten, eilte er über das Eis des Baikalsees nach Irkutsk und von da nach Olau Burgaß zurück. Auch in Urga, wohin er sich im Mai begab, stieß sein Bleiben auf Schwierigkeiten. Darum ritt er, von einem einzigen Mongolen begleitet, unterwegs die Gastfreundschaft des Volkes genießend, in 14 Tagen nach Kalgan und kehrte für den Winter nach Peking zurück. Die Londoner Missionare in Peking, namentlich Edkins, hielten die Arbeit unter den Nomaden der Wüste Gobi für aussichtslos, sie verwiesen Gilmour auf die ackerbautreibenden Mongolen in der nordöstlich von Peking gelegenen sog. Ostmongolei. Aber Gilmour fand auf einer Erkundigungsreise die mongolischen Bauern dort so stark von der chinesischen Kolonisation, die in den Städten ihren Sitz hat, beeinflußt, daß sie vielfach nur chinesisch sprachen und vielmehr Chinesenmissionare nötig waren. Darum erklärte er in einer Denkschrift den Direktoren in London, daß er sich für die Nomadenmission entscheiden müsse und bat dringend um einen Mitarbeiter. Indessen die Rücksicht auf den amerikanischen Board, welcher in Kalgan eine Station angelegt hatte, und die Notwendigkeit einer Verstärkung des eigenen Werkes in Peking veranlaßte die Direktoren, Gilmours Studienfreund Meech, welcher sein Gefährte werden sollte, für Peking zu bestimmen. So begann schon jetzt die große Heimsuchung, unter der Gilmour gelitten und sich schließlich aufgerieben hat: er war und blieb in seiner Arbeit allein.

Nachdem er 1872 nur vorübergehende Ausflüge zu mongolischen Heiligtümern unternommen und den Winter über sich im „Gelben Tempel" bei Peking unter den dort verkehrenden Mongolen aufgehalten hatte, begann er im Frühjahr 1873 seine Missionsreisen in der Wüste. Um seinen Etat nicht zu sehr zu überschreiten, wanderte er wochenlang zu Fuß hinter den Karawanen

her. Äußere Entbehrungen fielen ihm nicht schwer; schwerer war es ihm, den dummstolzen und unverschämten Lama gegenüber sanftmütig zu bleiben. Wo er nur konnte, erzählte er von Jesu. Gottesdienste und förmliche Predigten konnte er nicht halten, dazu fehlte der Ort, und die Mongolen, die es gewöhnt waren, bei den unverständlichen Litaneien ihrer Lama die Unterhaltung im Zelte fortzusetzen, hätten auch eine zusammenhängende Predigt des Missionars ebenso behandelt. Darum trieb Gilmour die Verkündigung des Evangeliums in Gesprächen. Daneben nötigte ihn die Krankheitsnot, die er antraf, und die grausame Krankenbehandlung, die er mit ansah, nach Kräften ärztliche Hilfe zu leisten. Er beklagte sehr, keine medizinische Ausbildung empfangen zu haben, und benutzte nachher jede Gelegenheit, besonders im Missionshospital zu Peking, das Versäumte einzuholen. Ende 1874 schrieb er, noch keine Seele habe Neigung gezeigt, Christ zu werden, aber durch das Heilen ihrer Krankheiten habe er Gelegenheit gehabt, vielen von Jesu, dem großen Arzte, zu erzählen.

Um diese Zeit schloß er mit Emily Prankard aus London den Ehebund. Ungewöhnlich wie der ganze Gilmour war auch seine Brautwerbung. Weihnachten 1893 verlebte er bei seinem Freunde Meech in Peking; dort sah er das Bild einer Schwester der jungen Frau Meech und hörte von ihr erzählen. Im Gebete erlangte er die Gewißheit, daß dies die vom Herrn für ihn bestimmte Gefährtin sei. Sein Vater schrieb ihm, als Emily die Eltern Gilmours in Schottland besucht hatte: „Du hättest jahrelang die Heimat durchsuchen und keine bessere Wahl treffen können.“ Dieser Brief erreichte ihn zugleich mit dem Jaworte der Braut, als er im Jahre 1874 aus der Wüste nach Kalgan zurückkam. Im November war in Peking die Hochzeit. Fast ein ganzes Jahr unterbrach Gilmour jetzt seine Reisen in die Mongolei, um während der Urlaubszeit des Missionsarztes die äußere Leitung des Hospitals in Peking zu besorgen und seinen dortigen Kollegen als Gehilfe zu dienen. Aber 1876 nahm er die Reisen in die Ebene wieder auf und seine tapfere Frau begleitete ihn. Für eine Frau war das Leben in der Jurte ganz besonders aufreibend. Im Frühsommer litt sie unter der trockenen Hitze; noch schlimmer wurde es, wenn dann nach furchtbaren Gewitterstürmen die wochenlange Regenzeit einsetzte, alle Sachen im Zelte durchnäßt waren und

des Nachts gar ein über die Ufer getretener Strom das ganze Lager fortzureißen drohte; das schlimmste war die eintönige Kost, da gab's jeden Tag nichts anderes als Hirsebrei und unverdauliches, am Zeltfeuer geröstetes Hammelfleisch. Schon auf der ersten Reise zog sich Frau Gilmour das Leiden zu, dem sie frühzeitig erliegen sollte. „Sie ist ein besserer Missionar als ich", schrieb ihr Mann. Sie gehört unter die Heldinnen, von denen die Missionsgeschichte so viele ergreifende Beispiele berichten kann; mit vollster Hingabe teilte sie ihres Mannes Beruf und Arbeit; das Mongolische lernte sie fließend sprechen und unter dem Volke gewann sie große Liebe. Sie ertrug es still, daß die neugierige Vertraulichkeit der Leute sie nötigte, in steter Öffentlichkeit zu leben; denn die Mongolen sind es gewöhnt, ohne weiteres jede Jurte zu betreten. Dafür rechnete das Volk das Ehepaar Gilmour nicht zu den Fremden, sondern zu den Volksgenossen.

Im Winter pflegte Gilmour sich mit seiner Frau nach Peking zurückzuziehen. Sprachstudien und die Abfassung kleiner Schriften beschäftigten ihn, nicht selten erhielt er Besuch von Mongolen, besonders aus dem Gefolge von Häuptlingen, die sich von der Regierung ihr Jahrgeld holten. Die beiden Mongolenquartiere, das äußere, 20 Minuten von der Nordmauer der Stadt und das innere nahe an der Südmauer der Mandschustadt, dicht hinter der englischen Gesandtschaft, wurden von Gilmour jeden zweiten Tag aufgesucht und die angebotenen Schriften fanden nicht bloß willige Abnehmer, sondern gaben auch immer wieder Anlaß zu mündlicher Verkündigung. Die Bedeutung dieser Tätigkeit lag darin, daß sie Mongolen aus allen Landesteilen erreichte und auf diese Weise Kenntnis des Evangeliums weithin verbreitete. Sehr eifrig beteiligte sich Gilmour aber auch an der Arbeit seiner Kollegen. In der erfolgreicheren Chinesenmission suchte er neue Frische und Kraft für sein mühevolles Wirken unter den Mongolen. Als 1877 die Londoner Missionare in Schantung infolge ihrer Wohltätigkeit in der Hungersnot einem großen Zudrange zur Taufe gegenüberstanden, durchreiste Gilmour mit Owen das Gebiet; aber die von ihnen getauften 100 Seelen und erst recht die hernach von Edkins und Owen getauften 200 verursachten ihm mehr Angst als Befriedigung; er beklagte daß die Londoner Mission keine festbestimmte Ordnung über die Probezeit der Täuflinge habe. In

der Tat erlosch die Bewegung sehr rasch wieder. In der lebhaften Verhandlung zwischen den älteren Missionaren Edkins und Dudgeon und den jüngeren Owen und Meech über die zu befolgenden Grundsätze, stellte sich Gilmour mit allem Nachdruck auf Seite der letzteren und drang auch zuletzt mit der Forderung durch, daß künftig soviel als möglich keinerlei Geldunterstützung die Chinesen bei der Annahme des Christentums beeinflussen dürfe. Ein Jahr später, 1878, unterstützte er Missionar Lees in Tientsin. In seinem Bericht darüber betont er, wie sehr die Getauften der Pflege und Leitung bedürften, ihm geschah darin zu wenig von seiten seiner Gesellschaft.

5. Gilmour in England und das Ende der Nomadenmission.

Noch 1878 hatte Frau Gilmour mit ihrem kleinen Kinde die Fahrten in der Ebene mitgemacht. Aber obgleich sie sich besser als früher ausgerüstet hatte, war doch auf die Dauer ihr Körper den Strapazen nicht gewachsen. Seit 1880 war sie leidend und 1882 hielt der Arzt einen Aufenthalt in die Heimat für geboten. Gilmour benutzte diese Zeit zur Abfassung seines berühmt gewordenen Buches „Unter den Mongolen". Er erzählt darin seine Reiseerlebnisse mit so viel „unbewußtem schriftstellerischem Geschicke", daß ein Kritiker urteilte: „Der Himmel mag ihm manche Gabe versagt haben, eine hat er ihm in vollstem Maße verliehen: die Gabe Defoes (des Robinson-Erzählers), so körperlich greifbar zu schildern, daß man sich unmittelbar an Ort und Stelle versetzt glaubt, unter das blaue Zelt in der Wüste, zur Fahrt über das schwarze Eis des Baikalsees oder zu den buddhistischen Bonzen, um mit ihnen aus kupfernen Krügen Tee zu schlürfen."

Zahlreiche Vorträge führten ihn in alle Teile Englands, und die Berührung mit dem geistlichen Leben der Heimat, die er dabei genoß, wurde für ihn sehr bedeutsam. Die Heilsarmee, welche damals neu auftrat, machte tiefen Eindruck auf ihn und sein ganzes ferneres Wirken steht unter ihrem Einflusse. Er schrieb später einmal, daß er am liebsten China-Inland-Mission, Heilsarmee und Londoner Mission in sich vereinigen möchte. Auf schriftstellerischen Ruhm verzichtete er völlig. Selbst seine Bücher verkaufte er zumteil und Zeitungen las er fast gar nicht mehr, sondern nur geistliche Schriften. Besonders liebte er die Bücher

von Andrew Murray. Mit rücksichtsloser Hingabe ergriff er die Verheißungen der Schrift. Den Einfluß der Heilsarmee sehen wir besonders auch darin, daß er von jetzt ab die Volkschristianisierung ganz hinter die Einzelbekehrung zurückstellte und das Schwergewicht in der Missionsarbeit auf die seelsorgerische Pflege der einzelnen Seelen legte.

Als er nach einer Abwesenheit von 18 Monaten wieder in Peking eintraf, brannte er von dem Verlangen, Chinesen für den Heiland zu gewinnen. Vom frühen Morgen bis in die späte Nacht hatte er Chinesen bei sich sitzen, mit denen er arbeitete und das Neue Testament las. Eine Reihe der besten eingeborenen Prediger und Evangelisten der Londoner Mission ist durch diese Lehrgespräche von ihm gewonnen und zugerüstet worden.

Im Februar 1884 unternahm er noch einmal eine Reise in die Mongolei; es war seine letzte und denkwürdigste. Er suchte diesmal keine neuen Bekanntschaften, sondern wollte solchen Mongolen, die schon reichlich über das Christentum unterrichtet waren, eindringlich zu Herzen sprechen. Sein Auftreten erregte nicht geringes Erstaunen, denn er wanderte zu Fuß wie ein bettelnder Lamaheiliger, an der linken Seite das braune Felleisen mit Lebensmitteln, rechts die Wachstuchtasche mit Büchern, den aufgerollten chinesischen Schafpelz am Stocke über die Schulter gehängt. Todmüde lag er eines Tages in einer Lehmhütte auf dem Kang, das schlechtbrennende Herdfeuer erfüllte den Raum mit undurchdringlichem Rauch. Da wurde seine Seele entzückt durch das Bekenntnis des mit dem Blasebalge am Feuer kauernden Mongolen. Boyinto, so hieß dieser, sprach den festen Entschluß aus, Christ zu werden. Obgleich die wunden Füße fast ganz den Dienst versagten, machte sich Gilmour mit Boyinto nach wenigen Tagen auf den Weg zu der Herberge, in der seine Sachen lagen. Auf dieser neunstündigen Wanderung konnten sie erst vertraulich sich aussprechen, was in den Zelten nicht möglich war; in Eis und Schnee knieten sie unterwegs nieder und lobten Gott. Boyinto blieb der einzige, der zur Entscheidung kam. Sehnsüchtig blickte er seinem geistlichen Vater nach, als dieser Ende März nahe vor Kalgan von ihm Abschied nahm. In Kalgan ist Boyinto am 14. Januar des folgenden Jahres von dem amerikanischen Missionar Sprague getauft worden.

Gilmour hat die mongolische Ebene nie wieder gesehen. Am 18 .September 1885 starb seine Frau in Peking an der Schwindsucht, seine Söhne sandte er zur Erziehung nach Schottland, und auf ihn selbst übte dieser Zusammenbruch seines Familienlebens eine solche Wirkung aus, daß er die alte Frische nie wieder erlangte. Er entschloß sich endlich, dem Rat seiner Mitarbeiter zu folgen und in die Ostmongolei zu gehen. Eine Zeitlang hatte er noch gehofft, mit den Amerikanern in Kalgan zusammenwirken zu können; aber da diese Station in der Regel nur mit einem Missionar besetzt war, der zu Reisen in der Wüste nicht abkömmlich war, so blieb auch dieser Plan Gilmours unerfüllt. Die Ostmongolei lag zwar weiter ab von Peking und war schwerer zu erreichen, man brauchte dahin 9 Tage, während Kalgan schon in 5 Tagen sich erreichen ließ, außerdem galt die Ostmongolei als rauh und ungesund. Aber es gab dort überhaupt noch keinen Missionar. Diese Erwägung gab zuletzt für Gilmour den Ausschlag.

6. Die letzten Arbeitsjahre in der Ostmongolei.

Obgleich Gilmour in der Ostmongolei mit mehr Mongolen zusammenkam, als in der Ebene, so traten doch die Chinesen hier mehr und mehr für ihn in den Vordergrund. In drei wichtigen Landstädten Tatschengtsu, Tatsukau und Tschaojang suchte er Fuß zu fassen. An irgend einem verkehrsreichen Platze stellte er unter einem Zeltdache seinen Tisch mit christlichen Schriften und Medizinen auf und war bald jeden Tag bis in die späte Nacht in Anspruch genommen. Die Früchte reiften langsam. Ende 1888 zählte er im Ganzen 17 Getaufte. Schmerzliche Erfahrungen mit den Christen blieben ihm nicht erspart, einer bestahl ihn in frechster Weise. Desto größere Freude bereiteten ihm ernstlich suchende Seelen. Sie gehörten zu der in Nordchina verbreiteten Tsaili-Sekte, die ihm durch ihr Verbot von Tabak, Opium und Spirituosen von vornherein sympathisch war. In ernster Bußpredigt führte er den Chinesen bei einer Mißernte zu Gemüte, daß Gott ihr Land nicht segnen könne, so lange sie den besten Boden durch Anbau von Mohn und Tabak dem Reisbau entzögen und auch von der Reisernte einen großen Teil in die Brennereien wandern ließen. Er ging sogar so weit, von den Taufbewerbern als erstes Zeichen der Bekehrung das Gelübde völliger Enthaltung von Tabak,

Alkohol und Opium zu fordern, und hatte deshalb mit lebhaftem Widerspruche seitens der Missionare in Peking zu kämpfen. Erst nach Jahren milderte er diese Praxis. Ihm schien es unerträglich, daß „christliche Moral in dieser Hinsicht unter der heidnischen (der Tsaili-Sekte) stehen solle." „Christus selbst würde, wenn er jetzt als Missionar in die Ostmongolei käme, ein begeisterter Teetotaller und Nichtraucher sein." Gilmour selbst lebte sogar vegetarisch, nicht selten holte er sich sein Frühstück selbst aus einer fahrenden Straßenküche, seine tägliche Nahrung kostete nicht mehr als einen threepence (25 Pfg.). Seine ganze Lebensweise war rein chinesisch, er kleidete sich wie ein Krämer von Tatschengtsu und die beiden Zimmerchen, die er sich mietete, lagen im Hofe einer Herberge mitten zwischen Klempner- und Seilerwerkstätten und Schweineställen. Erst nach seinem Tode hat die Mission eigene Gebäude erworben; er selbst hatte seine Ersparnisse, mehr als 3000 Mark, dazu bestimmt, weil er es für Mangel an Glauben hielt, das Geld für seine Söhne zurückzubehalten, statt es der Verwaltung des Herrn zu übergeben.

Bei aller Arbeitsfreudigkeit zehrte doch an ihm das Gefühl des Verlassenseins. Wenn er chinesische Mütter mit ihren Kindern scherzen sah, traten ihm die Tränen in die Augen; die Briefe seiner Knaben trug er, in einen Band geheftet, bei sich, um sie immer wieder zu lesen. Die Hoffnung auf einen ärztlichen Mitarbeiter, den er hier noch mehr wie in der Ebene für unentbehrlich hielt, blieb lange unerfüllt. Dr. Roberts, der sich im März 1888 zu ihm gesellte, verließ ihn schon nach einem Monat, um die Stelle des verstorbenen Dr. Mackenzie in Tientsin zu übernehmen. Der nach Jahr und Tag ankommende Ersatzmann, Dr. Smith, erschrak, als er Gilmour sah und verordnete ihm sofortigen Heimatsurlaub. Obgleich Gilmour selbst nicht glaubte, daß er so krank sei, machte er doch in England den Eindruck einer ganz gebrochenen Kraft. „Blaue Tage", an denen er mit tiefer Schwermut kämpfte, waren nicht selten. Nur die innere Stärkung, die er in der Gemeinschaft seines Heilandes empfing, ließ ihn die körperliche Schwäche überstehen. Seine Seele lebte in froher Erwartung der Ewigkeit. „Nur eine dünne Wand trennt uns von jenem Leben", sagte er. Besonders war ihm in den letzten Jahren die Herrlichkeit der Psalmen aufgegangen. An manchem Abend

hatte er beim trüben Lichte in der chinesischen Herberge seinen kleingedruckten Psalter auf Armeslänge von sich haltend, sich daran erbaut. Daß er am Ende eines langen Lebens immer mehr in Gottes Wort entdeckte, war ihm ein Beweis für dessen unerschöpflichen Reichtum, „und dahinter kommt Er selbst, der Unausschöpfliche!" In der Heimat genoß er die Gemeinschaft seiner Kinder und Geschwister mit dem Gefühle, daß er sie nicht wieder sehen werde. Sein Herz war in China. „Hier gibt's Prediger an jeder Straßenecke", sagte er, „und ich bin in der Mongolei der einzige auf Hunderte von Quadratmeilen." In seinem alten Kollege zu Cheshunt gewann er einen Kandidaten, Parker, der sich entschloß, sein Mitarbeiter zu werden, und es war eine letzte Freude seines Lebens, als dieser im Dezember 1890 bei ihm in Tschaojang eintraf. Gilmour war schon im Januar 1890 hinausgeeilt und hatte noch mehrere Monate mit Dr. Smith zusammen gewirkt. Im Mai 1891 kam das Ende seiner irdischen Laufbahn. In Tientsin, wo er an den Sitzungen der Jahresversammlung regsten Anteil genommen, die Eröffnungspredigt gehalten und täglich die Bibelklasse der eingeborenen Prediger geleitet hatte, erkrankte er am Typhus und starb am 21. Mai 1891.

Gilmours Leben und Wirken war äußerlich wenig erfolgreich, da ihm die nötige Unterstützung versagt blieb. Nicht einmal in der Ostmongolei ist das von ihm begonnene Werk genügend weitergepflegt worden. Im Jahre 1902 hat die Londoner Mission ihre dortigen Gemeinden, nachdem sie 1900 schwer gelitten hatten, mit einem Bestande von 300 Seelen der presbyterianischen Mission in der Mandschurei übergeben, welche hoffentlich nun nach Eintritt des Friedens imstande sein wird, sich ihrer nachdrücklich anzunehmen. Aber gerade angesichts dieses äußeren Mißerfolgs bleibt Gilmours Mongolenmission durch die Kühnheit ihres Entwurfs, den aufopfernden Heldenmut und die selbstlose Treue, mit welcher er ganz allein sein Leben darangesetzt hat, ein begeisterndes und erbauliches Kapitel der evangelischen Missionsgeschichte.

Die Götter und Heilande der heidnischen Afrikaner.[1])

Von Missionar C. Hoffmann in Transvaal.

Die eigentlichen Götter unserer Heiden sind die Vorfahren all der großen und kleinen Häuptlinge. Der nächste sichtbare Gott ist stets der regierende Häuptling, der in alter Zeit über Tod und Leben des einzelnen entschied. Er nennt sich selbst Modimo (Gott). Er ist der Regenspender. „Wir danken dir, König, du gabst uns einen herrlichen Regen!" so preist der Eingeborene seinen Häuptling. „Was schreit ihr Christen in der Kirche nach Regen? Ich bin Gott, der Regen gibt und fruchtbare Zeiten!" Das waren häufig gehörte Worte aus dem Munde des nun schon selbst zu den Göttern gegangenen Häuptlings Mankopane. Dieser alte Mankopane war überhaupt ein besonders großer Regendoktor. Ich besuchte ihn eines Morgens sehr früh, kam ihm aber ganz ungelegen. „Siehst du die schwarzgemalten Striche unter seinen Augen, Mynheer?" so fragte mich mein farbiger Begleiter; „er wird sich über deinen Besuch wenig freuen, er hat die ganze Nacht gedoktert, den Regen vom Himmel zu zaubern, und ist nun müde!" Sein Gehilfe, ein alter, zahnloser Mann, lag ausgestreckt auf dem Bauche vor der niedrigen, strohgedeckten Hütte des Häuptlings. Er erhob bei meinem Kommen sein Haupt nur ein wenig aus Neugierde; dann barg er dasselbe schnell wieder in seinen Armen, die als Kopfkissen dienten, und ruhte so weiter aus von den Strapazen der Nacht. Des Alten Gedanken waren gewiß nicht freundliche. „Wenn diesmal das Regenmachen erfolglos bleibt, hat nur der Missionar schuld, weil er mit seinen unheiligen Füßen die heilige Stätte des Regenmachens betreten hat, wo wir mit den Göttern verkehren!" Solch „lebendiger Gott" in Gestalt eines Häuptlings ist ein berechnender Schlaukopf. Er wird sicher immer nur dann Regen zaubern, wenn er merkt, daß es auch wirklich regnen könnte. Es lohnt sich das Geschäft auch. Denn mancher Heide erscheint vor ihm mit handgreiflicher Bitte: „Hier, o Löwe, Untier, mein König, nimm dies „Huhn" zum Geschenk, und gib uns Regen!" und damit weist er auf einen mitgebrachten feisten Hammel oder Ziegenbock. Ein anderer bringt einen Ochsen: „Hier, König und Herr, ein Kalb! es ist dein; laß es regnen!" — Und dieser „Gott" ist zugleich auch der Wächter der heiligen Ordnung; er wacht darüber, daß die unsichtbaren Götter nicht erzürnt werden zum Schaden der „Stadt". „Die Christen taugen nichts; sie haben ihre Kirche weiß angestrichen; sie ärgern die Götter, wie kann es da noch regnen!" sagte der alte Mankopane oft. Ja, dieser irdische Gott hat seine Not mit den Knechten des himmlischen Gottes. „Ich hasse diese Menschen," sagte er, „nicht einmal den Wirbelsturm respektieren sie, sondern arbeiten, den Göttern trotzend, auf den Feldern. Diese Christen hindern nur den

1) Königsberger Missionsblatt 1905, 75.

Regen; sie bringen ihn nicht, ob sie in Dutzenden von Betstunden sich um Regen betend zu ihrem Jehova wenden." Eines Tages schnaubte er einen Untertanen, der die Kirche zu besuchen begann, mit folgenden Worten an: „Was suchst du den fremden Gott? Ich bin der Herr, euer Gott, und habe selbst Macht über dein Leben!"

Mankopane starb im Oktober 1901. Nach alter Sitte sollte er als Häuptling im Viehkraal beerdigt werden. Eine tiefe Grube wurde zu diesem Zwecke gegraben. Da hinab senkte man den Leichnam, und zwar so, daß er mit dem Rücken an die Wand gelehnt, auf einer Erdbank eine sitzende Stellung einnahm, Man schöpfte Zauberwasser aus dem immer bereiten, großen, irdenen Gefäß der Regendoktoren. Einer der Vornehmen goß mit einem Gefäß aus kleiner Kürbisfrucht, sich tief über das Grab beugend, dem Dahingeschiedenen das Zauberwasser über das Haupt und sprach: „Fahre wohl, Vater, doch vergiß uns nicht, deine Kinder; ein Mensch, wenn er fortgeht, schaut er sich noch einmal um nach denen, die zurückbleiben; so auch du, vergiß uns nicht!" Der tote Häuptling zieht nämlich zu den Göttern, seinen Vorfahren, die in der Erde wohnen. Sie sind es, die den Regen bewirken; über ihren Gräbern wird zumeist der Regen „gedoktert". Darum die Bitte an den Toten: „Vergiß uns nicht, deine Kinder!" Das Häuptlingsgrab wurde dann zugeschüttet. Das Klagegeschrei hob an. Ein Wehegeheul stieg auf zum Himmel aus all den kleinen Dörfern ringsum. Die Frauen und Mädchen griffen dann zu den großen irdenen Töpfen, klagend bewegte sich der Zug zum Fluß, klagend schöpften sie Wasser, klagend trugen sie auf ihren Köpfen die schweren Gefäße zu der Begräbnisstätte und schütteten das Wasser aus über dem hügellosen Grabe; das erste Opfer für den unter die unsichtbaren Götter aufgenommenen Häuptling.

Diesen unsichtbaren Vorfahren, den Göttern, welche in der Erde ihren Aufenthalt haben, werden alle Krankheiten, Mißwachs, Hungersnot und dergleichen zugeschrieben. Wird deshalb ein Kind angetroffen, das spielend mit einem Stabe in der Erde bohrt, so wird es gescholten, wenn nicht gar geschlagen. „Du bohrst Gott, du öffnest die Erde, Gott wird heraussteigen und Unglück über unser Dorf bringen." So errichtet man z. B. auch Göttersteine, und zwar gräbt man diese Denksteine aufrechtstehend in die Erde, nachdem man zuvor Zaubermedizin in das Loch geschüttet. Alle Kinder, welche vorüberziehen, umkreisen den Stein, klappen in die Hände und singen: „Gott, komme nicht in unser Dorf, Felslein ist festgegraben!"

Hin und her gibt es auch Götterberge, Modimolle genannt, wo man in früherer Zeit Opfer brachte. Bei unserer Missionsstation Neuhalle erhebt sich solch Götterberg 400 bis 500 Fuß steil über die Ebene. Hier wurden in alter Zeit den Göttern Menschenopfer dargebracht. Kriegsgefangene waren es, die man diesen steilen Berg hinantrieb, um sie schließlich, oben angekommen, an Händen und Füßen zu binden und auf alle erdenkliche Weise zu quälen. Ja, Stücke Fleisch schnitten die Zauber-

doktoren aus den Leibern der Ärmsten, um es nachher zur Herstellung ihrer Medizin zu verwerten. Mit Freudengebrüll umtanzten dabei die Heiden die Gequälten, bis sie schließlich den Göttern zu Ehren hinabgestürzt wurden in die grausige Tiefe. In anderen Gegenden begnügte man sich am Opfer von Rindern, Schafen usw. Man opferte in alten Tagen dem „Gott vom Himmel", damit er dem „Gott von der Erde", dem Häuptling, zum Regen verhelfen möchte. Die „Doktoren des Regens" begaben sich, begleitet von Jünglingen, die einen schwarzen Ochsen antrieben, zu dem mit Busch bestandenen hohen Felsenhügel. Die schon erwähnten Handlanger trugen Holz und Reisig zusammen, während die Regenmacher von Felssteinen einen niedrigen Altar bauten. Mit einem Speerstich wurde der Ochse gefällt und dann zerlegt. Nun wurde der Holzstoß auf dem Altar angezündet. Doch kein fremdes Feuer durfte dazu gebraucht werden. „Reine" Hände stellten es selbst her durch Reiben eines harten auf einem weichen Holze. Der Dünger aus den Eingeweiden wurde in die Glut geworfen, die letzteren selbst aber in einen mächtigen irdenen Topf, der Wasser enthielt. Nach Beifügung von Zaubermedizin wurde das ganze von befugten Händen tüchtig umgerührt. Das Altarfeuer wurde von neuem angeschürt, daß seine Flamme hoch emporloderte. Die Jünglinge warfen Reisig über Reisig hinein, bis schließlich der Oberzauberer langsam, nicht auf einmal, die Rindsgedärme in die prasselnden Flammen warf. Er murmelte dabei seine Zauberformeln in seinen krausen Bart, den ganzen Akt nach Brauch zu weihen und Modimo angenehm zu machen. Zuletzt wurden auch Fleischstücke in die Flammen geworfen, die von alle dem Beisatz mehr und mehr dicken, schwarzen Rauchwolken Platz machten, die gewaltig emporloderten und wenn sie gerade zum Himmel aufstiegen dadurch anzeigten, daß das ganze Opfer Modimo angenehm war. Dann ergriff der eine der Zauberer einen Stab, schlug mit wuchtigen Hieben die Erde und rief laut: „Gott von oben, steige herab und gib dem Gott der Erde Regen!" Das noch übrige Fleisch des geopferten Rindes diente zum Opferessen, an welchem sich die Zauberer mitsamt ihren Gehilfen beteiligten. Der Altar wurde darauf mit Sand verschüttet, und nun eilte, ohne sich auch nur einmal umzuschauen, der Zug der Regenmacher nach Hause. Diese Art Opfer ist jetzt mehr und mehr aufgegeben worden. Gottes Wort verdrängte die alte Weise. Aber jener Opferberg gilt bis heute als ein heiliger Berg der Badimo, der „Götter". Jedermann meidet ihn nach Möglichkeit. Niemand fällt dort Bäume, und gerät ein einsamer Wanderer zur Nachtzeit in seine Nähe, so eilt er schnell vorüber, um nicht von den Göttern gegriffen zu werden. Aus obigem geht hervor, daß die Eingeborenen auch einen Gott im Himmel anerkennen. Er ist ihnen aber der unbekannte Gott geblieben.

Ernst Röttgers Buchdruckerei, Kassel.

Inhalt.

I. Missionsgeschichtliches.

II. Missionstheoretisches.

III. Missionsliteratur.

IV. Beiblatt. Missionsbiographisches.

Inhalt.

Namen- und Sachregister.

Abkürzung: Bbl. = Beiblatt.

Ernst Röttgers Buchdruckerei, Kassel.



